(76) 404 334 I

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXX.

(Juli — August — September 1904.)

68074
6/7/06

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York,** G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.120

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundzwanzigsten Bande (Juli — September 1904).

		Seite
I.	Der goldene Ring. Erzählung von **Ernst Heilborn.** XII./XXIII. (Schluß)	1
II.	Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. Mit Benutzung ungedruckter Briefschaften aus dem Besitze der Familie von Orlich. Von **Hermann Freiherrn von Egloffstein.** II. (Schluß)	37
III.	Goethe und Straßburg. Festrede nach der Enthüllung des Denkmals am 1. Mai 1904, gehalten von **Erich Schmidt**	58
IV.	Die deutsche Südpolar-Expedition. Von Dr. **Friedrich Bidlingmaier** (Charlottenburg)	69
V.	Die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813. Nach neuen Quellen. Von **Eduard Wertheimer.** I.	80
VI.	Francesco Petrarca. Zur sechshundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von **Heinrich Morf**	103
VII.	Eine Galavorstellung im römischen Amphitheater zu Vindonissa. Von **S. Heuberger**	116
VIII.	John Ruskin. Von **Alma von Hartmann**	129
IX.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	145
X.	Politische Rundschau	148
XI.	Ein vergessener Korrespondent der Frau von Staël. Von **E. Platzhoff-Lejeune**	153
XII.	„Der Offiziermangel". Zur Richtigstellung. Von **Polemarchos**	156
XIII.	Literarische Notizen	157
XIV.	Literarische Neuigkeiten	158
XV.	Grundlsee. Novelle von **Otto Frommel**	161
X I.	Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner. I.	199
XVII.	Die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813. Nach neuen Quellen. Von **Eduard Wertheimer.** II. (Schluß)	217

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVIII. Ein Epilog aus Goethes Archiv zur Enthüllung von Goethes Standbild in Rom. Von **Bernhard Suphan** 242

XIX. Mechanische und organische Staatsauffassung. Von **Ludwig Stein** (Bern). I./III. 249

XX. Der russische Kriegsschatz und die russischen Finanzen. Von **Georg Tantzscher.** I. 264

XXI. Briefe des Kanzlers Friedrich von Müller an Wasily Andrejewitsch Joukowsky. Herausgegeben von **Adelheid von Schorn** 277

XXII. Der Pelikan 288

XXIII. Graf Gobineau 293

XXIV. Politische Rundschau 300

XXV. Neue Musikliteratur. Von **Carl Krebs** 305

XXVI. Helmolts Weltgeschichte. Von **Gottlob Egelhaaf** . . 315

XXVII. Literarische Notizen 317

XXVIII. Literarische Neuigkeiten 320

XXIX. Christofora. Novelle von **Helene Raff** 321

XXX. Eduard Mörike. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von **Bruno Golz** 352

XXXI. Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner. II. 361

XXXII. Der russische Kriegsschatz und die russischen Finanzen. Von **Georg Tantzscher.** II. 383

XXXIII. Entstehung und Wert von Zeugenaussagen. Von Dr. **Fr. Mohr** 397

XXXIV. Mechanische und organische Staatsauffassung. Von **Ludwig Stein** (Bern). IV./V. (Schluß) 423

XXXV. Erinnerungen an W. W. Wereschtschagin. Von **Eugen Zabel** 436

XXXVI. Ungedruckte Gedichte Lenaus an Emilie Reinbeck . 458

XXXVII. Römischer Frühling. Von **E. Steinmann** 461

XXXVIII. Politische Rundschau 466

XXXIX. Ein neues Geschichtswerk. Von **Lady Blennerhassett** . 471

XL. George Meredith. Von **Reinhold Steig** 475

XLI. Literarische Notizen 477

XLII. Literarische Neuigkeiten 479

Der goldene Ring.

Erzählung

von

Ernst Heilborn.

(Schluß.)

XII.

Er war gegangen, die Tür draußen war ins Schloß gefallen — das hatte sie gehört. Sonst stand sie noch immer wie leblos da. Schließlich ließ sie sich in irgendeinen Stuhl fallen.

Die Trennung als solche empfand sie nicht. Nur die Erniedrigung fühlte sie, die Schmach, die Schande. Wann hatte je ein Weib sich weggeworfen wie sie selbst? Jedes Ladenmädchen, das sich in flüchtiger Neigung an irgendeinen Studenten band, hätte sie beneiden mögen.

Aber nicht denken! Nur nicht denken!

Es war ihr auch unmöglich, sich irgendwie klar zu werden. Sie kauerte da in dumpfer Betäubung, die Hände vor das Gesicht gepreßt. Dabei hatte sie ein Gefühl, als säße sie in einem rasselnden Eisenbahnwagen, der durch die finstere Nacht fuhr und mit ihr fortrollte, gleichmäßig fort, weiter und weiter. Erst als es ganz dunkel geworden, ließ sie die Hände von den Augen. Und da kam ein ächzender Laut von ihren Lippen. Dann wieder das starre Gelähmtsein. Ganz hingegossen saß sie da, die Augen der Dunkelheit weit und tot geöffnet.

Sie wußte, daß es spät geworden war. Aber sie hatte Furcht, sich zu bewegen, als müßte jede Regung sie unbarmherzig zu deutlichem Bewußtsein wecken. Und dachte sie daran, sich ins Bett zu legen, so packte sie ein Grausen. Schon die Vorstellung, sich zu entkleiden, war ihr unausdenkbar.

Erst die Erinnerung an die Pflicht, die ihrer am nächsten Morgen wartete, gab ihr die Kraft, sich aufzuraffen. Aber sie zündete das Licht nicht an. Im Dunkeln streifte sie die Kleider ab, tappte sie zu ihrem Bett. Und dann erbarmte der übermüdete Körper sich ihrer armen, verängstigten Seele. Fest und traumlos war ihr Schlaf.

Das Erwachen aber am andern Morgen! Zuerst ein wohliges Gefühl des Gestärktseins, doch nur einen Augenblick lang. Dann Verwunderung, dann, ganz jäh, das Bewußtsein ihrer Lage. Bleiern warf sich die Scham auf sie; die Glieder wurden ihr von Minute zu Minute schwerer. Doch raffte sie all ihre Energie zusammen und sprang aus dem Bett.

Auf dem Tisch standen noch die Kaffeetassen, halb geleert, vor dem Fenster ein paar prächtige Orchideen. Ein namenloser Ekel erfaßte sie. Sie trug das Kaffeegeschirr in die Küche; die Blumen warf sie in den Kehrichtkasten.

In der Schule erst, als sie auf ihrem lieben Katheder saß, wurde ihr leichter ums Herz. Die gewohnte Arbeit, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, leistete Wunderdienste. Eine Weile ging es ganz prächtig. Aber gerade in dem Augenblick, als sie einer ihrer Lieblingsschülerinnen, einem selbstbewußten, hochgewachsenen Mädchen, über ihre Nachlässigkeit Vorstellungen zu machen hatte und sagte, daß man nur in treuer Pflichterfüllung im Leben sein Glück finden könne, war ihr, als hörte sie hinter sich eine Stimme: „Du Heuchlerin."

Sie zuckte zusammen, aber sie fuhr fort: „Glauben Sie nicht, daß Ihre Leistungen Sie berechtigen, es weniger ernst zu nehmen. Nur darauf kommt es an, daß Sie arbeiten lernen." Und wieder die Stimme: „Du Heuchlerin."

Und was sie auch sagte, ob sie ganz gleichgültige Präparationen durchging oder eine grammatikalische Regel erklärte, von Zeit zu Zeit schlug es immer „Du Heuchlerin!" an ihr Ohr. Und es war ja auch alles Heuchelei — wirklich war nur eines, ihr Elend, ihre Schande.

Sie kämpfte gegen diese lästige Stimme in ihrem Innern, aber das machte das Übel nur noch ärger. Ganz reizbar wurde ihre Phantasie. Sie wähnte ihr eigenes Selbst, aber gealtert, grauhaarig, in graue Lumpen gehüllt, hinter sich stehen zu fühlen, und das sagte von Zeit zu Zeit mit immer gleichbleibender Stimme tonlos: „Du Heuchlerin."

Den Schülerinnen fiel es auf, wie oft sich Fräulein Seyffert nervös umdrehte, als hätte sie auf der Tafel irgend etwas zu lesen. Darauf stand noch, von der vorhergehenden Mathematikstunde her — die modernen jungen Damen wurden auch in die Anfänge dieser Wissenschaft eingeführt —, nichts als die Formel: $(a + b)^2 = (a^2 + 2ab + b^2)$. Es tat Fräulein Seyffert wohl, die kühle Formel von Zeit zu Zeit zu betrachten und sich zu vergewissern, daß der törichte Spuk nur in ihrer überreizten Einbildungskraft bestand.

Dann aber nahm sogar die mathematische Formel eigene Bedeutung für sie an: a und b, das waren Er und Sie. Ganz kurz ihre Vereinigung. Und nach dem flüchtigen Beisammensein hatte das arme b allein seinen Weg fortzusetzen, und es sah aus, als verlöre es sich auf der weiten, schwarzen Tafel. Zum erstenmal vergegenwärtigte sich ihr auch das Gefühl des Verlassenseins.

Nie waren Fräulein Seyfferts Schülerinnen so zerstreut gewesen wie in dieser Lektürestunde. Nie war der „Polyeucte" so geringschätzig behandelt worden. Aber auch nachher in der Zwischenpause fiel es den Kolleginnen auf, daß Fräulein Seyffert anders war als sonst. Die Leiterin der Anstalt, Fräulein Jona, fragte sie, was ihr sei, und da sie sich mit Migräne entschuldigte, bot

sie ihr an, sie vertreten zu lassen. Das hatte sie mit so offenkundigem Schreck zurückgewiesen, daß Fräulein Jona sie mit fragendem Blick von oben bis unten gemustert hatte. Mit einem Achselzucken war die Gestrenge weitergegangen.

Dann saß Fräulein Seyffert andern Schülerinnen gegenüber, und sie hatte von neuem ihre ganze Energie zusammengerafft. Aber sehr bald war die Stimme wieder da, die alles, was sie vorbrachte, kommentierte, mit dem tonlosen: „Du Heuchlerin."

Sie hatte sich nach Haus gefunden, und wieder hatte sie erschöpft, regungslos, den Kopf gesenkt, in ihrem Stuhl gesessen. Da hatte sich die Tür geöffnet, und die gute Frau Pastor Imker, wie immer im altmodischen, schwarzen Witwenkleide, war auf sie zugeeilt, hatte sie in ihre Arme geschlossen und auf die Stirn geküßt. Und als Gertrud aufblickte, sah sie, daß Tränen in Frau Imkers Augen standen. Wie sie das gewahr wurde, war es, als zerrisse etwas in ihrem eigenen Innern. Auch ihre Tränen waren hervorgestürzt, unaufhaltsam, konvulsivisch, und die beiden Frauen hatten dagesessen und miteinander geweint. Kein Wort war gesprochen worden.

Darauf hatte Frau Pastor Imker ein großes Taschentuch hervorgezogen — es war noch ein buntes von ihrem verstorbenen Mann — und hatte sich die Augen getrocknet. Sie ergriff Gertruds Hand und streichelte sie leise, wie die eines Kindes, das man beruhigen will: „Es muß doch noch alles gut werden, liebes Fräulein."

Da war Gertrud aufgefahren, und ihre Augen funkelten unter den Tränen: „Nie!"

„Doch, Kindchen, doch. Viel Gutes wartet Ihrer noch. Sie müssen sich dem Schicksal nur nicht mutwillig entgegenstemmen."

„Ich will das Gute nicht."

„Sie sind jetzt aufgebracht. Aber da ist ja keine unter uns, die nicht Ähnliches hätte durchmachen müssen. Wir Frauen geben immer nach; das hat der liebe Gott so gewollt, und das ist unsre Bestimmung."

„Nachgeben! Was wissen Sie, was mir widerfahren!" Sie sprang auf. „Und wenn er hierherkäme und fußfällig meine Verzeihung erflehte, ich wiese ihn wieder aus der Tür, ganz so wie gestern!"

Darauf hatte Frau Pastor Imker nun freilich nichts zu erwidern. Aber sie nahm Gertruds Hand in die ihre und streichelte sie. Eine Weile saßen die Frauen wieder stumm nebeneinander.

Dann stand Frau Imker auf und kehrte mit dem Tischtuch über dem Arm und dem Tablett mit Speisen zurück. Ruhig, ohne ein Wort zu verlieren, ob Gertrud auch abwehrte, deckte sie den Tisch und rückte alles mit peinlicher Ordnung zurecht. Nun erst forderte sie Gertrud auf, zu essen, und da half keine Weigerung, sie blieb so lange zugegen, bis ihr Schützling von allem ein wenig zu sich genommen hatte.

Beklommenen Herzens hatte sich Gertrud den nächsten Tag zur Schule aufgemacht. Sie fürchtete das Dreinreden der mahnenden Stimme in ihrem Innern. Sehr bald aber durfte sie sich überzeugen, daß davon heute nichts mehr zu spüren war. Sie klammerte sich an ihre Pflicht, und die half ihr.

Das wurde wie nun die Wochen verstrichen — für sie das entscheidende: mit dem Ungestüm ihres Schmerzes rang die geregelte Pflichterfüllung, und die Arbeit sänftigte das Leid. Eine klare und ehrliche Natur, wurde sich Gertrud dessen auch sehr bald selbst bewußt. Nun ließ sie sich so wenig als irgend möglich Zeit, ihrem Elend nachzudenken. Was konnte das auch helfen? Sie verdoppelte ihre Pflichttreue, sie sah die korrigierten Hefte von neuem durch, sie bereitete sich auf ihre Stunden vor, als wäre jede für ihr ganzes Dasein ausschlaggebend. Vor ihrem Fenster, wo früher die Blumen gestanden hatten, unter den weißen Gardinen, lag nun ein Stoß Bücher. Und da sie eine Nachtarbeiterin war und ihr trotz allem noch Zeit übrigblieb, nahm sie das Studium der Geschichte des Materialismus wieder auf.

Ringsum war's still geworden. Die Lampe stand auf ihrem kleinen Arbeitstisch, auf dem wieder die korrigierten Hefte sauber geschichtet lagen. Vom Schranke blickten, nur eben noch spärlich beleuchtet, die Büsten Schillers und Kants ernst hernieder. Sie las das Kapitel über La Mettrie und seinen homme-machine. Sie war wieder stolz, daß es ihr, der kleinen Lehrerin, möglich war, in die tiefsten Fragen der Menschheit einzudringen. Und trotz der kritischen Einwendungen des Verfassers hatten die Anschauungen La Mettries für sie etwas Überzeugendes.

Dann aber stützte sie den Kopf in die Hand und blickte über das Buch hinweg. Wenn sie an sich selbst dachte —? Was ihr auch widerfahren, — war sie dadurch eine andre geworden? Nein, das war sie gewißlich nicht. Ihre Seele wußte nichts von jener häßlichen Erniedrigung. Ihr Wollen war rein gewesen. Unter gleichen Umständen würde sie (so glaubte sie) auch heute wieder handeln, wie sie damals gehandelt hatte. Wenn sie ihr Gewissen unbeeinflußt zu Worte kommen ließ, sprach es sie frei.

Wie kamen die Menschen also dazu, die Seele dem Körper untertan zu machen? Die hatte ihre eigenen Rechte, mußte daher auch in eigener Bestimmungskraft leben. Waren nicht die Körper von Märtyrerinnen auf alle erdenkliche Weise geschändet worden, und hatten sich nicht aus solcher Entweihung heraus ihre Seelen am strahlendsten erhoben? An dem Apostel Paulus hatte sogar ihr Vater, als an dem tiefsten Kenner des Menschenherzens, festgehalten, und hatte der nicht gemeint, man könne durch den Geist das Fleisch ertöten?

Wie dem auch sei, die falsche, sie selbst erniedrigende Scham wollte sie von nun an abtun.

Sie klappte die Geschichte des Materialismus zu, sie las das Buch nicht weiter.

Zum erstenmal ging sie den Abend wieder bei Licht zu Bett. Wie sie aber ihr Haar aufgelöst hatte, dies lange, schwere, fließende Haar, und nun vor den Spiegel trat, es zu ordnen, da wurde ihr plötzlich wieder das Herz weh — sie mußte die Arme sinken lassen, sie starrte in das Glas — lähmende, hilflose Traurigkeit legte sich auf ihre Seele.

Sie preßte die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

XIII.

Ganz unerwartet stand Ruth Berndt eines Tages in Gertruds Zimmer. Blondhaarig, zierlich, lieblich wie immer, dazu nun auch in bräutlicher Verklärung strahlend. Ihr Apfelgesichtchen schien in einen Pfirsich verwandelt.

Es dauerte lange, bis Ruth die angebetete Freundin aus ihren Armen ließ. Dann aber begann sie sofort, ihr Glück auf sie auszuströmen.

Sie riß den Handschuh von den Fingern und zeigte Gertrud ihre Linke: „Da, sieh mal.“ Sie streifte den breiten goldenen Ring ab und gab ihn ihr hin. „Es steht ‚Max‘ darin, siehst du? Und das Datum unsrer Verlobung: 16. 7. 00. Da hat Max seine Bestallung als Amtsrichter bekommen, und dann haben wir es gleich öffentlich gemacht. Unsre eigentliche Verlobung — ach, das ist lange her! Wann das eigentlich war, das wissen wir selbst nicht.“

Und sie erzählte und erzählte, vieles, was Gertrud längst zu hören bekommen hatte: wie sie sich in der Tanzstunde kennen gelernt, und daß Max nie eine andre geliebt habe; wie schwer ihnen beiden die häufigen, langen Trennungen gefallen seien, wie sie sich jedesmal geängstigt, wenn Max ein Examen bevorgestanden, wie er aber immer zur vorgeschriebenen Zeit fertig geworden sei, wie seine Vorgesetzten sich über ihn geäußert, und wie die Wirtin bei der er noch zuletzt gewohnt, ihr gesagt: einen solchen Mann, der so fleißig und häuslich sei, gebe es überhaupt nicht zum zweitenmal.

Sie erzählte Gertrud auch, wie ihr Vater und ihre Mutter es bedauert hätten, daß sie im Sommer nicht zu ihnen gekommen. Das wäre die allerschönste Zeit gewesen! Ihr Vater immer launig und jeden Tag zu Ausflügen bereit, die Mutter stets bedacht, ihr irgendeine Freude zu machen. Mit Max hätten sie Feld und Flur durchstreift, am liebsten immer wieder bis zur Försterei, und Max hätte ihr klargelegt, wie er über alles denke. Denn darüber müsse man sich doch ausgesprochen haben, wenn man heiraten wolle? — Gar nicht zu Wort kam Gertrud; sie hätte auch nicht gewußt, was sie sagen sollte. Sie dachte nur das eine: Wär ich damals dahin gegangen!

Dann kam Ruths große Bitte — die Hauptsache habe sie ihr noch nicht erzählt: daß Max hier sei! Er wohne bei einer Tante und habe den lebhaften Wunsch, Gertrud nun auch persönlich kennen zu lernen — aus ihren Schilderungen kenne er sie längst —, und das dürfe die Freundin ihr auf keinen Fall abschlagen! Denn sie seien hier, — ihre Ausstattung zu besorgen. Dabei müsse ihnen Gertrud mit Rat und Tat zur Seite stehen!

Es war ein hartes Ansinnen, das damit an Gertrud herantrat, aber, ob sie es auch zunächst versuchte, abschlagen konnte sie es der kleinen Bettlerin nicht. So wurde gleich eine Verabredung für den nächsten Tag getroffen, und als sie sich pünktlich, wie es ihre Gewohnheit, an Ort und Stelle einfand, waren die Brautleute schon zugegen, und sie lernte in Max einen pflichteifrigen, vorsorglichen, besonnenen Menschen kennen, einen von denen, die einem vom ersten Augenblick an Vertrauen einflößen.

Zunächst der Rundgang durch all die empfohlenen Geschäfte, dann, als man das geeignete gefunden zu haben glaubte — die Fabrik befand sich im

äußersten Osten —, die Wahl eines jeden einzelnen Gegenstandes. Das kostete Tage und Tage. Max hatte einen Plan der Wohnung gezeichnet, die sie gemietet, und nun sollte Gertrud bei jedem Stück ihre Ansicht sagen, wie es sich ausnehmen würde. Denn gemütlich wollten sie sich ihr Nest herrichten! Man versenkte sich in kleinste Einzelheiten mit immer neuem Entzücken. Immer wieder malte man sich aus, wie die Zimmer sich nun präsentieren würden. Als man aber an die Einrichtung des Schlafzimmers kam, wurde Max hinausgeschickt. Er sollte so lange draußen warten, was er auch ganz in der Ordnung fand. Trotzdem stand ein heißes Rot auf Ruths Gesichtchen, wie sie sich nun daran machte, Betten und Nachttische zu betrachten; und aus ihren Augen leuchtete bräutliches Glück.

Es waren harte Stunden für die arme Gertrud. Das freilich durfte sie sich nicht vorstellen, wie es wäre, hätte sie so für die eigene Ausstattung zu wählen gehabt. Auch freute sie sich mit der Freundin. Doch war der Gedanke unabweisbar, wie vieles sie darangegeben hatte — für nichts. Daß das nun alles für sie vorüber war, und daß es niemals wiederkehren könne. Daß sie ihre Tage einsam, in Alleinsein beschließen müsse. Daß ihre Liebefähigkeit — und wer ahnte nur, wie groß die war! — entweiht worden. Daß ihr ganzes Leben ein solches Dabeistehen sein würde, während andre sich ihr Glück bereiteten.

Die Brautleute lachten sich an und plauderten, wie sie sich ihr Wohnzimmer einrichten würden. Vor dem Sofa ein ovaler Tisch und darüber die Hängelampe. Da würden sie abends sitzen. Klingelte es draußen, und kamen die Eltern, so würde Ruth schnell in die Speisekammer schlüpfen und Max wohl auch einmal eine Flasche Mosel aus dem Keller holen. Und dann würden sie sehr fröhlich sein — am allerseligsten freilich, wenn niemand käme und sie ganz allein beieinander wären. Nur Gertrud, — die müßte sie natürlich sehr oft besuchen.

Gertrud hörte das alles mit an, lächelte und nickte. Manchmal wunderte sie sich, daß sie gar so stolz darauf gewesen, eine arbeitende Frau zu sein ...

Nur dies eine verflossene Jahr noch einmal, noch einmal mit offenen Augen leben dürfen! — —

Die Wäsche besorgten die beiden Freundinnen allein; da hatte kein Mann dreinzureden. Und deutlich hatte Gertrud wahrgenommen, wie angesichts der sauber geschichteten, mit blauen Bändern umwundenen, weißen Stöße der Hausfrauenstolz in ihrer kleinen Freundin erwacht war. Sie sah sie bereits vor sich, das Schlüsselbund an der Schürze, mit wichtiger Miene das frischgewaschene Linnen vom Mädchen in Empfang nehmen, nachzählen, in den Schrank einordnen. Das alles war so typisch, wie es natürlich war, und ebendarum so schön, weil so alltäglich! Zeitweise begann sich Gertrud gegenüber schon ein Überlegenheitsgefühl in der kleinen, dummen Ruth zu regen.

Sie selbst? War sie all solchem Glück nicht schon ganz nahe gewesen? — Aber nein; das nicht. Das war ja eben der große, verhängnisvolle Irrtum gewesen. An ihr war die Liebe stets vorübergegangen. Sie gehörte zu denen, die einsam am Wege stehen.

Nach einer dieser Wäschebesorgungen waren sie in einer kleinen, altmodischen Konditorei zusammengetroffen. Da Gertrud nun einmal an allen Beratungen teilnahm, hielt Max es für seine Pflicht, ihr auch in seine Verhältnisse Einblick zu gewähren. Er tat das in seiner etwas umständlichen, peinlichen Art, obgleich die Dinge denkbar einfachst lagen. Er bewies ihr, daß es sehr gut möglich sein würde, mit den vorhandenen Einkünften auszukommen. Sie solle sich keine Sorgen machen, daß Ruth etwa irgendwie Mangel zu leiden hätte. Er sprach zu ihr, als wäre sie die Mutter seiner Braut.

Nur mit halben Gedanken war ihm Gertrud gefolgt. Denn während er das alles auseinandersetzte, verglich sie im Geist das Bild dieses Mannes mit dem des andern. Und Professor Amberg erschien ihr daneben schlechtweg verächtlich. Weil ihm eigentlich alle wirklich guten Eigenschaften fehlten; weil er nie imstande gewesen wäre, irgendwem in solcher Weise Halt zu gewähren; weil er kein Charakter war.

Und während der Verlobte das alles ausführlich klarlegte, sah sie die versteckte Zärtlichkeit des jungen Paares. Das Ineinanderruhen der Blicke, den verstohlenen Händedruck. Sie wußte ganz genau, daß diese Liebesbezeigungen nicht weiter gingen, als es der goldne Ring, solange er an der linken Hand getragen wurde, guthieß. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß alles Glück, dessen Sinnbild er war, sich auf die beiden herabsenken würde, nachdem der Geistliche ihre Hände ineinandergelegt.

Sie sah den Ring vor sich, wie Ruth ihn ihr gezeigt hatte, den alltäglichen Ring mit der üblichen Inschrift.

Es fiel den Brautleuten nicht auf, wie schweigsam sie war und wie blaß ihre Lippen.

— — An einem frostklaren Januartage war es. Ein bitter einsames Weihnachten — trotz des Tannenbäumchens, das Frau Pastor Imker ihr heimlich ins Zimmer gestellt — lag hinter Gertrud; die Verlobten waren längst wieder abgereist. Sie war auf dem Heimweg von der Schule, und da, gerade als sie um eine Ecke bog, hatte der tödliche Schreck sie befallen. In einer Gestalt, die auf sie zukam, hatte sie Professor Amberg zu erkennen geglaubt. In ihrer Verwirrung war sie in einen offnen Torweg geflüchtet. Sehr bald freilich hatte sie sich überzeugen können, daß alles nur eben auf Täuschung beruht hatte.

In ihrem warmen Stübchen angekommen, wunderte sie sich selbst, was sie an dem Gedanken, ihm zu begegnen, so hatte erschrecken können. Daß für ihn keinerlei Veranlassung vorlag, sie anzusprechen, war klar. Er wäre grüßend vorübergegangen. Und hätte er doch die Vermessenheit besessen, mit ihr zu reden, so würde sie ihn eben von sich gewiesen haben, ganz so wie damals.

Aber er war nicht aufdringlich und war es nie gewesen. Jetzt, nachdem das alles, was sie beide einst verbunden, in Trümmer gefallen war, nur seine schlechten Eigenschaften sehen wollen, war ihrer unwürdig. Sie war mit sich selbst wieder ins reine gekommen; es war ihre Pflicht, auch ihm gegenüber gerecht zu sein. Die schwere Schuld, deren sie ihn zieh, war, daß er nicht aufrichtig gewesen war, ihr in dem entscheidenden Augenblick nicht ruhig

gesagt hatte, daß er sie nicht liebe. Erst als es zu spät gewesen, hatte er gesprochen. Aber daß er sie nicht geliebt, das — war gewiß nicht zu verwundern. Wer hatte je Verlangen nach ihr getragen?

Es lag ihr jetzt auch fern, ihren eigenen Teil an der Schuld zu verkennen. Der Gedanke, einen Menschen zu besitzen, dem sie alles hätte sein können, mußte wohl gar zu verlockend gewesen sein . . .

Einmal in diese Bahn gelenkt, kehrten ihre Gedanken oft zu ihm zurück. Ruhig, wie man eines Toten sich erinnert. Doch war sie ungehalten, ihrer selbst, nicht seinetwillen, daß sie ihn einmal im Vergleich mit Ruths Verlobten herabgesetzt hatte. In dessen Bild fehlten freilich die Schatten, aber doch nur, weil er der großen Vorzüge ermangelte.

Oft gedachte sie nunmehr Ambergs und beinahe immer ohne Liebe, ohne Haß. Ihre gesunde Natur hatte ihr Gleichgewicht wiedergefunden.

Und doch, wie es zum Frühling ging und sie ihre Sommergarderobe auszusuchen hatte, wählte sie etwas elegantere oder doch modernere Sachen als früher. Ihr selbst unbewußt war mit der Erinnerung an Berthold sein Einfluß lebendig geworden, und seltsamerweise erwies er sich jetzt viel stärker als damals, da sie ihn täglich sah.

Eines Tages fand sie sich selbst, halb zu ihrer eigenen Überraschung, auf dem Stuhl stehen und Frau Pastor Imker rufen. Sie hob die Gipsbüsten, ihren Schiller und ihren Kant, vom Schrank herab und reichte sie ihr zu. Sie wolle sie in ihrem Zimmer nicht mehr haben. Sie gedenke überhaupt, sich nach und nach ihr Stübchen anders einzurichten. Auf den Besorgungen mit ihrer Freundin habe sie gar zuviel Schönes, Verlockendes gesehen.

Frau Pastor Imker lächelte und nickte ihr zu: „Ja, so geht es im Leben." Dann aber, wie sie die erste der schweren Büsten — es war der Kant — vorsichtig von ihrem schwarzen Kleide abhielt und ihn Auge in Auge betrachtete, meinte sie: „Es wär doch schade, sie fortzuwerfen. Es ist immer eine Erinnerung. Ich werde sie in mein Zimmer stellen."

Das war nun Gertrud freilich auch das liebste, und sie sagte: „Ja, bitte, tun Sie das."

XIV.

Die wohlige Stimmung, in die sich Professor Amberg jenen Abend, da er den Abschiedsbrief an Gertrud geschrieben, eingesponnen hatte, dauerte an. Etwaige Zweifel ließ er nicht in sich aufkommen. Frei war er nun! Und von allen Gütern dieser immerhin schätzbaren Erde war Freiheit ohne Zweifel das annehmbarste.

Er ließ sich sogar herab, über seine [neugewonnene] Unabhängigkeit zu philosophieren. Vielleicht war die Tyrannei der guten Gertrud eine sehr heilsame Medizin gewesen? Was hatte er es früher groß beachtet, daß er tun und lassen konnte, was er wollte! Er hatte es hingenommen wie der Gesunde die Gesundheit. Ja, das war so Menschenart. Aber das Schicksal war ein höchst abgefeimter Lebenskünstler und -lehrer. Von Zeit zu Zeit schlug es einem auf die Schulter und deutete: „Besinn dich, Freundchen. Werde dir

hübsch bewußt, wie viel Annehmlichkeiten du täglich, stündlich genießest. Sei dankbar, Freundchen."

Ja wirklich, er wollte dankbar sein. Nur Toren verabsäumten es, die pflichtschuldigen Reverenzen ihren lieben Mitmenschen und einem wohllöblichen Schicksal zu machen.

Was war das für ein Genuß, wieder einsame Spaziergänge zu unternehmen! Man besah sich die Leutchen, erhaschte hier und da einen Zipfel Gespräch, man wiegte sich behaglich in seiner eigenen Gedankenlosigkeit. Man brauchte keine Unterhaltung zu führen. Dies Konversationsmachen war auch so eine unbequeme Erfindung affektierter Kultur. Man erzählte Erlebnisse, die einem selbst ganz uninteressant waren; man gab seine Anschauungen zum besten und wußte sehr gut, daß nur die Ansichten etwas bedeuten, die so persönlich sind, daß sie ein andrer ohne weiteres nicht teilen kann. Gewiß mußte das alles dazu beitragen, die Welt für den Zuschauer amüsant zu machen. Aber warum selber mitspielen?

Das Wetter begünstigte solche Spaziergänge, so daß er sich ihrer täglich erfreuen konnte, und damit verloren sie an Reiz. Ohne daß er es sich selbst eingestanden hätte. Doch sann er darüber nach, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und da hatte er einen glorreichen Gedanken. Seiner Mutter Geburtstag stand bevor, — er plante nichts Geringeres, als die alte Dame mit einer neuen Eßzimmereinrichtung zu überraschen. Die ihre war ohnedies charakterlos und unkünstlerisch. Er begann Antiquitätenhandlungen zu durchstreifen und entwarf Zeichnungen, den unwohnlich großen Raum zu gliedern; in dem allen fand er eine angenehme und anregende Beschäftigung.

Ganz früh am Geburtstagsmorgen trafen die bestellten Truhen, Schränke und Anrichten mit löblicher Pünktlichkeit ein. Da jedem Gegenstand sein Platz vorherbestimmt war, auch alle Maße sorgfältig genommen worden, war es möglich, in knapp zwei Stunden die Einrichtung fertigzustellen. Seine Mutter hatte von der Palastrevolution nichts bemerkt, und nachdem er sie nun beglückwünscht und auf die Stirn geküßt hatte, schob er ihren Arm unter den seinen und führte sie in ihr neues Reich.

Ein ziemlich entsetztes „Ach!" entfuhr dem Munde der alten Dame. Dann aber faßte sie sich schnell, äußerte ihre Bewunderung und Freude und sagte ihrem Sohn viel Schmeichelhaftes über seinen auserlesenen Geschmack. Sie nahm jede Einzelheit sorgfältig in Augenschein und ließ vom Diener alle Türen und Kasten öffnen. Sie war auch durchaus überzeugt, daß es ihr gelungen sei, ihre Mißstimmung zu verbergen und dem „guten Jungen" die Freude nicht zu verderben. Das aber war denn doch nicht der Fall. Er kannte ihre kluge Art zu gut.

Sie war ihrer Sache so sicher, daß sie nachher, wie sie miteinander das Frühstück einnahmen, die Frage, die ihr zumeist am Herzen lag: was denn aus ihren alten Möbeln geworden? — ruhig stellen zu können glaubte. Sie atmete erleichtert auf, da sie erfuhr, daß sie nur eben hinausgeräumt seien. „Ich denke," sagte sie scheinbar ganz unbefangen, „wir behalten sie daneben. Man weiß ja nicht, vielleicht brauchst du auch einmal eine Eßzimmereinrichtung."

„Ja — wenn ich zufällig heiraten sollte; nicht wahr, Mamachen?"

„Das wäre dazu doch wohl kaum erforderlich."

„Und welche von den beiden stellst du mir dann zur Verfügung?" sagte er, sie und sich selbst ironisierend.

Aber sie, viel zu klug, in die gestellte Falle einzugehen, erwiderte sehr ruhig: „Ich würde mich schwer von beiden trennen. Denn auch die alte ist mir natürlich lieb. Nun, Gott sei Dank, brauchen wir uns darüber jetzt nicht zu entscheiden."

Eine Weile schwiegen sie beide, mit ihrem Frühstück beschäftigt. Dann meinte der Professor: „Nun, Mamachen, wie feiern wir heute deinen Geburtstag?"

„Du sollst dir meinetwegen keinerlei Zwang auferlegen. In meinem Alter läßt man solche Tage besser unbeachtet."

„Als wenn du nicht zehnmal so viel Lebenslust hättest als wir Jungen zusammen!"

„Ebendarum. Da laß ich mich an die Zahl der Jahre nicht gern erinnern. Du warst die letzten Wochen so viel zu Haus — du weißt, wie dankbar ich dir dafür bin —, aber wenn du heut abend irgend etwas vorhast, laß dich ja nicht stören. Ich freue mich, wenn ich weiß, daß du — ich meine, daß du mit deinen Freunden zusammen bist und dich unterhältst."

„Ich habe aber nichts vor," sagte er gequält, da er ihren Gedankengang erriet.

„Wir spielen heute wie alle Mittwoche unsern gewöhnlichen Whist —"

„Nun also, dann mache ich eben mit. Du irrst dich überhaupt: ich spiele sehr gern einmal eine Partie Whist."

„Mit all den alten Damen?"

„Ja, Mama, du kannst doch nicht verlangen, daß ich mit jungen Mädchen Whist spiele!" Und wieder in seine behagliche Selbstironie zurückfallend: „Du mußt wissen, Mama, mit denen spiele ich Tennis."

Der Abend war hereingebrochen, die große Wohnung strahlend erleuchtet, und in dem Salon standen die Whisttische bereit. Der Diener ging ab und zu, Erfrischungen zu reichen. Professor Amberg, der mit seiner Mutter und einer Frau Geheimrat Teuffer zusammen spielte und eben gerade den „Strohmann" hatte, gewann und gewann. Das machte ihn nervös und verdroß ihn, denn Gewinnen war nun einmal das Vorrecht seiner Mutter. Beging er aber absichtlich Fehler, um sich in Nachteil zu setzen, so wurde er von der Geheimrätin sofort scharf gerügt. Es blieb ihm wirklich nichts übrig, als — zu gewinnen.

Die Damen waren von seiner Liebenswürdigkeit insgesamt bezaubert. Er schlug ihnen gegenüber scheinbar einen ganz andern Ton an als sonst. Jede Behauptung, die ohne Nachdenken aufgeworfen worden, fand in ihm den galanten, hilfreichen Verteidiger. Er hatte in den Augen der alten Damen nur den einen, unbegreiflichen Fehler, nicht heiraten zu wollen. Ganz abgesehen von den eigenen, meist gut versorgten Töchtern erschien das als ein moralischer Defekt.

Professor Amberg saß und spielte Whist mit den alten Damen und war sehr liebenswürdig . . . Nicht diesen Mittwoch nur, auch viele folgende.

Er suchte auch die Atelierfeste seiner Freunde, der Maler, wieder auf. Die hatten eine kleine Vereinigung „Zum hohlen Schädel" gebildet — bei sehr bescheidenem Abendbrot kamen sie mit ihren Frauen und Freundinnen jeweil in einem der Ateliers zusammen und taten ihr möglichstes, ausgelassen und lustig zu sein. Waren aber auch harmlos-heiter, und neben dummen Streichen wurde manches kluge, an der eigenen Arbeit bewährte Wort gesprochen. Damals gerade hatte der eine Maler in sich das Talent zum Hypnotiseur entdeckt und versuchte sein Vermögen an all den kleinen Mädchen die Reihe herum. Die gingen darauf ein: teils fand wirklich Suggestion statt, teils artete das Ganze in tolles Versteckspiel aus. Dazu das bleiche Licht des Mondes durch die weiten Scheiben des Ateliers. Professor Amberg saß dabei, studierte mehr als die Hypnotisierten seine Stiefelspitzen (er allein trug Lackstiefel in diesem Kreise) und warf von Zeit zu Zeit eine boshaft-liebenswürdige Bemerkung ein. Der weibliche Teil der Gesellschaft, den sein elegantes Äußeres zunächst anzog, begann bald genug, ihn zu fürchten; oder sie mißtrauten ihm doch.

Ging er dann einsam, meist sehr viel früher als die andern, heim, so sagte er sich jedesmal mit großer Bestimmtheit, daß er sich wieder recht leidlich amüsiert habe. Es fehlte nicht viel, und er hätte es selbst geglaubt.

Doch flaute seine Stimmung allmählich ab. Vielleicht trug der fortschreitende, winterliche Herbst, unter dem er immer litt, dazu bei. Jedenfalls freute es ihn, als er eines Tages ganz unerwartet ein parfümiertes Briefchen von einer Schauspielerin erhielt, die er von früher her kannte. Längst in die Provinz verschneit, war sie auf einen Tag nach Berlin gekommen und gab ihm ein Rendezvous für die Abendstunde. Die Kleine trug sich immer sehr elegant, und wahrlich, er hatte Sehnsucht nach dem Frou-Frou seidener Jupons.

In behaglicher Seelenverfassung machte er sich frühzeitig auf den Weg, sie abzuholen. Ein weich-feuchter Wind verführte ihn, zu Fuß zu gehen. Aber wie er in die Nähe ihres Hotels kam, verlangsamte sich sein Schritt. Jünger war sie mittlerweile wohl kaum geworden . . . Wer wollte sagen, mit wem sie inzwischen verkehrt . . . Er selbst war zu alt für solche Scherze — er fühlte sich zu alt dazu . . . Es hatte etwas Demütigendes, sich so als Lückenbüßer da hinbescheiden zu lassen . . . Und dann das unangenehm vertrauliche Lächeln des Cabinet particulier-Kellners . . . Nein! Er blieb stehen und machte Kehrt. In den ersten besten Juwelierladen trat er ein, kaufte ein Kollier und sandte ihr das mit ein paar entschuldigenden Worten.

Er war mit seinem plötzlichen Entschluß nicht unzufrieden, da er nachher geruhsam vor seinem Kamin saß und las. Unter den vielen Gründen aber, die ihn seiner Ansicht nach zur Umkehr bewogen hatten und die er sich klargelegt, war der eine, der wahre Grund nicht gewesen.

XV.

An einem regnerischen Winternachmittag, es war bereits Schnee in dem Regen, hatte Professor Amberg vor der Ateliertür seines Freundes, des Malers, gestanden und die Klingel gezogen. Er hörte drinnen einen leisen Wortwechsel, dann den schlürfenden Schritt der alten Haushälterin. Sie öffnete die Tür ein wenig und sagte, Herr Dirkheim sei ausgegangen.

„Na, na!" meinte der Professor.

Und sie, mit geheimnisvoller Handbewegung, flüsterte ihm zu: „Er malt."

„Auch gut. Dann grüßen Sie ihn von mir. Und wenn er wieder von den Toten auferstanden ist, soll er sich melden."

Wenn Dirkheim „malte", war er auf Wochen, vielleicht auf Monate hin unsichtbar: das kannte Amberg. Daran war er gewöhnt. Doch war es ihm recht unbequem, den Freund jetzt zu missen. Mit Dirkheim ließen sich regnerische Nachmittage trefflich und angeregt verplaudern, oder man saß auf der Chaiselongue in seinem Atelier und sagte gar nichts. „Schade," meinte Amberg deshalb zu sich selbst, als er die Treppe hinabstieg; und — „Glückliche Illusionisten," da er gähnend den Regenschirm aufspannte, um sich wieder heimzubegeben.

Es war aber, als sollte er entschädigt werden. Auf seinem Arbeitstisch fand er ein neu erschienenes Buch über van Eyck, das er bestellt hatte. Er blätterte es sogleich an und vertiefte sich dann darein. Es enthielt viel halbrichtige Bemerkungen, die seine Kritik, aber auch seine Phantasietätigkeit anregten. Er sah sich veranlaßt, seine eigenen Niederschriften hervorzusuchen und einzelnes neu nachzudenken. Er stieß auf Gesichtspunkte, die er flüchtig fixierte.

Das freudlose Wetter und die Einsamkeit taten ein übriges dazu: nach einigen Tagen war Professor Amberg wieder mitten in seiner Arbeit, und sie übte die alte Spannkraft auf ihn aus. „Ja, Mamachen," erklärte er eines Abends seiner Mutter, „es ist, mit Erlaubnis zu sagen, wie bei den Gewohnheitstrinkern. Ein Gläschen Absinth, und man ist dem alten Laster wieder verfallen."

Der Regen schlug an die Scheiben, er saß in seinem Zimmer, an dessen Wänden ein paar alte Gemälde, die er auf Reisen gesammelt, hingen, und das manche fein ausgeführte Bronze barg. Er hatte ein paar Stunden angestrengt geschrieben; nun lehnte er, zu einem Abschluß gelangt, in seinem Stuhl zurück. Er fühlte sich innerlich befriedigt. Er mußte lächelnd an die kleine Lehrerin denken, die alles daran gesetzt hatte, ihn zur Wiederaufnahme seiner Studien zu bewegen.

Und die so überschwenglich an seine Arbeit geglaubt . . .

Er zuckte die Achseln. Trotz allem, sie war ein guter Kamerad gewesen.

Der beste Kamerad! Es war etwas in ihrer Art, was einem Lebensmut gab. Etwas Frisches, Aufnahmefähiges. Er hatte das auch nie verkannt. Er war immer gern mit ihr zusammen gewesen, selbst dann noch, als sie die unglückselige Idee gehabt, die gute Freundschaft in das gang und gäbe Verhältnis überzuspielen. Woraus er ihr übrigens keinen Vorwurf machen

wollte. Wär's auf ihn angekommen, er hätte nie eine Trennung herbeigeführt.

Komisch: jetzt, nachdem sie sich voneinander losgesagt, hatte er die Arbeit aufgenommen, die ihr so sehr am Herzen gelegen, und die vielleicht Ursache ihrer Entfremdung geworden. Aber so war das Leben. So war es nun einmal.

Daß wirkliche Freundschaft zwischen Mann und Frau unmöglich war! Er hatte an dieser Wahrheit übrigens niemals gezweifelt — nur als er selbst das Glatteis betreten, da hatte er an keine Gefahr geglaubt. Und doch war das alles so durchsichtig und klar. Frauen hatten nicht die Reife zu selbstloser Freundschaft. Lächerlich, mit ihren Emanzipationsideen! Große Kinder mit langen Haaren!

Mit sehr langen, fließenden, braunen Haaren . . .

Das war sein Fehler gewesen: er hatte sie viel zu seriös genommen. — Mit dieser Einsicht kehrte er zu seiner Arbeit zurück.

Professor Amberg war Lebenskünstler genug, sich sein Dasein ganz bewußt nach Kräften abwechslungsreich zu gestalten. Nach lässigem Dahinschlendern tat eine Zeit angestrengten Studiums wohl. So arbeitete er unverdrossen, unermüdlich den ganzen Winter durch. Er ließ sich auch unschwer überreden, einen Vortrag, um den er fürs Frühjahr gebeten wurde, anzunehmen. Wie er jetzt lebte, lag das ganz auf seiner Linie.

So fest hatte er sich in sein Netz eingesponnen, daß er einen Brief seines Freundes, des Malers, der ihn bat, sein neues Bild zu besichtigen, tagelang unberücksichtigt ließ. Er hatte ihn gelesen — vergessen. Erst als ein Zufall ihm die Zeilen wieder in die Hand spielte, machte er sich, der Ablenkung unfroh, auf den Weg.

Aufgeregt kam ihm der Maler entgegen. Sein: „Na, Kapitän!" klang diesmal, als suche ein Nicht-Wetterfester Beruhigung. Er führte Amberg ins Atelier und rückte ihm einen Stuhl zurecht. Das Bild stand auf der Staffelei, dem Licht zugewendet.

Ein breiter Weg in herrschaftlichem Parke, im Hintergrunde abgeschlossen von hohem, schmiedeeisernem Gitter aus friderizianischer Zeit. Die Bäume, das Gestrüpp verwildert. Herbstlich die Blätter auf dem Boden. Und langsam, den Weg herabschreitend, die drei Gestalten: die hohe, blasse Frau in dunkler Gewandung, ihrer schweren Stunde entgegengehend, leise gestützt auf das gealterte Mädchen zu ihrer Rechten, das besorgt auf sie blickt. Und zur andern Seite, an sie geschmiegt, das schlanke, elastische Windspiel.

Welke Blätter auf dem Weg des Lebens . . . „Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden."

„Ja, ja," sagte Professor Amberg.

Der Maler war ungeduldig geworden: „Die Farbengebung?"

„Passiert."

„Die Stimmung nicht aufdringlich? Ich fürchte immer —"

„Ja, wenn ihr einmal eine Idee habt, dann fürchtet ihr euch davor. Das kenn ich."

„Nur weil —"

„Weil ihr Hohlköpfe seid."

„Und der Gesamteindruck?"

„Mir gefällt es."

„Gott sei Dank!"

„Wie Sie wollen. Das ist leider nur ein Grund mehr, daß es den meisten nicht gefallen wird."

„Danach frag ich nichts."

Wieder blickte Professor Amberg auf das Bild, Zeit und Ort vergessend. „Ja, ja," sagte er wieder. Dann aber riß er sich plötzlich los und meinte: „Schade, aber ich habe jetzt eben eine dringende Verpflichtung." Und Dirkheim die Hand schüttelnd: „Sie sind doch ein glücklicher Mensch."

Auf der Treppe aber nahm Amberg den Zylinder vom Kopf und preßte die Hand vor die Stirn.

Ein peinigender Gedanke war in ihm wach geworden.

Ganz langsam schritt er dem Tiergarten zu. Trotz der winterlichen Kälte setzte er sich auf eine einsame Bank und zeichnete mit dem Schirm im feuchten Sande.

Er mußte Gertrud wiedersehen — da half nichts.

Befremdlich wäre das alles ja kaum zu nennen. Wenn Menschen die Bande lösen, die sie bislang aneinander gefesselt, dann macht sich das Schicksal daran, sie heimlich wieder ganz fest zu schlingen. Das ist so Schicksalspraxis. In den Tausenden von Jahren, von denen die Geschichte redet, waren diese Scherze und Ironien nachgerade so trivial geworden, daß er selbst hätte Schicksal spielen können. Vielleicht würde er sogar Abwechselung in den alten Schlendrian gebracht haben.

Jawohl: blase du nicht ins Feuer!

Was mochte sie ausgestanden haben, armes Ding! Er sah sie vor sich, in ihre Sofaecke gedrückt, mit geröteten Augen, mit allem Weh ganz tapfer ringend. Es hatte immer etwas in ihrer Erscheinung gelegen, das Leiden geradezu herauszufordern schien, als wäre sie dafür bestimmt.

Ihr langes, dichtes Haar! Merkwürdig: die Griselden und Genoveven, alle Märtyrerinnen malte man mit dieser Last des quellenden Haares. Als wäre es da, um Tränen zu trocknen.

Wenn sie in ihrer lehrerinnenhaften Beschränktheit und ihrem Dünkel nur nicht die Torheit begangen hätte, ihre guten Beziehungen abzubrechen! Ihm war vieles an ihr lästig gefallen, gewiß; aber um selbst einen solchen Schritt zu tun, hätte er sie viel zu lieb gehabt. O ja, trotz der Demütigung würde er auch jetzt gern zu ihr gehen.

Wie sie ihn aufnehmen würde? Man mußte das eben ertragen. Niemand sollte ihm nachsagen, daß er sich irgendwem in der Not entzog. Und sie war auf seine Hilfe angewiesen, — seit er Dirkheims Bild gesehen, wußte er das.

Er würde ihr entgegentreten und — aber, um Gotteswillen, er sah ja Gespenster am hellen Tage! Unverändert würde er sie finden. Unverändert auch in ihrer Abneigung gegen ihn selbst. Er atmete auf. Er war eben,

leider Gottes, ein nervöser Mensch, den jede Stimmung, und stammte sie nur aus einem gleichgültigen Gemälde, mitnahm. Diesmal aber wollte er sich seine Besonnenheit wahren!

Sehr gern würde er sich wieder mit ihr aussöhnen, gewiß. Doch nicht unter irgendwelchem Zwang, in Freiheit. Wenn sie zu ihm kam und ihm ihre Freundschaft von neuem antrug oder ihm auch nur ein paar Zeilen schrieb.

Er fühlte die Kühle, die der feuchte Boden auf ihn ausströmte, und stand auf. Es war eine Torheit, sich quälenden Besorgnissen anheimzugeben, die jeder Begründung entbehrten. Er schritt schnell aus, nach Hause zu kommen. Und dort machte er sich sogleich wieder an seine Arbeit.

Doch mußte er dazwischen oftmals an das lange Haar denken, das die Natur denen gab, die Tränen zu trocknen haben.

Wie er den Abend, mit einem Buch in der Hand, in dem er nicht las, bei seiner Mutter saß, fragte sie ihn, ob er sich etwa nicht wohl fühle.

„Aber ausgezeichnet, Mamachen," sagte er.

Sie betrachtete ihn eine Weile von neuem, dann gab sie sich einen Ruck und sagte: „Ich weiß zwar, daß es dir unangenehm ist, aber ich muß endlich offen mit dir darüber sprechen."

„Worüber? Du machst mich ganz gespannt mit deiner Einleitung."

„Nein, nicht so, Berthold. Es konnte mir nicht entgehen, es war zu augenfällig, daß du im vorigen Sommer irgendein tieferes Interesse gefaßt hattest. Du warst ja wie verwandelt. Und jetzt, jetzt kann ich mir dein Benehmen nicht mehr deuten."

Er schwieg.

„Mißgönnst du mir die Freude, daran teilzunehmen? Du weißt, es ist mein sehnlichster Wunsch, dich glücklich zu sehen." Und da er noch immer nichts erwiderte: „So sag doch, ob es sich so verhält?"

„Es verhielt sich so."

„Und jetzt?"

„Jetzt ist es vorüber."

„Aber warum hast du nicht zugegriffen —"

„Es läßt sich nicht alles greifen, liebe Mutter. Man muß auch nicht alles greifen wollen."

„Du willst mir doch nicht vorreden, daß sie dich abgewiesen?"

„Das will ich allerdings." Und nach einer Weile: „Ihr Mamas denkt immer, daß sich jede nach euren Söhnen das Kleid zerreißen werde. Das ist nicht so. Ihr müßt euch die Eitelkeit abgewöhnen."

XVI.

Professor Amberg hatte seine Arbeit in das Frühjahr hinübergetragen. Er empfand, daß er vorwärtskam, und lebte wie ein fleißiger Student. Die Vormittage im Museum, nachmittags die eigenen Studien; dazwischen ein Spaziergang; abends das stille Zusammensein mit der Mutter oder der Whist mit den alten Damen, gelegentlich die Atelierfreuden des „hohlen Schädels".

Nun aber die Bäume wieder grüne Kronen im Winde wiegten, zog es ihn von neuem zu kleinen Fahrten aufs Land, die er liebte. Er hatte an eine Tour durch den Spreewald gedacht, aber das schien ihm denn doch zu sentimental. Schlimm genug, daß einem die kühlen Schatten derer, die man einmal wert gehabt, zur Seite blieben, — sie freiwillig aufzusuchen, war für einen verständigen Mann nicht wohlgetan. So fuhr er zu Verwandten, einem betagten Pärchen, das in einer kleinen thüringischen Stadt lebte.

Ein altes Städtchen war es, mit einem Rest der schützenden Mauer und einer schlichten, hohen Kirche. Holpriges Pflaster gab's da, und vor den Häusern standen die Feierabendbänke; hin und wieder hörte man das Rasseln eines Wagens oder das Hämmern des Schmiedes. Eine Doppeltreppe führte zu der Haustür, hinter der seine Verwandten wohnten, und wie Professor Amberg diese Treppe hinanschritt, streckten sich ihm zwei weiche, runzlige Hände entgegen, und er sah in ein liebes, altes Gesicht, das noch das weiße Morgenhäubchen schmückte.

Der Verwandte war ein kleiner Beamter, längst pensioniert, in bescheidenen Verhältnissen; aber er hatte, was er sich wünschte. Einfaches, stilloses Hausgerät, in fünfzigjähriger Nutzung vertraut geworden füllte die engen Räume, Blumen und Setzlinge grünten an den Fenstern. Zwei Menschen wohnten da beisammen, füreinander besorgt. Nur ein kleiner Beamter war der alte Mann gewesen, aber wenn er durch die Straßen schritt, zogen die Leute ehrerbietig den Hut. Nun trat Professor Amberg neben dem greisen Pärchen das holprige Pflaster, oder er saß bei ihnen in ihrem kleinen, selbstgepflegten Gärtchen in der Laube, und die große, weiße Kaffeekanne stand auf dem Tisch. Er erzählte, oder er ließ sich belehren. Und die Welt da draußen sah in seiner Schilderung ganz so aus, wie die alten Leute die Welt sich immer gedacht hatten; sie hörten zu und nickten beistimmend mit dem Kopf. Er äußerte seine Freude über jedes blumenbestandene Fensterbrett, über jede blankgeputzte Zuckerschale; er freute sich wirklich darüber. Nie hatte ihm Essen so gut geschmeckt wie das, welches das alte Mütterchen sorgsam selbst bereitet hatte. Er blieb viel länger, als er für möglich erachtet.

Im Hafen sein: das Wort war Inbegriff alles Glückes.

Sie saßen wieder zu dritt in der Laube, über die alten Hefte des Journalzirkels gebeugt. Aber Professor Amberg sah über die Buchstaben und über die Illustrationen hinweg. Er hatte die Füße auf einen Tritt gesetzt und die Hände um die Kniee gefaltet. Er blickte nach dem Goldlack drüben auf dem Beet, über dem die Sonne spielte. Auf seinen Lippen und in seinem Herzen war ein Name: Gertrud.

Mit ihr hätte er solches Glückes teilhaftig werden können.

Wie töricht die Menschen sind, auch die sogenannten klugen! Da hatte er mit ihr Freundschaft gespielt und Leidenschaftsszenen aufgeführt, anstatt das gute Mädchen bei der Hand zu nehmen, es vor den Altar zu führen, den Segen ihrer schlichten Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen und sein Haus in Frieden zu bauen. Wozu brauchte er die „Freiheit", da er sie doch nicht nutzte? Er hatte einmal einen guten Kameraden gehabt, und dieser liebe Kamerad — wo war er heute?

Merkwürdig: er war sich über die Torheiten, die man beging, so klar und verfiel ihnen doch immer wieder selbst.

Hier auf der Fußbank vor ihm hätte Gertrud sitzen sollen und zu ihm aufblicken. Dann würde er jetzt mit leiser Hand über ihr Haar fahren, einen Kuß darauf drücken und glücklich sein.

Ihr schweres, duftendes Haar — das auflösen und vielemal um seine Hände schlingen! Und ihr in die Augen sehen!

Ob sie noch so blaß war? Daß er sie niemals getroffen hatte, nie erfahren, wie es ihr ging! Wenn sie krank lag oder —

Eine Unrast packte ihn und ließ ihn der stillen Ruhe rings nicht mehr froh werden. Dieser Friede höhnte ihn. Er nahm Abschied von seinen lieben Wirten und eilte, den nächsten Zug zu erreichen. Und wie er in seinem Coupé saß und das ruckweise Rollen der Räder hörte, riß die Sehnsucht an seinem Herzen. Schneller! schneller! Ihm war, als führe er zu ihr.

Aber das tat er nicht. In Berlin eingetroffen, setzte er sein früheres Leben fort: den Tag der Arbeit, und die Abende der Mutter. Nur daß eine Unruhe in ihm war, die sich nicht mehr niederkämpfen ließ; nur daß seine Spaziergänge ihn jetzt oftmals in die Gegend führten, in der sie wohnte.

Und eines Tages machte sich Professor Amberg doch auf, in den Spreewald zu fahren. Oder sollte er vielleicht aus ängstlicher Sentimentalität das Fleckchen Erde meiden, das ihm im weiten Umkreis das liebste? Schließlich war er ihr hier näher als dort.

Wieder saß Professor Amberg im lautlos gleitenden Nachen, aber diesmal allein. Daß ihm Erinnerung, in ihre grauen Schleier gehüllt, gegenübersaß und ihn mit grauen Augen, mit Gertruds grauen Augen, anblickte, das sah er nicht.

Auf dieser Fahrt hatte er sie um das „Du" gebeten, hier im Kahn hatte sie zum erstenmal seine Hand zärtlich gefaßt. Sie hatten davon gesprochen, daß sie sich schon als Kinder liebgehabt.

Menschen — was sind wir Menschen? Wir haben Augen, aber unsre Bestimmung sehen wir nicht; Ohren, und hören nicht das leise Klopfen der Liebe an unsrer Tür.

Er ließ den Kahn zu jener Waldwiese richten, die ihr wie ein Bild erschienen war. Er dachte daran, wie er ihr das Bild ausgemalt hatte: Ein Kornfeld mit Schnittern im Sonnenbrand. Ironisch hatte er das gemeint; warum ironisch? Konnte er vielleicht selbst ohne Arbeit auskommen? Zum mindesten war sie doch das beste und ehrlichste Betäubungsmittel, das der Menschheit geworden. Das einzige, in dem man Achtung vor sich selbst gewann. Und wer ihr viel gab, dem gab auch sie viel wieder.

Lautlos glitt der Nachen über den breiten Strom der Erinnerung.

Wieder kehrte er in den Gasthof ein, in dem er damals mit ihr gewesen. Er besah die Zimmer, die sie innegehabt. Dann saß er unter der Linde, allein.

Und hier trat ihm zum erstenmal die Größe dessen, was sie für ihn getan hatte, in erschreckender Klarheit vor Augen. Wie war es möglich gewesen,

daß er das nicht empfunden? Er, mit seinem Feingefühl! Aber zuzeiten sollen wir wohl blind sein und taub.

Nicht was sie dem Beschenkten gilt, — was sie dem Geber bedeutet, das allein bestimmt den Wert der Gabe. Und sie hatte ihr ganzes Selbst daran gesetzt und nichts dafür verlangt als ein wenig Anteilnahme an seiner Arbeit. Die aber hatte er ihr verweigert.

Auch der letzte Schleier zerriß jetzt vor seinen Augen. Er begriff, was er ihr damit getan, daß er seine Liebe in Zweifel gestellt hatte. Er sah, daß das nicht wieder gutzumachen war.

Bisher hatte er immer mit dem Gedanken, sie verloren zu haben, nur gespielt. In dem Gefühl, daß es nur darauf ankäme, die Hand auszustrecken, und er hatte sie wieder. Und nun die Einsicht: sie war verloren.

Er malte sich das, was er besessen, in leuchtenden Farben aus. Er strich mit seinen Händen über ihre entblößten Arme. Er löste ihr Haar. Wie eine Welle floß es herab, und er preßte es an seinen Mund und küßte es wieder und wieder. Er ließ es leise durch seine Finger gleiten und wusch die Hände darin.

Das alles um einer Narrheit willen für ihn verloren.

Warum hatte er sie auch gerade da getroffen, wo es kein Verzeihen gab?

Es war spät geworden, als er den Nachen wieder bestieg. Schattenhaft glitten die Ufer an ihm vorüber. Schwarz das Wasser und ein Frösteln in der Luft. Wohin lenkte der stumme Fährmann seinen Kahn?

Diesmal war kein Hasten in Professor Ambergs Seele, da er in der Eisenbahn saß und das Rollen und Stampfen der Räder hörte. Nichts Eilendes in seinen Bewegungen, da die Lichter heller wurden, Stimmengewirr an sein Ohr schlug und der Zug in den Berliner Bahnhof einfuhr. Wozu auch? Um Vergangenes einzuholen, kam man doch zu spät.

Eifriger denn je ergab sich Professor Amberg seiner Arbeit, — aber jetzt, um sich zu betäuben. Er schlug nun auch regelmäßig den Weg zu ihrer Wohnung ein, ging ein paarmal vor ihrem Hause auf und ab, spähte hinauf. Er suchte abends den Lichtschein aus ihrem Fenster. Und einmal hatte er die Haustür geöffnet und war die Treppen hinangestiegen, bis zu ihrer Wohnungstür. Er las das Schild, auf dem der Name ihrer Wirtin stand, er nahm den Klingelgriff spielend in seine Hand. Dann kehrte er wieder um.

Aber das Licht der Lampe abends aus ihrem Fenster! Das war warm und lebenweckend. Das spielte ihm das Gefühl der Häuslichkeit vor die Sinne, wie er es in der kleinen Stadt, bei den alten Leutchen gekostet. Danach zu spähen, war ihm nun einmal Bedürfnis geworden. Manchmal, wenn es regnete und der Lichtschein wärmer glänzte, weilte er ein paar Augenblicke mit aufgespanntem Schirm und sah hinauf und ging dann weiter, seine einsame Straße. —

Der Abend, an dem er den versprochenen Vortrag zu halten hatte, war herangekommen. Professor Amberg stand an dem Pult in einem eleganten Saale vor einem gewählten Publikum, den Gehrock lässig aufgeknöpft, die linke Hand in der Hosentasche. Er hatte das Gefühl, während er sprach, daß das,

was er über holländische Malerei zu sagen hatte, die Leute da vor ihm langweilte, und das war ihm gerade recht. Wozu brauchten sie ihn, wenn sie sich gegenseitig künstlerische Interessen vorheucheln wollten? Genug, daß sie dagewesen waren, na, und er eben auch.

Er sprach schlecht. Aber wie er einmal die Augen von seinem Manuskript erhob, war ihm, als sähe er ganz hinten, halb hinter einer Säule versteckt — sie. Er strengte seine Augen an, aber er vermochte es nicht bestimmt auszumachen. Er wurde sichtlich zerstreut. Dann aber nahm er sich zusammen. Daß er zum mindesten nicht der erste beste war, das wenigstens sollte sie erfahren. Es kam Leben in seine Worte. Mehr und mehr machte er sich von dem Manuskript frei, er folgte den Eingebungen des Augenblicks, neue Gedanken drängten auf ihn ein, die Formulierung ergab sich von selbst. Und zu gleicher Zeit, halb unter der Schwelle des Bewußtseins, die Überlegung: wie mach ich's nachher, daß ich möglichst schnell dahinten hinkomme?

Der Vortrag erwies sich als ein Erfolg; aber die ferne Gestalt zu ereilen, war keine Möglichkeit. Die Zahl der Lästigen, Begrüßenden nahm kein Ende. Er hatte höfliche Worte zu wechseln, während er innerlich vor Nervosität bebte. Alle Einladungen zu weiterem Zusammensein aber schlug er kurzerhand aus.

Wie er nun auf die Straße hinaustrat und den Zylinder in die Stirn drückte, sagte er sich: „Morgen mach ich ein Ende. So oder so, versucht wird es. Ein Feigling, wer nicht wenigstens den Kampf aufnimmt. Ich habe sie grundlos verletzt, ich habe um Verzeihung zu bitten. Und das tu ich morgen. Morgen, sobald ich aus dem Museum komme."

XVII.

Er hatte sich am folgenden Tage etwas früher von seiner Dienstpflicht freigemacht, sprang nun in eine Droschke und gab dem Kutscher ihre Adresse. Den Gehenden überholen die Zweifel. Er aber wollte sein Vorhaben zur Ausführung bringen.

Diesmal spielte er nicht mit dem Klingelgriff, er zog ihn energisch. Frau Pastor Imker öffnete ihm, und es traf ihn ein dankbarer Blick aus sich feuchtenden Augen. Sie führte ihn still an Gertruds Tür.

Er pochte und trat ein. „Gertrud!" sagte er leise.

Ein Aufschrei antwortete ihm. Sie war von ihrem Sitz aufgesprungen und stand nun da, beide Hände gegen die pochende Brust gepreßt.

„Gertrud," hob er wieder an, „ich habe dir wehgetan —"

„Ich bitte Sie, mein Zimmer zu verlassen." Es war ihr nur natürlich, ihn mit „Sie" anzureden.

„Ich glaube, ich habe dir gesagt, daß ich dich nicht liebe. Ich weiß nicht mehr. Jedenfalls aber hast du mich falsch verstanden. Ich habe eine Abscheu vor diesen hochtrabenden, nichtssagenden Worten, — das ist alles. Ich weiß auch heut nicht, ob ich dich liebe. Aber daß ich das Leben ohne dich nicht ertragen kann, das hab ich erfahren. Und vielleicht genügt dir das."

„Ich kann Sie nur bitten, mich allein zu lassen."

„Nein," sagte er, „ich bin nicht gekommen, mich so kurzerhand abweisen zu lassen. Dafür hängt zuviel von dieser Viertelstunde ab. Jedes Unrecht, das begangen, kann wieder gutgemacht werden. Und dazu bin ich hier. Bei einiger Überlegung wirst du dir selbst sagen, daß mir der Weg nicht ganz leicht gefallen ist."

Sie zuckte nur die Achseln.

„Ja, aber was soll ich denn tun und sagen? Welche Buße soll ich mir auferlegen? Ich bin nun einmal nicht der Mensch der leidenschaftlichen Beteurungen."

„Es ist genug!"

„Sieh, Gertrud! Wie wir uns getrennt hatten, bin ich zuerst gar nicht zum Bewußtsein dessen gekommen, was ich an dir verloren. Ich nahm es nicht schwer. Erst mit der Zeit hat es sich fühlbar gemacht. Dann aber sehr fühlbar. Du fehltest mir auf Schritt und Tritt. Immer hatte ich Sehnsucht nach deiner treuen Kameradschaft. Da bin ich mir erst klar darüber geworden, wie viel du mir gegeben. Ja, das begreifst du nicht. Aber wir Männer —"

Und sie zornig: „Ich will nichts hören!"

„Also nicht. Aber daran darf ich dich vielleicht erinnern, daß es uns schon als Kinder zueinander gezogen hat. — Gertrud, sei nicht kleinlich! Mach es mir nicht unnütz schwer! Bedenke das Eine, daß diese Stunde für unser Lebensglück entscheidend ist."

„Für mich ist da nichts zu bedenken."

„Du hast mich geliebt, Gertrud; das kannst du nicht leugnen! Und ich kenne dich zu gut und weiß: wen du einmal in dein Herz geschlossen, an dem hältst du fest."

Ihre Stimme klang höhnisch: „Geliebt! Ja, darauf mußtest du dich berufen! Ich kann dir nur eins sagen: ich verwünsche die Stunde, in der ich dich kennen gelernt. Und nun möcht ich allein gelassen sein."

„Dann freilich scheiden sich unsre Wege. Diesmal für immer." Es zuckte schmerzhaft um seinen Mund: „Schade; sehr schade. Die Menschen verstehen es, sich ihr Leben angenehm zu machen." Er blickte in seinen Zylinder, als suche er da ein Wort für sie zum Abschied. Dann wandte er sich zum Gehen. Er ließ seinen Blick noch einmal über ihr Zimmerchen streifen, um ein letztes Mal von der Erinnerung Besitz zu ergreifen, die ihm die teuerste war.

Sein Auge fiel auf den Schrank — die Gipsbüsten fehlten. Wie er das sah, jubelte er auf. Er warf den Hut hin, eilte auf sie zu und umschloß die Überraschte mit seinen Armen. Er bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. „Und du dummes, kleines Mädchen willst mir vorreden, daß du mich nicht mehr liebhast! Du dummes, dummes, kleines Mädchen!"

Ein heftiges Widerstreben, dann ein Geschehenlassen, dann ein willenloses Hinsinken an seine Brust. Sie schluchzte krampfhaft, und auch ihm waren die Augen feucht.

Er ließ sie nicht aus den Armen. Er küßte ihr weiches, duftendes Haar, nach dem er so oft Verlangen getragen, er küßte es immer wieder. „Gott, bin ich glücklich!“ sagte er.

Als sie sich endlich freigemacht hatte und sich erschöpft niedersetzte, behielt er doch ihre Hand in der seinen und zog sich einen Stuhl hart an den ihren. Sie schwiegen beide. Bis er meinte: „Du bist eine ganz gefährliche Person. Es fehlte nicht viel, und du hättest uns beide um unser Bestes gebracht.“

Sie sah ihn mit ihren ehrlichen Augen an: „Ich konnte nicht anders. Du warst mir — so fremd geworden.“ Und nun, den Kopf senkend, fragte sie zaghaft: „Was machte dich mit einemmal so anders?“

Er lachte: „Ich sah, daß die Gipsbüsten fehlten, die ich dir immer verketzert hatte. Und schloß daraus, daß ich dir doch nicht ganz gleichgültig geworden sein könne. Die alten Knaben — in Gold laß ich sie fassen.“ Und wieder nach langem Verharren in Schweigen: „Sag, bist du gestern in meinem Vortrag gewesen?“

„Welcher Vortrag? Hast du einen gehalten?“

„Ja; und denke dir, ich glaubte dich zu sehen. Ich hatte eben Sehnsucht nach dir.“ Und es ließ ihm keine Ruhe — er mußte wieder aufstehen und seine Lippen auf ihre Haare pressen.

„Was hast du nur mit meinem Haar?“

„Das wäre eine lange Geschichte, und ich kann sie dir nicht erzählen. Aber wenn ich an dich dachte, hatte ich immer den Wunsch, dein Haar zu küssen. So, siehst du, so.“

Sie erschauerte und sagte: „Tu es, bitte, nicht mehr. Heute nicht mehr.“

„Ja, ich will vernünftig sein, muß dir auch erst von etwas Rechenschaft ablegen, eine Schuld abtragen. Ich brauch dich gewiß nicht daran zu erinnern, daß du immer nach meiner Arbeit fragtest. Aber je mehr du davon sprachst, desto weniger fand ich den Mut und die Stimmung dazu. Als wir uns getrennt hatten, nahm ich sie wieder auf und dachte dabei an dich.“ Er erzählte von einzelnen Untersuchungen, die er angestellt, und die zu einem Resultat geführt hatten.

Sie unterbrach ihn nicht, erwiderte auch nichts. Aber ihre Augen leuchteten.

Die Tür öffnete sich, und Frau Pastor Imker kam herein. Unter irgendeinem Vorwand machte sie sich etwas zu schaffen. Sie konnte nicht anders, wie diskret sie sonst auch war, sie mußte die Glücklichen sehen. Und Professor Amberg nickte ihr zu und sagte: „Sie werden, hoff ich, nicht böse sein, wenn ich mich jetzt öfters wieder hier blicken lasse.“

„Nein, ach nein; ich freu mich so sehr.“ Da stand er auf und gab ihr die Hand.

„Hören Sie mal, verehrteste Frau Pastor,“ meinte er dann. „Ich habe seit heute morgen nichts genossen, und Fräulein Seyffert bedarf auch einer Stärkung. Ich hab ihr nämlich eine Szene gemacht. Ausgehen möchten wir aber nicht; wie wär's, Sie schickten die Bertha und ließen uns etwas holen. Was? Das sei Ihnen ganz anheimgestellt.“

„Ich mache gleich selbst etwas zurecht; es dauert nicht lange."

Es währte wirklich nur ein Viertelstündchen, und sie erschien wieder und deckte eigenhändig den Tisch. Gar sorgsam und geschmackvoll tat sie das. Ein paar alte Silberstücke aus Familienbesitz stellte sie auf, neben die Lampe rückte sie Lichter in Leuchtern. Und wie nun Gertrud ihm die Schüssel hinreichte, da wähnte Amberg schon die künftige Hausfrau in ihr zu sehen, und ein warmes Gefühl überkam ihn. Er war im Begriff, sie zu fragen, — aber das Wort blieb ungesprochen.

Sie hatten sich viel zu erzählen, die zwei! Nun sie sich wieder angehörten, begehrten sie zu wissen, was jedes in der Trennungszeit erlebt. Und Gertrud sprach von allem, was sie innerlich durchgemacht, schlicht und rückhaltlos und ließ ihn in ihre Seele blicken. Wie er ihr aber seine Tage schilderte, klang es wie ein wehmütig-humoristisches Gedicht, dessen Heldin sie war. Er selbst der Mann mit der Schellenkappe und dem geheimen Weh nach der Königin im Herzen.

Nach dem Essen bat er sie, Kaffee zu machen. Nicht um des braunen Trankes, sondern um der Erinnerung willen. Er sah ihr nach, wie sie hinter den grünen Wandschirm schlüpfte, und fühlte das Pulsen des Blutes in seinen Adern.

Er blieb auch bei ihr, nachdem der Stoff des zu Berichtenden erschöpft war und das Straßengeräusch, das von unten heraufdrang, zu verstummen begann. Sie wechselten jetzt wenig Worte miteinander, aber seine Hand ruhte fest, ununterbrochen auf der ihren.

Ein frevler, quälender Wunsch war in ihm aufgestiegen, der es ihm unmöglich machte, von ihr zu gehen . . . .

Er reflektierte über seinen Wunsch und fand ihn vermessen, verbrecherisch. Und er reflektierte über seine Reflektion und dachte, daß es doch merkwürdig sei, wie er gleichsam aus zwei Personen bestehe: einer, die am Spieltisch des Lebens saß und die Karten in der Hand hielt, und der andern, klugverständigen, die hinter dem Spieler saß, ihm prüfend und überlegen in die Karten blickte und von Zeit zu Zeit seinen Arm zurückzog, wenn er gar zu Törichtes zu unternehmen begehrte. Und eigentlich war nur dieser andre er selbst.

Er sprach von gleichgültigen Dingen, abgerissen, zerstreut. Denn während all das in ihm vorging, quälte ihn gleichzeitig auch die Überlegung, ob er sich nun nicht mit Gertrud förmlich verloben solle. Worauf wartete er? Aber die Stunde war wohl zu kostbar, um durch Erörterungen und Bedenken entweiht zu werden. Und in seine Überlegung hinein tönte die Stimme seiner Mutter: „Du hättest zugreifen sollen." Und seine eigene: „Es läßt sich nicht alles greifen; man soll auch nicht alles greifen wollen." Und was die beiden Stimmen sagten, verdroß ihn gleichermaßen.

Es war unmöglich, einen Entschluß zu fassen.

Es saß sich auch so wohlig an ihrer Seite, im Genuß des Wiedergewonnenen, im Bereiche aller Möglichkeiten.

Er, der Rücksichtsvolle, merkte nicht, wie ermüdet, wie abgespannt sie war, und sie wagte nicht, ihn heute an den Aufbruch zu mahnen. Bis sie

sich endlich doch ein Herz faßte und demütig mit einem Lächeln sagte: „Es ist spät geworden, Berthold. Und ich muß morgen früh zur Schule und habe vorher noch zu tun."

Er sprang auf, suchte ihre Augen mit den seinen und sagte: „Ich danke dir. Ich wollte dir noch sagen — aber das hat Zeit. Nur das eine: wie dankbar ich dir bin." Und er zog ihre Hand an seine Lippen und drückte leise einen Kuß darauf.

XVIII.

Wieder standen täglich frische Blumen vor Gertruds Fenster, und Wochen waren vergangen. Sie verkehrten miteinander, wie sie es von Anfang an getan. Nichts Wesentliches hatte sich geändert.

Nur scheute sich Professor Amberg, ihrem Beisammensein auch äußerlich die alten Formen zu geben. Er fürchtete die Erinnerungen für sich selbst und auch für sie, wie jemand einen Weg meidet, auf dem er einmal zu Fall gekommen ist. Sie machten deshalb trotz der schönen Junitage keine Ausflüge, sie suchten keine Sehenswürdigkeiten auf. Meist saß er still bei ihr im Zimmer.

Den Leuten in dem Hause begann ihr Verkehr aufzufallen. Der Pförtner hatte ein vertrauliches Lächeln für ihn. Und ein paarmal, als es spät geworden und sie ihm selbst die drei Treppen hinabgeleuchtet hatte, waren sie mit einem wohlbeleibten Herrn zusammengetroffen, der sie erst scharf gemustert und dann, als erkenne er sie nun erst, lässig an den Hut gefaßt hatte.

„Wer ist denn dieser Kobold?" hatte er ärgerlich gefragt.

Und sie, gleichfalls unangenehm berührt: „Um Gottes willen, sprich nicht so laut; es ist unser Hauswirt." — —

Er saß bei ihr, und es freute ihn, seine Hand leise auf ihre Hand zu legen. Alles war gut, wie es war. Die freundliche Stunde genießen und den kommenden die Sorge für sich selbst überlassen!

Er sprach ihr jetzt oft von seiner Arbeit. In Einzelheiten weihte er sie ein. Es kam vor, daß er um seiner selbst willen sie nach ihren Ansichten befragte; denn auch die Stimme des gesunden Menschenverstandes war in Kunsterörterungen von Belang.

So oft er seiner Arbeit Erwähnung tat, so oft sah er das dankbare Leuchten ihrer grauen Augen. In solchen Augenblicken verjüngte sie sich. Niemals aber brachte sie selbst die Rede darauf, nie mehr stellte sie Fragen. Sie nahm, was er ihr bot, ohne nach einem Mehr zu verlangen.

Ihre Kenntnisse ein wenig zu erweitern, hatte er ihr vorgeschlagen, ein Buch über die Geschichte der niederdeutschen Malerei mit ihm gemeinsam durchzusehen. Darauf war sie mit Feuereifer eingegangen, und diese Stunden wurden ihnen beiden genußreich. In jedem Mann steckt ein Stück Lehrertum, zum wenigsten dem Weibe gegenüber, das er liebhat. Das kam in ihm zum Ausbruch, wie sehr er selbst auch sonst alles Lehrermäßige belächelte. Es tat ihm wohl, sie die Macht seines Wissens fühlen zu lassen.

Auf seinem eigenen Gebiet war er auch nichts weniger als skeptisch; das empfand sie. Und dies Gefühl: sich dennoch nie in ihm getäuscht zu haben, beseligte sie.

Einmal aber, da sie gerade sehr ernsthaft über Quentin Massys gesprochen, meinte sie plötzlich aus einem Zweifel heraus: „Es ist etwas ganz andres . . . aber ich wollte dich schon immer fragen . . . du hast einmal gesagt: du glaubst an Gott?"

Erstaunt sah er sie an. Und ahnungslos, daß in der Wandlung, die sich in ihren Überzeugungen angebahnt hatte, ihr Wesen nach Entfaltung drängte, meinte er: „So, hab ich das gesagt? Na, nimm es nicht für ungut. Es war nicht bös gemeint."

„Ich wollte wissen, ob du glaubst, daß der Materialismus mit seinen Behauptungen recht hat?"

„Recht hat? Warum denn nicht? Gerade so weit wie die entgegengesetzte Anschauung."

Und sie bittend: „Nimm mich doch ernst."

„Ja, wie kann ich dich ernst nehmen, wenn du solche Fragen stellst? — Aber ich will dir etwas im Vertrauen sagen: als ich studierte, galt jeder für einen Narren, der nicht zu Darwin schwur und — das will ja noch nichts sagen — ihn nicht ganz Haeckelsch übertrumpfte. Soviel ich weiß, spricht man heute wieder von Lebenskraft und immateriellen Regungen in den Atomen."

„Und daraus schließt du?"

„Nichts. Oder daß beide Auffassungen recht oder unrecht haben." Und ernster werdend: „Ich denke mir, daß der Wechsel beider notwendig ist für das, was wir mit einem Euphemismus Entwicklung oder Geschichte nennen."

„Und zu welcher von beiden bekennst du dich?"

„Ich? Zu keiner. Das heißt, gelegentlich zu beiden. Das scheint mir logisch."

„Nein, Berthold! Das ist nicht logisch! Du sagst selbst, im Wechsel der Anschauungen bestehe der Fortschritt. Dann muß man sich aus voller Überzeugung zu einer bekennen und für sie eintreten, und es andern, Späteren überlassen, die andre zu verfechten, die neu gewonnenen Gründe durch neuere zu überwinden. Nur durch Bekenntnis kann der Wechsel zustande kommen!" Und da er schwieg: „Sag selbst, hab ich nicht recht?"

„Ich habe jedenfalls das höhere Recht meiner individuellen Skepsis für mich. Was heißt das überhaupt: recht haben? Recht haben ist eine sehr billige Eigenschaft. Es gibt Leute, die haben immer recht. Morgenstunde hat Gold im Munde, und alle Menschen sind sterblich!"

„So habe ich es nicht gemeint."

„Man fängt überhaupt erst an, die Welt zu begreifen, wenn man einsieht, daß nichts daran zu begreifen ist, daß alles, was sich regt, ein gleiches Anrecht hat. Gut und böse, schön und häßlich, krumm und gerade — das alles zusammen macht erst den Reichtum der Schöpfung aus. Ich wenigstens trage kein Verlangen nach einer ‚ethischen' Welt. Mir ist alles gleich fern und alles gleich lieb."

„Dazu werde ich mich nie bekennen können."

„Sollst du auch nicht." Und er streckte ihr zur Versöhnung die Hand hin.

Es war wirklich alles zwischen den beiden, wie es immer gewesen. Nur daß er die Erinnerung an früher scheute und sich hütete, die Dinge auf die Spitze zu treiben.

Doch wie er nachher durch den kühlen Juniabend nach Hause ging — hier und da war ein leiser Lindenblütenduft zu spüren —, blieb er plötzlich stehen und bohrte mit der Schirmspitze in eine Pflasterfurche. Er dachte nach — ja, ganz richtig. In einem Augenblick hatte er sie ganz lieb gehabt; wann war das doch gewesen? In ihrem Zimmer hatte er gestanden, nicht weit von der Tür. Nach ihrer Trennung mußte es gewesen sein, ganz kürzlich. Richtig: wie er zu ihr gesagt hatte: „Du dummes, kleines Mädchen!"

Aber man konnte das nicht immer zu ihr sagen. Schade!

„Du dummes, kleines Mädchen," murmelte er vor sich hin und setzte seinen Weg fort. Daß der Fluch des Lehrerinnentums an ihr hing! Er verabscheute alles Lehrermäßige schon an Männern, wie viel mehr an Frauen!

Das saß auf seinem Katheder, hörte den kleinen Katechismus und den großen Ploetz ab, glaubte, daß mit den zehn Geboten und den unregelmäßigen Verben die Möglichkeiten der Welt erschöpft wären, und strebte danach, alles möglichst glatt zu deklinieren und zu konjugieren; sich selbst und andre.

Nein, er tat ihr unrecht! Sie hatte es bewiesen, daß sie imstande war, ihrer Empfindung nachzuleben. Nur daß ihre Empfindungen selbst gar so unkompliziert waren.

Sie war jetzt auch weniger lehrerinnenhaft als früher; darüber bestand kein Zweifel. Sie hatte sich in seinem Umgang schon entwickelt. Wenn es möglich wäre, ihr auch noch den letzten Rest Lehrerinnentums aus dem Blut zu treiben . . .

An irgendein Märchen erinnerte ihn das. Wie das Märchen ging, das hatte er vergessen. Nur ein Bild war ihm im Gedächtnis haften geblieben. Während der Nacht öffnete sich ein Fenster des Schlosses, und die verzauberte Prinzessin flog durch die Luft an einen, irgend einen bösen Ort. Und ein Mann flog hinter ihr drein und schlug ihren Rücken mit Ruten, Nacht für Nacht, bis sie von dem bösen Zauber befreit war.

„Sie muß etwas von der Welt kennen lernen," sagte er sich.

In Wirklichkeit war der häßliche Trieb, sie zu demütigen, in ihm erwacht.

Ein paar Tage später führte er sie in ein Spezialitätentheater. Das vornehmste natürlich, das auch Damen der Gesellschaft besuchten. Doch traten auch da Männer und Frauen in Trikot auf, ihre Bravourleistungen vorzuführen, und an dem üblichen Ballett fehlte es nicht. Er saß in der Loge neben ihr, gelegentlich einen Blick auf die Bühne werfend, zumeist aber seine elegant beschuhte Fußspitze betrachtend. Insgeheim beobachtete er sie.

„Besuch aus der Provinz," sagten die Leute im Parkett, die sich mit der Physiognomie des Paares beschäftigten.

Sie hatte einen großen Teil des Programms geduldig über sich ergehen lassen, dann fragte sie ihn: „Amüsiert dich das?"

„Amüsieren? Gott, man kann nicht verlangen, immer amüsiert zu werden. Das Amüsiertwerden ist eben etwas sehr Schweres. Man sieht es mit an."

„Ich finde es häßlich."

„Ich glaube, Kindchen, du bist prüde."

Sie sah ihm wortlos in die Augen.

„Na ja, im Grunde finde ich es auch häßlich. Und ennuyant dazu. Aber man konnte das nicht vorher wissen. Wenn du willst, gut, so gehen wir."

„Ja, bitte, komm," sagte sie und stand auf. Das Ballett war eben in bestem Gange, als sie das Theater verließen.

Wirklich, es war alles zwischen den beiden wie früher, ganz wie vordem auch. Die alte, gute Kameradschaft wiederhergestellt. Daß er ein entscheidendes Wort hatte sprechen wollen, daran dachte Professor Amberg nicht mehr. Aber sie erziehen, ja, das wollte er.

XIX.

Er hätte sich an der einen Erfahrung, die er gemacht, genügen lassen dürfen. Aber das tat Professor Amberg nicht. Als ein paar Tage darauf eine Briefkarte mit den Worten einlief: „Tirkheim, Leinwand- und Farbenkonsument en gros. beehrt sich auf Mittwoch abend zum Brummen des hohlen Schädels einzuladen," — war es für ihn beschlossene Sache, Gertrud dahin mitzunehmen. Die eigenen Bedenken, die ihm aufstiegen, kämpfte er energisch nieder.

Die Einladungskarte selbst war illustrativ geschmückt. In der linken Ecke oben saß ein Lebemann in evening dress mit kahlgeschorenem Kopfe rücklings auf einem Stuhl reitend; im Knopfloch eine Gardenie, die Hand vor dem gähnenden Mund. Unten rechts aber machte sich ein Mann mit Hängebacken und trefflichem Embonpoint vor einem Tische breit, auf dem Geldrollen lagen. Ihm nahte ein Jüngling, schmächtig und hager, ein großes Bild unter dem Arm, mit tiefer Verbeugung. Amberg zeigte Gertrud die Karte und fragte sie, ob sie wohl Lust hätte, mitzukommen. Sie erklärte sich fröhlich bereit.

„n'Abend, Kapitän," wurde Amberg von Tirkheim begrüßt, als er mit Gertrud das Atelier betrat. „Bild hätten wir verkauft, Goldschiff vorgestern in den Hafen gelaufen." Gertrud gab er ganz einfach die Hand und hieß sie willkommen. Dann wurde sie regelrecht und förmlich im Kreise vorgestellt. Die Frau des einen Malers, eine lustige und quicke Münchnerin, nahm sich ihrer freundschaftlich an. Und als man erfahren hatte, daß sie Lehrerin sei, wandte sich ihr das allgemeine Interesse zu. Das war eine neue Nuance.

Eines der Mädchen trat an sie heran und legte ihr zutraulich die Hand auf den Arm: „Ach, Fräulein, haben Sie schönes Haar! Das müssen Sie nachher mal aufmachen. Ja? Ich seh das zu gern!" — Es war das aber auch der einzige Faurpas, der zunächst gemacht wurde. Und man konnte der Sprecherin, harmlos-ungebildet, wie sie war, nicht einmal böse sein.

Man stand und saß ganz zwanglos plaudernd. Das Atelier war mit ein paar Schals und Perserteppichen geschmackvoll dekoriert. Der Gasarm in der Mitte, mit bemalter Pappe überkleidet, war in ein Ungeheuer, halb Drache, halb Schlange, gewandelt worden. Dirkheim ging mit großen Schritten, um seine Gäste unbekümmert, auf und ab und brummte vor sich hin: „Ich sage nur folgendes. Ich sage nur folgendes."

Amberg trat auf ihn zu und meinte: „Ich bitte um das Folgende."

Der Maler schüttelte den Kopf.

„Was hat es damit wieder für eine Bewandtnis?"

„Der Arzt, bei dem ich gestern war, der sagt das immer."

„Und was meint er zu Ihren Augen?"

„Nur — folgendes."

„So reden Sie doch ernsthaft."

„Wirket, solange es Tag ist! Das Wort muß mir aus der Religionsstunde irgendwie haften geblieben sein. Und daran halte ich mich. Er meint: schonen, spazieren gehen, nichts tun."

Wie ein Alb wälzte es sich auf Ambergs Brust. Im Grunde war Dirkheim sein einziger Freund, der einzige unter all diesen Malerbekanntschaften, von dem er etwas hielt. Er legte ihm die Hand auf die Schulter — er wußte nicht, wie er ihm sonst seine Teilnahme hätte bezeigen können — und strich leise seinen Arm hinab.

„Ja, ja, Kapitän; ich sage nur folgendes!"

Sein eigenes, hilfloses Verstummen wurde Amberg unerträglich, und er bat: „Hören Sie! Nehmen Sie sich meiner Freundin an. Sie ist mir sehr lieb. Und gehen Sie vorsichtig mit ihr um, sie stammt aus Philisterland."

Dirkheim nickte flüchtig, aber als nun der gedeckte Tisch, der an einer Wand gestanden hatte, in die Mitte, unter den Gasdrachen, getragen war, wobei alle mitangefaßt hatten, setzte er sich neben Gertrud. Er begann ihr sofort zu erzählen — von seiner neuen Villa in Rheinsberg.

Er schilderte ihr das Haus unfern des Sees, mit dem friderizianischen Ziegeldach, dem verwilderten Garten, die Lage der Zimmer, die Einrichtung jedes einzelnen. Alles ganz nach seinem persönlichen Geschmack möbliert; er zeichnete ihr einen Stuhl, wie er ihn für seine Villa entworfen, aufs Tischtuch. Sie stellte Fragen, und nie war er um die Antwort verlegen. Das alles zog ihn von seinen quälenden Gedanken ab.

„Ja, da müssen Sie mich mal besuchen, Fräulein; mit Amberg natürlich."

Sie sagte gern zu, und das genierte ihn nicht im mindesten. Er begann, ihr die Gartenfeste, die er dort zu geben pflege, zu beschreiben. Ganz deutlich sah er das alles vor sich.

„Weißt du schon, Dirkheim," rief ein jüngerer Maler ihm zu, „eben Telegramm aus Glasgow angekommen! Die Bäume werden wieder grün gemalt."

Es war das der erb- und eigentümliche Witz des „hohlen Schädels", den jeder kannte und respektierte. Er war in seiner Wirkung diesmal auf Gertrud berechnet. Aber sie verstand ihn nicht.

Es fiel ihr auch nicht auf, wie frugal bescheiden das Abendbrot im Gegensatz zu den üppigen Festen war, die ihr Wirt und Nachbar in seiner Rheinsberger Villa veranstaltete. Für den Umgangston in diesem Kreise war sie ein unbeschriebenes Blatt.

„Also — wenn ich da eins meiner Gartenfeste gebe — Koch lasse ich mir dazu aus Berlin kommen. Meine Wirtschafterin versteht zwar etwas, aber das ist doch nicht das Rechte. Sonst ganz einfach. Großes Krebsessen als Entree; das hat so was vom Stil der Umgebung. Dann 'ne Gänseleber en croute. Darauf zwei, drei warme Gänge, das ist alles. Nach dem Souper Bootfahrt mit Fackeln und Lampions. Ländlicher Tanz zum Schluß auf der großen Rasenfläche vor meinem Hause. Auf einen guten trocknen Sekt lege ich da allerdings Gewicht. Und vor allem natürlich stilgemäße Kostüme. Meist die ganze Gesellschaft friderizianisch. Die Damentoiletten alle in einer Farbe gehalten — Grün bevorzugt. Grün tut dem Auge wohl."

„Aber ist das nicht für Ihre Gäste sehr kostspielig, dieser Kostümzwang?"

„Durchaus nicht."

„Wieso?"

„Das hängt mit dem einen Fehler zusammen, der meiner Villa und meinen Festen anhaftet: sie existieren nicht. Bin nämlich 'ne verdammt arme Kirchenmaus. Und, wie man immer sagt, die Dummen werden nicht alle, das ist auch nicht wahr. Die Dummen, die Bilder kaufen, sind spärlich geworden."

Die Tafel war aufgehoben worden (in des Worts ureigner Bedeutung), und Amberg hatte sich wieder zu Dirkheim gefunden. Sie hatten beide ihren seriösen Tag und vertieften sich „ganz dumm", wie sie es selber nannten, in das Farbenproblem des Velazquez. Darüber vergaßen sie alles. Sie beachteten es nicht, daß der eine Maler seine Hypnotisierungsschnurrpfeifereien wieder aufgenommen hatte: sogar Gertrud ließ Amberg aus den Augen. Sie schien sich so weit ganz gut zu unterhalten.

Sie wurden plötzlich aus ihren Diskussionen herausgerissen. Die Stimmen um sie her waren lauter und erregt geworden. Amberg blickte auf und sah Gertrud dastehen, die Arme schlaff, das Gesicht blaß, die Augen schreckhaft geöffnet. Dasselbe Mädchen, das vorher den Wunsch geäußert hatte, ihr Haar gelöst zu sehen, sprach laut und brutal auf sie ein. Der junge Maler, dessen Freundin sie war, schien ihr schadenfroh zu sekundieren.

Amberg begriff sofort, was hier vorgefallen. Gertruds Scham vor allen Anzüglichkeiten hatte offenbar die niedre Natur des Mädchens gereizt; häßlich-zweideutige Worte schlugen an sein Ohr. Und in dem Augenblick verlor er alle Selbstbeherrschung. Empört sprang er hinzu, und Worte kamen über seine Lippen, in denen seine Verachtung dieser Gesellschaft sich ins Maßlose steigerte.

In anderm Kreise hätte ihm das Forderungen über Forderungen eingetragen. Hier empfand man, daß er im Recht war, und schwieg.

Er ergriff Gertrud bei der Hand und führte sie hinaus. Niemand rührte sich.

Nur einer war ihnen gefolgt, bis auf die Treppe, Dirkheim, sein Freund.

„Kapitän," sagte der Maler, „alter Kapitän —" wiederholte er bittend und streckte ihm die Rechte hin. Aber Amberg übersah die ausgestreckte Hand.

Da drehte sich Gertrud um und legte die ihre hinein.

Sie saßen beide in der Droschke; der Regen schlug gegen die Scheiben ihres Gefährts. Und während sie stumm beisammen saßen, begann sich ihr Verhältnis zueinander innerlich zu wandeln.

Die Erregung hatte in Amberg abgeebbt, und eine ganz andre Empfindung erstand in seiner Seele. Alles versank gegen das eine: wie rein sie war. Wie sie dagestanden hatte, in herber Keuschheit: das war wie etwas, was nicht von dieser Welt. Wie eine Offenbarung empfand er das. Auf sonnige Höhe schien sie ihm erhoben — er selber tief im Tal, nicht begreifend, erdenschwer; nur eben emporschauend zu ihr.

Ihm war, als müsse er sich hüten, mit seinem Mantelärmel den ihren zu streifen.

Ganz schweigsam war die Fahrt, und der Regen schlug an die Scheiben. Nur einmal fragte er schüchtern, bittend: „Kannst du mir verzeihen, Gertrud?"

Sie fuhr auf, wie sie seine Stimme hörte. Aus ganz andren Empfindungen weckte sie das. In dem Augenblick, in dem er so mannhaft für sie eingetreten, war sie sich der eigenen Ohnmacht bewußt geworden. Nun wollte sie immer Schutz bei ihm suchen. Nun wußte sie sich in seiner Hut geborgen.

Daher begriff sie seine Frage überhaupt nur halb. Sie sagte: „Was du tust — ich habe dich immer lieb."

Darauf erwiderte er nichts. Ganz still drückte er sich in seine Ecke. Von neuem empfand er das Wundersame der tiefen Reinheit dieses Mädchens, das — ihm angehört hatte.

Endlich hielt das Gefährt. Unter dem Schutz seines Schirmes waren sie bis in den Torweg geeilt. Er hatte die Tür aufgeschlossen, und sie streckte die Arme aus, ihn zu umfangen. Er aber beugte sich tief hernieder und küßte ihre Hand.

In demselben Augenblick hörten sie Tritte hinter sich auf den Stufen. Der Hauswirt war es, der heimkehrte und sie von oben bis unten maß. Er ging vorüber — und grüßte nicht.

XX.

Es war am andern Morgen. Die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, blickte Professor Amberg auf das Bild „Maria als Mutter des Erbarmens" von Filippo Lippi, das im Museum gleich eingangs hing. Auf einer weiblichen Gestalt in grünem Gewande zur Rechten der Jungfrau hafteten seine Augen. Ganz in sich versunken stand er da.

Das war es gewesen, was ihm den Abend vorher, nachdem er sich von ihr getrennt, keine Ruhe gelassen hatte: daß sie ihm — unbegreiflich, warum — anders erschienen war als vordem. Wie eine Fremde. Wie ein Wesen reinerer Art, das zu ihm und seinesgleichen herabgestiegen war. Und daß er zum erstenmal in seinem Leben sich bewußt geworden, daß Reinheit der Quell

ist, in dem du Verjüngung und Schaffenskraft findest, das „lebendige Wasser".

Sie, die er so gut, seit Jahren zu kennen wähnte, — wie eine Fremde. Aber in dieser Fremdheit – das war das wunderbarste — ihm dennoch wohlvertraut. Das neue Bild von ihr, das ohne sein Zutun in seinem Innern entstanden war, erinnerte ihn — und das eben war's, was ihn peinigte – an irgend jemanden, den er kannte, und der ihn beschäftigt hatte.

An wen doch? Er hatte all seine Verwandten, Freunde, Nahestehenden in Gedanken gerufen, und immer hatte er den Kopf geschüttelt. Ihn quälte die eigene Torheit, und doch konnte er von diesem Suchen nicht ablassen. Es war, als müßte es ihm Aufschluß geben. Und selbst als er sich auf sein Bett gestreckt und das elektrische Licht abgedreht hatte, mühte er sich noch. — Plötzlich — das war es: an diese Gestalt auf diesem Bilde von Filippo Lippi hatte sie ihn erinnert. Also durchaus nicht an einen ihm bekannten Menschen! Nur an eine Phantasiegestalt. Merkwürdig das.

Aber nun, da er vor dem Bilde stand, erstaunte er selbst, wie richtig er empfunden. Äußerlich nicht die geringste oder nur eine unbestimmbare, ferne Ähnlichkeit; blond die Haare hier, wie die ihren braun; innerlich ganz sie selbst — so wie er ihr Wesen jetzt erkannt hatte, so wahrhaft und rein.

Er weilte vor dem Bilde, und ihm war, als erzähle man ihm einen Teil seines eigenen Lebens als Märchen.

Dann aber zerstoben die rosigen Schleier, und es fiel ihm lähmend aufs Herz, wie es möglich gewesen, daß er sie bislang nicht verstanden hatte, sie, die Bräutliche.

Seine Gedanken schweiften zurück, ob er die Erinnerung auch scheute. Er dachte an das, was sie jenen Abend im Spreewald gesprochen; er hörte wieder, wie sie sagte, daß sie nichts für ihn tun könne, sah, wie sie gleichsam vor sich selbst ans Fenster flüchtete, und erriet die Wahrheit. Oder er kam ihr doch ganz nahe. Eine brennende Röte der Scham stieg in sein Gesicht bis an die Schläfen.

Ein jüngerer Kollege schlenderte des Weges, blieb neben ihm stehen und fragte: „Was ist's mit dem Lippi?"

„Ja, sehen Sie nicht?" Und da jener gespannt verneinte: „Eine ganz auffällige Abhängigkeit, die neue Zusammenhänge erschließt."

„Inwiefern?"

„Ja, verehrtester Kollege, Ihnen das noch deutlicher machen, hieße den Stoff zu einem Buch verschenken."

„Pardon! Ich wollte nicht indiskret sein."

„Aber bitte sehr, es hat nichts zu sagen."

Der Kollege war weitergegangen, und Professor Amberg blieb vor dem Bilde stehen. Er hielt an den folgenden Tagen oft davor Einkehr. Es war so lockend, Gertrud in dieser jungfräulichen, hilfesuchenden Gestalt wiederzuerkennen: ein leiser Zwang ging von der Freundin, wie er sie nun begriff, aus.

Aber nur wohltuend war dieser Zwang. Er führte heimwärts.

XXI.

Die Unterrichtsstunden waren beendet, und Gertrud schickte sich an, nach Hause zu gehen. Da kam die Aufwärterin und meldete, daß Fräulein Jona, die Vorsteherin der Schule, sie zu sich bitten lasse.

Fräulein Jona hatte sich in ihrem Zimmer in Positur gesetzt. Das bedeutete so viel, daß die rundliche alte Dame vor ihrem Schreibtisch thronte, ein wahllos aufgeschlagenes Buch in der Hand. So vertieft in ihre scheinbare Lektüre, daß die Eintretende zunächst eine Weile zu warten hatte.

„So, Sie sind es, Fräulein Seyffert! Ich habe allerdings mit Ihnen zu reden. Es sind mir recht schwere Klagen über Sie zu Ohr gekommen. Nichts, was Ihren Unterricht als solchen beträfe. In dieser Beziehung will ich die freundlichen Worte, durch die der Herr Schulrat Sie neulich auszeichnete, in keiner Weise zu beeinträchtigen suchen. Ihr sonstiges Verhalten ist es, Fräulein Seyffert."

Sie machte eine Pause, als erwarte sie einen Einwurf. Da der nicht erfolgte, Gertrud vielmehr mit zu Boden gesenkten Augen und schwer hängenden Armen vor ihr stand, fuhr sie fort: „Sie werden in Herrengesellschaft gesehen! Im Tiergarten, im Museum, in öffentlichen Lokalen. Zu jeder erdenklichen Tages- und Nachtzeit. Ich frage Sie nicht, wer der Herr ist; das gilt mir gleich. Ich nehme natürlich an, es ist ein Verwandter von Ihnen. Ich bin selbstverständlich auch fest davon überzeugt, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben, daß Ihre Beziehungen ganz einwandsfrei sind, aber —"

„Sie sind es nicht nach den landläufigen Begriffen."

Das war wie ein Schlag. Fräulein Jona zuckte zusammen, sie verlor alle Haltung.

„Da Sie mich fragen, ist es meine Pflicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen."

„Ich habe nichts gehört — ich habe nichts gehört. Niemand würde derartiges von sich selbst sagen. Ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen. Ich begreife Sie nicht. Aber das ist mir gleich. Ich glaube Ihnen nicht."

„Es ist so."

„Ich habe Ihnen gesagt: ich glaube Ihnen nicht, und dabei bleibt es. Es ist mein Recht, zu glauben, was ich will. Ich kenne Sie besser. Ja, um Gottes willen, versetzen Sie sich doch in meine Lage — ich müßte Sie ja auf der Stelle entlassen! Also, es bleibt dabei, ich glaube Ihnen nicht .... Was ich sagen wollte — aber Sie haben mich wirklich ganz aus der Fassung gebracht. Das ist ja furchtbar! Ich wollte sagen — Sie müssen mir versprechen, kein Ärgernis mehr zu bieten. Eine Lehrerin meiner Anstalt darf das nicht."

„Ich weiß nicht, wie weit ich das versprechen kann."

„Also — ich verlasse mich ganz auf Sie. Ich rechne zuversichtlich darauf, daß ich keinen Anlaß haben werde, auf unsre Unterredung zurückzukommen. Und nun bitte, gehen Sie. Ich bin wirklich nicht in der Stimmung, unsre Unterhaltung fortzusetzen."

Tief niedergeschlagen ging Gertrud heim. Nicht, daß sie einen Augenblick bereute, der Wahrheit die Ehre gegeben zu haben. Das hatte sie tun müssen.

Aber sie sah das Ende ihrer Tätigkeit an dieser Schule, ihrer Lehrerinnentätigkeit überhaupt voraus. Wie und wovon sie dann leben sollte, war ihr unerfindlich.

Sie empfand die Notwendigkeit, mit Amberg offen darüber zu sprechen. Sie fühlte zugleich, daß es unmöglich war.

Zu Hause angekommen, ging sie nicht auf ihr Zimmer, sondern suchte Frau Pastor Imker auf. Allein zu sein vermochte sie jetzt nicht; und da war ein alter, hoher Lehnstuhl, in dem sie immer gern gesehen war.

Die gute Frau Pastor blickte nur flüchtig von ihrer schwarzen Näharbeit auf und nickte ihr zu. Heut war sie zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt, um wie sonst in den Augen ihrer jungen Freundin zu lesen. Ein häßlicher Auftritt, den sie vor ein paar Stunden mit dem Hauswirt gehabt, wirkte in ihr nach. Es ging ihr im Kopf herum, wie sie Gertrud die Notwendigkeit eines Umzuges am besten beibringen könnte.

„Ja, was ich Ihnen schon immer sagen wollte — ich habe Lust, mich nach einer andern Wohnung umzusehen," begann sie etwas stockend. „Es gefällt mir hier nicht mehr. Meine beiden Zimmer sind mir zu klein, und auch für Sie denk ich etwas Besseres zu finden. Da dacht ich zum Oktober schon —"

Gertrud war sehr blaß geworden. „Wenn Sie es gut mit mir meinen, bitte ich Sie, mir die Wahrheit zu sagen. Halten Sie nicht damit zurück . . man hat sich über mich beschwert, wegen meines Verkehrs mit Amberg. Deshalb wollen Sie ziehen!"

„Was liegt daran?"

Ihre Ahnung war also nur zu richtig gewesen! Sie zuckte bei der Bestätigung zusammen, dann aber sagte sie tonlos: „Für mich liegt vielleicht wirklich nichts mehr daran. Es kommt eins zum andern. Aber Sie sollen hier bleiben. Ich weiß, wie Sie an dieser Wohnung hängen, Sie haben es mir oft genug selbst gesagt. Und ich finde unter meinen Kolleginnen leicht eine andre Mieterin für Sie."

„Ich dachte, wir gehörten ein wenig zusammen."

„Liebe, liebe Frau Pastor! Glauben Sie, daß es mir leicht fällt? Aber es nimmt mit mir kein gutes Ende. Auch in der Schule — ich komme eben von Fräulein Jona — sie hat mich zur Rede gestellt."

Frau Imker war aufgestanden, neben sie getreten und legte ihr nun die Hand auf die Schulter: „Jetzt noch mutlos werden? Da kenne ich Sie ja gar nicht wieder, Fräulein Gertrud. Jetzt, nachdem das Schlimmste überstanden ist?"

„Es ist zuviel. Zu vieles kommt zusammen."

„Ich hab es gewußt, daß Ihnen Schweres bevorstände, hab es Ihnen auch, mein ich, damals gleich gesagt. Das muß so sein, Gertrud. Wenn der liebe Gott zwei Menschen fest aneinander schmieden will, so daß es lange hält, fürs Leben und darüber hinaus, da bedarf's der Hammerschläge. Ohne die kommt auch er nicht aus, — wird's wohl auch nicht wollen."

Gertrud reichte ihr die Hand, aber sie sagte: „Glauben Sie mir, es fällt mir leichter, wenn ich dies Opfer nicht von Ihnen anzunehmen habe."

„Es ist kein Opfer. Darum nicht, weil ich Sie wirklich lieb habe, Fräulein Gertrud. Damals, als mein Mann gestorben war, da dacht ich nicht, daß ich das noch einmal zu irgendeinem Menschen sagen würde. Meinte, mein Herz sei nun auch gestorben. Aber zu Ihnen muß ich sagen: ich habe Sie lieb. Und darum ist es kein Opfer. Vielmehr eine Bitte: lassen Sie uns zusammenbleiben in bösen und in guten Tagen."

„Wie soll ich Ihnen das alles danken?"

„Da ist nichts zu danken. Ich glaube an die guten Tage." — —

Es war ein seltsamer Widerstreit in Gertrud. Sie war sich bewußt, Amberg von dem allen in Kenntnis setzen zu müssen. Und dennoch! Es bedeutete das die letzte, die tiefste Demütigung. Es hieß: komm und rette mich.

War sie in ihrem Zimmer mit sich allein, so erschien ihr befremdenderweise solche Selbsterniedrigung nicht einmal peinvoll. Eher lockend, seltsam lockend . . . Wie das wohl sein müßte? zu ihm gehen und bitten: Nimm mich an . . .

Aug in Auge mit ihm aber fand sie das Wort nicht.

XXII.

„Wenn es dir recht ist," sagte er zu ihr, da sie sich auf ein Viertelstündchen in einer Bildergalerie getroffen, „so komm und setz dich hierher. Ich wollte schon längst mit dir sprechen, aber ich bracht es nicht fertig, denn ich fürchte, du wirst das alles komisch finden. Es ist auch komisch. Trotzdem muß ich es dir nun sagen.

„Ich glaube, du kennst mich noch immer nicht. Meinst, ich nehme nichts ernst, und denkst, ich sei arrogant. Alle Menschen halten mich für arrogant. Das ist mir tausendmal gesagt worden.

„Ich bin nicht arrogant, Gertrud. Mir fehlt nur der Glaube an das, was die Menschen ‚groß' nennen. Seh ich mir irgendeinen dieser Großen an, so entdeck ich so viel klägliche Züge, daß mir die ganze Figur zusammenschrumpft. Das ist mein Unglück. Ich kann den einzelnen, und sei er, wie er sei, nie ganz ernst nehmen. Ich kann's nicht.

„Nun erst Menschen wie wir selbst, Gertrud! Durch unsre Erziehung, unsre Bildung, vielleicht auch — durch unser Geld fühlen wir uns zu einer Ausnahmestellung berechtigt. Wir verachten die Masse. Und doch leisten wir nichts, was uns irgendwie über die andern hinaushöbe, schaffen nichts, was unsrer Persönlichkeit Bedeutung geben könnte. Wir gehören zur Masse und sehen doch auf sie herab. Das macht uns vollends zu komischen Figuren.

„Es hilft nichts, Gertrud: wir sind komische Figuren.

„Aber die Masse, diese gelästerte Masse — die scheint mir das einzig wirklich Große in der Welt. An sie — vermag ich zu glauben.

„Sie ist es, die unsre Staaten gebildet, die unsre Kultur geschaffen: auch alle Kunst stammt aus der Masse.

„Was ist es denn groß, so ein spitzes Ding ersinnen, das man dann Pyramide nennt? Aber zu einer solchen Pyramide Steine hämmern und

Mörtel streichen, immer wieder Steine karren und unablässig Mörtel streichen, das ist das Große.

„Raffael, gewiß. Aber daß durch viele Generationen in den Vorfahren dieses einen Raffael, nach denen niemand fragt, ein dumpfes, sehnendes Schönheitsverlangen gelebt hat, daß sie dem mit groben Fingern als Schneider, Töpfer und, was weiß ich, immer wieder in ihrer stillen Art Ausdruck zu leihen strebten, ohne irgendwelche Aussicht auf Ruhm oder Lohn — das scheint mir das Größere.

„Es ist mit Bismarck nicht anders. Nicht er hat Deutschland geeinigt. Daß in Merseburg und Frankfurt, in Landsberg und Kulm, in jedem kleinsten Nest Flickschuster und Schneider saßen, die bei jedem Stich von einem großen und einigen Deutschland träumten, das hat es gemacht. Die vielen dumpfgläubigen Flickschuster haben Deutschland geeinigt.

„Es ist somit ein großer Trost, zur Masse zu gehören. Der einzige, Gertrud.

„Ich bin es auch ganz zufrieden . . .

„Die Masse ist, wenn du so willst, der goldene Ring, der den Diamanten hält und ihn zur Geltung kommen läßt. Setzt man an Stelle des Diamanten ein Stück geschliffenes Glas, ist es meist auch noch so.

„Und doch widersetzen wir uns immer wieder dem Gedanken, zu ihr zu zählen. Auch innerlich. Dann reden wir vom Recht unsrer Persönlichkeit und moderner Ethik und freier Moral, und was weiß ich.

„Ich bin überzeugt: es gibt das alles gar nicht.

„Es gibt nur die Naturgesetze der Masse. Ihre Lebensbedingungen, wenn dir das besser klingt. Wie jeder Wald seine Lebensbedingungen hat. Wer sich über die hinwegsetzt, der geht zugrunde, Gertrud, und zwar mit Naturnotwendigkeit. Solchen Untergang dann tragisch zu nehmen, liegt nicht einmal Veranlassung vor.

„Komisch ist es und dumm.

„Ja, was ich sagen wollte: ich bin nicht arrogant. Du wenigstens sollst nicht so falsch von mir denken."

XXIII.

Es war an einem Sonntag früh, zwei Tage, nachdem er so mit ihr gesprochen. Gertrud saß in ihrem Zimmer und las einen umfangreichen Brief, den sie an ihn geschrieben, noch einmal durch.

Denn sie hatte zur Feder gegriffen, ihm all das zu sagen, was auf ihr lastete, was sie auf seine Hilfe anwies. Mündlich, das sah sie nun wohl ein, fand sie die rechten Worte nicht.

Sie las ihren Brief noch einmal, und ein Zittern befiel sie, und ein paarmal war sie im Begriff, die Bogen zu zerreißen. Aber sie bezwang sich doch. Sie wollte nichts mehr vor ihm geheim haben. Mit fliegender Hand faltete sie das Papier, schloß sie das Kuvert. Sie setzte seinen Namen darauf.

Ein lauter Klingelton unterbrach sie. Das Mädchen kam herein, brachte ein großes, steifes Bukett und einen Brief und gab ihr beides. Ein Dienstmann habe das für sie abgegeben.

Sie ließ das Bukett auf den Tisch sinken. Wie ein Hohn kam ihr das prachtvolle Arrangement in der Unsicherheit ihrer Lage vor. Und die Blumen waren auf Draht.

Sie las seine Zeilen. Sehr förmlich bat er sie darin, sich den Vormittag über zu Haus zu halten, da er sich „erlauben würde", sie aufzusuchen. So förmlich war die Karte gehalten, daß sie erschrak.

Erst zur Besuchszeit, gegen ein Uhr, kam er selber. Er war im Frack und trug den Zylinder in der Hand.

Sie wollte ihm entgegen, aber eine Bewegung seinerseits hielt sie zurück.

„Liebe Gertrud," sagte er feierlich, „liebe Gertrud! Ich bin gekommen, dich um deine Hand zu bitten."

Ein jubelnder Laut entrang sich ihrer Kehle, und wieder wollte sie zu ihm, sich in seinen Armen zu bergen. Wieder hielt er sie zurück. Nun stand sie zitternd da, am Tische Halt suchend.

„Daß ich dich lieb habe, Gertrud, das hast du viel früher gewußt als ich selbst. Bei mir hat es etwas lange gedauert, bis ich mir darüber klar geworden bin. Aber das liegt hinter uns. Jetzt weiß ich's, und vergessen werde ich es nicht.

„Wie sehr du mich geliebt — auch das hab ich erst kürzlich begriffen. Ich war wie blind.

„Nein, bitte, unterbrich mich nicht! Daß ich sonderlich darauf aus gewesen wäre, mich zu verheiraten, kann ich nicht behaupten. Ich fand auch, daß solch ein kameradschaftlicher Verkehr, wie wir ihn nun einmal miteinander hatten, seinen eigenen Reiz besitzt. Aber jetzt entspricht das nicht mehr meinem Empfinden, jetzt, ich weiß nicht, scheint er mir ganz unmöglich. Heute hab ich das Gefühl: wir gehören in andrer Weise zusammen. Für mich wenigstens ist das jetzt Notwendigkeit und das Beste, was ich noch vom Leben erhoffe.

„Wenn du eben so denkst und es mit mir wagen willst, so bitt ich dich, sag ja."

„Ja — ja — ja!" Und nun flog sie doch in seine Arme.

„Gott sei Dank," sagte er nach einer Weile, „das hätten wir hinter uns. So eine Verlobung ist etwas sehr — Schweres." Und dann ganz ernst werdend: „Ich danke dir, Gertrud. Nie hätte ich gedacht, ich könnte noch einmal so glücklich sein."

„Warum hast du es nur gar so feierlich gemacht?"

„Ja, das war notwendig, Gertrud. Ich durfte nicht anders. — Und schließlich, jede Verlobung muß etwas von Stiftungsfest und Fahnenweihe an sich haben."

Sie saßen eine Weile nebeneinander Hand in Hand. „Die rechte Antwort bin ich dir noch schuldig," meinte sie. „Aber alles, was ich dir zu sagen habe, hab ich dir hier geschrieben. Der Brief sollte eben an dich abgehen. Er gehört dir."

Und da er ihn erbrechen wollte: „Nein, jetzt nicht. Bitte, lies ihn zu Hause."

„Wie du mich zum Glücklichsein bekehrst!" sagte er aus seinen Gedanken heraus.

„Aber deine Mutter —?“ fragte sie plötzlich.

„Meine Mutter — ja, das hätte ich beinah vergessen — sie wird in einer Stunde oder so herum bei uns sein.“

„Hier bei mir?“

„Sie wollte es sich nicht nehmen lassen. Gestern abend, wie ich ihr von meiner Absicht und Hoffnung sprach, geriet sie geradezu außer sich vor Freude. Sie wurde beinahe stillos, was ich nicht liebe, und was sonst nicht ihre Art. Und da meinte sie, da du kein anspruchsvolles und kein reiches Mädchen wärst — verzeih, aber sie hat nun einmal ihre eigenen, wunderlichen Begriffe — wär's richtig, sie käme zu dir.“

„Und — weiß sie, wie alles zwischen uns geworden?“

„Kein Wort natürlich.“

„Berthold, ich glaube, wir müssen ihr die Wahrheit sagen.“

„Um Gottes willen! Wo denkst du hin? Alte Dame, die nie aus ihren vier Wänden herausgekommen ist! Freilich —“ Er vollendete den Satz nicht. Dann aber sagte er: „Gott, es soll ja auch heutzutage noch Menschen geben, die mit der Wahrheit durch die Welt kommen. Und du gehörst offenbar dazu.“

Eine Zeitlang redeten sie noch so fort, ganz wie vernünftige Leute. Aber es kam doch der Augenblick des Verstummens. Ihre Blicke hatten sich begegnet, und alles um sie herum war versunken. Nur Er und Sie.

Zuerst ein Lächeln um ihrer beider Lippen, dann war sie in Tränen ausgebrochen.

Er hatte leise den Arm um ihre Schultern gelegt.

Er fuhr mit der Hand über seine Stirn, und es war, als müsse er sich gewaltsam in das Bewußtsein des Augenblicks zurückrufen. Er entnahm seiner Tasche ein Etui, in dem zwei goldene Ringe lagen. Den einen steckte er wortlos an den Finger ihrer Linken, den andern nahm er selbst.

Sie preßte den schmalen goldenen Reif inbrünstig an ihre Lippen, einmal, viele Male. Wie in ungläubigem Staunen blickte sie darauf. Dann aber betrachtete sie ihn aufmerksam, als hätte sie noch niemals solch goldenen Ring gesehen. Sie las die eingravierten Zeichen.

„Berthold“ stand darin. Und dann das Datum des Tages: „13. 8. 01.“

Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich.

Mit Benutzung ungedruckter Briefschaften aus dem Besitze der Familie von Orlich.

Von

Hermann Freiherrn von Egloffstein.

(Schluß.)

Aufs äußerste wurde die Erbitterung des Prinzen von Preußen gegen das herrschende System während des Krimkrieges gesteigert. Wie bekannt, war dieser dadurch heraufbeschworen worden, daß Zar Nikolaus I. den Anspruch erhoben hatte, über die griechischen Christen im ganzen türkischen Reiche die Schutzherrschaft auszuüben, ein Anspruch, der für das europäische Gleichgewicht eine schwere Gefahr bedeutete. Über den Ernst der politischen Lage war der Prinz sich vollkommen klar und bei aller persönlichen Zuneigung zu seinem kaiserlichen Schwager doch entschieden der Ansicht, daß dessen Herrschaftsgelüste mit aller Macht bekämpft werden müßten. Während England und Frankreich zu diesem Zwecke im Bunde mit der Pforte die Waffen ergriffen, sollten, so meinte er, die beiden deutschen Großmächte Hand in Hand gehen und, wie er sich ausdrückte, die Stellung einnehmen, „die die Sekundanten beim Duell einnehmen, d. h. Frieden nach beiden Seiten zu gebieten, wenn dem Ehrenpunkt ein Genügen geschehen ist; wer dann nicht hören will, muß fühlen“ [1]). Sehr verstimmt war der Prinz deshalb über die Haltung, die König Friedrich Wilhelm IV. in dieser Krisis beobachtete. Wohl hegte auch er ernste Besorgnis vor den ehrgeizigen Plänen des Zaren und zeigte sich durchaus nicht geneigt, ihm ohne weiteres Heeresfolge zu leisten, sondern schloß vielmehr, um ihn in Schach zu halten, ganz im Sinne seines Bruders, am 20. April 1854 mit Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Kaum war dies aber geschehen, so machte er unter dem Einflusse hochkonservativer Ratgeber wieder eine Schwenkung zu Rußland hin, indem er zwei als Freunde der Westmächte bekannte hochstehende Persönlichkeiten, den Kriegsminister von Bonin und den

[1]) Natzmer, Bd. IV, S. 188 f.

Gesandten in London, von Bunsen, ihrer Ämter entließ. Mit tiefer Entrüstung nahm der Prinz von Preußen, wie ein Brief desselben an den König beweist, diese Maßregel auf, denn er erblickte in ihr eine offenbare Verletzung des soeben geschlossenen Bündnisses und fühlte sich außerdem auch persönlich verletzt, da er die beiden Männer als seine Gesinnungsgenossen betrachtete.

Dem Zwiespalte, der sich zwischen diesem Schritte und dem Aprilvertrage kundgibt, entspricht vollkommen Friedrich Wilhelms IV. ängstliches Hin- und Herschwanken zwischen den streitenden Parteien im weiteren Verlaufe des Krieges — ein Verhalten, das gewiß nicht dazu beitragen konnte, den Thronfolger für die Politik des Bruders günstiger zu stimmen. In seinem Grolle ging der Prinz von Preußen so weit, diese für die lange Dauer des Kampfes und die Niederlage Rußlands bei dessen Abschlusse geradezu verantwortlich zu machen.

Während er aber mit der herrschenden Partei am preußischen Hofe allmählich ganz zerfiel, sah er sich unwillkürlich auf die Seite des Liberalismus hinübergedrängt und den Westmächten, denen dieser zuneigte, immer nähergerückt. Der Besuch, den er, nach dem Tode Kaiser Nikolaus' I., im Sommer 1855 dessen Sohne, Alexander II., in St. Petersburg abstattete, vermochte bei allem Wohlwollen und aller Freundschaft für den Neffen doch nicht, ihn von dem einmal eingeschlagenen Wege abzubringen, zumal persönliche Erlebnisse ihn auf demselben unablässig vorwärtstrieben. Je mehr er sich von der reaktionären, russenfreundlichen Partei am Berliner Hofe und von ihrem Anhange, nach gewissen üblen Erfahrungen, beargwöhnt glaubte, desto angenehmer empfand er das herzliche Entgegenkommen, das ihm in jenen Jahren bei seinen öfters wiederholten Besuchen in England von der Königin Viktoria und ihrem Gatten erzeigt wurde, desto bereitwilliger gab er sich den Einflüssen derer hin, die ihn in seiner Zuneigung zu diesem Fürstenpaare bestärkten. Daß Orlich zu ihnen gehörte, kann nach allem, was wir über ihn wissen, keinem Zweifel unterliegen. Wie sehr er für ein Bündnis Preußens mit England eingenommen war, hat er in dem schon angeführten längeren Schreiben an den General von Natzmer vom Mai 1848 offen ausgesprochen[1]). Nicht minder deutlich ergibt es sich aus einer Bemerkung des Prinzen von Preußen in dessen Briefe vom 29. April 1856. Sie bezieht sich auf die Verlobung seines Sohnes mit der Princess Royal, die seiner und seiner Gattin Freundschaft mit dem englischen Königshause das Siegel aufdrückte. „Sie", d. h. das Ehepaar Orlich, „werden sich zusammen über die Heirat meines Sohnes freuen; da sind Herzen und Politik zusammengefallen!"

Die innere Entwicklung, die den Prinzen zu der in diesen Worten sich kundgebenden politischen Anschauung führte, kurz in Erinnerung zu bringen, schien uns für das Verständnis des Inhaltes seiner Briefe an Orlich aus der Zeit der Reaktion nicht ohne Wert zu sein. An das Gesagte anknüpfend, teilen wir dieselben nunmehr im Wortlaute mit[2]).

---

[1]) Natzmer, Bd. III, S. 221.

[2]) In betreff der dazu gemachten Anmerkungen sei auf die Quellen- und Literaturangaben im Anhange zu Marcks, Kaiser Wilhelm I., Aufl. 4, 1900, für den Zeitraum verwiesen, den diese Briefe umfassen.

IV.

Berlin 14. November 1851.

Sie haben mir zwei ungemein intéressante Briefe geschrieben, theils über die inneren Zustände Neapels, theils über die Erscheinungen bei dem Erdbeben, welches jene schöne Land (!) so schwer heimsuchte[1]). Ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank für diese Mittheilungen. Was die ersteren Mittheilungen betrifft, so ist durch die Gladstons-Enthüllungen so viel offenbar noch geworden, daß man nicht zu outriren braucht, indem das wahre schon schlimm genug ist und die Art der Rechtfertigung trägt die Dévise an der Stirn: qui s'excuse, s'accuse![2]) Ihre Mittheilungen haben mir Gelegenheit gegeben, mein Urtheil richtiger festzustellen. Die Natur Ereignisse welche Sie uns ungemein intéressant beschreiben, haben einige Rückwirkung auf dem Deutschen Boden gehabt, indem eines der miserabelsten Witterungsjahre uns beschieden war, dessen ich mich je erinnere, ich habe, glaube ich nicht 70 Sonnentage im ganzen Jahre erlebt. Ich habe im Juni, August und September geheizt, c'est tout dire. Jetzt gehen wir einem politisch orageusen Winter entgegen. Frankreich gährt, der Président hat sich auf ein gefährliches Terrain begeben, wird aber doch réussiren denke ich, weil keine andere compacte Parthei ihm entgegentritt[3]). Dennoch muß man die Augen auf dem Tisch haben und wachsam im Hause sein und dasselbe bestellen. Dahin gehört, daß wir bei uns innerlich mehr gesunden. Die Kammer Session ist ungemein wichtig diesen Winter. Die Kammern können u. dürfen meiner Ansicht nach das Gutachten der alten ad hoc berufenen Landtage, welches sie in seltener Übereinstimmung mit dem Gouvnmt (!) abgegeben, nicht ignoriren, u. müssen davon absehen, wie es zu Stande gekommen ist. Wenn wir so eine vernünftigere Communal Ordnung erhalten, darauf gebaut ein conservatives Wahlgesetz u. endlich eine tüchtige erste Kammer, so ist Preußen für einige Zeit, (!) hergestellt[4]). Gerathen die Kammern aber in factieuse Opposition, so werden sie aufgelöst, wir bekommen eine geröthete Kammer durch die Neu Wahlen, und alle obige Gesetze sind nicht conservatif zu erlangen. Eine solche factieuse Oppost. kann sich finden wegen unserer äußeren Politik, darum wünsche ich in der Discussion, eine völlige Trennung der inneren und äußeren Verhältnisse; in den ersteren muß man mit dem Gouvnmt gehen, in den letzteren mag man es angreifen und dann Stärke und Selbständigkeit verlangen

Empfehlen Sie mich freundlichst Ihrer Gemahlin und schreiben Sie zurück

Ihrem dankbaren Pr. v. Pr.

Ich muß vermuthen, daß Lady Dufferin, eine der Sheridans: Enkelinnen[5]) (: Lady Seymour, Mstr. Northon:) in Neapel sich befindet; deshalb nehme ich Ihre Güte in Anspruch, sie auszukundschaften und ihr die Einlage zukommen lassen zu wollen.

V.

Berlin 13. März 1852.

(Den 23 März 52 in Rom empfangen.)

Ihr letzter Brief hat mich wieder ungemein intéressirt; Sie haben eine ganz besondere Gabe, stets Dinge zu berichten, die man für gewöhnlich nicht erfährt und die doch so klar geschildert sind, daß man sich ganz orientirt fühlt. Also tausend Dank.

---

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich möglicherweise auf den Ausbruch des Vesuvs, der im Jahre 1850 stattgefunden und große Verheerungen angerichtet hatte.

[2]) Gladstone hatte 1850 Italien bereist und 1851 ein Schreiben an Lord Aberdeen, den Führer der liberalen Partei im englischen Parlamente und späteren Premierminister, über die Grausamkeiten der politischen Verfolgungen in Neapel gerichtet, das außerordentliches Aufsehen erregte und von Lord Palmerston, dem damaligen englischen Premier, an alle Höfe Europas versandt wurde.

[3]) Die inneren Verhältnisse in Frankreich nahmen damals die Wendung zum Staatsstreiche, der bekanntlich kurz darauf, am 2. Dezember, erfolgte.

[4]) Es handelte sich bei der Einberufung der alten Provinzialstände um die Umgestaltung der provinziellen Selbstverwaltungsorgane, entsprechend den Bestimmungen des preußischen Staatsgrundgesetzes von 1850.

[5]) Lady Helen Selina Dufferin, geb. Sheridan, Witwe des 1841 verstorbenen Lord Dufferin and Clandeboye.

Die Einlage von Lady Dufferin ist mir auch richtig zugegangen. Seitdem bin ich hier in Berlin von Woche zu Woche, von Tag zu Tag aufgehalten worden, durch die Kammer Verhandlung, die namentlich wegen der Neugestaltung der 1t Kammer, sehr viel Unruhe erzeugte, u. wo ich eine glückliche Mittels-Person abgab. Aber im letzten Moment hat die Rechte den König verlassen, aus — Junkerthum, — ein Wort was ich sonst nie gebrauche[1]). Wollen Sie wissen wie ich über dies Alles denke, so lesen Sie die Einlage, die ich niedergeschrieben habe, um meine Anerkennung unserem Adel zu beweisen, aber seine Junker Idéen abweisen muß[2]).

Das milit. Budjet (!) wird für dies Jahr hoffentlich glatt durchgehen; Bonin[3]) macht seine Sache sehr gut. Wir erhalten in diesem Jahr 6 Capit:(ains) per Regiment mehr und vom October an, den Bataillons Stärke Etat der Garde u. somit die 3jährige Dienstzeit wieder u. eine Augmentation an Unt-Officieren. Das ist ein unumgängliches Fundament, auf dem man bauen kann u. das wir nie hätten verlassen sollen. Künftig Jahr noch 6 Capitains, Ancarirung der Landwehr-Cavalerie an die Linien Cavalerie u. Zusammenlegung des Linien u. Landwehr Infanterie Regts unter einem Brigade Commandeur wie im Krieg.

Ich endige eilig, indem ich morgen abreise und nicht weiß wo mir der Kopf steht. An Lady D.(ufferin) habe ich heute auch geschrieben u. den Brief auf die Gesandschaft gesendet, nicht wissend ob Sie bestimmt noch in Rom sind. Ihrer Gemahlin lege ich mich zu Füßen.

Ihr Pr. v. Pr.

VI.

Coblenz den 29t Dezb. 1852.

(D. 4. Januar 1853 in Ramsgate am Meere empfangen.)

Empfangen Sie wiederum meinen herzlichsten Dank für Ihren überaus intéressanten letzten Brief über französ: u. englische Zustände. Ob das Empire mit oder ohne Enthusiasmus gemacht ist, ist ziemlich gleichgültig; ich begreife es vollkommen, daß seit dem 2t Dezb. 1851 die Franzosen lieber einen Kaiser mit großen Einnerungen haben wollen, als einen Présidenten, der von wenigen Personen improvisirt wurde. Daß Napoléon mit dem Kaiser Titel culminirt hat, nehme ich an; doch wird er sich noch eine Zeitlang halten, weil vorerst er die Nation noch — amusiren kann, wie Fould[4]) sehr bezeichnend gesagt hat: au mois d'avril nous aurons le mariage, au mois de Juillet le couronnement et au mois de mars le baptême. Die Franzosen wollen abwechselnd les grandes émotions u. l'amusement. Wenn die Langeweil (!) eintritt dann muß eins von diesen Ereignissen die Oberhand gewinnen. Vor der Hand wird Napoléon wohl Frieden halten, denn mit demselben fliegen ihm auch die gebratenen Tauben noch in den Mund. Die Kaiserliche Visite in Berlin[5]) wird ihm außerdem das coalisirte Europa gewiesen haben, u. gegen dieses kann er nur losbrechen, wenn ihm das Messer an der Kehle

---

[1]) Am 5. März 1852 war der Antrag des Abgeordneten Koppe auf Bildung der ersten Kammer, für den der König sich erklärt und den der Ministerpräsident von Manteuffel im Abgeordnetenhause vertreten hatte, gegen die Stimmen der Rechten angenommen worden. Der Prinz von Preußen hatte beim Ministerium sehr entschieden auf die Unterstützung der königlichen Willensmeinung gedrungen.

[2]) Diese Einlage ist von Orlich nicht aufbewahrt worden. Es war auf jeden Fall ein lithographiertes Exemplar der Denkschrift des Prinzen, deren Marcks a. a. O. auf S. 110 erwähnt. Wörtlich abgedruckt ist sie bei W. von Tümpling, Hermann von Boyen. Berlin 1898. S. 107 f.

[3]) Im Januar 1852 an Stelle Stockhausens zum Kriegsminister ernannt.

[4]) Achille Fould, französischer Finanzmann und Politiker, leistete Napoleon III. beim Staatsstreiche wichtige Dienste und gehörte hierauf unter dem zweiten Kaiserreiche längere Zeit dem Ministerium an, teils als Finanzminister, teils als Minister des kaiserlichen Hauses.

[5]) Kurz vorher hatte der junge Kaiser von Österreich dem preußischen Hofe in Berlin seinen Besuch abgestattet.

sitzt. Daß ich trotz dieser Visite den weißen Röcken nicht über den Weg traue — versteht sich von selbst[1]). Freiwillig wäre ich nicht nach Berlin gegangen.

Jetzt, wo es anzunehmen ist, daß wir als Triumphatoren aus diesem Ereigniß hervorgehen werden, indem wir fest und conséquent in der Zollfrage geblieben sind[2]), freue ich mich desselben. Wenn man nur conséquent bleibt, auch nach meinem Abgang.

Seit Ihrem Brief vom 22t d. M. ist nun das Ministerium in England gebildet. Eine fusion von Whighs u. Peeliten[3]), kann das von Dauer sein? Sie selbst schreiben mir, daß sie (!) an eine solche Coalition auf die Dauer nicht rechnen (!), und belegen es aus der Geschichte. Mir sagte Peel 1850, als ich ihm hoffend es aussprach, er werde doch noch einst ans Ruder wieder kommen: „um mein Système durchzusetzen, dazu habe ich die körperlichen Kräfte nicht mehr, denn das wäre eine Riesenaufgabe." Und jetzt, sollte, wo der Geist des Schöpfers dieses Système fehlt[4]), es lebenskräftig werden? Ich glaube es nicht. Für den Continent ist eine Combination Russel-Palmerston nicht empfehlend, was um so schmerzlicher ist, als der Continent mehr denn je, England die Hand reichen müßte. Schon die Herzlichkeit der Malmesburyschen Empire-Anerkennung, hat verschnupft[5]); die Coalition thut es noch mehr. Aberdeen allein kann das Alles nur wieder durch seine Persönlichkeit ausgleichen[6]).

So wie im engl. Parlament die katholische Fraction der Regierung nur Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten bereitet[7]), so thut sie es auch in unserer Kammer. Diese Parthei ist nicht schwach und da sie politisch unberechenbar ist, so ist bei uns der Zustand der Kammer, (!) ein völlig unberechenbarer. Ein trauriges aber wahres Bild!! Es zeigt sich immer mehr, daß diese Verfassung für Preußen nicht gehet; wir können wohl eine parlamentische Gesetzgebung haben, aber keine parlamentar. Regierung haben! Die Prinzeß und ich sagen Ihnen und Ihrer Frau unsere besten Wünsche zum Jahreswechsel u. ich bitte um fortgesetzte Correspondenz, wenn Unterzeichneter auch oft säumig im Antworten ist.

Ihr Pr. v. Pr.

VII.

Coblenz 15. 2. 55.

(Den 23. Febr. in Bawtry Hall, Yorkshire empfangen.)

Tausend Dank für Ihre 2 letzten Briefe, von denen der ältere — wie ich nun weiß! — vom 5t Januar ist. Ihre Ansichten über das jetzige Coalitions Ministerium[8]) sind ganz die

---

[1]) „Bien fol qui s'y fie!" hatte der Prinz am 9. April desselben Jahres auf die Nachricht vom Ableben des Fürsten Felix Schwarzenberg hin über die Gesinnungen des Wiener Hofes gegen Preußen an einen andern Vertrauten geschrieben. Tümpling a. a. O., S. 116. Vgl. ebenda S. 117, sowie Marcks, S. 112.

[2]) Gleichzeitig mit dem Besuche Kaiser Franz Josefs fanden zwischen der österreichischen und preußischen Regierung Verhandlungen über einen Handelsvertrag statt, die schon damals einen für die letztere günstigen Ausgang erwarten ließen und auch am 19. Februar 1853 zu einem sehr befriedigenden Ergebnisse führten.

[3]) Soeben war das Tory-Ministerium Derby durch das gemäßigt liberale Ministerium Aberdeen ersetzt worden.

[4]) Am 2. Juli 1850 war Peel gestorben.

[5]) England war die erste große Macht gewesen, die sich entschlossen hatte, das vor wenigen Wochen wiederhergestellte französische Kaiserreich anzuerkennen und Napoleon III. durch Lord James H. H. Malmesbury, den Staatssekretär des Auswärtigen im Ministerium Derby, die Anrede „Mon Frère" zuzugestehen. Österreich und Preußen waren zögernd Englands Beispiele gefolgt, während Rußland Napoleon die genannte Anrede verweigerte und ihn nur widerwillig als Kaiser anerkannte.

[6]) Er genoß allgemein großes Ansehen und Vertrauen.

[7]) Im Sommer 1852 war es bei Gelegenheit der Parlamentswahlen in Irland infolge der Aufwiegelung des Volkes durch die katholische Geistlichkeit zu sehr ernsten Ausschreitungen gekommen.

[8]) Aberdeen.

meinigen. Durch die letzten Erklärungen bei Wiedereröffnung des Parliaments (!) sieht man bereits wie die Nuancen sich Concessionen gemacht haben müssen, um für jetzt zusammengehn zu können. Wie lange kann das dauern? Aber wer wird dereinst die Oberhand gewinnen? In den höchsten Regionen ist unbedingt starke Neigung zum Liberalismus vorherrschend, die so weit gehet, noch nicht gewünschten und verlangten Veränderungen, die sich auch nicht als Bedürfnis erwiesen haben, — zuvorzukommen. Eine solche Tendenz kann weit führen.

Eben so wenig wie Sie, und aus denselben von Ihnen angeführten Gründen, glaube ich an eine Landung in England durch Napoléon. Daß England rüstet ist für ganz Europa und nicht blos für Frankreich von der höchsten Wichtigkeit zu wissen, denn sein Gewicht in die (!) Waag Schale Europas, wiegt sehr schwer. Wohl denen die es für sich in Anspruch nehmen können. Bunsen, der das Coalitions Ministerium für das éminenteste hält was er je gekannt und ihm Dauer verheißt [1]), fürchtet sich doch auch für die Erziehungs, Kirchen und Reform Fragen. Erstere ist eben so nothwendig wie ungefährlich, wenn sie richtig gefaßt ist. In Schottland soll vielmehr (!) Elementar Unterricht existiren, weshalb fast nur Schotten, Unter-Officiere in der Armée sein sollen, wie mir einst der Hz. Cambridge senior sagte [2]).

Die Neu-Bildung unserer 1t Kammer scheint gesichert; es ist ein großer Schritt zum Bessern. Wenn nun die Communal, Kreis und Provinzial Ordnungen, mit Weisheit erlassen werden, so ist endlich ein Fundament für unser inneres Leben geschaffen, was möglich und daher haltbar ist [3]).

Wir schauen auf die französisch-spanischen Flitterwochen [4]), mit Gelassenheit, da sie jedem Europäischen Fürstenhause die Beruhigung gewähren, in die Schicksale dieses théatralischen Kaisers, nicht verwickelt zu sein! Wo werden aber die Surprisen dieses Mannes, die stets mit unglaubliger Schnelligkeit und Energie ausgeführt werden, endigen? — Am Rhein, Po, Themse?? — Ihrer Frau sagen die Prinzeß und ich 1000 Liebes.

Ihr Pr. v. Pr.

VIII.

Ostende 9. 8. 53.

(D. 17. Aug. in Jankendorf [5]) von Spandau aus zugeschickt erhalten.)

Ihr letzter Brief aus Schwalbach hat mich wie alle die Ihrigen, ungemein interessirt. Die traurigen Folgen, welche Sie aus den religiösen Zuständen vorhersehen, theile ich ganz; Alles weiset darauf hin und bereitet sich vor, daß ein einstiger Krieg einen religiösen Karakter annehmen kann. Wie schwierig wird dann Preußens Lage sein? Selbst die jetzigen unbegreiflichen (!) welche der Kf. Nicolas einschlägt, sollen mit einem religiösen Deckmantel gerechtfertigt werden [6]), und Ihre daran geknüpften Folgerungen, sind nur zu richtig. Gott sei Dank, es scheint sich die Sache friedlich zuziehen zu wollen [7]). Ob auf lange? ist eine

[1]) Ein Urteil, das der allgemein in England herrschenden hohen Meinung von den Fähigkeiten der Mitglieder des neuen Kabinetts vollkommen entsprach. „The ministery of talents" war eine sehr beliebte Bezeichnung für dasselbe. In der Tat ging Aberdeen und seinen sämtlichen Amtsgenossen — es waren dies der Herzog von Newcastle, Lord John Russel, Lord Palmerston, Gladstone, Lord Granville, Sir James Graham, Sir Charles Wood und Sidney Herbert — der Ruf großer politischer Erfahrung und bewährter Geschicklichkeit voraus.

[2]) Adolf Herzog von Cambridge, jüngster Sohn Georgs III. von England und Oheim der Königin Viktoria (1774—1850), Vater des jüngst verstorbenen Herzogs George von Cambridge.

[3]) Die Annahme der Regierungsvorlage über die Bildung der Ersten Kammer im Abgeordnetenhause erfolgte am 10. März 1853 mit überwältigender Stimmenmehrheit.

[4]) Die am 29. Januar 1853 vollzogene Heirat Napoleons III.

[5]) Besitzung einer mit O. verwandten Familie von Reibnitz in Westpreußen.

[6]) Vgl. das weiter oben über die Entstehung des Krimkrieges Gesagte.

[7]) In der Tat schien damals die Hoffnung berechtigt, daß es den Bemühungen der Westmächte gelingen würde, den drohenden Krieg zwischen Rußland und der Pforte zu verhindern.

andere Frage. Einen sterbenden Körper[1]) kann man nur auf kurze Zeit noch Leben erhalten (!) und dies ist das Bild, warum man für jetzt wenigstens daran, keinen Europäischen Krieg knüpfen will; man stützt daher den Sterbenden u. freut sich eigentlich doch, daß er trotzdem dem Sarge zueilt! . . . . . .[2])

Was Sie über Frankreich sagen, höre ich von vielen Seiten bestätigen. Man ist zufrieden daß N. sich hält, weil man nichts Anderes für jetzt weiß! Welch eine Basis? — Hier[3]) sind die Dinge gut; die Armée soll sehr gut sein u. es geschiehet viel für dieselbe, unsere Officiere loben Vieles was sie sehen.

In den englischen Blättern ist das ganze Manifest der chinesischen Rebellen erschienen, in Versen u. das ist — — die ganze biblische Geschichte mit dem Christ. Es ist kaum zu denken möglich[4])!! —

Ihre Theilnahme beim Tode des Großherzogs von Weimar[5]) rührt mich sehr; er war ein selten edler, rechtlicher Herr, den man näher kennen mußte, um unter der eigenthümlichen Hülle das Wesen zu erkennen[6]).

Ich gehe heut Abend nach Portsmouth, wohin mich die Queen zur Flotten Revue am 11t eingeladen hat; wie intéressant u. angenehm u. gütig! — Ihrer Frau mich bestens empfehlend Ihr Pr. v. Pr.

IX.

Coblenz 13. 1. 54.

Tausend Dank für Ihre treuen Wünsche beim Jahreswechsel. Man kann sie in diesem neuen Zeit Abschnitt brauchen, denn es bereiten sich Dinge vor, wo Alles die Ohren steif halten muß. Was Sie mir über die inneren Verhältnisse und den Orient in Ihrem ersten Briefe sagen, unterschreibe ich durchaus. Jetzt kommt es nur darauf an, daß die Kammern wo sie nur immer können, mit der Regierung, gehen, damit Einmüthigkeit auch im Volke in den obersten Régionen bemerkt wird, denn die Vertrauens Gesinnung im Volke nach Oben, ist jetzt Hauptsache. Ob und wie sich der Constitutionalismus in Preußen ausbauen wird, ist einer späteren Zeit vorbehalten, jetzt heißt es einig im Innern sein, damit wir stark nach Außen sind.

Die aufgeregte Stimmung in England[7]) ist jetzt so ziemlich zur Culmination gelangt; in 3 Wochen fällt Aberdeen von dem Parlament[8]). — Die Kriegs Parthei ist oben auf. Möge man es nicht zu früh bereuen, diesen Krieg herbeizuführen! So wenig ich des Kaisers Nicolas Politik in der orient: Frage loben kann, so ist ein Krieg mit dieser Macht kein Kinder Spiel, wie 1812 uns gezeigt hat, wo 200,000 M. 500,000 M. besiegten. Freilich waren das ganz andere Verhältnisse, aber was dann —: Wenn Russland aus diesem Kampfe als Sieger hervorginge?

Auf Wiedersehen in wenig Tagen. Ihrer Frau sagt die Prinzeß und ich die besten Grüße.

Ihr Pr. v. Pr.

---

[1]) D. h. die Pforte.

[2]) Hier folgt eine Bemerkung persönlicher Art, die wir, da wir sie als streng vertraulich ansehen, weggelassen haben.

[3]) D. h. in Belgien.

[4]) In China war 1851 der höchst gefährliche Aufstand der Tai-ping ausgebrochen, einer religiös-politischen Sekte, die von Süden nach Norden erobernd vordrang und erst nach langen, schweren Kämpfen 1865 völlig unterdrückt werden konnte. Ihr Anführer Hung-Tsiu-Tsüan lehrte ein phantastisches Gemisch christlicher, buddhistischer und ihm selbst angehörender Religionsbegriffe.

[5]) Karl Friedrich, Vater der Prinzessin von Preußen, gest. 8. Juli 1853.

[6]) Vgl. den Brief des Prinzen an H. von Boyen bei Tümpling a. a. O., S. 118.

[7]) Gegen Rußland.

[8]) Man beschuldigte ihn wegen seiner fortgesetzten Vermittlungspolitik, sich an Rußland verkauft zu haben.

X.

Ostende 27. 7. 54.

Ihre drei letzten immer gleich intéressanten Briefe, habe ich alle richtig erhalten; den letzten so eben. Die frischen Eindrücke, welche er mir wiedergiebt, haben mich ungemein gefesselt, weil bei Ihrem scharfen Blick u. Urtheil die neusten Eindrücke Manches Überraschende haben. Ich habe jedes Wort und jede Mittheilung studiert. Was sie (!) von A: O (unleserliches Wort) sagen, so glaube ich versichern zu können, daß das Berliner Vorurtheil gegen dasselbe von Gf: H. (?) herrührt, wohl aber (ausgestrichen „wohl") von einem vacirenden Preuß. Oberst von der Armée[1])? (!)

Die Lecture der Lebens Beschreibungen ausgezeichneter Männer, werde ich gewiß meinem Sohn immer mehr empfehlen; er hat selbst daran sehr großen Gefallen, was mich sehr freut. — Ihre Mittheilung wie Ranke's Ansichten sich modificirt haben, hat mich ungemein intéressirt. Vielleicht siehet er etwas zu schwarz mit Einmale.

Die dauernde Unpopularität des Pz. Albert in England[2]) würde mir leid thun, weil sie ungerecht ist. Ich glaube aber, wenn Blut geflossen sein wird aus den rothen Uniformen u. die Nachrichten von Un-Confort und Krankheiten im Herbst nach England dringen werden, wird John Bull Kriegs Enthusiasmus kühler werden u. Pz. Albert mehr zur Geltung wieder kommen.

Die oriental. Frage muß in 8 Tagen eine neue Phase gewinnen, denn dann kommen die Antworten aus Paris und London. Sie werden abschlägig lauten. Was wird dann Östreich, was Preußen thun? Von Ersterem glaube ich kann man dies im Voraus wissen. Wird aber Preußen bei der Stange halten? Die Pferde Mobilisirung ist bezeichnend zwar; die †Zeitung[3]) selbst wird nachdenklich. Gebe Gott, daß man **treu**[4]) an Tractat und Protocoll[5]) halten (!), dann ist der Friede bald erreicht[6])! Ich bin und bleibe außer aller Verbindung.

Ihres Gedenkens (!) des 11t Junys[7]) ist uns sehr erfreulich gewesen, der Tag ist über Gebühr geehrt worden, was uns freilich unendlich beglückt hat, aber auch zugleich das Gefühl der Demuth erzeugt, weil wir so viel nicht verdient haben können[8])! — Ihrer Frau 1000 Schönes. Ihr Pr. v. Pr.

XI.

Brussl (!) 10. 8. 54.

Gestern unmittelbar vor meiner Abreise von Ostende erhielt ich Ihren 21 Brief (!) aus Boulogne; beide (!) intéressirten mich ungemein wegen ihres militär: Inhalts. Ob nun noch

---

[1]) Aus dem Zusammenhange nicht zu verstehen.

[2]) Als deutscher Prinz und Mitglied eines weitverzweigten, einflußreichen Fürstenhauses war dieser in England von Anfang an verdächtigt worden, seine Stellung zugunsten der Interessen seiner Verwandtschaft und zum Schaden der englischen auszunützen. Je mißliebiger aber beim englischen Volke die vermittelnde Haltung war, die das Kabinett Aberdeen im Namen des Hofes vor Ausbruch des Krimkrieges beobachtete, desto lauter und heftiger wurden die schon früher geäußerten unwahren Beschuldigungen gegen den Gemahl der Königin, als die Seele dieser Politik, in der englischen Presse erhoben. Am 31. Januar 1854 sahen die Minister Lord John Russell und Lord Aberdeen sich veranlaßt, die Verleumdungen gegen den Prinzen öffentlich im Parlamente zu widerlegen.

[3]) Kreuzzeitung.

[4]) Dreimal unterstrichen.

[5]) Schutz- und Trutzbündnis vom 20. April zwischen Österreich und Preußen, und Protokoll, das letzteres am 9. April 1854 in Wien unterzeichnet und worin es sich mit England, Frankreich und Österreich zu bestimmten gemeinsamen Grundsätzen und Zielpunkten hinsichtlich der Lösung der orientalischen Frage bekannt hatte.

[6]) Vgl. das oben über die damalige Haltung des Prinzen Gesagte.

[7]) Tag der silbernen Hochzeit des prinzlichen Paares.

[8]) Vgl. Ratzmer, Bd. IV, S. 190.

eine Verstärkung nach der Ost See abgehen wird[1])? Die Räumung beider Fürstenthümer[2]) wenn sie ein Factum sein wird, muß die oriental: Frage in eine andere Phase bringen. Mögten England u. Frankreich nur ihrer Seits nicht Durchgänger werden und mit Blut erringen wollen (pour la gloire:) was durch geschickte Négociationen zu erreichen sein kann. Der Nimbus der ruß: Macht und Unüberwindlichkeit ist gebrochen, u. im Kampfe allein durch — den todten Mann!! Es kommt also nur noch darauf an, Wiederkehr zu verhüten und daß (!) ist nach jenem ersten Resultate nun nicht mehr so schwerwiegend. Die Expédition nach der Krimm kann sehr schlecht ablaufen denn die Sache wird nicht leicht sein. Ich gehe morgen nach Coblenz u. bin vom 13 bis Ende des Monats in Baden Baden, dann auf 14 Tage in Berlin; dann Coblenz bis zum 15t Oktober.

Ihrer Gemahlin mich bestens empfehlend

Ihr Pr. v. Pr.

XII.

Coblenz 10. 1. 55.

Tausend Dank für Ihre freundlichen Neujahrswünsche die ich Ihnen für Sie und Ihre Gemahlin bestens zurückgebe.

Alle Bemerkungen über die großen Verhältnisse des Moments, verspare ich mir auf eine baldige mündliche Unterredung. Ich freue mich herzlich der Friedens Aussichten zu Wien, glaube aber nicht an die Réussite derselben[3])! Nur ein Waffenstillstand könnte den Frieden nach sich ziehen; solange aber die Contrahirenden Theile stündlich Jeder Seinerseits auf einen Erfolg in der Krim verharrt, der seine Forderungen in Wien steigern soll, so lange kann kein Frieden zu Stande kommen!

Auf Wiedersehen zum 18t Ihr Prinz Preußen.

XIII.

Berlin 26. 3. 55[4]).

Für Ihre lieben Glückwünsche zum 22. sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank, da mir alle dergleichen Beweise unter den jetzigen Verhältnissen doppelt werth sind.

Ihre Auffassung über Russlands nächste Zukunft, nach überstandenem orientalischen Drama, ist so vollkommen meine eigene Anschauung, daß ich ordentlich frappirt darüber bin. Ich habe die Hoffnung, daß der jetzige Monarch dieses unermeßlichen Reichs von der richtigsten Ansicht in dieser Beziehung durchdrungen ist. Im Jahre 1846 war ich in Petersburg, also zu einer Zeit, wo des Königs Pläne wegen des vereinigten Landtages bereits Gestaltung erhielten, natürlich ohne noch zu wissen, wie er die Dinge, am wenigsten daß er sie so wie geschah, gestalten werde. Ich sprach mit dem damaligen Thronfolger Alexander von den Dingen nicht ohne Besorgnis, was uns geschehe — doch von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß eine Umgestaltung der gouvernementalen Verhältnisse in der politischen Atmosphäre liege, der man sich nicht entziehen könne, indessen müsse man die Leitung des Staatsschiffs mit der eines Stromes vergleichen, dessen Lauf man vor Überschreitungen sichern müsse und ihn daher durch Regulirung seiner Ufer einen geregelten Lauf, der sicher zum Ziele führe, zu geben sich bemühen müsse, wogegen ein unbegrenzter Lauf sowohl, wie eine Abdämmung, die den Lauf hemmte und daher zur Rückstau und Bewässerung führe, sorgfältig zu vermeiden habe. (!) Als ich dies Bild ihm, dem Großfürsten, ausgesprochen hatte, ergriff er

---

[1]) In Boulogne und Umgebung befand sich damals das große französische Truppenlager, wo Napoleon im September den Besuch des Prinzen Albert empfing.

[2]) Der Walachei und Moldau von den russischen Truppen im August 1854 nach den dort im Kampfe mit den Türken erlittenen Niederlagen.

[3]) Am 28. Dezember 1854 waren in Wien zwischen den Vertretern Rußlands, der Westmächte und Österreichs die ersten Friedenskonferenzen eröffnet worden.

[4]) Von diesem Briefe und dem Nr. XVI standen mir nur Abschriften zur Verfügung. Sie sind für Orlichs Schwägerin angefertigt worden von einem Anverwandten, dem dieselbe die Originale der Briefe überlassen hatte.

meine Hand und sagte: Voilà, mon cher oncle, absolument l'idée que j'ai moi-même sur la manière, dont il faut . . . . . [1]) d'un gouvernement! Er führte dies weiter aus, wobei er nicht verhehlte, daß sein verehrter Vater mit Gewalt den Strom abdämmen wolle, was eine Unmöglichkeit sei! Dies giebt mir also die Hoffnung, daß Alexander II. ein sehr weiser Regent sein kann. Sein unvergeßlicher Vater war es wahrlich auch, aber in obigem Punkt verstand er die Zeit nicht! Ruhe und Friede seiner Asche. Ihre geschilderte Stimmung in Österreich gegen uns kenne ich genau, ebenso die der Deutschen, denn in Berlin lebt man in Illusionen!!

Ich hoffe wir sehen uns in einigen Tagen noch in Berlin! Ihrer Frau mich empfehlend und meiner Frau Empfehlungen ausrichtend Ihr Pr. v. Pr.

XIV.

Ostende 7. 9. 55.

(empfangen den 10. Morgens in Lausanne.)

Tausend Dank für Ihren letzten Brief vom 29t v. M. Wie leid thut es mir daß ich Sie nicht mehr sprach, bevor Sie die Alpen für lange überschreiten. Was Sie über die künftige Beschäftigung und Richtung meines Sohnes sagen, ist völlig richtig u. ist für das nächste Jahr die Anordnung ganz so getroffen, daß gewissen Uebelständen, begegnet werde.

Ihre Bemerkungen über Belgien, Frankreich, England, scheinen mir sehr treffend zu sein. Wenn die engl: Visite in Paris auch ein Weltereigniß ist, so scheint mir dieselbe überflüssig a) um die Alliance zu erhalten, denn diese muß sich doch noch von selbst erhalten; b) weil sie der Existenz des Empire nicht einen Tag zusetzen wird, — dem ich übrigens lange Dauer wünsche[2]). Fällt es aber zusammen, so scheint mir, daß nur die Fusion[3]) Anspruch auf Gerechtigkeit u. Dauer hat, denn die jüngere Linie auf dem Thron, während die ältere ausgeschlossen bliebe, giebt dieser das Recht zur Oppostion (!), folglich ist keine Ruhe gesichert alsdann! — Ihre Schilderung der Schweizer Zustände hat mich, als ganz neu ungemein intéressirt, aber nicht erbaut; dort scheinen sich schlimme Zustände zu bereiten.

Von welchem Intéresse meine eigene weitere Reise[4]) gewesen ist, können Sie denken. Ich hoffe Gutes dadurch gestiftet zu haben, daß neben dem alten Verwandten, Freunde u. Cameraden den ich ganz blicken ließ wie in alten Zeiten, doch den endschiedenen politischen Gegner ich (hineinkorrigiert) aussprechen ließ, und Eingang gefunden haben dürfte, da man meine Sympathien für dort kennt, aber dennoch keinen Lobhudler in mir fand, sondern Wahrheit hören ließ, die man wohl nicht oft dort gehört hat. Daß ich als Freund geschieden bin, von Oben u. Unten, beweiset, daß man mich geachtet hat, indem ich dort nicht anders sprach als man es seit 2 Jahren wußte. Diese schwierig scheinende Aufgabe ist mir nicht Einmal schwer geworden, weil Offenheit u. Wahrheit immer ihre Stätte finden wenn sie nur mit Manier gepaart sind. Ich verlasse in einigen Tagen diesen Ort, wo wir im Allgemeinen

---

[1]) Die durch Punkte angedeuteten Worte waren jedenfalls schwer zu lesen und sind wohl deshalb vom Abschreiber weggelassen worden. Vielleicht könnte man ergänzen: . . . „dont il faut arrêter le plan d'un gouvernement."

[2]) Im August 1855 hatte die Königin von England, begleitet von Prinz Albert und ihren drei ältesten Kindern, dem französischen Hofe in Paris einen Besuch abgestattet, der, wie ein sehr glaubwürdiger Zeitgenosse auf Grund einer vom Prinzen Albert persönlich erhaltenen Mitteilung mir versichert hat, von Napoleon III. — ebenso wie auch der Besuch des englischen Hofes in Cherbourg 1857 — als „a personal favour" erbeten worden war, da derselbe für das Weiterbestehen des englisch-französischen Bündnisses ebenso wie für sein eigenes Prestige erforderlich erscheine. Die letzte Bemerkung in dem Briefe des Prinzen von Preußen ist bei seinen vertraulichen Beziehungen zum Prinzen-Gemahl vielleicht damit zu erklären, daß auch ihm von England aus eine Nachricht über Napoleons geheime Wünsche zugekommen war.

[3]) D. h. die Einigung der Häuser Bourbon und Orléans.

[4]) Der Prinz war nach Beendigung seiner militärischen Inspektionsreisen im Sommer zu längerem Besuche am russischen Hofe gewesen. Vgl. über seine dortigen Eindrücke Tümpling a. a. O., S. 120.

durch die Witterung sehr begünstigt waren, — um noch Militärisches auf einige Wochen zu schlucken.

Ihrer Frau mich angelegentlichst empfehlend verbleibe ich stets

Ihr Pr. v. Pr.

XV.

Coblenz 6. 1. 56.

(Empfangen d. 16. in Rom.)

Mit dem allergrößten Rechte müssen Sie böse auf mich sein, da ich Ihnen auf 4 Ihrer interssantesten (!) Brief (!), noch keine Zeile erwiderte; da das Eingestehen eines Unrechts halber Verzeihung gleich kommt, so hoffe ich Letztere von Ihnen zu erfahren!

Ihr letzter Brief mit den geschichtlichen Reminiscenzen, wie Sie dieselben jetzt auf jedem classischen Boden sich Ihnen entgegentreten sehen, — dann die Anbethung der modernen Götzenbilder — das Alles hat mich ungemein angesprochen u. große Wahrheiten habe ich Ihren Mittheilungen entnommen. Die Lebens Skizze Pius IX. u. sein Maria-Cultus, waren für mich ganz neu und erklären mir Vieles[1]).

Von hier aus ist nicht viel Erfreuliches zu berichten. Durch Wahlumtriebe ist ein Zersetzungs und Entsittlichungs Element mehr in unsere Zustände gekommen, was meist seine sehr bösen Folgen tragen wird, u. ist das Gouvernement dabei royalistischer als der König gewesen. Das Wort Umtriebe beweiset Ihnen, daß bei den Wahlen die Regierungs Organe, weit über die Grenzen der besonnen (!) u. nöthigen Einmischung bei denselben hinaus gegangen sind und einen Terrorismus geübt haben, der viel Schlimmeres im Gefolge haben muß, als eine Kammer, die etwas mehr Centrums u. selbst Linke Mitglieder gehabt hätte; so untergräbt man sich wissentlich den Boden unter den Füßen, glaubend ihn zu befestigen! Oh! die Verblendeten[2])! —

Auf dem politischen Terrain glaube ich an keinen Frieden. Keine der streitenden Partheien ist erschöpft, u. Russland trotz seiner Revers nicht-niedergeworfen, um sich Forderungen zu unterwerfen, die sehr weit gehen; ich fürchte die Alliirten spannen den Bogen bis er platzt! Und was dann? Nur eine Drohung mit Krieg, Seitens Mittel Europas, kann heute noch den Frieden herbeiführen; fehlt dieser aber der Ernst u. die Nachhaltigkeit (wie 1854 im May) dann entbrennt der Rest Europas in Krieg, in welchem wir vermuthlich — zusehen wollen, u. gestattet man uns dies, dann sind wir éclipsirt mit unserem Willen, gegen unserem Willen; das klingt paradox, ist aber doch wahr!

Für Sie u. Ihrer Frau stehe hier (!) unser herzlichster Wunsch beim Jahres Wechsel; möge es uns zusammenführen, wonicht (!) — so rechne ich auf — Briefe.

Ihr Pr. v. Pr.

XVI.

[Abschrift[3]).]

Cz. (Coblenz) 29. 4. 56.

Sie haben mir durch Darbringung Ihrer treuen und freundlichen Wünsche zu meinem Geburtstage, wie immer, eine wahre Freude gemacht, für die ich Ihnen, allerdings etwas verspätet, meinen aufrichtigsten Dank hiermit ausspreche. Der Tag selbst verstrich heiter in meiner Familie, äußerlich sehr still, als Char-Sonnabend, innerlich jedoch bei vielerlei Betrachtungen sehr ernst — denn es waren ja wenige Tage erst vergangen seit den trüben Eindrücken, welche die Residenz getroffen hatten[4]) und die sehr zum Nachdenken führen sollten,

---

[1]) Bekanntlich war nicht lange vorher, im Jahre 1854, das Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä von Papst Pius IX. verkündigt worden.

[2]) Bei den Neuwahlen zum preußischen Landtage im Herbst 1855 hatten es die Regierungsorgane durch ihre Einmischung dahin gebracht, daß unter 352 Abgeordneten 215 Beamte und unter diesen 72 Landräte gewählt wurden. (Sogenannte „Landratskammer".)

[3]) Siehe hierüber die weiter oben gemachte Bemerkung.

[4]) D. h. dem am 10. März erfolgten Zweikampfe zwischen dem General-Polizeidirektor von Hinckeldey in Berlin und Herrn von Rochow-Plessow, in dem jener getötet wurde.

wie die Zukunft nach der selbstgeschaffenen Gegenwart sein wird, in welcher Erscheinungen zu Tage treten, die man hätte vermeiden können! — Wir haben nun Frieden und das ist ein großer Segen für die Welt! Der Feind hat Land, Meer, Flotte, Menschen, Geld, Wohlstand und Ansehn verloren — nur nicht seiner Menschen Tapferkeit, wohl aber deren Geschick in der Kriegsführung. Dies Alles sind Güter, die gewisse Leute[1]) ihm auf indirectem Wege erhalten wollten, den Feind dadurch im Widerstand bestärkten — um ihm nicht zu helfen! Die Weisheit dieser Leute ist nun zu Schanden geworden und lassen sie nun den Feind in Stich und treiben ihn zu diesem Frieden! Gewöhnlichen Augen will dies unconsequent erscheinen! Der junge Russische Monarch wird viel zum Wohle seines Landes zu thun finden. Ich halte ihn für den rechten Mann, in diesem Moment Rußland zu regieren. Ein edler Charakter, aufgeklärt über die Bedürfnisse der Zeit, kann er nur das Rechte im großen ganzen vollbringen wollen — das Gelingen steht bei Gott!

Ihr Mittheilungen über Pius IX. Lebens-Neigung und Antonelli's Geschichte, sowie die seiner Vorfahren, haben mich wie Alles, was Sie in Narration zu bringen wissen, ungemein interessirt, sowie das Treiben in Roma superba. Da scheint freilich weder gesellig, noch politisch viel Erfreuliches sich zu gestalten. Auf den Pariser Conferenzen ist Italien, wie man sagt, einigermaßen beleuchtet worden, aber es ist nichts beschlossen worden, was auch wohl schwer sein mag! Aber normal kann ein Zustand nicht sein, der vom Po bis Neapel gährt und nur durch fremde Bajonette gehalten werden kann! Weise, wenn auch langsame, gründliche Reformen thun also Noth und darauf sollten die großen Mächte dringen allen Ernstes!

Frankreich hat einen Sohn — ira-t-il le chemin de ses prédécesseurs? Das weiß nur Gott! Vorläufig wünsche ich dem Vater eine lange Regierung noch, denn er versteht sein Land zu regieren, wie lange Niemand vor ihm — und nach ihm? Die meinigen grüßen Sie und Ihre Frau bestens. Sie werden sich zusammen über die Heirath meines Sohnes freuen, da sind Herzen und Politik zusammengefallen! Ihr Pr. v. Pr.

XVII.

Coblenz 18. 8. 56.

(In Genua den 12. Oktober empfangen.)

Ihre beiden letzten Briefe vom 9t Mai aus Frascati u. vom 8. July aus Vicenza habe ich richtig erhalten, mit dem allergrößten Interesse verschlungen und sage Ihnen also meinen aufrichtigsten Dank. Aber wenn Sie in den Zeitungen meine Kreuz u. Quer Züge[2]) gelesen haben sollten, so werden Sie sich überzeugt haben, daß meine Muße zum Schreiben nicht groß sein konnte. — Ihre politischen Betrachtungen über den Frieden u. unsere Zuziehung, sind ganz allein die meinigen; die Massen aber urtheilen nach dem Erfolge u. sagen: Kein Krieg u. doch zum Friedensschluß zugezogen, das ist sublime! — Die Cabinette glaube ich urtheilen anders u. mit ihnen Mancher der tiefer blickt! Auch Ihre Betrachtungen über das, was Sie Götzendienst taufen, theile ich ganz, — aber dieser Dienst macht doch Fortschritte fürchte ich[3])!

In England habe ich von Neuem in dieser noch immer sehr feststehenden erhabenen Bande gelebt[4]). Gern hätte man den Krieg fortgesetzt — weil man nun nach 3 Jahren

---

[1]) D. h. die Parteigänger Rußlands am preußischen Hofe. Vgl. weiter oben, sowie Natzmer, Bd. IV, S. 212 f.

[2]) Von Anfang bis Ende Juli war der Prinz mit den Seinigen in England gewesen und hatte sich darauf nach Ostende begeben, um von dort über Brüssel nach Coblenz zurückzukehren.

[3]) Diese Worte beziehen sich möglicherweise auf eine der in Orlichs Briefen aus Italien enthaltenen Betrachtungen über kirchliche Zustände.

[4]) Über den dortigen Aufenthalt bieten die Briefe Boyens, der im Gefolge des Prinzen war, manche interessante Einzelheiten. Tümpling, S. 122 f. — Der Ausdruck „erhabene Bande" ist jedenfalls auf die seit der Abdankung Aberdeens im Februar 1855 herrschende Kriegspartei unter Palmerston zu beziehen.

erst gerüstet war! Was man zu erreichen gehofft, ist Niemandem ganz klar. Gerüsteter zu bleiben als man es war, ist meine Predigt in England gewesen; überall fand ich Anklang, wenngleich Conscription und damit ein Reserve Système, dort unmöglich ist, wo man täglich 100% mehr verdienen kann, als Sold gezahlt werden kann. Große Indignation fand ich unter den Militairs über die Anklage u. Untersuchungs Angeleg:, u. wenn auch Freisprechung erfolgte, so standen die Leute doch 1½ Jahr gebrandmarkt vor den Truppen u. der Welt[1])!

Italien bleibt glaube ich ruhig, weil es — Napoléon noch will.

Fortsetzung.

Trier 28. 9. 56.

Soeben erhalte ich den Brief des Vergessen-Geglaubten vom 20t aus Genua, u. der Anfang dieser Zeilen wird beweisen, daß der Briefsteller aus Italien, nicht vergessen ist, wohl aber daß der Empfänger eine 24tägige Manöver Campagne machte, eine Tochter verheirathete u. daher wie ein gehetztes Wild anzusehen war, der kaum einen Moment fand, um den Seinigen Lebenszeichen zu geben, geschweige denn privat Correspondenz besorgen, so gern er es gewollt! So empfangen Sie nur eben rasch meinen innigen Dank, daß Sie des 20t September[2]), so freundlich u. theilnehmend gedachten! Es war dies ein Tag gemischter Gefühle für die Eltern, bei denen jedoch die freudigen über eine, so Gott will, glückliche Zukunft eines geliebten Kindes, die der Wehmuth der Trennung, überbiethen!

Wir haben so eben hier die immense Basilika zu einem christlich-evangel. Gotteshause geweiht (:3 Stunden lang:). Sie ist magnifique durch ihre Dimensionen, u. einfach, aber sehr würdig ausgestattet. Ich kenne in Italien und Deutschland nichts Ähnliches an Größe und imponirendem Eindruck.

Schluß.

auf der Insel Mainau 8. 10. 56.

Sie sehen daß ich Sie nicht vergesse, wenngleich diese Zeilen eben so unzusammenhängend als Zeit-auseinander-liegend entstehen, u. daher um große Nasicht (!) bitten. — Seit Trier habe ich meine Tochter in Carlsruhe u. nun hier auf 1½ Tage wieder gesehen, dort in Glanz u. Staat, hier in wahrer Flitter Wochen (!) auf der herrlichen Insel. — Ich war mit den Majestäten einige Tage im Hohenzollerns: (!), die Schloßburg ist magnifique geworden u. äußerlich ganz fertig. Wir haben eine wahre Sommer Witterung seit 8 Tagen. Ich gehe morgen nach Stuttgart um meine Schwester[3]) zu sehen; gehe dann nach Dürckheim in der Pfalz wo die Prinzeß die Trauben Kur braucht, u. zum 15t nach Berlin! Ihrer Frau 1000 Schönes. Ihr Pr. v. Pr.

XVIII.

Berlin 10. 3. 57.

(Empfangen in Rom den 17. März 57.)

Endlich ergreife ich die Feder, um Ihnen auf mehrere Briefe dankend zu antworten. Es scheint mir indessen einer Ihrer Briefe mir nicht zugegangen zu sein, indem Sie von einem aus Livorno an mich geschriebenen sprechen. Ich habe Briefe von Ihnen erhalten aus Genua vom 12t Oktb:, aus Rom vom 15t Nov, 31t Dezb u. nun vom 19t Feb. Aber auch von mir scheinen Sie den letzten Brief vom November aus Coblenz nach Genua adressirt, nicht erhalten zu haben, was mir sehr leid thut, weil Sie nun seit Anfang Oktober ohne

[1]) Beim Winterfeldzuge von 1854/55 war das englische Belagerungsheer vor Sebastopol infolge ungenügender Fürsorge für seine Ernährung, sein Obdach und seine Bekleidung in einen sehr traurigen Zustand geraten. Die Schuld daran wurde von der öffentlichen Meinung in England mehreren hohen Offizieren zur Last gelegt. Im Hinblick auf die im Parlamente gegen sie erhobenen Beschuldigungen sah sich die Regierung bewogen, zu deren Untersuchung im Februar 1856 ein Kriegsgericht einzusetzen, vor welchem es den Angeklagten gelang, sich zu rechtfertigen.

[2]) Tag der Vermählung der Prinzessin Luise von Preußen, Tochter des Prinzen, mit dem Großherzoge Friedrich von Baden.

[3]) Die Kaiserin von Rußland, Witwe Nikolaus' I.

Lebenszeichen von mir geblieben sind. Vor Allem muß ich Ihnen nun meinen herzlichsten Dank sagen für Ihre freundliche Theilnahme aus Veranlassung meines Jubiläums[1]). Man hat mich viel zu sehr geehrt an dem Tage, da mein Vollbringen mit dem Wollen nicht immer im Gleichgewicht gewesen ist, während (!) freilich das Letztere immer ein redliches u. eifriges, auf das Wohl meines Königs u. der Armée gerichtet war! Indessen wäre es wohl sehr undankbar, wenn ich nicht mit bewegtem Herzen die Beweise der Theilnahme, welche weit über den Kreis der Armée hinausgingen, anerkennen wollte u. darin ich auch den Lohn für manche schwere Zeiten fand!! -

Das Interesse aller Ihrer Briefe hat uns, — denn ich lese sie stets meiner Frau vor — die ungemeine Freude an denselben hat — in steigendem Grade beschäftigt. Sie haben ein Talent das Interessanteste, Nützlichste u. Unterhaltenste (!) zusammenzustellen u. dies stylistisch u. caligraphisch so faßlich auszudrücken, daß es immer ein angenehmes Ereigniß ist, wenn Ihre Briefe kommen.

Unsere inneren Verhältnisse geben in dieser Kammer Session ein eignes Bild! Die 2t Kammer welche vor 2 Jahren durch alle möglich (!) unrichtige Mittel so servil zusammengetrommelt wurde wie nur möglich[2]) — bockt jetzt doch. Der Reiter muß also sehr ungeschickt sein!! Das Scheidungs Gesetz ist gefallen weil es zu viel auf Einmal war. Allzu scharf macht schartig! Hätte man sich mit Abschaffung der frivolsten Gründe begnügt, so wäre das Gesetz gewiß durchgegangen u. und nach einigen Jahren hätte man den 3t Schritt vorwärts thun können. Die Finanz Vorlagen werden in den Hauptsätzen wahrscheinlich auch fallen[3]), was freilich nicht gut wäre, weil nicht nur die angezeigten Bedurfnisse, sondern noch unendlich viel höhere nur momentan zurückgestellte, — befriedigt werden müssen. Die Jagd der Kammern nach momentaner Popularité durch Öconomisch: Miene wird sich daher in einigen Jahren gewaltig verrechnet haben. Aber freilich das Gouvernement hätte vielleicht bessere Quellen aufsuchen sollen, als es that Indessen es schwebt zwischen Scilla u. Charybdis: „die Wohlhabenden wollen nichts geben u. diese wollen die Ärmeren nicht belasten," wo soll da zuletzt Geld her kommen?

Ich verlasse heute Berlin um bis zum 1t May in Coblenz zu bleiben. Die Winter Vergnügung war sehr animirt, aber wie auch Sie selbst über Italien bemerken, der eigentliche Masken Schertz, wie ich ihn noch erlebte, ist hors de saison, die vornehme Welt kennt diese Sorte Schertz garnicht mehr u. die Bals costumés erhalten sich noch durch einzelne Quadrillen. deren wir recht hübsche zum mardi gras auf dem Schlosse sahen.

Ihre Schilderungen des Katholizismus in allen Ihren Briefen, sind ungemein treffend u. geben mir die Vervollständigung des Bildes, welches ich in mir über denselben aufgenommen habe! —!

Wir sahen diesen Winter hier 3 Kirchenfürsten, von Prag, Olmütz und Breslau[4]). Alles liebenswürdige u. mehr oder weniger ausgezeichnete Erscheinungen. Cardinal Geissel aus Cöln werden Sie wohl in Rom sehen. Die Kaiserin von Russland wird Ende May nach der Welt Stadt sich embarquiren; Prz Carl wird sie begleiten.

Nun 1000 Liebes Ihrer Gemahlin. Ihr Pr. v. Pr.

XIX.

Coblenz 15. 4. 57.

Ihre Wünsche zum 22t März[5]) für die ich mit einiger Beschränkung — denn Mose (!) 80 Jahre munden mir nicht, Ihnen sehr dankbar wie immer für Alles bin, was Sie

---

[1]) Am 1. Januar 1857 hatte der Prinz das fünfzigjährige Jubiläum seines Eintritts in das Heer gefeiert.

[2]) Vgl. die Anmerkung zu XV.

[3]) Eine Vermutung, die sich in der Tat bestätigte. Siehe weiter unten.

[4]) Kardinal-Fürsterzbischof Friedrich Fürst Schwarzenberg, Fürsterzbischof Friedrich Landgraf von Fürstenberg, Fürstbischof Dr. Heinrich Förster.

[5]) Dem sechzigsten Geburtstage des Prinzen.

mir Theilnehmendes sagen — sind mir richtig zugegangen. Die Zahl 60 ist eine unabweisbare Nothwendigkeit zum Verschlucken gewesen, einige Jahre werde ich es vielleicht noch mitmachen können, aber das Gute liegt doch wohl dahinter bereits, obgleich uns auch das Uebele nicht fehlte!: so wird's wohl fortgehen!

Aber welchen interessanten Brief haben Sie wiederum geschrieben! Ihre Wanderungen durch Rom haben uns so lebendig in das dortige eigenthümliche Treiben versetzt, daß wir wohl wünschten von Ihnen geleitet, dergleichen Wanderungen vornehmen zu können. Jetzt haben Sie gewiß meinen Bruder u. vielleicht auch die Kaiserin in Rom gesehen, die seit gestern dort sein kann. Möge sie besseres Wetter zur Überfahrt gehabt haben, als wir seit 4 Tagen hatten; denn nach dem herrlichsten Frühling ist es so stürmisch, regnerisch und kalt geworden (: nur 5° Wärme :) daß man ganz erstarrt; mit heute scheint der Zauber des Bösen gebrochen u. die Sonne scheint hell; aber die Blüthen der Obstbäume haben stark vom Sturm gelitten.

Was Sie mir vom erloschenen (?) Redner Talent Manning's und Newmans[1]) schreiben, ist sehr merkwürdig, so wie Alles was sie aus dieser Richtung erzählten. Unser Cölner Cardinal wird sich nach den énormen Fétirungen zu Rom garnicht mehr bei uns gefallen können wenn nicht der Riß in der Börse gebessert werden müßte.

Recht eigenthümlich muß Ihr Wiedersehen mit dem jungen indischen Fürsten gewesen sein, dessen Hof u. Verwandte Sie einst in aller Pracht noch sahen! Sic transit gloria mundi! —

Dies Wort läßt sich auch wiederum auf die neuen Ausgrabungen anwenden, von denen Sie schreiben. Wie eigenthümlich ist die Zeichnung, die Sie mir sandten!!

In unseren inneren Verhältnissen hat seit meinem letzten Briefe sich nicht viel geändert. Das Herrenhaus wird nun den Ausschlag geben, ob wir neue Steuern erhalten oder nicht. Es ist ebenso leichtfertig neue Steuern zu bewilligen als sie zu verweigern, je nachdem das Bedürfnis sich darstellt. Da ich nun zu Denen gehöre, die das Stocken der Staatsmaschine nicht wünschen, dieselbe aber nicht blos pro 1858 bedeutende Bedürfnisse zu befriedigen hat, noch mehr aber in den nächsten Jahren sich bereits kund gegeben haben, so ist in meinen Augen die Steuer Verweigerung dieses Mai, ein Leichtsinn, weil ich noch nicht die Überzeugung aufnehmen konnte, daß andere Fonds oder Ersparnisse Aushülfe gewähren u. jedenfalls dies nur momentan u. palliatif sein würde. Die Regierungsmaschine kann unmöglich das Einzige sein sollen, was *stehen* bleibt oder *wohlfeiler* werden soll, während *Alles* rund umher *theurer* wird; dabei ist die Wohlhabenheit im Volke in stetem Steigen, die Prestationsfähigkeit ist es daher auch, so daß es also nur darauf ankommt die *richtigen* Hebungs Mittel anzusetzen. Daß man darin nicht glücklich war, beweiset die Kammer Débatte. Eine eigenthümliche Erscheinung biethet sich dar. Die Linke mögte das Ministerium ermüden, aber v. d. Heydt[2]) und Bodelschwingh[3]) als rechtliche Männer schonen. Die Rechte will gerade diese Beiden stürzen, weil sie noch nicht unbedingt nach der Pfeiffe der †Ztg. tanzen. Im Ersparniß (!) Système begegnen sich nun *beide Seiten* der Kammer, jede um ihre Gegner zu stürzen. Was wird der Réfrain (!) sein? Vermuthlich siegt die Rechte, u. dann hat die Linke geholfen ihre Günstlinge stürzen zu helfen! Das ist Parlamentarismus![4])

In England stehen die Dinge auch eigenthümlich! Palmerston erhält eine imposante Majorität für die persönliche Politik in China, u. das mit Recht; denn wenngleich das englische Heer in Hongkong wohl zu rasch u. unbesonnen vorging, so *konnte* man ihn nicht im Stich lassen und dieser Ansicht springt das Land durch seine Wahlen bei[5]). Abes es gehet aus

---

[1]) Der beiden englischen Kardinäle.

[2]) Handelsminister.

[3]) Finanzminister.

[4]) Die beiden Minister behaupteten übrigens noch geraume Zeit ihre Portefeuilles: der Rücktritt Bodelschwinghs erfolgte erst bei Übernahme der Regentschaft im Herbst 1858, während v. d. Heydt sogar bis 1862 im Amte blieb.

[5]) Kurz zuvor hatte Lord Palmerston, nach dem Rücktritt Aberdeens im Februar 1855 zum Premierminister berufen, die Auflösung des Parlaments verfügt. Veranlaßt war dieser Schritt durch die heftigen Angriffe seiner Gegner im Ober- und Unterhause wegen der Entsendung einer Flotte in die chinesischen Gewässer, die er zur Wahrung der Interessen wie der Ehre Englands

diesen Wahlen zugleich ein ultra Liberales Parlament hervor, was Palmerston nicht wünschte, da er sich speciell u. energisch gegen Reformen aussprach. Was wird also sein Schicksal sein, wenn die Chines. Frage erledigt ist? Ld: John R:[1]) wird ihn stürzen, — bon voyage[2]) — aber was wird Englands innere Politik werden, wenn die Démocratie noch stärker wird? Das ist zu bedenken u. die Antwort ist nicht erstaunlich!

Nun leben Sie wohl; die Prinzeß und ich grüßen Ihre Frau bestens. Auf Wiedersehen hoffentlich. Ihr Pr. v. Pr.

XX.

Berlin 16. 5. 57.

(Empfangen in Turin den 21. Mai 57.)

Ihre drei letzten Briefe habe ich alle richtig erhalten u. danke Ihnen aufs Verbindlichste für dieselben. Den vom 7. April erhielt ich ungefähr 1 Stunde nachdem der meinige vom 15t zur Post gegeben war, u. ich hätte ihn noch zurückhalten lassen um den Empfang des Ihrigen zu bescheinigen, wenn ich nicht in derselben Stunde nach Mainz abgedampft wäre. Ihre heute empfangenen Mittheilungen über die Kaiserin[3]) haben mich sehr intéressirt, in einigen Détails aber frappirt, wie sie sich denken können[4])! Nicht minder war Ihre Schilderung des Grün Donnerstags und jetzt die der Loretto Reise, anziehend — oder abstoßend! je nachdem!! Ich bin selbst in Loretto gewesen[5]) und rechne die dortigen Legenden u. die vom Bambino in Aracöli (: glaube ich:) zu den trübsten Eindrücken der Art! Die Aufbewahrung im Münz Cabinett zu Paris, scheint eine richtige Stätte für dergl. gewesen zu sein! —

Ihrem Urtheil über die Art der Translocirung der Gebeine Tassos, trete ich ganz bei! — Was Sie mir über die für mich durch Gß Fstin (!) Olga[6]) angekaufte (verbessert für „bestellte") Statue der Emmeralda (!) schreiben, welche die Kaiserin genommen hat, verstehe ich nicht, da ich mich eines solchen Bestellungs Ankaufs garnicht entsinnen kann[7])? — Ihr, meinem Bruder[8]) in Tusculum gegebenes Déjeuné (!), hat einigermaßen meinen Neid erregt; Ihr Toast trägt ganz das Gepräge der Einflüsse der Welt-Stadt, wo man historisch-begeistert wird!

Berlin ist diesen Augenblick ein Stück Geschichte durch den Besuch des Prince Napoléon. Er ist sehr beflissen überall poli u. tactvoll zu erscheinen u. réussirt darin auch. Er wohnte gestern einer sehr schönen Parade der hiesigen Garnison bei; morgen ist dergl: in Potsdam. Das Publicum ist sehr anständig und hat es gut aufgenommen, daß er die Hurrahs die es dem König beim Ritt zur u. von der Parade brachte, durch Nicht-Grüßen nicht für sich nahm; — das spricht für Publikum u. Prinz. — Seine äußere Ähnlichkeit mit seinem Onkel ist

für unerläßlich erklärt hatte. Daß die Nation in ihrer großen Mehrheit auf seiner Seite stand, bewies der glänzende Ausfall der soeben vollzogenen Neuwahlen zum Parlamente.

[1]) Lord John Russell, sehr bedeutender Staatsmann, der seit langen Jahren eine hochwichtige Rolle in Englands politischem Leben spielte. Im Sommer 1855 war er aus dem Ministerium ausgetreten.

[2]) Dies geschah indessen nicht, vielmehr wurde Palmerston im Sommer 1858 durch das Torykabinett Derby verdrängt, und als er 1859 wieder ans Ruder kam, übernahm John Russell unter ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Zur Stellung eines Premiers, die er schon früher innegehabt hatte, gelangte Russell erst wieder nach Palmerstons Tode (1865).

[3]) D. h. die Kaiserin-Witwe von Rußland, die sich 1856 aus Gesundheitsrücksichten, vom Prinzen Karl von Preußen begleitet, nach Italien begeben hatte und damals in Rom weilte. Vgl. weiter oben.

[4]) Wahrscheinlich hatte Orlich über deren leidenden Zustand berichtet.

[5]) Auf der Reise durch Italien, die er mit seinem königlichen Vater und seinem Bruder Karl im Herbst 1822, anschließend an den Kongreß in Verona, unternommen hatte. Ratzmer, Bd. I, S. 110.

[6]) Kronprinzessin, später Königin von Württemberg, Nichte des Prinzen.

[7]) Gemeint ist eine bekannte Statue des Zigeunermädchens Esmeralda, der Hauptperson des Romans „Notre Dame de Paris" von Victor Hugo.

[8]) Prinz Karl.

frappant, nur daß seine Züge viel schärfer u. weniger edel sind. — Unsere Kammern haben sich fortgesetz (!) in finanzieller Opposition erhalten[1]), betheuern aber, deshalb nicht gegen das Gouvernement zu sein! Ich glaube sie hätten besser gethan, es gerade umgekehrt zu machen[2]).

Wir haben eben so unbeständige Witterung hier, wie Sie in Rom. Vom 16—21 April hatten wir 16—20° Wärme; seitdem bis zu 0 sinkend, mit Reif u. Schnee u. nun seit 2 Tagen endlich Sonne, aber nicht über 16°. — Mich Ihrer Gemahlin bestens empfehlend

Ihr Pr. v. Pr.

XXI.

Baden 7. 8. 57

Alle Ihre 3 letzten excellenten Briefe u. den Glückwunsch-Brief zur Großpapas Würde[3]), habe ich richtig erhalten u. sagen wir Ihnen unseren aufrichtigen Dank nicht nur für jene Glückwünsche, sondern auch für die interessanten Mittheilungen über die italienischen Zustände, denn wir verschlingen immer zugleich Ihre so anziehenden Schilderungen! wenn sie auch oft abstoßenden Innhalts sind. Mit unserer Tochter gehet es ganz vortrefflich![4])

. . . . . .

Gottes Segen ruhet sichtlich auf das junge Paar (!) seit seiner Verbindung! Möge es so bleiben u. das Söhnchen wie bisher gedeihen u. seiner ernsten Zukunft gnädig entgegengeführt werden! Seit fast 2 Monaten leben wir in einer tropischen Hitze u. die ich persönlich nur 3mal auf einen Tag durch Gewitter abgekühlt erlebte · die Hitze stieg hier mehrere Male auf 28° im Schatten! Baden ist himmlisch dennoch dabei! Ich gehe am 9t nach der Taufe nach Ostende, dann während des Septembers zu den Manövern nach Berlin u. Halle.

Das Unwohlseins (!) meines Bruders des K.(önigs[5]) hat uns sehr alarmirt, da die Kopf Nerven doch sehr unangenehm afficirt waren und da noch sind, bei Anstrengungen u. leicht Erschlaffung eintritt. Ruhe ist sehr nöthig! —!

Wie müssen Sie die indischen Ereignisse[6]) beschäftigen! Wenn wirklich nur die Truppen aufständisch sind, so wird man vielleicht durch große Kraft-Entwickelung ihrer Herr werden. Aber dennoch könnte es un commencement de la fin, der dortigen gouvernementalen Verhältnisse werden. Wenn der Nymbus (!) der Macht verschwindet u. diese als schwach sich darstellt, wie sie es doch ist, im Verhältniß zur immensen Bevölkerung u. der natifs armée — was wird dann werden?? Ich bin begierig Ihre Ansicht zu hören.

Wir beide grüßen Sie u. Ihre Frau bestens u. erwarten bald wieder Mittheilungen!

Ihr Pr. v. Pr.

Ich kenne . . . . . !?[7]) wie himmlisch muß es jetzt sein!!! —

XXII.

Deutz 3. 9. 57.

Ihre so schleunige Antwort auf mein Befragen Ihrer Ansicht über die indischen Verhältnisse, habe ich zu 100 Dank erhalten u. hat mich Ihre Auffassung um so mehr interessirt

---

[1]) Von den Steuergesetzentwürfen der Regierung waren abgelehnt worden: 1. der über Einführung einer allgemeinen Gebäudesteuer, 2. der über Wiederherstellung des früheren Salzsteuersatzes, 3. der wegen Abänderung des Gewerbesteuergesetzes.

[2]) Wie streng konservativ und wie regierungsfreundlich dieser Landtag eigentlich seiner ganzen Zusammensetzung nach war, ist oben erwähnt worden.

[3]) Am 9. Juli war dem Prinzen der erste Enkel geboren worden, der Erbgroßherzog Friedrich von Baden.

[4]) Den folgenden Satz haben wir, da er persönlichen und vertraulichen Inhaltes ist, weggelassen.

[5]) Im Juli hatte Friedrich Wilhelm IV. auf der Rückreise von einem Besuche am Wiener Hofe in Pillnitz den ersten Anfall seiner schweren Krankheit gehabt.

[6]) Der im Mai ausgebrochene Militäraufstand in Ostindien.

[7]) Unleserlicher Ortsname. Höchst wahrscheinlich ein Ort in der französischen Schweiz, an dem Orlich sich damals befand.

u. frappirt, als sie fast ganz mit den Ansichten des Prince Consort übereinstimmt, den ich auch um seine Auffassung bath. Seitdem ist die Sache militär: immer ernster geworden, aber so lange die Nation sich nicht betheiligt, kann man hoffen, mit der militär. Empörung durch militär: Kräfte, — aber bedeutende — Herr zu werden. Es schaudert, wenn man liefet was menschlich oder vielmehr unmenschlich vorfiel u. was nun als Répressalie vorfallen wird!!

Da Sie am 15t in Monrepos[1]) sein wollen, so hoffe ich sehr, daß Sie die Prinzeß in Coblenz besuchen werden, die am 12t dort eintrifft von Weimar. Leider werde ich Sie nicht sehen, da ich nicht vor dem 24t od. 25t Sept. in Coblenz sein kann.

Ich habe mich 3 Wochen von der Hitze des Sommers im Ostender Meer erfrischt, seit dem 31t bin ich à cheval was nach jener Erfrischung schon zu ertragen ist; auch ist die Witterung endlich abgekühlt u. gewitterig geworden. Die Stuttgarter Entrevue[2]) beschäftigt alle Gemüther; aber in Berlin allein scheint man gemüthlich der Händereichung über uns u. Deutschland weg, von 2 Kaiserreichen zuzusehen, ohne sich zu betheiligen, u. noch dazu bei einer Händereichung in Süd Deutschland und in Stuttgart!!! — („Und" ausgestrichen) man konnte diese Entrevue in Berlin haben; war das nicht wichtig genug, um die † Zeitung zum Schweigen zu bringen? Aber sie wollte es nicht!

Tausend Schönes Ihrer Frau und an Bunsen[3]), wenn Sie ihm begegnen sollten.

Ihr treu ergebener
Pr. v. Pr.

Den Umtrieben der rückschrittlichen Partei, die Preußens Thronfolger, wie auch dieses letzte Schreiben an Orlich bezeugt, mit so ernster Sorge für Preußens und Deutschlands Zukunft erfüllten, sollte bald genug ein Ziel gesetzt werden. Das Unwohlsein des Königs, dessen der Brief vom 7. August erwähnt, machte nach anfänglicher scheinbarer Besserung im Herbste 1857 rasche Fortschritte; schon am 23. Oktober sah sein Bruder sich genötigt, als Stellvertreter, zunächst auf drei Monate, die Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen. Da das Befinden des Kranken sich immer mehr verschlechterte, mußte diese Frist wiederholt verlängert werden, bis Friedrich Wilhelm IV. sich nach Verlauf eines Jahres, am 7. Oktober 1858, bestimmen ließ, den Prinzen von Preußen in aller Form zum Regenten einzusetzen.

Der letztere stand bereits im einundsechzigsten Lebensjahre, als er zu seinem hohen Amte berufen wurde; er zählte nur anderthalb Jahre weniger als der König und hatte infolgedessen kaum darauf rechnen dürfen, noch dessen Nachfolger zu werden. Dem in ernster Arbeit Ergrauten, durch manche schwere Erfahrung Gereiften war jedoch der neue Wirkungskreis durchaus nicht mehr fremd; zielbewußt, mit fester Hand ergriff er die Zügel der Regierung: wohl bewahrte er im ersten Jahre, wo die Hoffnung auf die Genesung des Königs noch nicht aufgegeben worden war und der Prinz gewissermaßen „mit gebundenen Händen" regierte, eine vorsichtige Zurückhaltung; sobald aber mit der Übernahme der Regentschaft die Schranken gefallen waren, die seine Tätigkeit zuerst beengt hatten, ließ er auch über die Richtung seiner Politik keinen Zweifel

[1]) Schloß des Fürsten zu Wied bei Neuwied.

[2]) Zwischen Napoleon III. und dem Kaiser von Rußland, die bald darauf, am 25. September, erfolgte.

[3]) Der damals nach seiner Verabschiedung in Heidelberg lebte.

mehr bestehen, sondern äußerte entschieden den Willen, einen andern Weg als den bisherigen zu verfolgen, ohne dabei im geringsten von den Überlieferungen des preußischen Staates abzuweichen.

Seinen Entschluß, mit dem herrschenden Systeme zu brechen, gab der nunmehrige Regent durch die Neubildung des Staatsministeriums im liberalen Sinne und die feierliche Ansprache, mit welcher er dessen erste Sitzung eröffnete, ebenso wie durch seine ersten Regierungshandlungen zu erkennen.

Wie freudigen Anteil Leopold von Orlich, der inzwischen aus dem Süden nach Deutschland zurückgekehrt war, an dieser entscheidenden Wendung in dem Leben seines geliebten Prinzen nahm, ist leicht zu ermessen, denn so wenig er sich auch den Ernst der damaligen politischen Lage verhehlen konnte, so fest mußte er doch davon überzeugt sein, daß es dem neuen Lenker des preußischen Staates weder an der Willenskraft noch an den geistigen Fähigkeiten gebrechen würde, die der Augenblick erheischte.

In seinen Briefen an ihn fuhr Orlich, ungeachtet der sehr eifrigen schriftstellerischen Tätigkeit, die er gerade damals entfaltete, auch fernerhin mit gewohntem Eifer fort. An ihre regelmäßige Beantwortung war freilich bei deren hohem Empfänger jetzt noch weniger als früher zu denken. Um so bemerkenswerter, schöner und bezeichnender erscheint das erste Schreiben, das er nach Übernahme der Stellvertretung an Orlich richtete. Es ist datiert aus Berlin vom 11. Dezember 1857 und veranlaßt durch den Entwurf eines Regierungsprogrammes in Form einer Denkschrift, den Orlich seinem letzten, eben erst eingetroffenen Briefe beigelegt hatte.

„Einen Moment der Ruhe benutze ich," schreibt der Prinz, „um Ihnen herzlich für alle Ihre letzten Briefe zu danken, die mich u. die Pzß (!) wie immer, ungemein interessirten. Aber vor Allem muß ich Ihnen danken für die Beilage zu Ihrem letzten Briefe vom 8t d. M. Ich fasse mich kurz, aber deutlich wenn ich Ihnen sage, daß jenes P. M. mein Program wörtlich ist! — Verlangen Sie noch mehr der Anerkennung? — Aber wie ausführen? — Meine jetzige Lage bindet mir die Hände, — aber dennoch lasse ich die Idée des Programms stets durchblicken u. es scheint mir, als gehe man mir um den Bart! Wenn das länger so dauert, so kann dies Gewöhnung werden u. dann ist Manches möglich zu erreichen, selbst in der Stellvertretung. Freie Hände werden mir wohl nicht mehr zu Theil werden, oder doch nur auf so kurze Zeit bei meinem vorgerückten Alter, daß ich meinem Sohn die neue Aëra zu schaffen überlassen muß. Aber ihm das Terrain vorzubereiten, durch Gesinnungs Tüchtigkeit auf dem Gebieth der Ehre, Wahrheit, Gerechtigkeit, — den Blick zu vernünftigem Zeitgemäßen (!) Fortschritt, — das ist meine Aufgabe! es mag mit gebundenen oder freien Händen sein.

Mehr kann ich nicht sagen im Januar mündlich mehr. Pr. v. Pr."[1])

Das in diesem Briefe erwähnte Regierungsprogramm Orlichs, das von seinem Gönner so entschieden gebilligt wurde, war seinem Inhalte nach jedenfalls gleichbedeutend mit der erwähnten Kundgebung vom 8. November 1858, die in Preußen selbst und weit über dessen Grenzen hinaus allenthalben so frohe Erwartungen hervorrief.

Zum Gedankenaustausche mit Orlich über die Aufgaben seiner neuen Stellung bot sich dem Prinzen im Januar 1858 wieder Gelegenheit durch ein

[1]) In sichtlicher Eile geschrieben.

persönliches Zusammensein (Vgl. den Schluß seines letzten Briefes) in London, wo seinem getreuen Berichterstatter die Freude und Auszeichnung zuteil wurde, den Feierlichkeiten zur Vermählung des einstigen preußischen Thronerben beizuwohnen.

Ebenso sind sich beide in der Folgezeit wohl auch auf deutschem Boden noch öfters begegnet, da der Prinz alljährlich im Laufe des Sommers nach Baden-Baden kam, Orlich hingegen sich zeitweilig in dem nahen Karlsruhe aufhielt.

An diesem Orte besorgte er im Winter 1858/59 zunächst die dritte Auflage seiner „Reise in Indien" (Leipzig 1858) und gab hierauf den ersten Band seiner umfangreicheren Arbeit „Indien und seine Regierung" (Leipzig 1859 bis 1861) heraus, worin er sich das Ziel gesetzt hatte, das von ihm mit Recht bewunderte Werk der Gründung und Ausgestaltung des indobritischen Kolonialreiches eingehend darzustellen[1]). Auf den Erfolg dieses großangelegten Werkes, von dem ein weiterer Teil[2]) noch in demselben Jahre erschien, mochte Orlich um so sicherer hoffen nach dem Aufsehen, das eine 1857 von ihm veröffentlichte Flugschrift über die Ursachen des damaligen Militäraufstandes in Indien hervorgerufen hatte[3]).

Seine Studien über dieses ferne Land konnten ihn übrigens, wie sehr sie auch seine Zeit und Kraft in Anspruch nehmen mochten, doch nicht hindern, gleichzeitig die gewaltige Umwälzung in Europa, die sich 1859 vollzog, mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Welche interessanten Beobachtungen der Vielerfahrene, Vielgereifte in den Briefen an den Prinzregenten über die europäische Lage anstellte, entnehmen wir dem Schreiben des letzteren vom 11. April 1860, dem ersten, das uns seit dem Dezember 1857 wieder vorliegt[4]). Das Lob, das er in diesen Zeilen Orlichs Ausführungen spendet, und die Beachtung, die er ihnen schenkt, werden wir um so höher anschlagen, wenn wir erwägen, wie sehr damals schon der beginnende Kampf zwischen der Krone und der Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses um die Heeresreform die Seele des Prinzen erfüllte und ihn beschäftigte, — was sich in seinen Zeilen auch deutlich kundgibt.

„Ihre sämmtlichen 6 Briefe," schreibt er, „habe ich richtig erhalten u. sage ich Ihnen meinen besten Dank für Alles so überaus Interessante, was Sie mir mittheilten, so wie für die guten Wünsche zum Geb(urts) Tag. Vornehmlich dieser Brief, hat mich ungemein interessirt, da er einen Abriß der Europäi: Lage, vis à vis von Frkch. gab, den ich ungemein richtig u. beherzigenswerth finde. Die Schilderung von Frkch: u. Engld halte ich für classisch. Unsere Lage bezeichnen Sie ebenfalls vollkommen richtig; sie ist schwierig aber voller Zukunft. Daß die milit: Frage aus dem finanziell. Gesichtspunct allein auf Schwierigkeiten stößt, nehme ich nicht an. Die Démocratie siehet in demselben die Möglichkeit verdorben, undisciplinirte Landwehren zu ihren Zwecken verwenden zu können, wie ihr dies 1849 zum Theil

[1]) Siehe Vorrede des ersten Bandes.

[2]) Bd. II, erste Abteilung. Die zweite Abteilung wurde 1861 mit Benutzung des Orlichschen Nachlasses von Dr. Karl Böttger herausgegeben.

[3]) Sendschreiben an Lord Westmoreland (den langjährigen englischen Gesandten in Berlin) über den Militäraufstand in Indien.

[4]) „Empfangen den 17. April, in Clifton, 4. Meridian Place."

gelungen war Dies ist der Hebel der angesetzt wird, versteckt hinter der Geldfrage. Warum genoß denn Patow[1]) als unbedingt unsere erste Finanz Capacität so volles Vertrauen bisher, u. soll es verliehren, weil er die völlige Möglichkeit nachgewiesen hat, daß das Land die Forderung vollkommen tragen kann, indem es wehrend (!) 3 Jahren nicht einen Groschen mehr zahlen soll als heute, u. nach jenem Termin, durch Staats-Schulden-Zinsen-Ersparniß, Handsteuer u. steigende Überschüsse, die Deckung gesichert ist. Da muß also etwas Anderes dahinter stecken, u. das habe ich eben genannt. Aber wie dumm ist diese Démocratie zu glauben, daß sie (!) auf so lang beurlaubte Mannschaften, wie nach dem neuen Project festgestellt wird, die Einwirkung der Umsturz Parthei nicht auch möglich sei. Darauf ist das Project warlich nicht gebaut. Es ist gebaut auf Verjüngung der Mannschaften, Erleichterung der älteren 4 Jahrgänge der Landwehr Mannschaften u. auf Einstellung der Beurlaubten in festen, leider immer noch schwachen Cadres (: 500 auf 1600 M :) Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir an das[2]) gewünschte Ziel kommen. Aber die Haltung des Herrenhauses ist weit Schlimmer als alles Andere u. das ist der Unseegen! — Nun noch 1000 Liebes Ihrer Gemahlin; auf Wiedersehen also im Sommer.

Ihr Pr. v. Pr."

Die Erwartung, mit der dieses Schreiben schließt, sollte sich nicht erfüllen. Die anhaltende und angestrengte geistige Tätigkeit der letzten Jahre hatte Orlichs Gesundheit, die niemals sehr kräftig gewesen war, allmählich schwer geschädigt. Zu ihrer Wiederherstellung bereitete er eine Badereise nach Deutschland vor; indessen kam sie nicht mehr zur Ausführung, denn wenige Wochen nach Empfang des soeben mitgeteilten Briefes, am 5. Juni 1860, machte ein Herzkrampf seinem Leben unversehens ein Ende, kurz bevor er sein sechsundfünfzigstes Lebensjahr vollendet hatte[3]).

Wie der Prinzregent von Preußen die Kunde von Orlichs plötzlichem Tode aufgenommen hat, ist uns nicht bekannt; doch können wir uns nach seinen Briefen an den Frühverblichenen leicht vorstellen, daß er den Verlust dieses treuen Mannes tief und innig betrauert haben wird.

---

[1]) Der damalige Finanzminister.

[2]) Verbessert für „dies".

[3]) Familienchronik. Als Datum des Todes ist hier der 3. Juni angegeben. Siehe die Richtigstellung in der Anmerkung zu Anfang. — Wie wir ebenfalls der Familienchronik entnehmen, starb Orlich im Hause des Admirals Hamilton, eines Verwandten seiner Frau. Die Beerdigung Orlichs fand nach Mitteilung der „Allgemeinen Zeitung" vom 12. Juni 1860 am 8. Juni „auf dem Friedhofe von Brompton in London . . . statt. Den religiösen Teil der Zeremonie vollzog der hochwürdige J. Hamilton, ein angeheirateter Oheim des Verewigten, und unter den leidtragenden Freunden und Verwandten bemerkte man den Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein, Herrn de la Rive (Gesandten der Eidgenossenschaft), den Marquis of Sligo ꝛc."

Goethe und Straßburg.

Festrede nach der Enthüllung des Denkmals[1]) am 1. Mai 1904
gehalten
von
Erich Schmidt.

Durch den persönlichen Wink meines altverehrten Kollegen wie ein noch Zugehöriger zum Worte gerufen, darf ich mit eigener Erinnerung an jene Frühzeit des Reichslandes und seiner neuerstandenen Universität beginnen — „und manche liebe Schatten steigen auf" —, die Zeit, da Lehrer und Lernende täglich an der großen ehernen Büste Goethes, einem Berliner Taufgeschenk, vorbei durch die Vorhalle des Schlosses gingen. Wohl blickten wir stets mit Ehrfurcht auf dieses majestätische Haupt, aber auch mit dem immer drängenderen Gefühl: das ist unser Goethe doch nicht, nicht der junge Goethe, den Straßburg braucht und im Standbilde verewigen muß, weil er hier erst der wahrhaft junge Goethe geworden ist. Darum war alles nur Abschlagszahlung, was im deutschen Elsaß durch kundige Pietät zu seinem äußeren Gedächtnis geschah. Sehnsucht und Pflicht wuchsen von Jahr zu Jahr — sollte Straßburg hinter Leipzig, hinter Darmstadt zurückbleiben?

Es erging uns wie Goethe selbst, als er das Grab seines heiligen Erwin suchte und nicht fand, aber auf den ersten von ihm der teuren Stadt gewidmeten Blättern rief: „Mein Herz gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandstein, wie ich's vermöchte."

Die Zeit ist erfüllt, vereinte Kräfte von nah und fern haben es vermocht, Meister Wägener hat uns wirklich einen jungen Goethe geschaffen, der von

[1]) Das von dem Berliner Bildhauer Ernst Wägener geschaffene Monument, dem leider statt der entworfenen Gestalten Götz und Faust zwei kleine Musen beigesellt worden sind, steht vor der neuen Universität. Die Enthüllung vollzog der Statthalter Fürst zu Hohenlohe-Langenburg nach einer Ansprache des gleich Professor Martin um das Gelingen hochverdienten Unterstaatssekretärs von Schraut. Der Redeaktus im Lichthofe der Universität wurde durch einen Rückblick Martins auf Goethes Nachleben im Elsaß eingeleitet.

hier am leichten Wanderstab in die große Welt hinausstrebt, der das auch seine neue deutsche Art und Kunst weihende Münster grüßt, dem der mächtige Odem eines genialen Mannes und wehmütig-süßer Liebeshauch das Segel schwellen, und in dessen Geleit manch älterer und jüngerer Genoß seiner Straßburger Tage vor Vergessenheit beschirmt ist, ohne ihn ein toter Name, durch ihn lebendig teilhaft des Ruhmes.

Der Genius Loci richtete in Straßburg nach dem fruchtbaren Vorgang ehrwürdiger einheimischer Gelehrten den Forscherblick 1872 alsbald und nachhaltig auf Geschichte und Kunst, Literatur und Sprache dieser vom Mittelalter bis zum großen Kriege so produktiven Landschaft. Seit dem 17. Jahrhundert, das keineswegs nur durch den politischen Besitzwechsel viele Fäden zerriß und Adern des geistigen Lebens unterband, war das Elsaß literarisch weit zurückgeblieben, bis durch Goethes Offenbarung ein neuer Morgenglanz über Straßburg aufstieg.

Es hat lange Jahre gegeben, wo die ersten genialen Würfe das Verständnis der geklärten, schönheitsatten Gaben seines reifen Mannesalters hemmten. Es sind wiederum Jahre gekommen, wo trotz allem Goethe-Kultus ein neues Geschlecht den für reaktionär verschrieenen „klugen Kunstgreis" entthronen wollte. Gerade die siebziger Jahre, als wir hier Literaturgeschichte trieben — Wilhelm Scherers teurer Name muß auch von mir dankbar ausgesprochen werden —, rundeten die Erkenntnis des ganzen Goethischen Daseins und Wirkens als einer großen organischen Entwicklung, und ebendamals wurden die von dem Oberhaupte der nicht mehr „stillen" Gemeinde bescherten Bände „Der junge Goethe" in Straßburg mit besonderem Dank empfangen, mit erhöhtem Eifer studiert. Hier war vorläufig an Briefen, Dichtungen, Aufsätzen alles beisammen, was das eigene literarische Denkmal des erlauchtesten Straßburger Gastes ausmacht. Sibi vivus posuit.

Eine traurige Kriegsnacht hatte die schriftlichen Urkunden seines Aufenthaltes zerstört; doch zur guten Stunde ward es möglich, aus dem alten Geheimarchiv Charlottens von Stein vollwichtigen Ersatz zu gewinnen, von Goethe selbst lang vergessene Geschenke an die teure Frau, die seine Vergangenheit beerbte: neben „Mahomet" und „Prometheus" ein buntes, hier mannigfach bereichertes Studienheft, elsässischen Dorfmütterchen treulichst nachgeschriebene Volkslieder, dazu Straßburger Briefkonzepte, die uns den Studiosus vergegenwärtigen, wie er noch mit der christlichen Gemeinde zum Abendmahl schreitet, wie er aber recht con amore das erste, das einzig auf uns gekommene Blatt an die „liebe neue Freundin" in Sesenheim mit linden, beinah schon Wertherisch anmutenden Schmeichelworten für das verwöhnte Herzchen ausstattet. Unser Barack säumte nicht zuzugreifen, und auch Weimar oder Frankfurt muß der Goethestadt Straßburg diesen herrlichen Besitz neidlos gönnen.

Die Jugendliebe zum Elsaß hat Goethe durch lange, überreiche Jahrzehnte unverlierbar begleitet. Während der französischen Revolution, die seine Poesie mannigfach und nicht immer erfreulich beschäftigt, entwirft er ein Straßburger Trauerspiel und will ein reines Kind aus dem Volke, „Das

Mädchen von Oberkirch", als gezwungene Göttin der Vernunft in dem durch Sansculotten entweihten Münster darstellen. Auf den Namen der elsässischen Heiligen, zu deren Kloster er einst emporgestiegen war, taufen die „Wahlverwandtschaften" Goethes Liebling Ottilie. Als er dann sein Leben mit unerhörter Verschränkung historischer Sicherheit und romanhafter Kunst entfaltet, ergießt das treue Gedächtnis und die beschwörende, umbildende Kraft der Phantasie über die anderthalb in Straßburg verbrachten Jahre eine Fülle von Licht und Dasein, die den Deutschen nicht bloß ein unschätzbares Stück Autobiographie ihres größten Schriftstellers beschert, sondern auch die Stadt, den Dom, die ganze gesegnete Landschaft vertrauter gemacht hat, als es durch irgendeinen andern, noch so beredten und preisenden Mund hätte geschehn können. Mit wie umständlichem Behagen führt der in der Weltliteratur herrschende Greis sein Publikum durch alle Szenen des „Pfingstmontags", Nachbar Hebel nicht übergehend, dessen Alemannisch ihm gewiß durch frisch gebliebene Klänge des verwandten „Ditsch" willig zu Gehör kam. Und noch im höchsten Alter ruht Goethes Blick auf spät heimgekehrten Jugendbriefen aus Straßburg, ohne daß er gegen diese vergilbten Zeugnisse längst beschwichtigter Leidenschaft Protest erhöbe wie gegen die ihm nun widerwärtigen Urkunden der Leipziger Unreife.

Goethe selbst wußte gar wohl, daß er — ich wiederhole es — hier in Straßburg erst wahrhaft jung und daß er hier in Straßburg erst wahrhaft deutsch geworden sei. „Deutschheit emergierend," so lautet ja sein Schlagwort für den großen Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit". Das Kleinparis an der Pleiße war französischer als die konservative Hauptstadt des Elsaß, das dann während und nach der Revolution mit Frankreich fester verwuchs und freilich zu dem heiligen römischen Reich wenig Neigung spüren konnte, doch im Kerne deutsch blieb. Goethe betont das bei Gelegenheit Arnolds: „Wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder andern Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen." Ja, Goethe, der in Leipzig französische Briefe und französische Reime schmiedete, hat in Straßburg nach einem einzigen unglücklichen Seitensprung sich allein der lieben Muttersprache mit ganzem Gemüt und voller Freiheit ergeben und Größen des Pariser Parnasses wie der „Enzyklopädie" niemals so abfällig, so verächtlich beurteilt als hier im Grenzlande. Die Universität, an der schon Goethes Vater studiert hatte, sprach es eben 1770 durch ihren Senat aus, daß sie „als eine deutsche und protestantische muß angesehen werden, weswegen sie denn auch mit den französischen Universitäten in keiner Gemeinschaft oder Konfraternität steht."

Hier umfing den nicht mehr von grüner Blasiertheit oder von fremder pietistischer Erweichung angekränkelten, an Leib und Seele zu neuem Leben genesenen Jüngling deutsche Art und Kunst. Hier tat seine stimmungsvolle Lyrik die koketten Schönpflästerchen und das altkluge Witzspiel ab. Hier wagte der längst aus Gellerts zahmer Stilübung entlaufene Frankfurter zuerst seine beherzten Vorstöße gegen die Normen der Schriftsprache und

redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war, oder wie er nun eigenrichtige Führer des jungen Geschlechts predigen oder auch enthusiastisch gegen jeden Schulzwang lallen hörte. Hier ging ihm die lebendige Macht der Volkspoesie auf. Hier sprach Homer ihn griechisch an, und seine Helden schritten leibhaft auf ihn zu. Hier begeisterte er sich für stammverwandte britische Dichtung, vor allem für den Will of all Wills, und von dem jüngst enthüllten weimarischen Standbild Shakespeares ist auch ein Gruß zu unserm Denkmal herübergewinkt worden. Hier lernte Goethe deutsche Geschichte, deutsche Baukunst und Malerei lieben. Hier senkten sich ungeschriebene Gedankenkeime zum „Götz", zum „Faust" in seinen Geist.

Wie der Schüler des „Faust" ist der Student Wolfgang in Straßburg erschienen: „möchte gern was Rechts hier außen lernen." Er hat an den Fakultäten herumgenascht und seine Rechtsgelahrtheit trotz der schönen These Studium juris longe praestantissimum in examinalischen Nöten ohne sonderlichen Ruhm absolviert, aber in dieser Vielgeschäftigkeit doch die dem selbstgenügsamen Spezial- und Brotstudium ferne Interessenfülle bewährt, als Gast der Kliniken und Laboratorien sich immerhin für künftige Naturwissenschaft geschult und insgemein seine Bildung ausgedehnt, vertieft, befreit. Das Große, das Dämonische seines Wesens regt sich nun, der Reichtum an Zeugnissen für die hinreißende Persönlichkeit setzt ein mit Jung-Stillings Schilderung des Mittagstisches in der Knoblochgasse, und zum ersten Male schaut ein Mädchen demütig liebend und bewundernd empor zu dem jungen Genie. Denn in die „fordernde Epoche", in die Geniezeit ist Goethe hier aus engeren Vorhöfen getreten.

Wer wollte sich vermessen, in einem flüchtigen Stündchen den ganzen Lebens- und Strebensertrag von 1770 und 1771, Saat und Frucht, anzudeuten oder nacherzählend mit „Dichtung und Wahrheit" zu wetteifern, was auch keinem Biographen trotz allen neuen Methoden und Einzelkunden glücken mag! Nur ein dankbarer Blick streife den braven, unbefangenen Mentor Salzmann als ein Muster straßburgischer Bürgertugend und Weltweisheit, und nur ein Wort berühre die lothringische Reise am Schluß des ersten Sommers, die im Saarbrücker Brief mit einer wundervollen Landschaftsschilderung den fortan unlöslichen Einklang dieses Dichterherzens mit der Natur stimmt.

Der Herbst 1770 greift zwiefach aufs tiefste in Goethes Empfindungs- und Gedankenwelt ein. Wenn er nun auf der Plattform des Münsters die scheidende Sonne grüßt, dann fliegt sein Blick über die herrliche Ebene liebwärts gen Sesenheim. Eines der größten Meisterstücke deutscher Erzählung, vielleicht das vollendetste Kunstwerk in „Dichtung und Wahrheit" ist diesen bittersüßen Erlebnissen gewidmet und heute mannigfach an der genauen, aber gegen solche Verewigung machtlosen Tatsächlichkeit zu prüfen. Wir sehen, daß Goethe seine junge Liebe auf dem Land in den jungen Lenz verlegt; wir beobachten, wie prophetisch er die schattenwerfende Novelle von den Tanzmeistertöchtern vorkomponiert und den ihm damals noch unbekannten Vicar of Wakefield vorwegnimmt, um scheinbar die Goldsmithsche Poesie,

Idyll und Leid im Pfarrhause, sogleich bei Brions als neue Wirklichkeit wiederzufinden. Wir besitzen sein Zeugnis, hier sei alles erlebt, nichts aber so dargestellt, wie es erlebt worden, und wir folgen dieser liebevollen Meisterschaft von der spannend vorbereiteten ersten Erscheinung Friederikens am ländlichen Himmel zu den von jeder lahmen Beschreibung freien Bildern ihrer naiven Anmut, bis hin zu dem in aufgefrischter Pein mehr abgebrochenen als abgeschlossenen Ende. „Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig." Nach oberflächlichem Wellengekräusel schlug die Flut der Leidenschaft über ihm zusammen. Das tragische Problem der Untreue grub sich während der so frohen und ach! so ruhelosen langen Sommerwochen und gar durch die Scheideblätter in sein niemals leichtsinniges Herz als ein unerschöpfliches Motiv, bis er, alle dem Erlebnis gottlob fremden Konsequenzen ziehend, seinen Faust in Verzweiflung das holde, arme Kind anrufen ließ:

Seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen . . .
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt . . .
Sieh, ihren Frieden mußt ich untergraben!

Er hatte 1775 vor und nach der zweiten Schweizerreise, als er am Wasserzoll und auf dem Münster mit seinem neuen Freund Lenz schwärmte, nicht das Herz, in Sesenheim vorzusprechen, wo dieses kleine baltische Genie nach Goethes Flucht ein Paradies der Unschuld gefunden und sich in eitlen Hoffnungen gewiegt. Jetzt empfing Goethe Lenzens schönstes Gedicht „Die Liebe auf dem Lande," das die Verlassene mit rein anschwellenden Akkorden in ihrem Kämmerlein schildert:

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach! jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Vorüber! Doch auf der nächsten Schweizerreise, mit dem Herzog Karl August, 1779 am 25. September reitet Goethe, einem tiefen Drang der Ausgleichung gehorchend, von Lauterburg aus einsam landeinwärts und überrascht die Brions. Er hätte nie wiederkehren dürfen, wäre Unsühnbares geschehen. Ein herrlicher Brief an Frau v. Stein malt uns, ohne Namen zu nennen, das kurze, heitere Beisammensein mit der zartsinnigen Freundin, den treuherzigen Alten und ihren Nachbarn — morgens scheidet er froh, „daß ich nun wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten leben darf." Ein Abschied gesellt sich zum andern: am nächsten Tage verweilt Goethe in Straßburg bei Frau v. Türckheim, seiner Lili; am übernächsten trauert er in Emmendingen vor dem Grabhügel seiner frühvollendeten Schwester Cornelie.

Noch ein „guter Brief von Rieckgen B.“ trifft zur Besiegelung des Seelenfriedens in Weimar ein; dann entschwindet Sesenheim langsam dem Gesichtskreise Goethes. Doch aus der Ferne scheint Friederike wie mit sanften Geisterlauten zu flehen:

Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.

Es fügte sich, daß ein Jahr vor ihrem stillen Hingang der zweite Band von „Dichtung und Wahrheit“, ein Jahr danach der dritte ans Licht trat, um über ein enges Mädchenschicksal den verklärenden Glanz der Unsterblichkeit zu spreiten, ohne daß sie es ahnte. Doch die alten süßen oder stürmischeren Weisen Goethischer Jugendlyrik hat Friederike Brion in wehmütiger Erinnerung an Lust und Leid verrauschter Zeit durch ein resignationsvolles Leben getragen und sich gesagt: das ist mein, und niemand kann diesen Schatz mir rauben; die „schönste seiner Musen“ hat der größte Dichter mich einst genannt, sein Morgenständchen hat mich geweckt, sein Spruch unsern Baum auf dem „öwersch Berri“ gesegnet, sein Gruß unterwegs heitere Flügel nach Sesenheim genommen, und meinen Heimatsauen gilt der jauchzende Ruf:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur! . . .

O Lieb', o Liebe,
So golden schön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn.

Solche Klänge waren den Leipziger und Frankfurter Mischstrophen trotz allen Spuren einer neuen lyrischen Zukunft unerschwinglich gewesen. Jetzt, seit dem Herbst 1770, erschallen statt der glatten Lieder mit Begleitung des Klaviers unpolierte, aus der Fülle des Herzens geborene Lieder, im Freien zu singen.

Die beiden durch Goethe selbst in dem nicht unverdächtigen Sesenheimer Reigen gesicherten Stücke geben zwei Pole der Grazie und der Leidenschaft. „Kleine Blumen, kleine Blätter“ sprießen noch einmal auf dem Raine des Sturms und Drangs. Die schmeichelnde Rokokoanmut, Amoretten und Zephyrs im Geleit, huldigt der putzfrohen Geliebten vor dem Spiegel mit einem zierlich gemalten Bande, das ein treueres Symbol des Herzensbundes sein soll als das in Goethes Beet verpflanzte duftige „Heidenröslein“ der Volkslyrik. Dagegen das andre, das hinreißende Nacht- und Morgenstück „Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde“! Ich versuche, es zu rezitieren . . . Der erste Gipfel einer neuen Lyrik erhebt sich hier, wo keine Tändelei, keine nebulose Beschreibung und mythologische Zierat samt lüsternen Spitzen mehr waltet, sondern volle, dem überwältigenden Augenblick entsprungene Leidenschaft, elementare Stimmung, schöpferische Naturbelebung. Nicht Zustand und Bilderkette, sondern ganz Aktion, ganz Drama. Ein stürmisches Tempo packt uns mit dem stärksten Einsatz, unwiderstehlich fortjagend in einen runden zwei-

teiligen Verlauf, so zwar, daß die hell vom Dunkel und Schauer des atemlosen Rittes abgetönte andre Hälfte wiederum auf den bewegtesten Gegensatz von Wonne und Herzeleid gestellt ist. Dort eine Blüte der Anakreontik zarter Jacobischer Pflege; hier echtes Gewächs der Geniezeit, Lyrik im Sinne des großen Erweckers ewigen Sanges durch alle Völker und Zeiten.

Im Herbst 1770 fand Goethe nicht nur auf dem Lande die Geliebte, mit der ihn kein schwaches, aber auch kein dornenloses Rosenband verknüpfen sollte, er fand zugleich in der Stadt den größten Segen, dessen ein hochbegabter Jüngling mitten in strebender Gärung teilhaft werden kann: einen genialen Lehrer, einen Anreger ersten Ranges, den achtundzwanzigjährigen, doch schon weitberühmten Johann Gottfried Herder. Der war frühreif und gedankenvoll wie kaum je ein gottbegnadeter Mensch mit fliegenden Fahnen auf den literarischen Schau- und Kampfplatz geeilt und hatte den vornehmsten Schriftstellern selbstbewußt gegenübertreten dürfen. Nun lag eine befreiende Zwischenzeit eben hinter ihm: die Seefahrt, da er Ossian und Homer im Ausblick auf Schottlands Küsten gelesen, die Pariser Wochen des Verkehrs mit modernen Geistern wie Diderot und des ungestümen Widerspruchs gegen das klassizistische Theater, die Nanteser Stille, die sein Tagebuch mit tiefen Problemen und kühnen Antworten aller Art überfüllt hatte. Er kam auch von Lessing, von Claudius; er kam von dem neuen Darmstädter Freunde Merck, der Goethes bald aufmunternder, bald mephistophelischer Berater werden sollte, und von seiner im Fluge gewonnenen Braut. Nun war er hier garstig gestrandet, und der immer so reizbare Mann, bezaubernd und verletzend zugleich, ließ im Krankenzimmer, von den Ärzten gefoltert, seinen Grimm gegen das „Lumpenloch" Straßburg samt allen Insassen aus. Sein treuer, bewundernder Besucher Goethe empfand zum erstenmal die „Wollust, einen großen Mann zu sehen" und erfuhr dabei zum erstenmal eine nordisch-preußische Schärfe, deren Lauge nicht bloß seinen „spatzenmäßigen" Dilettantismus schonungslos traf, sondern ihm auch unschuldige Liebhabereien wegätzte, wie der Altfuchs in Goethes Parabel des Knaben Täubelein zerrupft. Mancher sich fühlende Junge wäre wohl auf Nimmerwiedersehen davongegangen; Goethe, schweigsamer nur, blieb, obgleich die Striemen einer herben Begegnung noch lange juckten, denn er behielt mitten im anschwellenden Selbstbewußtsein die Demut des Jüngers, die sein Sokrates-Drama verkörpern wollte. Dasselbe Genie, das zu Straßburg in Bruchstückchen eines „Julius Cäsar" den burschikosen Trumpf hinwarf: „Es ist was verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen wird" — dasselbe Genie schrieb nach der Trennung: „Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir waren. Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm werden drüber."

Die scharfe Zucht entschädigte Goethe durch den Vollgewinn einer mündlichen Überlieferung Hamannisch-Herderischer Weisheit.

Gewiß, schon vor Straßburg hat er das einfältige Buch der Natur aufgeschlagen, Manieristen und vermummten Dichterlingen den Rücken gekehrt, Rousseaus revolutionären Sturmreden gelauscht, schon vor Herder

in jenen „Ephemeriden", die nun seine Spur zeigen, dem original genius ahnungsvoll gehuldigt. Gewiß, Goethe würde so manches an neuer Welt- und Kunstanschauung nach und nach selbständig gewonnen haben; aber es steht damit wie mit Lessings göttlicher Erziehung des Menschengeschlechts: sie gibt früher, was eigene Fortschritte nur allmählich erobern. Und es war doch ein ander Ding, als junger Mensch Shakespeare allein zu lesen, oder mit seinem ersten Kenner, seinem bahnbrechenden Dolmetsch, der damals schrieb: „Ich habe ihn nicht gelesen, ich habe ihn studiert; jedes seiner Stücke ist eine ganze Philosophie über die Leidenschaft, von der es handelt." Es war ein ander Ding, die verdeutschende Kraft an Ossian einsam zu üben, oder an Herders Seite diese rhythmisch wogende Prosa zu stimmen der Nänie „Stern der niedersinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen"; Goldsmith nur auf das Leben hin zu genießen, oder von einem weisen Rezitator in die epische Kunst eingeführt zu werden; Homers Urtext hilflos zu zwingen, oder mit dem Verfasser der „Kritischen Wälder" heranzutreten, dessen stolze Liebe rufen durfte: „mein Homer"; die harten Nüsse des orakelnden Magus Hamann allein zu knacken, oder seinen eingeweihten Liebling solche Geheimsprüche enträtseln zu hören.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius."
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß.

Herder war ein Zentralmensch, der keiner bequemen Arbeitsteilung nachging, vielmehr, stets in allen Interessen aufgewühlt, gegen das Fachwerk zünftiger Wissenschaft sein Aufgebot der gesamten individuellen und originellen Geisteskraft setzte, gegen ein sauberes Addieren von Einzelkenntnissen die Erkenntnis aus neuen Gesichtspunkten. Dieser sich zu einer Welt erweiternde Geist im Straßburger Studierkerker bot dem Schüler faustische Eindrücke, und wie Faust zum Famulus Wagner sprühte Herders satirisches Pathos halbmonologisch gegen das selbstkluge kühle Jahrhundert mit seinen fertigen Resultaten und Systemen, seiner buchgelehrten Vielwisserei, seinen ungeschichtlichen Maßstäben, seinem entseelenden Materialismus, seinem „fressenden Krebs" der Aufklärung. Den Gilden und Kathedern widersprach ein eigenwilliges, auf das in uns wirksame Daimonion trotzendes geistreiches Autodidaktentum. Es redete nicht im planen, klaren Lehrvortrag der Paragraphen, sondern schlug um helldunkles Einsinnen und Einfühlen in große Probleme den heftig wallenden Prophetenmantel und griff lieber zu Bildern, unlessingischer Art, als zu präzisen Formeln.

Das gilt natürlich nicht durchaus von Herders mündlicher Erschließung. Er war ein geborener Lehrer und Jugendfreund und ist es zeitlebens geblieben. Wie liebreich hatte er sich vor kurzem in Nantes eines jungen Nordländers angenommen, wie streng sich selbst beurteilt gegenüber dieser neidenswerten Unbefangenheit, wie begeistert seinem Tagebuch den Wunsch anvertraut: „O gebet mir eine unverdorbene, mit Abstraktionen und Worten unerstickte Jugendseele her, so lebendig als sie ist, und setzet mich dann in eine Welt,

wo ich ihr alle Eindrücke geben kann, die ich will, wie soll sie leben!" Auch der nur zu begreifliche Straßburger Mißmut konnte diesen edlen Trieb keineswegs ersticken.

Man entwürdige den jungen Goethe nicht zu einem in verba magistri schwörenden Schulknaben, doch man unterschätze anderseits nicht die von ihm selbst dankbar bekannten Anregungen durch den großen Funkenschläger! Lebendiges Wort und, was diesem zunächst steht, frische Niederschrift lehrten Goethe, der Herders ältere Bücher noch ungelesen ließ, „alles in einem, eines in allem", gemäß der Königsberger Losung. Denn diese Skizzen einer hebräischen Archäologie, diese Entwürfe zu den berühmten Aufsätzen über Ossian und Shakespeare, diese Vorstudien einer sinnenfrohen, nicht bloß den raschen Blick beschäftigenden „Plastik", diese Blätter eines „silbernen Buches", aus denen Goethe sich nicht Klopstockische Oden, wohl aber den „Edward" sofort unverlierbar einprägte, diese dem körperlichen Leiden heroisch abgerungene Preisschrift vom Ursprung der Sprache waren Kompendien weit über den einzelnen Gegenstand hinaus. „Ein edler Mann . . horcht in die Welt," sagt Goethe 1818 von Herder, und Suphan ergänzt fein: Goethe schaut in die Welt. Das Gehör als Zentralorgan lauscht rückwärts den sprachsingenden Zeiten. Ist Goethes „Willkommen und Abschied": „Es schlug mein Herz" . . nicht ein lebendiges Musterexempel auf Herders Sätze gegen tote Buchstaben und künstliche Gesellschaftssprache? „Das Wort tönet", „tönende Verba sind die ersten Machtelemente"; „indem die ganze Natur tönt, so ist einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß sie lebt, sie spricht, sie handelt"; der Wilde sieht den hohen Baum, hört seinen Wipfel rauschen — und betet an. Was auch konnte dem individuellen Freiheitsdrang Goethes willkommener sein als die Schutzrede für Idiotismen — „heilig" nennt Hamann sie — d. h. mundartliches und persönliches Sonderrecht: so wenig zwei Menschen ganz gleich aussehen, so wenig gibt es *eine* Sprache für zwei Individuen.

Wir verfolgen hier nicht die vielen nahen und warmen Berührungen mit Herder in Goethes Journalismus, seiner Poetik und Plastik, seiner Genielehre, seinem Stil, seiner teils wildwüchsigen, teils so herzlichen Theologie. Wir erinnern uns nur, daß bald nach der Heimkehr aus Straßburg die kraftgeniale Shakespeare-Rede außer tiefsinnigen Worten über Willensfreiheit und Notwendigkeit und abgesehen von dem eigentümlichen Jugendklang mancher Fehderufe gegen das Regelbuch und insbesondere die Franzosen, daß, sag ich, dieses Programm des hinter dem vergötterten großen William auslangenden Wanderers die Leitsätze seiner lauten „Andacht liturgischer Lektion" dem Straßburger Meister nachspricht. Shakespeares Dramen sind Weltgeschichte; Shakespeare ist ein Kolossalschöpfer Prometheus.

„Ich sprang in die freie Luft": der Sprung ist hier erfolgt. Das Herz im Leibe wär ihm geborsten, hätt er die Türme der Regeln nicht zerschlagen, dem Schattenleben markloser schöner Seelen im Elysium des sogenannten guten Geschmacks nicht den Rücken gewandt. „Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen." Wir hören den angehenden Götzdichter, der, wie Mösers tapfere Paradoxie die Zeit des Faustrechts

als Blüteepoche deutscher Kraft pries, nun deutsche Geschichte mit lebendigen deutschen Menschen heraufbeschwor und ein dramaturgisches Faustrecht übte.

Aber halt! Auch in Straßburg hat damals unter Goethes Kameraden eine bescheidene Shakespeare-Feier stattgefunden; auch Straßburg hat dann nicht bloß in einem deutsch-französischen Kreis alles Goethische zu besitzen und zu verbreiten gestrebt, sondern zugleich seinem eigenen Sturm und Drang sich hingegeben. Die „Deutsche Gesellschaft" vernahm von ihrem nimmermüden Sekretär Jacob Lenz das Mahnwort: „Wir alle sind Deutsche" und müssen unsrer nervigen Sprache treu bleiben, denn „der Geist, meine Herren, leidet keine Naturalisationen". Man hörte sogar den alten Theokrit behaglich im „Strosburrjer Ditsch" reden, ja diese Mundart drang in derbe Hanswurstreime zugunsten des Wertherdichters und in ein bürgerliches Trauerspiel voll roher Landskraft. Hier entsprangen aus rücksichtslosem Naturalismus ständische Dramen, und Lenzens strafendes, auf hiesige Wirren gegründetes Soldatenstück eignete dem modernen Theater die vermeinte Guckkastentechnik der englischen Historien und des „Götz" zu. Was Goethes Gretchentragödie weislich hinter der Szene läßt, wurde gleichzeitig im „Hofmeister" wie in des Straßburgers H. L. Wagner „Kindermörderin" mit greller, keineswegs talentloser Lebenswahrheit auf die Bretter gezerrt. Man sah in Goethe vornehmlich einen genialen Bilderstürmer, der den Wollüstling Wieland an den Haaren herumschleift und von Bergeshöhen, Lenz zur Seite, Felsstücke auf die krabbelnden Dichterlein und Richterlein kollert. Man wußte nicht und wollte nicht wissen, daß allein die gebändigte Kraft Schönheit gebiert.

Der junge Goethe hat es gewußt, nur daß seine Schönheit dem landläufigen Glauben des achtzehnten Jahrhunderts widerspricht. Der große Wurf der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen," wahrscheinlich schon hier bedacht, war ihm gelungen, doch er pocht nicht auf das darin erwiesene ungeheure Können, verblendet sich nicht gegen Herders bewundernden Zweifel, sondern erkennt dessen Warnung, „daß Euch Shakespeare ganz verdorben", in ihrer vollen Stärke. Drum läßt er sein kraftstrotzendes Werk ungedruckt liegen und schneidet dann mit einer Selbstkritik, die unser höchstes menschliches und ästhetisches Staunen erregen muß, tief in das wilde Fleisch. Herder aber beschließt seinen Shakespeare-Aufsatz mit dem schönen Zuruf an Goethe: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmet, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum, und dein edles deutsches Wirken lass nicht nach, bis der Kranz dort oben hange."

Das steht in denselben fliegenden Blättern „Von deutscher Art und Kunst," die Goethes enthusiastischen Aufsatz „Von deutscher Baukunst" brachten, und so kehren wir am Schlusse zu den ersten tiefen Straßburger Eindrücken zurück. Tief genug, daß 1775 auf seiner „Dritten Wallfahrt zu Erwins Grabe" der Hymnus an den heiligen Bau, der dem Rheinfall und

den Alpenriesen verglichen wird, noch trunkener ertönt: „Du bist Eins und lebendig . . Vor dir, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist.“ Tief genug, daß auch in „Dichtung und Wahrheit,“ ein Jahr nach Boisserées erfolgreicher Werbung um die Gunst des antigotischen Klassikers, des „Homeriden und Praxiteliden,“ seine alte Liebe, nur viel gelassener, zu Worte kommt.

Das Münster sah Goethe nicht mit dem Auge Herders, der gleichgültig blieb, geschweige denn durch die Brille seines Leipziger Schönheitslehrers Oeser an. Unnötig zu erinnern, daß gegenüber dem regen Lokalinteresse seit Wimpfelings Zeiten ein schier allgemeines Vorurteil gotisch für gleichbedeutend mit geschmacklos nahm, daß auch Lessings flüchtiger Scheelblick solche „ungeheure Massen von Stein“ traf und erst Ludwig Tieck vor dem Münster eine romantische Propaganda für altdeutsche Kunst in Goethes Sinn entfachte, daß aber noch Schopenhauer die Frage, was wohl ein Grieche zu dieser Baukunst sagen würde, kurzweg beantwortete: *βάρβαροι*!

Von mehr denn einer Seite mag Goethes Erwin-Evangelium ein schöner Irrtum sein; was verschlägt das? Weniger als der andre schöne Irrtum, der in Macphersons Ossian echteste Volkspoesie umfing. Das Münster ist nicht eines Mannes und einer Zeit Denkmal, es hat keinen streng einheitlichen Stil, es trägt keinen urwüchsig deutschen und gar antifranzösischen Charakter. Die kunstgeschichtliche Täuschung des jungen Enthusiasten zeigt sich aber verbunden mit der echthistorischen Einsicht: alle Kunst, antike wie gotische, sei heimisch und lange bildend, ehe sie „schön“ werde, sie entsprieße der individuellen Keimkraft, und die charakteristische Kunst aus innigem, einigem, eigenem Lebensgefühl biete die einzig wahre. So weisen vom Straßburger Münster Goethes Schlagworte Originalität, Nationalität, Totalität hinüber in seine fortan mit voller Jugendkraft entfaltete charakteristische Kunst, der die holzgeschnitzteste Gestalt des männlichen Albrecht Dürer willkommener ist als alle geschminkten Lügen moderner Puppenmaler und der Hans Sachsens ungelenke Traulichkeit zu Herzen dringt. Sich selbst ruft Goethe, von Herder am Schlusse des Shakespeare-Aufsatzes gesegnet, hier am Schlusse das zur Harmonie und prometheischen Lebensschöpfung befeuernde „Heil dir, Knabe!“ zu. Der volle Strom, wie „Mahomets Gesang“ ihn mit dem mächtigsten Crescendo dahinfluten läßt, ist seit Straßburg das Symbol der Goethischen Geniejugend:

Kommt ihr alle!
Und nun schwillt er herrlicher:
(Ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor)
Triumphiert durch Königreiche:
Gibt Provinzen seinen Namen:
Städte werden unter seinem Fuß . . .
Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz!

Heil, Goethe! Heil, Straßburg, Wiege seiner Größe!

Die deutsche Südpolar-Expedition.

Von
Dr. **Friedrich Bidlingmaier** (Charlottenburg).

I. Einleitung. Die Probleme.

Von den verschiedensten Seiten her begann am Ende des vorigen Jahrhunderts das Gebiet um den Südpol mit all seinen Rätseln das Interesse derjenigen zu reizen, die um das Verständnis unsrer Erde bemüht sind. Was die großen wissenschaftlichen Seereisen der siebziger Jahre, z. B. die deutsche Gazelle-Expedition, die englische Challenger-Expedition geleistet hatten, begann zu wirken. Sie hatten systematisch die merkwürdige Tiefseefauna studiert und im Zusammenhang damit ihre Lebensbedingungen, die physikalische Natur der einzelnen Meeresschichten, Temperatur, Salzgehalt, Dichte u. s. w., die Meerestiefe in den verschiedensten Meeren erforscht. Da zeigte sich denn überall auf der Südhemisphäre ein beherrschender Einfluß der kalten antarktischen Wassermassen bis weit in die Tropen hinein. Es entstand eine Menge von Fragen nach der Natur und den Bewegungsvorgängen dieser Wassermassen, alles Fragen, die den Forscher nach dem hohen Süden wiesen.

Die erdmagnetische Wissenschaft, die etwa siebzig Jahre zuvor Karl Friedrich Gauß in bewundernswerten grundlegenden Arbeiten auf festen Fuß gestellt hatte, mußte so lange ein Torso bleiben, als nicht auch Beobachtungen aus antarktischen Breiten gewonnen wurden. Es war ein Mahnwort, welches Gauß an alle seefahrenden Nationen richtete. Engländer, Franzosen, Amerikaner haben auf ihren großen Südpolarreisen der dreißiger und vierziger Jahre der Anregung des deutschen Gelehrten Folge geleistet; seine eigene Heimat, Deutschland selbst, hatte nicht die Kraft dazu. Es ist ein Verdienst von Georg v. Neumayer, daß er nicht müde wurde, dies Gaußsche Mahnwort immer wieder in das Gedächtnis der Völker zurückzurufen und Deutschland an seine alte Ehrenschuld gegen den großen Landsmann zu erinnern.

Die Geologen, welche sich mit dem Bau der festen Erdoberfläche und seiner Geschichte beschäftigen, brauchten notwendig Beweismaterial aus dem antarktischen Zwischenglied, der Brücke zwischen den kontinentalen Ausläufern der Südhemisphäre.

Die Geographen wollten endlich Gewißheit, ob ein Meer oder ein Kontinent den Südpol bedeckt und welches in großen Zügen die Grenzen des vermuteten Kontinents seien. Wer an die tiefgreifende Rückwirkung denkt, welche die Entscheidung dieser Frage auf alle klimatologischen, ozeanographischen und biologischen Verhältnisse der Regionen bis weit hinein in das Gebiet des Welthandels ausübt, der wird nicht mehr jene Frage als eine fruchtlose Spezialneugierde der Geographen betrachten.

Solcher Art sind die wissenschaftlichen Motive, welche der modernen Epoche intensiver Südpolarforschung zugrunde liegen. In Deutschland war es Erich von Drygalski, Professor der Geographie an der Universität Berlin, der in zwei erfolgreichen Grönlandreisen seine Erfahrungen als Polarfahrer gesammelt hatte, der nunmehr zur praktischen Durchführung der antarktischen Aufgaben eine kraftvolle Initiative ergriff. Von dem organischen Zusammenhang all der gestreiften Einzelprobleme tief durchdrungen, hat er einen umfassenden Plan ausgearbeitet und danach die deutsche Südpolarexpedition organisiert, nachdem die hohe Reichsregierung seinen Plan zu dem ihrigen gemacht hatte. Dadurch ist unsre Expedition zu einem nationalen Unternehmen ersten Ranges geworden, zur größten wissenschaftlichen Expedition, die je das Deutsche Reich entsandt hat.

II. Vorbereitung und Fahrt bis Kapstadt.

Es war ein eigenartiger Anblick, als im Sommer 1901 im Kieler Hafen mitten zwischen den riesigen stolzen Schlachtschiffen ein kleines hölzernes Schiffchen auftauchte, das jüngst vom Stapel der Howaldts-Werke in Kiel gelaufen war und bei der Taufe auf allerhöchsten Befehl den Namen „Gauß" erhalten hatte, um schon im Namen seine wissenschaftliche Bestimmung auszudrücken. Trotzig lag es da mit seiner runden, breiten Form. Es hatte nicht nur mit Rücksicht auf den Eisdruck gebaut werden müssen, wie einst Nansens „Fram", es mußte auch ganz besonders seetüchtig sein, um der schweren See des berüchtigten stürmischen Ozeans, der den Südpol von den Kontinenten trennt, gewachsen zu sein.

Wer im Juli 1901 an Deck des „Gauß" kam und sich durch Dutzende von geöffneten, halbgeleerten Kisten hindurchzwängte, bekam ein drastisches Bild davon, was zweiunddreißig Menschen in drei Jahren für Leib und Seele bedürfen. Friedlich lagen nebeneinander die konservierten, zarten Fleischfasern eines braven holsteinischen Ochsen und der prächtige Pelz eines mandschurischen Wolfs, für den man in der Julihitze so gar kein Verständnis hatte. Zwischen Goethes Werken sah man Glasflaschen mit der Aufschrift: „Mixed Pickles" herumrollen und die trefflichen Fruchtdosen der bekannten Lübecker Firma von Charlotte Erasmi. — Mitte August war alles klar. Bis in die letzten Eckchen waren die Räume und Gänge vollgestopft. An einem feierlichen Sonntagsmorgen, von der Regierung und den Verwandten herzlich verabschiedet, fuhren wir ab. Der wissenschaftliche Stab, der an Bord war, bestand aus folgenden fünf Herren: Professor Dr. von Drygalski, Leiter des Ganzen, als Ozeanograph und Geograph, Professor Dr. Vanhöffen als Zoologe, Dr. Gazert als Arzt

und Bakteriologe, Dr. Philippi als Geologe, ich selbst als Erdmagnetiker und Meteorologe. Außerdem nahm noch der Biologe der deutschen Kerguelenstation, Herr Dr. Werth, an der Fahrt bis Kerguelen teil. Die nautische Führung des Schiffes lag in den Händen des Kapitän Ruser und vier weiterer Offiziere von der Handelsmarine, nämlich der Herren Obermaschinist Stehr, I. Offizier Lerche, II. Offizier Vahsel und II. Offizier Ott. Ihnen waren zwanzig fast durchweg deutsche Matrosen unterstellt.

In den Tropen hatten wir auf dem engen, fensterlosen Schiffchen die Hitze noch einmal in ihrer vollen Macht auszukosten, aber wir wurden reich entschädigt durch die Reize der atlantischen Fahrt, von denen ich kurz nur erzähle, was der gewöhnliche Passagier sonst nicht zu sehen bekommt. Es ist ein schöner, klarer, strahlender Tag im Passat. Auf dem weiten Meer schaukelt einsam ein kleines Schiffchen in der Dünung; die Segel hat es weggenommen und treibt ohne Fahrt in leichter Brise. Die „Gauß"-Leute sind wieder einmal dabei, den Geheimnissen nachzuspüren, welche diese unendliche Fläche in der Tiefe birgt. Lustig rasselt über ein Räderwerk der Lotdraht in die Tiefe; bei jeden neuen 1000 m steigt die Erwartung, und wenn gar das Zählwerk, wie unter dem Äquator, über 7000 m Tiefe zeigt, wird der Aufschlag des Lotes mit Hurra begrüßt. Wenn es heraufkommt, bringt es nicht nur Kunde von der eisigen Kälte am Meeresboden, sondern es bringt auch ein Stück Meeresboden selbst herauf, einen vertikalen etwa 50 cm tiefen Ausstich. Was die Natur in Jahrtausenden still am Meeresgrund gebildet, enthüllt sich in einem Augenblick dem Menschen und erzählt mit seinen zarten, deutlichen Schichtungen dem Fachmann seine Geschichte. Ein andres Mal sieht man eine ganze Schar Neugieriger über die Backbordreeling gelehnt, alle nach einem Punkt starrend, wo ein schweres Drahtseil aus dem Wasser heraufsteigt, langsam über ächzende Rollen laufend. Mit Jubel wird das Auftauchen eines weißen Flecks begrüßt und bald hängt das schlanke, weiße Tiefseenetz längseits, das von 4000 m Tiefe an vertikal durchs Wasser gezogen worden war. Es hat eine Menge jener merkwürdigen Tiefseegeschöpfe heraufgebracht mit ihren abenteuerlichen Formen, schwarzen und roten Farben, ihren Leuchtapparaten, Stielaugen und seltsamen Freßwerkzeugen. Viele Organe sind zerrissen; sie sind ja gebaut für den ungeheuren Druck der Tiefe und müssen bei der enormen Druckverminderung zerspringen. Mit Büchsen und Flaschen kommt der Zoolog und birgt seine Schätze schleunigst vor der Schar der neugierigen Gaffer. Man wagt es schon gar nicht mehr, ihn zu fragen, ob er nicht ein einziges Mal einen Fisch für die Tafel liefern wolle. Man weiß schon, man bekommt den kategorischen Bescheid: „Der Fisch ist giftig." Man weiß aber auch, wenn er den Fisch ein paar dutzend Mal in seinen Flaschen hat, daß der Fisch dann nicht mehr giftig ist.

So verging die Reise bis Südafrika unter ozeanographischen, zoologischen, erdmagnetischen und meteorologischen Arbeiten aller Art. In Kapstadt wurden wir aufs herzlichste empfangen, nicht nur durch die deutsche Kolonie, den hochverehrten deutschen Generalkonsul von Lindequist an der Spitze, sondern auch durch die englische Regierung und durch die englische Gesellschaft, die trotz des damals herrschenden Burenkrieges uns in liebenswürdigster Weise ihre Aufmerksamkeit schenkten.

III. Von Kapstadt bis ins Winterlager.

Mit Kapstadt nahmen wir Abschied von der bewohnten Welt. Unser Weg führte uns ostsüdöstlich in das Gebiet der stürmischen Westwinde. In der fortwährend hohen See, bei meist stürmischen Winden arbeitete unser gutes Schifflein mächtig hin und her. Gewaltige Seen ergießen sich an Deck, das tiefbeladene Schiff schöpft zu beiden Seiten beim Überholen Wasser. In hohen Stiefeln, Ölzeug und Südwester bewegen sich die „Gauß"-Leute an Deck längst ausgespannter Taue, damit sie nicht von der See weggewaschen werden. Trotz dieser schwierigen Verhältnisse haben wir auch in diesen Regionen eine Menge wissenschaftlicher Arbeiten durchführen können. Wir haben viel gelotet, Wasserproben gesammelt und regelmäßige erdmagnetische Beobachtungen durchgeführt, was auf dem tanzenden Schiff nicht eben leicht war. In den Tagen des Sturmes erwuchs auch in uns allen ein unbegrenztes Vertrauen und die Liebe zu unserm trefflichen Schiff, das so sicher im Sturm und Wetter lag.

Einen reizenden Weihnachtsnachmittag brachten wir auf der Possessioninsel von der Crozet-Gruppe zu, um geologische, botanische, erdmagnetische Sammlungen und Beobachtungen zu gewinnen. Noch nie hatte eines Menschen Fuß diese kleine Bucht, in der wir mit dem Boote landeten, betreten. In ihrer ganzen Ursprünglichkeit durften wir die Natur genießen. Die Vögel lassen sich fast mit Händen greifen; sie fliegen nicht weg, sondern hüpfen nur ein bißchen zur Seite. Neugierige Pinguine marschieren in Reih und Glied auf, um die fremden Geschöpfe anzustaunen. Nur die Robben, die zu Dutzenden wie Felsblöcke herumlagen, ließen sich in ihrer prachtvollen Faulheit durchaus nicht stören; kaum daß ein oder das andre Tier den Kopf hebt; es gähnt den Fremdling an, findet nichts Besonderes an ihm und legt wieder ruhig den Kopf zum Schlafe nieder.

Nach einer raschen, bewegten Fahrt langten wir in der Silvesternacht auf den Kerguelen an, mit großer Freude begrüßt von unsern Kameraden, die uns über Australien vorausgeeilt waren, um eine wissenschaftliche Zweigstation zu gründen, und die uns die letzte Kohle, Proviant und die kamtschadalischen Polarhunde gebracht hatten. Während eines vierwöchentlichen Aufenthalts im Hintergrund des Royal Sounds lernten wir auf größeren und kleineren Streifzügen die weitverzweigte Fjordlandschaft kennen; wir halfen unsern Kameraden bei der Stationseinrichtung, nahmen die auf der felsigen Steilküste aufgestapelten Ausrüstungsgegenstände des „Gauß" an Bord, richteten unsre dreißig Polarhunde an Deck häuslich ein und bereiteten uns für den letzten, schweren Teil der Fahrt ins Eis vor. Ende Januar lichteten wir die Anker. Vom Großmast und vom Stationshaus wehten die Flaggen einander den Abschiedsgruß zu; mit einem letzten Händedruck nahmen wir von den zurückbleibenden Kameraden Abschied; wir ahnten es nicht, daß wir einem von ihnen zum letzten Male die Hand gegeben. — Ein paar Tage darauf landeten wir auf der schon stark vereisten Heardinsel zu einem kurzen Besuch; dann ging es hinein ins Unbekannte.

Unser Ziel war die Strecke zwischen Wilkesland und Kempland. Dort sollte nach der einen, aus den Eisverhältnissen weiter nördlich gebildeten An-

sicht ein Meer tief nach Süden hinabreichen. Dort konnte also die Westküste jenes riesigen Landkomplexes liegen, dessen Nordgrenze durch Wilkesland und dessen Ostgrenze durch Viktorialand bezeichnet ist. Nach der andern Ansicht war auf der genannten Strecke, genau wie weiter östlich bei Wilkesland, eine ostwestlich streichende, etwa unter dem Polarkreis verlaufende Küste zu erwarten, eine Küste, die einen ununterbrochenen Zusammenhang zwischen Wilkesland einerseits und Kemp- und Enderbyland anderseits herstellen sollte. Danach war also durch den Polarkreis mindestens auf einem ganzen Drittel seines Umfangs die Nordgrenze eines Kontinents markiert, dessen unbekannte Westküste noch westlich von Enderbyland zu suchen wäre. In diesem Sinn ist denn auch, wie wir sehen werden, die Frage durch unsre Expedition gelöst worden.

Von der Heardinsel nahmen wir unsern Kurs nach der Stelle, wo seinerzeit Wilkes seine Fahrt abgebrochen hatte, nach dem hypothetischen und von uns ins Reich der Sage verwiesenen Termination Island. Ich will versuchen, diesen letzten Teil der Fahrt bis zur Winterstation im Eis durch ein paar Auszüge aus meinem Tagebuch zu skizzieren:

8. Februar 1902.

Eine schwere Sturmnacht ist vorüber. An die hereinbrechenden Seen hat man sich ja gewöhnt; auch nimmt man das entsetzliche Schlingern allmählich ganz resigniert auf, obwohl man dabei kein Auge zutut. Aber jetzt kommt ein neues aufregendes Element hinzu: die Eisberge sind bei Nacht in dem Sturm gefährliche Brüder. Sind heute nacht an einem solchen beinahe gestrandet. Das Schiff lag im Sturm beigedreht und manövrierte nicht mehr; Stehr (unser Obermaschinist) reißt uns mit der Maschine heraus.

15. Februar.

Schweres Packeis den ganzen Tag. Große Schollen mit aufgewulsteten Rändern, eingebettet in eine Sülze; dazwischen ab und zu ein Streifen Wasser. „Mit halber Kraft voraus" schiebt sich der „Gauß" mit seiner starken Brust langsam aber sicher durch die schweren, tiefgründigen Schollen; muß oft dutzendmal einen Anlauf nehmen, um eine Stelle zu forcieren. Beim Anprall bebt es durch Mark und Bein, die Masten zittern, die Stagen klappern. Es ist eine Pracht, vorn auf der Back den Kampf mitanzusehen! Ringsum eine Unmenge Eisberge. Passierten eben einen Eisberg mit grandioser Architektur, wie sie Menschenhand nie schaffen kann. Kolossale Säulen, horizontal gerieft, tragen ein schweres, flaches Dach; zwischen den Säulen wunderbares Blau, tiefdunkel im Innern und in den zartesten Übergängen in das äußere Weiß überfließend. Auf der andern Seite hatte der Berg eine blaue Grotte mit dunklem nach innen immer tiefer und violetter werdendem Blau, das die ganze Seele füllt. Eine solche Grotte ist das verkörperte Geheimnis. Drinnen muß eine mächtige Brandung an den Wänden hochschlagen; denn ab und zu dringt ein dumpfer Kanonendonner hervor. Der Himmel ist grau und schwer im Zenith; nur am westlichen Horizont steht ein schmales, sattes, orangegelbes Band; unser norwegischer Eislotse Björvig sagt, es sei Land.

18. Februar.

Das Eis ist das Barometer für die Stimmung an Bord; machen den ganzen Tag ziemlich gute Fahrt nach Süden durch leichtes Treibeis. Vergnügte Stimmung beim Abendbrot. Jetzt (neun Uhr abends) ist es wieder ganz dick; große, schwere Schollen, wenig Wasser, dabei schauderhaftes Wetter, stürmischer Wind, die Eisnadeln beißen elend ins Gesicht. Die armen Matrosen! Dazu rings Eisberge. Die Situation ist momentan nicht golden.

19. Februar.

Draußen ist schwerer Sturm, Schneetreiben, nichts zu sehen. Trotzdem ist es ein großer Tag, das Lot schlägt zweimal auf ganz flachem Grund auf, 250 m und 340 m Tiefe. Müssen dicht bei Land sein. Können aber absolut nichts machen. Der „Gauß" sitzt eingekeilt. Gehobene Stimmung an Bord, nur gedämpft durch gefährliche Lage.

21. Februar.

Land! Jungfräuliches, nie geschautes, nie betretenes Land!

Der Sturm ist vorüber. In herrlichem Morgenstrahl liegt es vor uns. Mit einer hohen, senkrechten Eismauer, die in der Morgensonne glitzert, bricht es ab gegen das Meer. In sanften Wellen den felsigen Untergrund andeutend, von gewaltigen Spaltensystemen durchzogen, steigt das Eisland langsam, endlos nach Süden an. Alles Eis, nichts als Eis; kein Stein, kein Boden zu sehen! Sind etwa auf 90 Grad Ost unter dem Polarkreis. Hat es so früh kommen müssen? Küste streicht Ost-West. Wollen sie nach Westen verfolgen und sehen, wann sie nach Süden umbiegt.

Abends neun Uhr.

Haben das Land an Backbord wieder außer Sicht verloren. Ein riesiges Eisfeld hat sich davorgeschoben. Packeis wird wieder dicker, Hunderte von Eisbergen ringsum. Es ist ein Jammer, daß wieder Sturm aufkommt, müssen beidrehen und uns tatenlos dem Wetter überlassen.

22. Februar.

O weh! O quae mutatio rerum! Gestern herrlicher Sonnenschein, offen Wasser und ein neues Land! Kühne Hoffnungen! Und nun festgelegt in schwerstem Packeis, in tosendem Sturm und dickem Schneetreiben, das jegliche Sicht benimmt. Schiff liegt ganz ruhig; nur die Takelage zittert. Wie lange soll diese Ruhe dauern?

IV. Winterlager.

Es war die Ruhe für ein Jahr. Fast volle zwölf Monate banden uns elementare Mächte an dieselbe Stelle, an die uns diese Sturmnacht verschlagen. — Unsre Situation, für die wir selbst erst im Laufe des Jahres durch Reisen und Lotungen das volle Verständnis erlangten, war ungefähr folgende: etwa 90 km im Süden lag die ostwestliche Küste eines jedenfalls sehr ausgedehnten Landes; an sie schließt sich, mehrere 100 km weit nach Norden vorspringend, eine Flachsee mit welligem Meeresgrund von 300 bis 500 m Tiefe, die dann plötzlich hinabstürzt zur Tiefe von 3000—4000 m des Indischen Ozeans. Die ungeheure, mehrere 100 m tiefe Eisdecke des Landes

ist in sehr langsamem, aber stetem Fluß hinab ins Meer begriffen. Sie schiebt den äußersten Rand hinaus in die See, bis er, vom Auftrieb des Wassers emporgedrückt, losbricht. So entsteht die charakteristische, senkrechte Eismauer, die rings um den Südpol den Küstenrand markiert und dem Vorstoß des Polarfahrers ein Ziel setzt, und so entstehen anderseits die ungeheuren Eisbergtafeln, die nach der Loslösung vom Inlandeis ihren Weg zum offenen Ozean suchen. Der führt sie aber, wie wir wissen, über jene Flachsee, und da kommt es gar häufig vor, daß die Eisberge mit ihrem enormen Tiefgange auf dem flachen Grunde festfahren. In jener Nacht waren wir mitten in ein ganzes Gehege solcher gestrandeter Eisberge hineingeraten. Große Schollen waren im Sturm hier zusammengestaut; dazwischen saß als kleine Nußschale der „Gauß" eingekeilt. Bald waren diese Schollen durch Kälte und Schneewehen zu einem einzigen großen Feld zusammengekittet, das durch jene gestrandeten Eisberge gleichsam auf dem Meeresgrunde festgenagelt war. Das war unsre engere Heimat für ein Jahr. Und wenn wir nunmehr, von der Gesamtheit unsrer Erfahrungen aus, zurückblicken, so müssen wir sagen, daß es ein großes Glück gewesen ist, daß wir so weit ab von der Küste, ganz nahe dem ewig ruhelosen Packeis und dem offenen Wasser, eine absolut ruhige und feste Winterstation gefunden haben. Auf ihr konnte das ganze wissenschaftliche Programm, das der Expedition vom Reich gestellt war, bis in die Einzelheiten durchgeführt werden, zum Teil sogar mit größerem Erfolg, als wenn wir an Land gesessen hätten.

Eine emsige Tätigkeit entfaltete sich bald rings um das einsame Schifflein. Jeder nahm für sich eine große Scholle in der Nähe des Schiffes in Beschlag und gründete darauf sein Reich. Herr von Drygalski richtete seine astronomische Scholle ein, um immer wieder aufs neue unsre astronomische Position zu bestimmen und durch geodätische Vermessungen die Veränderungen unsrer Umgebung fortlaufend zu kontrollieren. Dort gelang es ihm auch, eine vollständige Serie von Pendelbeobachtungen durchzuführen. Dicht beim Schiff entstand eine ausgedehnte meteorologische Anlage, deren Betrieb bei den schweren folgenden Zeiten fortdauernd fünf Herren Tag und Nacht in Tätigkeit hielt. Mit unermüdlichem Pflichteifer hat sich Dr. Gazert, dessen ärztliche Tätigkeit bei dem andauernd vortrefflichen Gesundheitszustand der „Gauß"-Besatzung nur in geringem Maße in Anspruch genommen wurde, dem meteorologischen Dienste in verantwortlicher Weise gewidmet. Der Zoologe traf seine Anstalten, um durch Löcher im Eis, deren Offenhalten das Jahr hindurch viel Mühe gemacht hat, mit Reußen und Netzen die ungemein reiche Lebewelt des Polarmeeres heraufzuholen und ihre Entwicklung im Lauf eines Jahres zu studieren. Der Kapitän schuf eine Einrichtung vorn am Klüverbaum, um das Heben und Senken unsres ganzen Feldes bei Ebbe und Flut und die Strömungsrichtungen des 400 m tiefen Meeres unter uns dauernd zu verfolgen. Mein Reich erstand, von dem störenden Einfluß des Schiffseisens ca. 400 m entfernt, auf der magnetischen Scholle, wo unsre Matrosen zwei treffliche Häuser aus schweren Eisquadern erbauten. In dem einen Observatorium arbeiteten Tag und Nacht äußerst empfindliche,

photographisch registrierende Instrumente, die das ewige Zittern und Beben, das durch unsre Erde als Magneten geht, dauernd aufzeichneten. Im andern Observatorium galt es, diese stetig arbeitenden Variometer durch eine andre Klasse von Instrumenten in fortwährender Kontrolle zu halten.

Eine Feldschmiede erstand auf dem Eis, eine Zimmermannswerkstatt; Magazine wurden draußen errichtet, um die aufgestapelten Schätze des „Gauß" übersichtlich und handlich zurechtzulegen. Die Hunde bekamen einen langen Holzverschlag zum Windschutz, die Mütter und jungen Hunde ein warmes Palais aus Kisten und Korkplatten. Alle Hände waren vollauf beschäftigt; Schaffensfreude und Lebensmut erfüllten uns.

Natürlich gab es eine Menge von Schwierigkeiten zu überwinden. Die Kälte war nicht einmal das schwerste. In den kältesten Monaten, im Juli und August, war das Thermometer meist zwischen — 20 und — 30, sehr häufig zwischen — 30 und — 40, und sank bis — 41° herab. Unser wärmster Monat, der Dezember, brachte an einigen Tagen für die Mittagszeit das Queckfilber ein wenig über 0°. Gewiß, Kälte tut weh, z. B. wenn man bewegungslos mehrere Stunden an einem Instrument steht und vielfach mit bloßer Hand sein Metall anfassen muß. Weit schlimmer aber waren die Stürme. Wir hatten ja manchen Sturm auf See erlebt, und man kennt ja auch die schweren Stürme von unsrer Küste; aber solch elementare Mächte, wie sie am Rand der antarktischen Antizyklone losbrechen, sind einzigartig durch ihre Gewalt, durch ihre drei- bis fünftägige Dauer und durch die Schnee- und Eismassen, mit denen sie die Luft vollständig erfüllen. Kommen wir einmal mit heraus aus den molligen Räumen des Schiffes, wenn seine Masten ächzen, wenn draußen der Sturm rast! Die Welt ist ein brüllendes weißes Chaos, das uns in seinen Wirbel hineinzureißen droht. Schon nach wenigen Schritten hat man das große Schiff mit seinen 30 m hohen Masten am glockenhellen Tag außer Sicht verloren. So dicht ist die Luft mit wirbelndem Eis und Schnee erfüllt. Wäre die Luft nicht so dick, so könnte man sehen, wie eine einsame Gestalt sich an einem Seil vom Schiff zu irgendeinem der Observatorien entlang tastet. Er steckt in Beinkleidern und in einer Jacke mit Kapuze aus Segeltuch, die überall fest zugebunden sind; sonst wirbelt bald durch die feinsten Ritzen der Schnee hindurch bis auf die Haut. Langsam tastet der Fuß nach einem Halt am Boden, den man von Augeshöhe nicht mehr sehen kann; er stemmt sich daran gegen den Sturm, um nicht weggeblasen zu werden. Gar oft kommt er zu Fall, wenn ein unsichtbares Hindernis am Boden lag. Das Gesicht ist vom Winde abgewandt, sonst bekommt er keinen Atem. Bald nach Verlassen des Schiffes hat sich eine mitleidige Kruste von Eis und Schnee auf Wangen, Nase und Augen gebildet, welche die Haut vor dem direkten Anpralle der Eiskristalle schützt. In der Hand hält er krampfhaft die Leine — er hat buchstäblich sein Leben in der Hand; denn ohne Leine findet er schwerlich mehr an Bord zurück.

So rasten die Stürme fast den ganzen Winter nur mit kurzen Unterbrechungen. Riesige Schneewehen durchzogen das Feld und begruben den „Gauß" und unsre Anlagen unter Eis und Schnee. Nach jedem Sturm mußten alle Mann heraus, um das Schiff freizuschaufeln. Kaum war die

schwere tagelange Arbeit getan, war auch der nächste Sturm schon da und machte in wenigen Stunden die Arbeit von Tagen zunichte. Unsre Anlagen auf dem Eis versanken allmählich unter der wachsenden Schneelast hinab ins Meer. Auch meine beiden Observatorien entgingen diesem Schicksale nicht. Wochenlang stand Wasser in den Häusern; als es uns schließlich bis zu den Knieen ging, suchten wir unsre Zuflucht mit unsren Instrumenten in einem nahen Eisberg, in den wir uns eine prächtige tiefe Grotte hineingehauen hatten. Doch auch in den schwersten Stürmen sind nicht ein einziges Mal die regelmäßigen Gänge bei Tag und bei Nacht zu den astronomischen, zu den meteorologischen, zu den ozeanographischen, zu den erdmagnetischen Anlagen unterblieben.

Eine große Gefahr lag auch in der psychischen Wirkung dieser Stürme, die uns tage- und wochenlang ohne Bewegungsfreiheit in die engen Räume des „Gauß" einschlossen. Grübelnde Gedanken, melancholische Stimmungen stellen sich gar zu leicht ein, wenn nicht der Gedanke an eine Pflicht vorherrscht. Und es ist eine der größten Leistungen unsres Leiters, die der Fernerstehende gar nicht zu würdigen vermag, daß es ihm gelungen ist, das Leben jedes einzelnen bis zum letzten Leichtmatrosen mit einem verantwortlichen selbständigen Posten auszufüllen. Er hat jedem das Gefühl gegeben: „In diesem meinem Gebiet bin ich Autorität, das gibt meinem Leben seinen Wert, und dadurch bin ich ein wichtiges Mitglied des Ganzen." Da gab es Schneider, die für die ganze Bekleidung der „Gauß"-Leute zu sorgen hatten; der eine war in Wollsachen zuständig, der andre bildete sich in Fellbekleidung aus, — da gab es Schuhmacher, Schreiner, Schlosser. Dieser hatte die Verwaltung der Lampen im Schiff — ein sehr wichtiges Amt —, jener hatte die Nachtwache. Ein Steward sorgte für den Salon und die Kammern, ein Backschafter für die Messe der Mannschaft. Mit großem Geschick hat unser Koch seine schwierige Aufgabe gelöst, für zweiunddreißig Mann Tag für Tag, drei größere Mahlzeiten zu bereiten, ohne uns durch Eintönigkeit des Menus zu ermüden. Unsre Konserven-Ausrüstung war auch hervorragend, so hervorragend, daß, was wir davon zurückgebracht, nunmehr noch in St. Louis ausgestellt worden ist. Ein andrer Matrose versah mit großer Würde und mit unermüdlichem Eifer das Amt eines zoologischen Assistenten. Dankbar möchte ich hier meinem erdmagnetischen Assistenten, dem braven Lennart Reuterskjöld, einem zwanzigjährigen schwedischen Leichtmatrosen ein Denkmal setzen.

Auf diesem Boden gemeinsamer Pflicht konnte denn auch jene seltene Harmonie entstehen, die, getragen durch die stille Macht der Persönlichkeit des Leiters, unsre Expedition dauernd zusammengehalten hat. Allabendlich ertönte aus den Mannschaftsräumen ein wohlgelungenes Quartett oder auch eine schauerlich-schöne Orchestermusik; eifrigst wurde von den Matrosen die reiche Schiffsbibliothek begehrt. Im Salon und in der Mannschaftsmesse versammelten der Bierabend am Sonntag, der sehr beliebte Grogabend am Samstag, der Vortragsabend am Mittwoch ihre Mitglieder. Skatspiele, Schachspiele, das Klavier führten sie in einzelnen Gruppen zusammen. Unser Klavier war ein Instrument ganz besonderer Art. Es hat die lange, schwere Seereise und die denkbar größten Temperaturgegensätze vortrefflich überstanden,

ohne auch nur ein einziges Mal neu gestimmt zu werden. Dem Erbauer, Herrn Karl Ecke, Pianofortefabrikanten in Berlin, gebührt für das wertvolle Geschenk unser besonderer Dank. — So spielte sich in der Polarnacht und in den Stürmen unser Leben an Bord ab. Im Sommer dagegen und in den kurzen Übergangszeiten zogen uns die mannigfachen Reize unsrer antarktischen Heimat hinaus.

Die Schlittenreisen nach der 90 km entfernten Küste über schweres Packeis waren trotz der mannigfachen Strapazen und Entbehrungen sehr beliebt; durch ihre Abwechslung erfrischen sie Körper und Geist; auf ihnen schließt sich enge die Kameradschaft nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern auch zwischen Mensch und Tier. Großes haben unsre trefflichen Hunde geleistet. Unsre Schlittenreisen galten nicht, was uns das große Publikum zum Vorwurf macht, glänzenden sportlichen Leistungen, zu denen ja wohl die endlos nach Süden sich erstreckende Fläche des Inlandeises lockte, sondern sie galten streng wissenschaftlichen Arbeiten an der Küste, z. B. geologischen Forschungen am Gaußberg, einer Vulkankuppe, die 360 m über das Eis emporragt, ferner den Bewegungserscheinungen jenes ungeheuren Eisstromes, der Meeresfauna an der Küste, den magnetischen Variationen an Land im Gegensatz zu den Erscheinungen draußen beim „Gauß" auf dem Meere.

Unvergleichliche Reize bietet die unberührte, eigenartige Tierwelt der Antarktis. Die Herren des Landes sind die Robben und Pinguine. Der Kaiserpinguin verbringt seine Geistesarmut unter einem glänzenden Äußeren und einer gewissen Grandezza der Haltung, während der kleine, unscheinbare Adeliepinguin ein sehr regsames, aggressives Geschöpf ist. Zu Hunderten kommen sie an dem Schiff vorbeigezogen. Neugierig stehen sie dann herum und stellen schnatternd tiefsinnige Betrachtungen über das seltsame Ungeheuer an. Gar mancher hat seine Neugierde mit dem Leben gebüßt. In großer Anzahl, aber immer vereinzelt kommen im Sommer die Robben aufs Eis, um tagelang schlafend ihren kolossalen Leib von der Sonne anscheinen zu lassen. Ihr Fleisch bot eine sehr willkommene Abwechslung unter die Konservennahrung. Sie kennen keinen Feind, wenigstens keinen andern als sich selbst, und viele schwere Wunden, welche namentlich die Robben oft haben, geben Zeugnis von den Kämpfen, die sie untereinander führen. So leben sie als Alleinherrscher der ausgedehnten Länder rings um den Südpol, und wie trefflich sie ihre Heimat, das Meer, mit Nahrung versorgt, das beweist die enorme Fettschicht, die sie alle haben, und die sie vorzüglich gegen die Polarkälte schützt.

Doch nun wollen wir Abschied nehmen von dem Eisfeld, das so lange unsre Heimat gewesen ist. In einer jener seltenen Sommernächte, wo kein Lüftchen sich regt und kein Wölkchen am Himmel steht, steigen wir hinauf auf den kleinen Pinguinberg. Die Mitternachtssonne zieht langsam dicht über dem Horizont ihre Bahn und hüllt den Himmelsdom in ihre glühenden Purpurfarben. Da liegt es vor dir, das einfach-große, unendliche Eisfeld. Durch die Schatten der Mitternachtssonne werden seine Formen lebendig; es wird zum reich gegliederten Faltenwurf, so unvergleichlich vornehm in seinem einfachen, vollendet reinen Weiß, über das ein zarter bläulicher Duft gebreitet

ist. Dazwischen leuchten, von der tiefen Sonne rosarot angehaucht, die senkrechten Wände der Eisbergriesen. Es sind die Spangen aus Edelstein, die den Faltenwurf zusammenhalten. Totenstille ringsum! Wie weit ist doch das Land der Menschen von hier! In feierlichen, unvergeßlichen Augenblicken bist du gewürdigt, die stille, herbe Größe der Antarktis zu empfinden.

V. Abbruch der Station und Heimkehr.

Der Sommer war gekommen, nichts rührte sich im Feld; seine Fesseln lösten sich nicht. Der Sommer war fast zu Ende und mit ihm auch unsre Hoffnung, für dieses Jahr freizukommen. In wochenlanger, schwerer Eisarbeit hatten wir gesehen, wie wenig Menschenhand gegen das 10—15 m dicke Eis vermochte, welches rings das Schiff umschloß. Am 30. Januar löste sich allerdings ein Feld ab; es war 2 km breit und 4 km lang und wir mitten drin, aber das Feld konnte aus jenem Gehege der gestrandeten Eisberge nicht heraus. Da brach plötzlich am 8. Februar nachmittags drei Uhr in der Dünung, die einem nahenden Oststurm vorauseilte, unser Feld entzwei längs der Schuttstraße, die Herr von Drygalski schon seit Monaten vom Schiff aus kilometerweit hatte anlegen lassen, und deren schwarze Bestandteile unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen das Eis mächtig zerfressen hatten. Es gelang uns eben noch, unsre Mausefalle nördlich zu umfahren, da war auch schon wieder der Sturm mit aller Macht hereingebrochen, er packte uns fest und hat noch in derselben Nacht unser altes, umzäuntes Feld wieder geschlossen. Wir aber waren nördlich davon in der Drift.

Zwei Monate lang kämpften wir uns durch schweres Packeis nach Westen hindurch, lange Zeit mit der Küste in Sicht, bis sie verschwand. Eine Strömung hatte uns erfaßt; sie brachte uns immer wieder hinaus ans offene Meer, so oft wir auch nach Süden vorstießen mit der Absicht, eine neue Winterstation zu gründen. Es gelang in der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr. Das Jungeis war schon zu dick und verschloß den Weg nach Süden. So faßte am 8. April v. Drygalski den schweren Entschluß, heimzukehren, obwohl alle Hilfsmittel für ein weiteres Jahr und namentlich auch die allgemeine Bereitwilligkeit unter den „Gauß"-Leuten für eine zweite Überwinterung vorhanden waren.

So sind wir heimgekommen, nicht um die Welt mit der Kunde von allerlei sensationellen Abenteuern und Strapazen zu überraschen, sondern um von stiller Forscherarbeit zu berichten. Wir haben auf unsrer *Fahrt* durch die Entdeckung des „Kaiser Wilhelm II.-Landes" eine wichtige geographische Frage gelöst; an einer weit ausgedehnten Fahrt nach Westen hat uns leider eine zwölfmonatliche Gefangenschaft verhindert. Wir haben auf unsrer *Station* unser wissenschaftliches Programm bis in seine Einzelheiten vollständig durchführen können und haben eine zusammenhängende einjährige Beobachtungsreihe der verschiedensten geophysikalischen und biologischen Wissenszweige, gestützt auf reichhaltige Sammlungen, mit nach Hause gebracht. — Wir haben unsre ganze Kraft und unser Leben eingesetzt, um unsre Pflicht zu tun; wir freuen uns der Zukunft, die lehren wird, was wir erreicht haben.

Die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813.

Nach neuen Quellen[1]).

Von

Eduard Wertheimer.

Von jeher hat der Plan zur Revolutionierung Tirols im Jahre 1813 wegen der damit verbundenen höchst interessanten Umstände große Aufmerksamkeit erregt. An der Spitze dieser antinapoleonischen Verschwörung stand kein Geringerer als Erzherzog Johann, der nachmalige deutsche Reichsverweser. Er, ein Bruder des Kaisers Franz, war stets ein begeisterter Freund Tirols, das er sich zur eigentlichen Stätte seines Wirkens auserkor. Tief hatte ihn die vergebliche Erhebung dieses Landes im Jahre 1809 geschmerzt. Eine weiche, ungemein empfängliche Natur, der es an den nötigen Talenten zum bedeutenden Heerführer oder Staatsmann mangelte, war er leicht den Anlockungen zugänglich, die auf die Befreiung seines geliebten Tirols von der bayerisch-französischen Herrschaft abzielten. Im Verein mit diesem kaiserlichen Prinzen bildeten der berühmte Geschichtsforscher Hofrat Josef Hormayr, Freiherr von Hortenburg und der nassauische Minister Freiherr von Gagern das engere „Komitee" zur Vorbereitung des Aufstandes. Ihnen schlossen sich noch der grundehrliche Vorarlberger k. k. Appellationsrat Schneider, der Traiskirchener Kreishauptmann Anton von Roschmann, sowie der geheime englische Agent King an.

Auch jetzt noch ist die Rolle nicht ganz aufgeklärt, die Erzherzog Johann im Jahre 1813 spielte. War es wirklich die ehrgeizige Absicht, sich zum „König von Rhätien" proklamieren zu lassen — so lautet die Anklage gegen ihn — die ihn antrieb, jetzt zum Verschwörer zu werden? Oder war es allein die Erkenntnis, Metternichs Politik führe Österreich ins Verderben, falls dieses nicht

[1]) Die Quellen für diese Arbeit sind dem k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dem k. u. k. Kriegsarchiv, dem Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien, dem königl. preußischen Staatsarchiv und dem königl. bayerischen Staatsarchiv entnommen. Den Vorständen wie den Herren Beamten dieser Archive sage ich für die Freundlichkeit, mit der mir überall die Akten aufs bereitwilligste zur Verfügung gestellt wurden, wärmsten Dank. Im Münchener Staatsarchiv unterzog sich der dortige Archivspraktikant, Herr Otto Riedner, der Mühe, die einschlägigen Depeschen durchzusehen und für mich zu kopieren, wofür ich ihm besonders erkenntlich bin.

durch einen kühnen Handstreich genötigt werde, im Bunde mit Rußland und Preußen den Kampf gegen Napoleon aufzunehmen? Auch über Roschmann, den „Verräter" am Alpenbunde, sind wir zum großen Teil noch auf Vermutungen angewiesen. Hormayr war der erste, der in leidenschaftlicher Weise in seinen 1841 anonym erschienenen „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" Roschmann öffentlich beschuldigte, seine Freunde verraten und verkauft zu haben[1]). In neuester Zeit hat Krones auf Grundlage der von ihm herausgegebenen Tagebücher des Erzherzogs Johann Roschmann des gleichen Verbrechens bezichtigt[2]) — ohne aber, gerade so wie Hormayr, mehr als Vermutungen vorzubringen. In meiner Abhandlung: „Wien und das Kriegsjahr 1813"[3]) gelang es mir, den ersten entscheidenden Beweis für die Verräterrolle Roschmanns zu führen. Alle weiteren Vorgänge und Umstände dieser fast romanhaft gefärbten Geschichte aufzuhellen, vermochte ich damals noch nicht. Wenn Krones jedoch der Ansicht war, die eigentlichen Akten, die den Schleier ganz lüften könnten, würden wohl für immer „ein Buch mit sieben Siegeln" bleiben[4]), so irrte er. Es ist mir seitdem geglückt, in diese ihm noch verschlossen gewesenen Dokumente Einblick zu gewinnen.

* * *

Noch ehe es zur Insurgierung Tirols im Jahre 1813 kam, hatte schon 1811 der nicht-offizielle Antinapoleonismus, wie er neben dem offiziellen in Österreich bestand, das Losungswort zur Erhebung gegen den korsischen Eroberer ausgegeben. Von übermäßigem Ehrgeiz getrieben, war Erzherzog Franz d' Este, der nachmalige Herzog Franz IV. von Modena, Ende 1810 plötzlich aus Wien verschwunden[5]), um, unterstützt von England[6]), Italien zu revolutionieren[7]) und den Franzosen Modena zu entreißen[8]).

---

[1]) Bd. II, S. 488 ff., und Bd. III, S. 536. Schneidawind, Leben und Wirken des Erzherzogs Johann, S. 225, sowie Schimmer, Das Leben des Erzherzogs Johann, S. 37, folgen ganz der Darstellung Hormayrs. — Auch Egger in seiner „Geschichte Tirols", Bd. III, bringt nichts Neues. — Robert Byr behandelt diese Geschichte in einem Roman: „Anno Neun- und Dreizehn", 1865, für den ihm Papiere Schneiders zur Verfügung standen. — Gagern, Mein Anteil an der Politik. 1823. Bd. I, S. 211 ff. Er spricht nur von einem Verräter (S. 213), nennt aber nicht dessen Namen.

[2]) Krones, Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Österreich. 1890.

[3]) Erschienen im „Archiv für österreichische Geschichte". Bd. 79.

[4]) Krones a. a. O., S. 94. — Glossy in seinem vortrefflichen Aufsatze über „Hormayr und Karoline Pichler", Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Zwölfter Jahrgang. 1902. S 228, schreibt: „Noch sind die Akten über diese Episode nicht geschlossen."

[5]) Erzherzog Franz d' Este (Bruder der Kaiserin Maria Ludovika) an Kaiser Franz. 28. Dezember 1810. Wiener Staatsarchiv. (Von nun an bezeichne ich dies Archiv mit den Buchstaben: W. St. A.) — Helfert, Marie Louise. S. 180 ff. — Demelitsch, Metternich und seine auswärtige Politik. S. 339 ff.

[6]) Eigenhändiges Schreiben Metternichs an Freiherrn von Hager, Präsidenten der Polizeihofstelle, Preßburg, 30. Oktober 1811. Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien. (Ich zitiere von nun an dies Archiv unter der Bezeichnung: M. d. J.) Der geheime englische Agent in Wien, namens Johnson, lieferte im Auftrag seiner Regierung das nötige Geld.

[7]) Ibid.

[8]) Vortrag Hagers vom 16. November 1811. M. d. J.

Außerdem sollten Illyrien, Tirol und die Schweiz durch das Erscheinen des Erzherzogs an den Küsten des Mittelländischen oder Adriatischen Meeres in revolutionären Brand versetzt werden[1]). Der Leiter dieser Vorbereitungen zum Aufstand und der in Österreich betriebenen sogenannten „Falschwerbung", um k. k. Offiziere nach Italien zu locken, war der österreichische Major Janus Graf Baillet-Latour[2]). Dies geheime Treiben wurde verraten und gegen Latour und die von ihm verleiteten Offiziere eine unnachsichtliche polizeiliche Untersuchung eingeleitet. Mit Rücksicht auf Erzherzog Franz und England wurden jedoch die an der Falschwerbung Beteiligten nicht nach der Strenge des Gesetzes bestraft, sondern angewiesen, Österreich sofort zu verlassen. Man wünschte, die peinliche Geschichte in das Dunkel des Geheimnisses vor Frankreich zu hüllen. Wenn jedoch Metternich nur das eine Verlangen hatte, „über das Vergangene einen Schleier zu decken und für die Zukunft direkten Kompromissionen vorzubauen"[3]), so war er in seinen Bemühungen nicht glücklich. Denn nach Verlauf von etwas mehr als einem Jahre war man schon wieder einer geheimen, viel umfassenderen und gefährlicheren Verschwörung zum Sturz Napoleons auf der Spur. Die revolutionäre Bewegung von 1811, gleichsam das Vorspiel zu jener von 1813, ist in der Folge von bestimmendem Einfluß auf die unerbittliche Strenge gewesen, mit der Kaiser Franz und Metternich jene Männer behandelten, die 1813 mit aller Macht die Erhebung Tirols betrieben.

Schon seit einiger Zeit befaßten sich die in Wien lebenden Tiroler, an deren Spitze sich ihr Landsmann Freiherr von Hormayr befand, mit Plänen zur Befreiung ihrer engeren Heimat. In einer Stube seines Klosterneuburger Landhauses, die Hormayr selbst die „Revolutionskammer" nennt[4]), fanden heimliche Beratungen statt, aus denen, so scheint es, etwas später der „Alpenbund" hervorgegangen ist. Von einem voreiligen, aber glühenden Patriotismus irregeleitet, wollten diese Männer im Bunde mit Erzherzog Johann die Politik Metternichs in andre Bahnen lenken. Auch sie waren, wie damals so viele mit ihnen, fest davon überzeugt, Metternich sei ein unbedingt Getreuer Napoleons. Heute wissen wir wohl, daß er sich nur aus Notwendigkeit zur Allianz mit Frankreich bequemte, daß er als Bundesgenosse Napoleons nur auf den günstigen Augenblick lauerte, um sich von diesem im richtigen Momente lossagen zu können. Ohne Vertrauen zu Rußlands Macht, selbst noch ungerüstet, durfte er Österreich keiner neuen Niederlage aussetzen. Wie ein schlauer Rechner wartete er die Stunde ab, in der die Monarchie, hinreichend gekräftigt,

[1]) Eigenhändiger Vortrag Metternichs vom 9. Januar 1811. W. St. A.

[2]) Ich behalte mir vor, über diesen bisher eigentlich ganz unbekannten Mann an andrer Stelle zu berichten.

[3]) Eigenhändiger Vortrag Metternichs. Preßburg, 18. November 1811. W. St. A.

[4]) Karl Glossy, „Hormayr und Karoline Pichler" im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft". Zwölfter Jahrgang. S. 227. Siehe über Hormayr auch Hirn, Andreas Hofer und Hormayr, in der Zeitschrift „Die Kultur". 1900.

die Wege selbständiger Politik werde wandeln können[1]). Seine Gegner, ohne Einblick in die leitenden Motive des Ministers, wollten ihn durch einen Staatsstreich allzu frühzeitig nötigen, aus seiner Reserve herauszutreten.

Schon im Augenblick, als Napoleon gegen Rußland marschierte, dachte Erzherzog Johann mit seinem Häuflein Getreuer an die Insurgierung Tirols, die dann den allgemeinen Völkerbrand im Rücken des französischen Kaisers entzünden sollte. Bei der ersten Kunde der grausigen Vorfälle in Rußland, denen fast die ganze französische Armee zum Opfer gefallen war, wuchs der Mut der Wiener Feinde Napoleons[2]). Nach dem von der Hand des Erzherzogs vorliegenden „Entwurfe" hatte er die Absicht, den „Alpenbund" zu stiften, der Tirol, Salzburg, Vorarlberg — damals im Besitz Bayerns — ferner Illyrien — zu Frankreich gehörig — und die Schweiz umfassen sollte.

„Erstere Gruppe" — sagt er — „bildet den Kern. Sie und Illyrien sind eine Notwendigkeit für Österreich als Bollwerke und umschließen die Pforten Deutschlands." Johann schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sein Bruder und Metternich diesen Bund, sobald sie nur erst vollen Einblick in dessen Tendenzen erhalten hätten, als befreundet anerkennen würden. Ohne Bundesgenossen, an die erst später zu appellieren sei, sollten sich die Alpenvölker erheben. Für Geld und Waffen jedoch, als eine Hauptsache des Erfolges, hätten England und Rußland aufzukommen. Die Hauptrolle in dem Aufstand war dem Bauer bestimmt. Eine auserlesene Truppe mit tüchtigen Offizieren sollte den Erzherzog umgeben, der im geeigneten Moment nach Tirol reisen wollte, um die ganze Bewegung zu leiten.

„Ich meines Teils" — äußert er — „trete als Führer auf, ohne Namen, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, als wolle ich mehr als nach vollbrachter Tat und gemachtem Frieden in mein väterliches Haus, so wie ich war, zurückkehren. Uneigennützigkeit gewinnt Österreich, da es die Hoffnung erhält, verlorene Länder ohne Zutun zu bekommen, gewinnt die Alliierten, gewinnt Deutschlands Fürsten, da es eine neue Erscheinung ist"[3]).

Kaiser Franz und Metternich hatten keine Ahnung vom Vorhaben des Erzherzogs und seiner Freunde. Da gelangte anfangs Januar 1813 eine anonyme Anzeige an Franz, die Hormayr als einen außerordentlich gefährlichen Mann bezeichnete, den der Kaiser sofort aus seiner Nähe entfernen möge[4]). Für den mißtrauischen Charakter Franzens bedurfte es nicht mehr als solch schwerer Denunziation, um sogleich die nötigen Nachforschungen über Hormayr zu veranlassen. Schon das Interesse des Staates selbst schien dies zu gebieten. Befand sich doch Hormayr in hervorragender amtlicher

[1]) In einem eigenhändigen Vortrag vom 25. April 1811 (W. St. A.) sagte Metternich: „Unser erster, unleugbarer Vorteil liegt in der Erhaltung der allgemeinen Ruhe. Auf dieses Ziel war bisher unser ganzes Betragen gerichtet." Am 4. Juli 1811 (W. St. A.) heißt es in einem gleichfalls von ihm eigenhändig geschriebenen Vortrag, daß er, um Zeit zu gewinnen, alles aufbiete, den zwischen Frankreich und Rußland drohenden Zusammenstoß so lange als möglich hinauszuschieben.

[2]) Wertheimer, Wien und das Kriegsjahr 1813.

[3]) Krones, Tirol ꝛc. S. 256.

[4]) Anonyme Anzeige an Kaiser Franz. 1813. M. d. J.

Stellung, in der er Österreich leicht schaden konnte. Als Hofrat der geheimen Staatskanzlei und Direktor des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, war er in eine Menge wichtiger Dinge eingeweiht, die er zum Nachteil der Regierung für sich ausbeuten konnte. Am 11. Januar 1813 beauftragte Franz daher den Vizepräsidenten der Polizeihofstelle, Freiherrn von Hager, Erkundigungen über die Glaubwürdigkeit der ihm zugekommenen anonymen Anzeige einzuziehen[1]). Das Resultat der Umfrage lautete geradezu vernichtend für Hormayr. Mit Ausnahme eines einzigen Mannes[2]) sprachen alle, an die sich Hager um Auskunft gewandt, in der ungünstigsten Weise von ihm. „Wer den Baron Hormayr in der Nähe gesehen" — urteilt einer — „hält denselben für das, was er geschildert worden, dessen einziger Zweck: *sein und haben* ist, und der nicht geeignet ist, um Bewahrer großer Geheimnisse zu sein."[3]) Die andern nennen ihn einen „schlechten, ränkevollen Menschen"[4]), der Liebeshändeln nachjage, der Trunksucht und Verschwendung ergeben sei, durch welche Laster er in Schulden geraten[5]). Man sagte von ihm, er sei ein Heuchler, ein Atheist, dem nichts heilig wäre, bereit, wenn es ihm nütze, auch seinen Souverän zu verraten. Der ihm befreundete Orientalist Hammer meinte, Hormayr würde, wenn sich ihm Gelegenheit hierzu böte, „grausamer und gefährlicher werden als Robespierre"[6]).

Diese Darlegungen, noch bekräftigt von dem Direktor der Wiener Polizei, Hofrat Siber, machten tiefen Eindruck auf Freiherrn von Hager; er meinte deren Glaubwürdigkeit nicht in Zweifel ziehen zu können[7]). In diesem Sinne äußerte sich am 6. Februar derselbe Hager, der noch im August 1812 Hormayr wegen seiner patriotischen Tätigkeit auf dem Gebiete österreichischer Geschichtsforschung die schmeichelhafteste Anerkennung hatte zuteil werden lassen[8]). Hormayr zeichnete sich in der Tat durch außerordentliche geistige Begabung aus, die ihm rasch Anerkennung verschaffte. Er war ein würdiger Nachkomme seines Großvaters, des bedeutenden Kanzlers von Tirol, dem Maria Theresia den erbländischen und Reichsfreiherrnstand verliehen hatte[9]). Im Alter von 19 Jahren bekleidete der Enkel schon Amt und Würden. Mit

[1]) M. d. J.

[2]) Vortrag Hagers vom 6. Februar 1813. M. d. J.

[3]) Leurs' Bericht, präsentiert den 4. Februar 1813. M. d. J.

[4]) Bericht vom 17. Januar 1813. M. d. J.

[5]) Ibid.

[6]) Bericht vom 24. Januar 1813. M. d. J.

[7]) Vortrag Hagers vom 6. Februar 1813. M. d. J.

[8]) Hager an Hormayr, 14. August 1813. M. d. J. Abgedruckt in *Hormayr*, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Bd. II, S. 453.

[9]) Aus dem Vortrag Hagers vom 29. Dezember 1812 (M. d. J.) ist zu ersehen, daß Joseph Ignaz Veit von Hormayr, k. k. Wirkl. Geheimer Rat und Regierungskanzler zu Innsbruck, 1777 in den Freiherrnstand erhoben wurde. Im Gegensatz zur geltenden Ansicht, daß das Hormayrsche Geschlecht schon 1777 durch hundert Jahre dem Ritterstand Tirols angehörte, behauptete Anton von Roschmann, deswegen von Hager befragt, daß Hormayrs Name und Wappen in dem tirolischen Ehrenkränzel, wo doch alle altadeligen Geschlechter Tirols vorkommen, nicht zu finden sei. Nach Angabe Giovanellis wurde erst der Ur-Urgroßvater Hormayrs in den Adelstand erhoben. (Hagers Vortrag vom 29. Dezember 1812.) Siehe jedoch *Kneschke*, Deutsches Adels-Lexikon. Bd. IV.

26 Jahren war er Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs und ein Jahr später wirklicher Hofrat. Von unermüdlichem Fleiße und stets in vergilbten Akten der Vergangenheit forschend, steckte doch zugleich ein Trieb in ihm, der ihn mit unbezwinglicher Macht auf das praktische Gebiet der Politik drängte. Der Ehrgeiz des eitlen und ungemein leidenschaftlichen Hormayr wäre es gewesen, als Staatsmann wirken zu können. Welche Energie und was für Tatkraft in ihm pulsierten, bewies er 1809. In diesem für die Geschichte Österreichs äußerst wichtigen Kriegsjahre spielte er in Tirol als Armeekommandant eine hervorragende Rolle, die geeignet war, sein Ansehen bei Hofe noch zu steigern. Um so mehr mußten jetzt die Enthüllungen über seinen Charakter Staunen erregen. Von größter Wirkung auf Kaiser Franz aber war hauptsächlich jene Angabe, Hormayr sinne nur darauf, in Tirol eine seiner Regierung entgegengesetzte Politik zu inaugurieren.

„Hormayr" — hieß es in einem geheimen Berichte — „hofft auch dermal noch bei den gegenwärtigen Verhältnissen, Tirol neuerlich wieder zu revolutionieren; er stützt seine Hoffnung auf Se. des Erzherzogs Johann Hoheit und steht zu diesem Ende auch mit dem Appellationsrat Schneider und dem Tiroler Wörndle zu Linz in Verbindung, zu welch letzterem Schneider erst vor kurzer Zeit gereiset ist" [1]).

Dies bestätigte der Orientalist Hammer, indem er noch hinzufügte, Hormayr mißbrauche den Erzherzog, „der auch durch den Grafen Saurau so lästerlich bei der Nase geführt wird" [2]). Im Besitz dieser Berichte, die Hager den 6. Februar vorlegte, resolvierte der Kaiser am 15. Februar: „Sie werden über die in den gegenwärtigen Rapporten vorkommenden Angaben, daß Baron Hormayr seine Hoffnung, Tirol zu revolutionieren, auf Meinen Herrn Bruder Erzherzog Johann stütze, diesen intrigiere und Höchstselber auch durch den Grafen Saurau lästerlich bei der Nase geführt werde, nähere Aufklärung von den betreffenden Vertrauten und, soweit es tunlich ist, auch von andern Personen, jedoch mit Vermeidung alles Aufsehens, abverlangen und Mir mit Ihrem Gutachten vorlegen, sowie die nähere Beobachtung des Baron Hormayr veranlassen und das Resultat davon zu Meiner Kenntnis bringen" [3]).

Wie man sieht, war also schon seit anfangs Januar 1813 der Verdacht gegen Hormayr und Erzherzog Johann rege. Von Roschmann, dem Kreishauptmann von Traiskirchen, war um diese Zeit noch nicht die Rede. Die Vorbereitungen für den Aufstand in Tirol waren schon lange im Gang, als der Kreishauptmann von Traiskirchen in das geheime Komitee eintrat [4]). Wie Hormayr den Rat Schneider unter der falschen Vorspiegelung gewann, daß Kaiser Franz dem Unternehmen, als in seinem Interesse gelegen, nichts in den Weg legen werde [5]),

[1]) Geheimer Bericht, Wien, 20. Januar 1813, beiliegend dem Schreiben des Polizeidirektors Hofrat Siber an Hager, Wien, 20. Januar 1813. M. d. J.

[2]) Bericht des Vertrauten A. A., Wien, 17. Januar 1813. M. d. J. Graf Saurau war Statthalter von Niederösterreich.

[3]) Kaiser Franz an Hager, 15. Februar, als Resolution zum Vortrag Hagers vom 6. Februar 1813. M. d. J.

[4]) Krones, Tirol 1812—1816. S. 66. — Glossy a. a. O., S. 227, ist im Irrtum, wenn er Roschmann schon an den heimlichen Beratungen in Klosterneuburg teilnehmen läßt.

[5]) Schneider an Freiherrn von Hager, 20. September 1813. M. d. J.

so dürfte auch Roschmann mit den gleichen Mitteln von ihm irregeführt worden sein. Seit 1809 zählte dieser Tiroler zu den Freunden und Vertrauten Hormayrs. Im Kampfe um die Befreiung ihres gemeinsamen Vaterlandes hatte er sich Roschmann zum kaiserlichen Unterintendanten, somit zum Gehilfen auserwählt[1]). Leicht begreiflich, daß Hormayr diesen Mann, der in seiner Heimat großen Ansehens genoß, bei der Durchführung seiner neuen Entwürfe nicht entbehren mochte. Anfangs Februar dürfte er seinen Landsmann in das bisher wohlgehütete Geheimnis eingeweiht haben. Als Roschmann Mitte Februar zum erstenmal gegenüber Schneider äußerte, daß auch er zur Wiedereroberung Tirols mitwirken wolle[2]), hatte er schon seine Freunde als Verschwörer denunziert. Bereits am 11. Februar schrieb er von Traiskirchen aus an Metternich:

„Ich bin in dem Falle Ew. Exzellenz zum Besten des a. h. Dienstes einige Relationen an Handen lassen zu können, die unter den Konjunkturen des Augenblicks für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wie ich glaube, in vielseitiger Beziehung von höchster Wichtigkeit sind. Da ich nicht immer von dem Kreisamte abkommen kann und mich sehr wohl bescheide, wie wichtig Ew. Exzellenz jeder Zeitgewinn sei, so nehme ich mir die Freiheit, Hochdieselben um die gnädige Bewilligung einer Unterredung zu bitten, wozu mir Ew. Exzellenz Tag und Stunde zu bestimmen geruhen wollen“[3]).

Diese Eröffnung des Kreishauptmannes schien Metternich wichtig genug, um ihn sofort am nächsten Tag — 12. Februar[4]) — und gleich darauf wieder am 13. im geheimen zu empfangen[5]). In der Zwischenpause vom 12. zum 13. muß Metternich dem Kaiser über die Enthüllungen Roschmanns Vortrag gehalten haben[6]). Denn am 13. erhielt dieser den kaiserlichen Auftrag, auch fernerhin ein Mitglied des engeren Komitees zu bleiben, um auf diese Weise dessen Pläne noch eingehender erforschen und über deren Entwicklung stets Bericht erstatten zu können[7]). Es war ein sehr einfacher Weg, den Roschmann eingeschlagen. Nichts spricht dafür, daß er — wie Hormayr erzählt — mit Umgehung Metternichs durch Vermittlung des Generaladjutanten Feldmarschall-Leutnant Baron Kutschera vom Monarchen eine Audienz

---

[1]) Krones, Tirol 1812—1816. S. 55.

[2]) Schneider an Hager, 20. September 1813. M. d. J.

[3]) Roschmann an Metternich, Traiskirchen, 11. Februar 1813. W. St. A.

[4]) Roschmanns Rechnungslegung. M. d. J. „Am 12. Februar 1813 zu Sr. Exzellenz dem Herrn Grafen Metternich in geheim von Traiskirchen nach Wien und wieder zurück! Fuhr- und Trinkgeld 18 fl.“

[5]) Rechnungslegung Roschmanns. M. d. J. „Am 13. d. auf Befehl Sr. Exzellenz des Herrn Ministers abermals im geheimen von Traiskirchen nach Wien und retour, 18 fl.“

[6]) Aus dieser Zeit ist kein Vortrag Metternichs erhalten, der sich auf diese Episode beziehen würde. Überhaupt ist eine große Lücke in den Metternichschen Vorträgen über die Hormayr-Roschmannsche Angelegenheit zu konstatieren.

[7]) Roschmann an Metternich, Wien, 21. Februar 1813. W. St. A. — Rechnungslegung Roschmanns. M. d. J. „Zur Beobachtung Hormayrs, Schneiders vom 13. Februar bis inkl. 7. März d. J. von mir auf Lehen (Lohn) wägen ausgelegt 12 fl. Zu eben diesem Zwecke dem Kommissionsaktuar Libisch vom 13. Februar bis inkl. 7. März d. J. verabfolgt laut Quittung vom 7. März 1813 46 fl.“

erbeten habe, um sein von Angst und Gewissensbissen gepeinigtes Gemüt vor diesem durch eine offene Aussprache zu erleichtern. Was Hormayr uns hier mitteilt, scheint nichts als eine nachträgliche Kombination seiner stets sehr regen Phantasie zu sein. Aufs entschiedenste hat man es zu bezweifeln, daß der Kaiser den Roschmann ganz geheim im nächtlichen Dunkel in der auf der Burgbastei gelegenen Wohnung einer kaiserlichen Kammerdienerin empfangen habe, und daß sich der Kreishauptmann bei dieser Gelegenheit dem Herrscher zu Füßen warf, um ihm den Verschwörungsplan zu entdecken[1]). Roschmann kam gar nicht mit dem Kaiser in persönliche Berührung. Alle seine Berichte gingen direkt an Metternich oder Hager, zuweilen an beide Minister zu gleicher Zeit. Hormayr irrt gleichfalls, wenn er Roschmann als feiles Werkzeug einer Partei brandmarkt, die durch Bloßstellung der Person des Erzherzogs Johann alle Erzherzöge zu kompromittieren gedachte[2]). Unleugbar bestand seit 1809 eine Partei, die den Erzherzögen alle Schuld an dem Unglück dieses Kriegsjahres zuschob, die bemüht war, vor allem den Einfluß der Brüder und Schwäger des Kaisers zu brechen. Nirgends findet sich jedoch auch nur die geringste Äußerung, die darauf hinweisen würde, Roschmann habe wirklich im Auftrag der Gegner der Erzherzöge, zu denen ja in erster Reihe Baldacci[3]) gehörte, den geheimen Bund verraten. Hier aber darf man wohl die Frage aufwerfen: welches Motiv leitete Roschmann, als er sich zur Rolle eines Denunzianten erniedrigte? Er selbst hat den Schleier von seinen Beweggründen nicht hinweggehoben. Roschmann war keine gewöhnliche Natur, die man einfach gemeiner Triebe beschuldigen darf[4]). Als geheimer Abgeordneter des Kaisers für Tirol hat er da 1809 Proben von Kühnheit und sittlicher Energie gegeben, „die" — wie Erzherzog Johann von ihm sagt — „nur ein Mann von warmer Vaterlandsliebe und großer Entschlossenheit unternimmt und in Ausführung bringt"[5]). Wiederholt setzte er in diesem Jahre sein Leben aufs Spiel, nur um dem Kaiser dienen zu können. Selbst seine Rettung aus höchster Gefahr lehnte er ab, als ein Versuch hierzu den

[1]) Lebensbilder, Bd. II, S. 505.

[2]) Hormayr, Lebensbilder. Bd. II, S. 437.

[3]) Wenn Baldacci wirklich seine Hand in dieser Angelegenheit zum Nachteile der Erzherzöge, hier speziell des Erzherzogs Johann, im Spiele hatte, wie reimt es sich damit, daß er von Anfang an dem Kaiser gesagt haben soll, Hormayr sei kein Verbrecher, sondern sein einziges Vergehen bestände darin, „unbescheiden", „unklug" gehandelt zu haben. (Krones a. a. O., S. 299.) Baldacci, als Mauerbrecher gegen den Einfluß der Erzherzöge, hätte dann vielmehr den Hormayr, und damit indirekt auch den Erzherzog als Staatsverbrecher hinstellen müssen. Jedenfalls ist der Bericht Binners vom 20. Januar 1816 über seine Unterredung mit Baldacci (Krones a. a. O. S. 299) mit der größten Vorsicht aufzunehmen.

[4]) Durch nichts sind die Beschuldigungen Hormayrs (Lebensbilder, Bd. II, S. 436) erwiesen, daß Roschmann in seiner Jugend seine Geliebte für Geld an andre verkauft und von der Farobank aus den Händen des Innsbrucker Polizeidirektors sein Denunziantendrittel bezogen habe.

[5]) Species facti des Erzherzogs Johann. 20. August 1811. W. St. A. Mit unglaublichem Mute machte Roschmann oft über unwegsame Wege die Reise im September 1809 nach Tirol; sie war um so gefahrvoller, als der französische General Rusca, schon hiervon verständigt, der Gemeinde, die den kaiserlichen Abgeordneten einliefern würde, den gänzlichen Nachlaß aller Kontributionen zugesichert hatte.

Hof kompromittieren konnte[1]). Ein Mann von solcher Anlage des Geistes darf unmöglich nur nach dem gewöhnlichen Maßstab beurteilt werden. Ohne Roschmanns Vorgehen gegen seine Freunde, das sich uns noch oft genug im schlimmsten Lichte zeigen wird, entschuldigen zu wollen, scheint es geboten, noch nach andren als bloß gewinnsüchtigen Motiven zur Erklärung seiner Handlungsweise zu suchen. Alles spricht dafür, daß er anfangs, wie so manch andrer, daran glaubte, die Insurrektion Tirols werde mit stillschweigender Zustimmung des Kaisers betrieben. Als er jedoch merkte, wohin der Alpenbund steuere, wie hier der Name des Kaisers mißbraucht werde, dürfte ihn die Verwegenheit der Verschwörer im entscheidenden Moment erschreckt und zur Entlarvung seiner Freunde vor Metternich veranlaßt haben. Ein Mann wie er, der kein Hindernis kannte, zu jedem Opfer bereit war, glaubte jetzt auch das des Verräters für seinen Kaiser auf sich nehmen zu müssen.

„Daß ich" — schreibt er an Metternich — „für den Augenblick das Opfer sein müsse, war vorauszusehen, und ebensowenig durfte ich mir die schiefen und gehässigen Urteile verhehlen, die in dem Ausspruche der öffentlichen Meinung bei Vorgesetzten und Untergebenen, Freunden und Anverwandten meinen ehrlichen Namen beflecken würden. Im In- und Auslande ist meine Ehre für immer gebrandmarkt — und ich, voll redlichen Strebens für das Interesse meines Souveräns, stehe nun vor aller Welt auf der nämlichen Stufe der Würdigung mit dem boshaften Hormayr, dem intriganten Schneider und dem halbverrückten Gagern"[2]).

„Wie ein gutgesinnter Diener" freute er sich nach vollbrachter Tat des Erfolges[3]). Aber war es ausschließlich die erhebende Befriedigung, die ein gutgesinnter Diener empfindet, die ihn zum Verrat antrieb? Blieb er, dem das Gelüste nach Macht nicht fremd gewesen, wirklich ganz unbeeinflußt von der Erwägung, daß ihm auf dem nunmehr betretenen Wege Gunst und Ehren rascher zufallen würden, als wenn er des Erzherzogs und der Tiroler Verschwörungspläne gegen Metternichs Politik fördere? Wir meinen: wie kaisertreu, wie opferwillig er gewesen, innerlich wird ihn doch die Hoffnung auf eine glänzende Zukunft bei seinem Vorgehen bestärkt haben.

* * *

Kaum war Roschmann mit der Mission der Überwachung betraut, als er auch schon, mündlich und schriftlich, Tag für Tag, über die intimsten Vorgänge im Innern des Komitees berichtete. Von Hager ließ er sich eine

[1]) Nach dem Frieden von 1809 trat Roschmann als ein Kaufmann Schlechtleitner, unter hundert Gefahren und Nachstellungen, den Rückweg von Bozen aus über den bereits beschneiten Albula, größtenteils zu Fuß wandernd, nach der Schweiz an. Wiederholt wurde er angehalten, immer aber gelang es ihm, glücklich der Gefahr zu entrinnen. In Bern mußte er sich sogar bei dem bayrischen Geschäftsträger Chevalier d'Ollry persönlich wegen Erwirkung eines Reisepasses vorstellen. D'Ollry, ohne Ahnung, wen er vor sich habe, machte die gehässigsten Bemerkungen über Roschmann und Andreas Hofer, erkundigte sich nach deren Aufenthalt und schloß das Gespräch mit dem für Roschmanns Ohren allerdings nicht sehr erfreulichen Wunsche, daß diese beiden Tiroler bald nach Mantua eingeliefert und dort füsiliert werden mögen. Species facti, verfaßt von Erzherzog Johann, Thernburg, 20. August 1811. W. St. A.

[2]) Roschmann an Metternich, 10. März 1813. W. St. A.

[3]) Ibid.

„ostensible Zuschrift" erteilen, von der wir jedoch nicht wissen, worin sie eigentlich bestand. Für Roschmann muß sie von der äußersten Wichtigkeit gewesen sein. Sagt er doch, daß er mit ihrer Hilfe „einen Teil der Korrespondenzen, der Aufträge und Gelder, die auf diesem Wege nach Tirol abgehen sollen, zu interzeptieren" gedenke. Außerdem verlangte er, und zumeist auf Befehl Metternichs, einen vierwöchentlichen Urlaub, um in Wien persönlich alle Schritte des Erzherzogs und seiner eigenen Freunde beobachten zu können. Von eigentümlichem Interesse ist es, daß gleichzeitig auch die Mitglieder des Alpenbundes seinen dauernden Aufenthalt in der Residenz wünschten[1]). Noch hatten sie alle, gleich Johann, der als der „bewußte Freund" gilt[2]), unbeschränktes Vertrauen zu ihm. „Ich glaube" — sagt er zu Metternich — „Ew. Exzellenz versichern zu dürfen, daß auf diese Art der Schleier des Geheimnisses gelüftet werden könne, und nach dem Zutrauen, das man in meine Person zu setzen scheint, bin ich fest überzeugt, in kurzer Zeit die ganze Ramifikation der Verbindungen zu erforschen"[3]). Seine Mitteilungen ließen in der Tat nichts an Vollständigkeit zu wünschen übrig. Man war mit ihm auch sehr zufrieden. Insbesondere stellt ihm Hagen mit folgenden Worten das glänzendste Zeugnis aus:

„Was Roschmann anbelangt, so hat er viel, mit großer, weitaussehender Gefahr und seltener Aufopferung, zum Nutzen und Frommen Ew. Majestät Dienstes geleistet; ohne ihn würde mein bester Wille bei den Ramifikationen und Geldressourcen der Partei wenig geleistet haben"[4]).

Nach den uns vorliegenden Berichten des Kreishauptmannes war dies Lob aus dem Munde des Präsidenten der Polizeihofstelle vollauf verdient. Sie bildeten die Grundlage zur Sprengung des „Alpenbundes" und gewähren noch heute ein lebendiges Bild von dessen Absichten und Bestrebungen. Wie mochten der Kaiser und Metternich erstaunt gewesen sein, als sie Roschmanns Darlegungen vom 19. Februar 1813 in die Hände bekamen, die wir ihrer Wichtigkeit wegen hier zum größten Teil wiedergeben wollen:

19. Februar 1813[5]).

„Gestern 6½ Uhr abends versammelten sich der Freiherr Hormayr, Schneider und King. Der letztere leitet die Unternehmung rücksichtlich der Fonds und Korrespondenz; es ward ihm ein Brouillon über den Bedarf des Geschützes, das in Fiume ausgeschifft werden soll, und in bezug auf Gelddispositionen übergeben.

King schickt heute abend zwischen 7 und 8 Uhr einen Kurier nach Rußland, welcher Briefe nach Lissa mitnehmen soll, von wo aus sowohl die Landung in Fiume als die Aufreizung der Montenegrer, der Inseln und des illyrischen Küstenlandes geleitet wird. Heute 7½ Uhr abends finden sich King und Schneider am Haupttore der Stephanskirche.

---

[1]) Roschmann an Metternich, 16. Februar 1813. W. St. A.

[2]) Hormayr an Roschmann, 15. Februar 1813. W. St. A. — Roschmann an Metternich, 16. Februar 1813. W. St. A.

[3]) Roschmann an Metternich, 16. Februar 1813. W. St. A.

[4]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J.

[5]) Durchaus von Hager selbst geschrieben. Wahrscheinlich fertigte Hager selbst, um keinem andern Einblick in diese heikle Affäre zu gestatten, die Kopie von Roschmanns Bericht für den Kaiser und Metternich an. M. d. J.

Eine englische Flottille, die schon im Adriatischen Meere kreuzt, nimmt Venedig coup de main: das dortige Arsenal und die Unterhaltung der Verbindungen zur See sind der vorzüglichste Zweck dieser Unternehmung. Der Erzherzog hat den Plan von Venedig, mit allen geometrischen und hydraulischen Notizen versehen, hierzu geliefert; dieser Plan ist in Schneiders Händen, wenn er ihn nicht bereits an King abgegeben.

Der Ostermontag (19. April) als der Jahrestag der sizilianischen Vesper ist das Signal des allgemeinen Aufstandes; alle Dispositionen sind bereits darauf berechnet.

In den Gewässern von Fiume kreuzen bereits englische Schiffe. Die Landungen in Genua und Hamburg, jene durch Engländer, diese von Schweden, sollen in den großen Plan eingreifen und die Fahne des Aufstandes von den Ufern der Rhone bis an die Küsten von Sizilien verpflanzen.

Der FML. Graf Wallmoden[1]) ist der Kopf dieses Wurmes; er hat bereits die österreichischen Dienste quittiert und ist zum Chef der Deutschen Legion bestimmt, die sich an den Grenzen von Norddeutschland bildet, bereits zwischen 12—15 000 Mann stark ist und sich durch das reichliche Handgeld der englischen Agenten täglich vermehrt.

King gibt die Zahl der Schweden, die sich in Hamburg ausschiffen werden, gering auf 30 000 Mann an und erwartet mit jedem Tage von Lord Walpole, der sich im russischen Hauptquartier aufhält, und vorzüglich vom englischen Gesandten Cathcart aus Petersburg nähere Nachrichten.

Sir Robert Wilson, der sich im Gefolge des Kaisers Alexander befindet, ist nach Wien gerufen und soll in der Eigenschaft eines englischen Gesandten die Expedition nach Tirol begleiten.

King hat bereits 800 000 schwere Münze zur Unternehmung für Tirol bestimmt; größere Fonds sollen durch die Schweiz und über Venedig folgen. Mehrere Handelshäuser in Basel, Zürich und Bern haben Anweisungen zu diesem Zwecke erhalten. Der Erzherzog allein erhält an Reisegeld 30 000 Stück ℍ in Golde.

Fast alle Tage gehen Kuriere und Boten in die Schweiz, Vorarlberg und nach Tirol ab. King selbst, der sich sehr wohl von der Polizei beobachtet weiß, hat mehrere ganz vertraute Leute, die er in dieser Angelegenheit abwechselnd sendet.

Die ganze Unternehmung soll den Charakter, als wenn Österreich sie begünstige und im geheimen leite, an sich tragen; es soll dahin gewirkt werden, die Völker glauben zu machen, daß Se. Majestät der Kaiser, wenn Napoleon am stärksten mit den russischen Armeen beschäftiget sein werde, mit einem Male, ungefähr in der zweiten Hälfte des Monats Juni, losbrechen und der Sache den Ausschlag geben wolle. Solange man diese günstige Opinion benützen könne, müsse die Insurrektion auf die größtmöglich hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht und von Volk zu Volk, von Land zu Land, gleich einer Schneelawine, weiterverbreitet und alles damit unaufhaltbar fortgerissen werden, damit die Expedition vollkommen konsolidiert und jede Besorgnis ihrer Selbständigkeit sichergestellt werde, wenn auch Österreich in der Folge die Völker über diesen Irrtum aufklären sollte."

Unterdessen hatten die Mitglieder des „Alpenbundes" in Erfahrung gebracht, daß sie von der Polizei beobachtet würden. Noch ahnten sie nicht, daß ihr Freund Roschmann die Handhabe zu den polizeilichen Maßregeln biete. Sie veranlaßten ihn daher, unverzüglich nach Traiskirchen zurückzukehren; hier sollte er die in seiner Kreisamtsdruckerei, allerdings mit geheimer Zustimmung Hagers, hergestellten, in Wien aber noch verbotenen russischen und englischen Siegesberichte vernichten[2]). Um sich nicht verdächtig zu machen, befolgte er zum Schein die Weisung mit dem Versprechen, am Abend desselben Tages — 21. Februar — wieder in Wien einzutreffen.

[1]) Graf Louis Wallmoden.

[2]) Roschmann an Metternich: Wien, 21. Februar 1813. W. St. A.

„Es ist" — schreibt er an Metternich — „auf heute eine Zusammenkunft bestimmt, wozu ich den Hofrat Hormayr in seiner Wohnung abholen soll. Aus wichtigen Gründen, die ich mündlich zu eröffnen die Ehre haben werde, bitte ich diese Anzeige strenge geheimzuhalten, für heute die polizeiliche Beobachtung weder abzuändern noch zu verschärfen, sondern, damit die Entdeckung nicht geahnt werde, ihren bisherigen Gang mit Beibehaltung der nämlichen Personen fortgehen zu lassen" [1]).

Nachdem er am 20. nachts vergeblich Metternich und ebenso vergeblich am 21. morgens Hager zu sprechen gesucht, bat er den ersteren, ihn am 21. nachts zwischen 9 und 10 Uhr in seinem Palais am Ballplatz zu erwarten, denn — fügte er hinzu — „die Mitteilungen, die ich zu machen habe, sind äußerst dringlich; ich bin aber zu sehr in meiner Abreise durch Baron Hormayr pressiert, um noch einen Augenblick, ohne in Verdacht zu geraten, in meiner Wohnung bleiben zu können" [2]). Bei der ersten Vermutung einer polizeilichen Überwachung des Alpenbundes verbrannte Erzherzog Johann die auf das geplante Unternehmen bezüglichen Schriften; desgleichen verbarg er sein Tagebuch, in das er alle Vorfälle eingetragen hatte [3]). Hormayr beabsichtigte, unter irgendeinem Vorwand bei Metternich vorzusprechen, um von den Bedienten zu erfahren, wer die Personen seien, die in der letzten Zeit Besuche im Ministerium des Äußern abgestattet. Da Roschmann besorgte, Hormayr könnte auf diese Weise Kenntnis von seinem täglichen Erscheinen bei Metternich erlangen, bat er den Minister, den Hofrat sogleich oder gar nicht vorzulassen; er sollte gar nicht die Zeit haben, sich im Vorzimmer „nach der ihm eigenen Art über derlei Dinge zu erkundigen" [4]). Am 23. Februar glaubte sich Roschmann, trotz aller Vorsicht, schon verraten. Gerade in dem Moment, als er an diesem Tage das Ministerpalais verließ, ging unmittelbar an der Einfahrt der Appellationsrat Schneider hart an ihm vorüber [5]). Der Kreishauptmann war fest überzeugt, Schneider habe ihm aufgelauert und ihn auch erkannt [6]). In seiner Angst verfiel Roschmann auf das verwerfliche Mittel, den Verdacht eines möglichen Verrates auf die Person Gagerns zu richten. Zu diesem Behufe mußte Metternich diesen zu sich rufen lassen [7]). Und nachdem Roschmann die Gewißheit erlangt hatte, daß Schneider ihn beim Verlassen des Ministerhotels nicht erkannt habe, lenkte er in geschickter Weise die Aufmerksamkeit auf den Verkehr Gagerns mit Metternich. Vollkommen glückte dies Bemühen. Erzherzog Johann, Wallmoden und Hormayr wollten allerdings nicht recht an einen Verrat Gagerns glauben. Allein, auf King, selbst schon mißtrauisch gegen Gagern [8]), sowie auch auf Schneider machten

[1]) Roschmann an Metternich: Wien, 21. Februar 1813. W. St. A.

[2]) Ibid.

[3]) Krones, Tirol 1812—1816. S. 68.

[4]) Roschmann an Hager, Wien, 22. Februar 1813. W. St. A.

[5]) Roschmann an Metternich, Wien, 24. Februar 1813. W. St. A.

[6]) Ibid. „Ich darf fast als gewiß voraussetzen, daß er mich erkannt haben möge."

[7]) Metternich an Hager, 25. Februar 1813. M. d. J. Es ist nicht richtig, wenn Hormayr behauptet, daß Roschmann erst am 4. März den Verdacht auf Gagern zu lenken suchte: dies geschah bereits am 25. Februar.

[8]) Roschmann an Hager, 26. Februar 1813. M. d. J.

die Warnungen Roschmanns wirklich tiefen Eindruck. Infolge ihres Drängens wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, sowohl die Wohnung Metternichs als auch die Hagers aufs peinlichste überwachen zu lassen. Zum Auflauern bei der Staatskanzlei wurden Schneiders Bruder, ein Bedienter und einige vertrauenswürdige Tiroler bestellt. Über deren Angaben sollten Roschmann, Schneider und Hormayr zur Nachtzeit Kontrolle führen. Wie Roschmann angibt, hätte sich an dieser nächtlichen Beobachtung sogar möglicherweise der Erzherzog selbst beteiligt. Um die eigene Polizei, die man für diesen Zweck eingerichtet, gut bezahlen zu können, stellte der englische Agent King 300 Dukaten zur Verfügung. Mit diesem Gelde wurde auch der Doppelspion Slucca entlohnt, der gleichzeitig dem Alpenbund und der Regierung diente. Bei solcher Organisierung der Gegenpolizei wagte es Roschmann nicht mehr, persönlich die Staatskanzlei zu betreten. Er hielt es für ein Gebot der Vorsicht, von nun an jeden persönlichen Verkehr mit Metternich zu meiden; daher schlug er vor, seine Berichte für diesen auf schriftlichem Wege an Hager senden zu dürfen[1]).

Während nun der Kreishauptmann von Tag zu Tag seiner Mission mehr gerecht zu werden trachtete, ließ sich Metternich King, dem Vertreter Englands, gegenüber, zu einer Tat hinreißen, durch die er sich der bewußten Verletzung des Völkerrechtes schuldig machte. Seit der ersten Hälfte September 1811 weilte King als geheimer diplomatischer Agent der englischen Regierung in Wien[2]). Er war es, der dem Alpenbund die Geldmittel lieferte, deren dieser zur Insurgierung Tirols benötigte. Nach Metternichs Ansicht förderte King bloß deshalb die Pläne des Erzherzogs Johann, weil er glaubte, sein Hof hege kein Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit; zu dieser Überzeugung war er insbesondere seit der Sendung Lord Walpoles nach Wien gekommen, des englischen Botschaftssekretärs in Petersburg. Der von ihm begünstigte Aufstand Tirols sollte nun seiner Regierung den glänzendsten Beweis für die Vortrefflichkeit seiner diplomatischen Talente liefern[3]). Mag sein, daß diese

[1]) Roschmann an Hager, Wien, 25. Februar 1813. M. d. J. Mit Randbemerkungen Hagers.

[2]) King wurde Ende 1810 nach Wien gesandt. Wellesley schreibt am 3. Dezember 1810 an Metternich: „I take the liberty to apprise Your Excellency that the bearer of this letter the Honorable John Harcourt King is authorised to receive any communications with which Your Excellency may be pleased to honor him and that I repose great confidence in this gentleman's discretion and honor." W. St. A. Nach einem Brief Metternichs an Wellesley vom 11. September 1811 (W. St. A.) dürfte King erst um diese Zeit nach Wien gekommen sein. Im Konzept seines Schreibens vom 11. September 1811 spricht Metternich irrtümlich vom Brief Wellesleys als vom 3. Dezember 1811 herrührend: es kann nur 1810 heißen.

[3]) Metternich an Wessenberg: Wien, 10. März 1813. W. St. A. Lors de l'envoi de Lord Walpole par Cathcart (englischen Botschafter in Rußland) la tête de l'agent anglais (King) commença à s'échauffer. Il crut de trouver dans cet envoi une preuve que son propre gouvernement ne lui voulait pas confier ses intérêts. Il ne manqua pas de confier à ses amis ses inquiétudes à ce sujet et ne leur cacha pas qu'il chercherait des occasions pour prouver à son gouvernement quels étaient ses moyens et ses talents diplomatiques, il ne taxa pas moins le gouvernement de reticence. Les motifs sont donc connus pourquoi il a donné dans des partis opposés du gouvernement.

ehrgeizige Regung mit im Spiele war, als er sich im geheimen mit Johann und dessen Freunden verband. Sicher ist es jedenfalls, daß er dadurch den Absichten der englischen Staatsmänner entgegenkam; denn die britischen Minister grollten Österreich wegen dessen Zurückhaltung[1]). Nichts konnte ihnen gelegener kommen als eine neue Aktion, welche den Wiener Hof in offene Feindschaft zu Napoleon brächte. Aus diesem Grunde wurde dann King auch von ihnen reichlich mit Geld zur Förderung der Revolutionierung versehen. Das war aber nicht nach dem Sinne Metternichs. Durch die geheime Sendung des Freiherrn von Wessenberg nach London, der als ein Herr von Willmanns reiste[2]), bezeugte er wohl seine Bereitwilligkeit, mit dem erbittertsten Gegner Frankreichs die freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen[3]). Zum Losschlagen war er jedoch mit Rücksicht auf die Unfertigkeit der Armee und die leere Staatskasse noch nicht entschlossen. Er war daher auf King erzürnt, als er von Roschmann erfuhr, mit welch bedeutenden Summen dieser den Alpenbund unterstütze; daß er dem Erzherzog Johann versprochen, ihm den Tag vor seiner Abreise für die erste Installation 45—48000 Stück Dukaten einzuhändigen und daß er dem für alle Fälle in Wien verbleibenden Hormayr ein Kapital zu dessen lebenslänglicher Versorgung zugesichert habe[4]). Von Furcht erfüllt, durch King vor Napoleon kompromittiert zu werden, lehnte Metternich dessen neuerliches Verlangen nach einem Kurierpaß rundweg ab; hierzu glaubte er sich um so berechtigter, als des englischen Agenten häufige Kurierfendungen schon Aufsehen zu erregen begannen. Er möge, sagte Metternich zu King, zur Beförderung seiner Depeschen nach Petersburg — über welchen Weg er nach London korrespondierte — sich des eben dahin abgehenden österreichischen Kuriers bedienen. Davon wollte der englische Agent nichts hören. Erst nach einer sehr erregten Aussprache fügte sich Metternich; vor allem bewog ihn hierzu die Drohung Kings, er werde sofort sein Ministerium verständigen, daß man ihm nicht den brieflichen Verkehr mit London gestatten wolle. Nun sandte King den ehemaligen englischen Vizekonsul in Triest, namens Danelon, am 23. Februar als einfachen Reisenden mit seinen Depeschen an Lord Cathcart, damit dieser von Petersburg aus seine Depeschen weiter nach London befördere[5]). Danelon kam aber gar nicht bis zur russischen Hauptstadt.

Am 25. Februar wurde er gegen Mitternacht zwischen Olmütz und Weißkirchen von vier oder fünf Personen angefallen, zusammen mit dem Postillon

[1]) Wessenberg an Metternich: London, 5. April 1813. W. St. A. Interessant ist, wie Wessenberg Lord Castlereagh kennzeichnet: „Sa Seugnerie n'est au reste pas un grand aigle en politique et son plus grand mérite est d'être parent de Lady Harfort la belle en titre du prince de Galles.“ Wessenberg an Metternich, 16. April 1813. W. St. A. Siehe auch das Urteil Wessenbergs über Castlereagh bei Arneth, Wessenberg. Bd. I, S. 175.

[2]) Wessenberg schrieb als Johann Willmanns an Metternich unter der Adresse Friedrich Willmanns. W. St. A.

[3]) Arneth, Wessenberg. Bd. I, S. 158.

[4]) Roschmann an Hager, Wien, 26. Februar 1813. M. d. J.

[5]) Graf Ernst Hardenberg an Graf Münster in London, Wien, 8. März 1813. Die Kenntnis dieser im hannoverschen Staatsarchiv befindlichen Depesche danke ich der freundlichen Mitteilung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Paul Bailleu in Berlin.

geknebelt, in einen benachbarten Wald geschleift und dort seiner Depeschen wie seiner Habseligkeiten beraubt[1]). King und der in Wien lebende hannoveranische Gesandte, Graf Ernst Hardenberg, waren vom ersten Augenblick an überzeugt, daß der Überfall das Werk Metternichs sei, der sich auf diese Weise in den Besitz der ihm wichtig dünkenden Depeschen des englischen Agenten setzen wollte[2]). Hormayr hat später behauptet, daß die Räuber, die einen Angriff auf Danelon unternahmen, verkleidete Polizisten waren, unter denen sich der Brünner Polizeikommissar Schmidthammer und der nachmalige Kreishauptmann Czikann befunden hätten[3]). Auch Erzherzog Johann zweifelte nicht daran, daß der Raub auf Befehl der Regierung vollführt worden[4]). Metternich hat jedoch sofort jeden Verdacht gegen seine Person aufs entschiedenste abgelehnt. Hardenberg und King zeigte er die Protokolle der mit der Untersuchung dieser Angelegenheit betrauten Behörden. Beiden Personen gegenüber äußerte er die Vermutung, daß sicherlich französische und polnische Marodeurs, die häufig von jener Seite die österreichische Grenze überschritten, den Raubanfall ausgeführt hätten[5]). Er suchte sogar den Glauben zu erwecken, die Plünderung Danelons sei auf Befehl der Franzosen und Bayern erfolgt, und meinte, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Kings Depeschen demnächst in irgendeinem französischen Journal das Tageslicht erblicken würden. Sollte aber — schrieb er an Wessenberg in London — King die ganze Angelegenheit in andrer, dem Wiener Hof gehässiger Weise dargestellt haben, so möge er, als Vertreter Österreichs, energisch dagegen protestieren und diese Anklage „als eine Beschuldigung" bezeichnen, „die mit Verachtung zurückzuweisen unsre Loyalität uns gebietet"[6]). Selbst dem Manne, zu dessen Glaubensbekenntnis es gehörte, daß man in der Politik bei der Wahl der Mittel nicht überaus delikat zu sein brauche, mußte es schwer geworden sein, sich in diesem Falle auf seine Loyalität zu berufen. Ob sich sein Gewissen nicht doch regte, als er in so entschiedener Weise „mit Verachtung" jeden Verdacht der Anteilnahme an der Beraubung Danelons von sich auf die Schultern armer Marodeure abzuwälzen trachtete? Es ist ganz bestimmt — Hardenberg, King, Erzherzog Johann und Hormayr haben sich hierin nicht getäuscht — daß die Knebelung und Plünderung des englischen Kuriers auf Befehl und mit Zustimmung Metternichs geschehen ist. Am 25. Februar schreibt er, daß er mit Hager vollkommen übereinstimme und gleichfalls überzeugt sei, „daß wir durch den bewußten Fang das meiste erhaschen werden"[7]). Sollte man etwa geneigt sein, die Worte „bewußten Fang" auf irgendeine andre Angelegenheit beziehen zu wollen, so wird jeder noch bestehende Zweifel durch Hager selbst widerlegt, der am 9. März 1813 in schlechtem Deutsch an den Kaiser schreibt:

[1]) Ibid.
[2]) Graf Ernst Hardenberg an Münster, Wien, 3. März 1813.
[3]) Lebensbilder, Bd. II, S. 441.
[4]) Krones, Tirol 1812—1816. S. 72.
[5]) Graf Ernst Hardenberg an Münster, Wien, 8. März 1813.
[6]) Metternich an Wessenberg, Wien, 10. März 1813. W. St. A.
[7]) Metternich an Hager (eigenhändig), 25. Februar 1813. M. d. J.

„Was Danelon betrifft, übergab ich größtenteils Graf Metternich, der es, zumalen alle Depeschen, noch hat“ [1]). Nach dem, was Roschmann über die Rolle Kings in den Sitzungen des „Alpenbundes“ berichtet hatte, mußte es für Metternich von der größten Bedeutung sein, in den Besitz von dessen Mitteilungen an sein Ministerium zu gelangen. Diese Papiere allein konnten vollen Aufschluß über alle Vorgänge bieten, über die sich Metternich noch nicht genügend unterrichtet wähnte.

„In dem Ganzen“ — äußerte er am 25. Februar, dem Tage des Anfalles auf Danelon — „liegt noch etwas mir nicht ganz Verständliches. In concreto ist die sogenannte Verschwörung die Fortsetzung und Amplifikation der Latour-Geschichten. Sie gehen alle einen Gang. Ein englischer Agent ist der Kopf, einige Intriganten sind die Werkzeuge und irgend ein Erzherzog die Dupe“ [2]).

* * *

Die Mitglieder des „Alpenbundes“, die noch keine Kunde von dem nächtlichen Überfall hatten, wiegten sich mittlerweile in Sicherheit. Roschmann berichtet am 27. Februar: „Man glaubt platterdings nicht weiter an einen Verrat, sondern nur auf eine unterlaufene Verwechslung der Personen und hat sogar die schon eingeleitete Espionage eingestellt“ [3]). Selbst die Meldung des Doppelspions Slucca, daß ihm die Überwachung Hormayrs und seiner Freunde im Dianabad, wo sie sich öfters trafen, übertragen worden, vermochte jetzt deren Zuversicht nicht zu stören.

„Die Gesellschaft glaubt“ — schreibt der getreue Aufpasser Roschmann — „daß sich diese Beobachtungen der Polizei auf bloße Vermutungen gründen, die aus dem unklugen Benehmen der übrigen Tiroler hergeleitet werden; man beschloß aber, in dem bisherigen Benehmen unbeirrt fortzufahren, um einerseits die erhaltene Warnung nicht zu verraten, anderseits aber die Polizei durch die dem Slucca in den Mund gelegten Rapporte irrezuführen“ [4]).

In den Augen Hagers war dies eine Nachricht, die ihn zur Äußerung veranlaßte: „Ist immer ein günstiges Amusement für die Herren“ [5]). Man muß wirklich staunen, daß Männer wie Hormayr, die eine Revolution inszenieren wollten, zu diesem Behufe alle Hebel in Bewegung setzten, auch nur einen Moment glauben konnten, ihr Treiben werde den Argusaugen der Polizei entgehen. Schon ganz geringfügige Umstände tilgten den Verdacht, den sie noch kurz vorher gehegt hatten. Weil Metternich mit Gagern über die Gärungen in Norddeutschland gesprochen, schmeichelten sie sich schon mit der Annahme, der Minister hätte dies doch nicht getan, wenn er von ihnen einen Anschlag auf

---

[1]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J.

[2]) Metternich an Hager (eigenhändig), 25. Februar 1813. M. d. J. Diese Bemerkung Metternichs bezieht sich auf Erzherzog Franz d' Este, der, wie schon in der Einleitung erwähnt wurde, Ende 1810 plötzlich aus Österreich verschwand, um Italien zu revolutionieren, ferner auf den k. k. Major Janus Graf Baillet-Latour, der 1811 in Österreich die Falschwerbung betrieb, und den englischen Agenten Johnson, der im Auftrage seiner Regierung das hierzu nötige Geld lieferte.

[3]) M. d. J.

[4]) Roschmann an Hager, 27. Februar 1813. M. d. J.

[5]) Ibid.

seine Politik befürchten würde[1]). Sie hatten freilich keine Ahnung, daß Metternich diese Zusammenkunft mit dem nassauischen Minister eben nur zu ihrer Irreführung verabredet hatte. Da sie sich ungefährdet wähnten, gingen sie immer tiefer in die ihnen gelegte Falle. Das Hauptwerkzeug hierzu bildete Roschmann. Wäre er nur einzig von Patriotismus geleitet gewesen, so hätte er sich genügen lassen müssen, Metternich die Pläne der Alpenbündler zu enthüllen. Im höchsten Grade verdammenswert jedoch wird seine Handlungsweise dadurch, daß er auch die Rolle des Verleiters, des faux-frère übernahm, der mithilft, die Maschen des Netzes zu knüpfen, in dem seine Freunde gefangen werden sollen. Roschmann ist es, der den Mitgliedern des Bundes sagt, er vermöge ihnen Blankette zu Reisepässen zur Verfügung zu stellen, mit deren Hilfe sie ihre Vertrauten nach allen ihnen beliebigen Gegenden senden könnten. Von Hager läßt er sich dann solche Blankette geben, um sich auf diese Weise noch tiefer in das Vertrauen seiner Genossen einzuschleichen[2]). Mit der größten Bereitwilligkeit bietet er sich an, in seiner Druckerei zu Traiskirchen die Flugschriften: „Rückzug der Franzosen" und: „Die Stimme der Wahrheit gegen die Lüge" anfertigen zu lassen, die, zum Zweck der Erregung der Gemüter, nach Tirol befördert werden sollen[3]). Um jeden Verdacht von sich abzulenken und, wie sein Befehl lautet, die Verschwörung zu ihrer vollen Entwicklung gelangen zu lassen, steht er nicht an, dem Tiroler Gastwirt Wintersteller, der 1809 ein Vertrauensmann Hofers gewesen, einen enthusiastischen Brief zu schreiben, der sein Vorgehen in seiner ganzen Abscheulichkeit offenbart.

„Befolgen Sie" — ruft er diesem zu — „Hormayrs Instruktion genau; er ist im vorzüglichen Besitze des Zutrauens Seiner Kaiserlichen Hoheit. Mehr mündlich. Wir sind die alten Freunde in Tod und Gefahr, wie uns das Jahr 1809 vereinte. Bald, bald wehen Österreichs Fahnen im Vaterlande, bald schließe ich Sie an mein Herz"[4]).

Nach solchen Äußerungen wird man es wohl glaublich finden müssen, daß er den Erzherzog beredete, auch an Eisenstecken in diesem Sinne zu schreiben, daß er in einer Versammlung der Mitglieder des Alpenbundes ausrief: „Nur mich stellt voran! Ich lasse mich zu allem brauchen"[5])! Diesem niedrigen, in jeder Hinsicht zu verurteilenden Benehmen entspricht es auch, daß er anderseits Metternich in eine wahre Angst vor den Plänen der Verschworenen zu versetzen suchte. In der ernsthaftesten Weise berichtete er

---

[1]) Roschmann an Hager, Wien, 27. Februar 1813. M. d. J.

[2]) Roschmann an Hager, 26. Februar 1813. M. d. J.

[3]) Ibid. id. ad eundem, 27. Februar 1813. M. d. J.

[4]) Undatiert. M. d. J. In diesem Briefe heißt es noch: „Freuen Sie sich mit Ihren braven, eines bessern Schicksals würdigen Brüdern. Der große, der lange und sehnlich erwartete Augenblick ist nun gekommen, der dem guten Tirol seine Freiheit und sein altes, unvergeßliches Fürstenhaus wiedergibt. Der allgeliebte Prinz (Johann) wird in eigener Person und von Männern, die Sie aus dem verhängnisvollen Jahre 1809 kennen, begleitet, in unsern heimatlichen Alpen erscheinen. Es ist für alles bereits gesorgt. Geld, Kriegsmunition und auswärtige Hilfe sind in Bereitschaft."

[5]) Hormayr an Hager, Brünn, 2. Dezember 1814. M. d. J.

diesem, daß man, hierzu angeregt von Rußland, ihm, dem Minister, nach dem Leben trachte, weil man von seiner Entfernung eine Änderung der Politik Österreichs erwarte[1]). „Das, was ich hier schreibe" — lauten seine an Metternich gerichteten Worte — „ist keine Schimäre, sondern es ist, wie ich leider versichern muß, schaudervoller Ernst und Plan"[2]).

Kaiser Franz, Metternich und Hager verfolgten unterdessen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jeden Schritt der Verschwörer. Auch die von andrer Seite mitgeteilten Nachrichten bestätigten es, daß Hormayr, Schneider und der Erzherzog kein Mittel ungenützt ließen, um Tirol zum Aufstand zu verleiten[3]). Die Staatskanzlei wie die Polizeihofstelle drangen immer tiefer in das ihnen vorenthaltene Geheimnis ein. Ehe man zum entscheidenden Schlag ausholte, trachtete man in den Besitz aller Schuldbeweise zu gelangen. Zuerst wollte man sich des Barons Anton Haysdorf aus Vorarlberg versichern, den die Partei im Januar 1813 im Einverständnis mit dem in Wien zurückgebliebenen russischen Staatsrat Ott nach Petersburg gesandt hatte[4]). Als er gegen Ende Februar von dort mit wichtigen Papieren zurückerwartet wurde, waren alle Vorkehrungen getroffen, um in diese Einblick zu gewinnen. Man wußte, daß er bemüht sein werde, in den verschiedensten Verkleidungen bis nach Aspern an der Donau oder irgendeinem näher zu Wien gelegenen Orte zu kommen, um von dort aus sofort einen Eilboten an Schneider zu senden[5]). An vier Orten erwarteten ihn Polizeibeamte, die den Auftrag hatten, ihn unter dem Vorwand einer sogenannten „Bankalvisitation" einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen. Vergeblich wartete man jedoch auf seine Rückkehr — er kam erst im Juli 1813, unter wesentlich veränderten Umständen[6]). Reichlich wurde dieses Mißlingen aufgewogen durch den Fang, den man in der Person des Johann Peter Feuerle machte, Gesellschafters des Handlungshauses Joseph Winter in Feldkirch. Im November 1812 war er in Wien eingetroffen, wo er teils neue Geschäftsverbindungen anknüpfen, teils aber persönliche Erkundigungen über die politische Haltung des Wiener Hofes einzuziehen gedachte. Vor allem wollte er sich Gewißheit darüber verschaffen, ob seine engere Heimat, Vorarlberg, Hoffnung habe, wieder unter die Herrschaft

---

[1]) Roschmann an Metternich; Wien, 22. Februar 1813. W. St. A. „Es ist ein Anschlag auf Ew. Exzellenz Leben im Werke. Man glaubt, daß sich, wenn Sie fallen, die Politik des österreichischen Kabinetts ändern werde." Er weiß davon zu erzählen, daß bereits zwei Offiziere dazu beordert wurden, der Versuch jedoch gescheitert sei.

[2]) Ibid.

[3]) Berichte des Polizeikommissars Torresani vom 18. und 19. Februar 1813. M. d. J.

[4]) Hager an Graf Lažansky in Brünn, Wien, 3. Januar und 6. Februar 1813. M. d. J. — Baron Haysdorf war früher Postverwalter in Lindau und hat als solcher wichtige Dienste geleistet. 1807 verlor er seine Stelle; in letzter Zeit lebte er von der Wohltätigkeit Schneiders, der zum Teil den Verbindungen der Baronin Haysdorf, einer geborenen Freifrau von Ebing, seine Rettung von dem bereits durch die Franzosen ausgesprochenen Todesurteil verdankte. Hormayr an Hager, 6. März 1813. M. d. J.

[5]) Id. ad eundem, 23. Februar, und Bericht vom 23. Februar 1813. M. d. J.

[6]) Stahl an Hager; Brünn, 14. Juli 1813. M. d. J.

Österreichs zu gelangen[1]). Sein erster Besuch in der österreichischen Residenzstadt galt seinem alten Freunde, dem Appellationsrat Schneider, der sofort an ihn die Frage richtete, ob er nicht geneigt wäre, mit Baron Haysdorf nach Rußland zu reisen[2]). Aus nicht weiter bekannt gewordenen Gründen[3]) unterblieb die Sendung Feuerles nach Petersburg. Anstatt dorthin ging er nach Tirol. Am 20. November stellte ihn Schneider dem Erzherzog Johann vor, der ihn mit folgenden Worten anredete: „Nun, mein lieber Vorarlberger, kann ich mich auf Sie verlassen, daß Sie das tun werden, was Ihnen aufgetragen werden wird?" Mit der Berufung auf Hormayr und Schneider, die bezeugen können, wie treu er 1809 dem Hause Österreich gedient, bejahte Feuerle seine Bereitwilligkeit, worauf Johann entgegnete: „Es sei gut, und er solle reisen". Am 22. Februar begab er sich zu Hormayr, der ihn für seine Fahrt nach Tirol mit einer geheimen Instruktion und 280 fl. in Gold versah. Feuerle, der in Vorarlberg und Tirol als ein ehrlicher, redlicher, von den besten Gesinnungen erfüllter Mann galt, hatte den Auftrag, Umschau zu halten, ob die Bewohner dieser Länder und der Schweiz geneigt wären, einem Rufe zu den Waffen, wie im Jahre 1809, Folge zu leisten[4]). Von dieser Bestimmung Feuerles hatte man Ende Februar noch keine Kenntnis. Da er durch seinen intimeren Verkehr mit Schneider bereits verdächtig erschien, hielt es Hager für geboten, ihn jetzt an der oberösterreichischen Grenze einer Bankalvisitation unterwerfen zu lassen[5]). In Lambach erwarteten ihn zu diesem Zweck schon der dortige Einnehmer Anton Kreisling und der Polizeikommissar Johann Egger. Die Frage, ob er etwa versiegelte Briefe bei sich verborgen halte, verneinte er. Nachdem jedoch zwei solche Stücke bei ihm gefunden wurden, machten ihn die Beamten aufmerksam, daß diese Unterschlagung die gesetzliche Bestrafung nach sich ziehe. Diese Drohung schüchterte Feuerle derart ein, daß er Egger und Anton Kreisling um „geheimes Gehör" bat. Nun schritt der Vorarlberger zur Ablegung eines unumwundenen Geständnisses. Ohne Zögern sagte er aus, daß ihm die zwei Briefe von Hormayr und Schneider übergeben worden seien; ferner wurde von ihm aus seiner Tabaksdose die Instruktion hervorgeholt, die ihm Hormayr diktiert und die man dann am Boden der Dose unter dem Tabak versteckt hatte[6]). Wie schon erwähnt, schrieb die geheime Weisung die Erforschung der Stimmung von Tirol und Vorarlberg und eventuell der Schweiz vor. Feuerle sollte zu den maßgebenderen Männern reisen, von denen Winterstetter in der Instruktion mit Nr. 36, Alois Schermer, Wirt „Zur Krone" in Nassereith, mit Nr. 37, Matthias Zobel mit Nr. 38 und Zellweger in der Schweiz mit Nr. 40 bezeichnet waren. Von letzterem hatte er zu erfragen, ob er das Schreiben Erzherzog Johanns erhalten hätte; dem Kronenwirt Schermer wieder

[1]) Polizeidirektor Raab in Linz an Hager, Linz, 23. März 1813. M. d. J.

[2]) Raab an Hager, Linz, 23. März 1813. M. d. J. Der Bericht Raabs beruht auf der Aussage Feuerles.

[3]) Vortrag Hagers, 7. März 1813. M. d. J.

[4]) Raab an Hager, Linz, 23. März 1813. M. d. J.

[5]) Vortrag Hagers vom 2. März 1813. M. d. J.

[6]) Protokoll des Polizeikommissars Egger und des Einnehmers Kreisling, Lambach, 27. Februar 1813. M. d. J.

mußte er sagen, daß ihm demnächst durch die Herren Strele in Imst 4—6000 fl. zukommen würden, die er dem Linser in Landeck, Holler und Zengerle in Bruck (Bruggen) in kleinen Raten für bestimmte Zwecke auszufolgen habe[1]). Alle seine Beobachtungen sollte Feuerle an Schneider unter dem Pseudonym Johann Hartmann & Co. durch Vermittlung des Handlungshauses Reyer & Co. einsenden[2]). Freiwillig entdeckte Feuerle dann noch eine geheime Vorrichtung seines Koffers zur Aufbewahrung von Flugschriften, die er mit sich hätte nehmen sollen, aber wegen beschleunigter Abreise in Wien zurückgelassen werden mußten. Von Lambach aus begab sich Feuerle nach Linz, wo ihm das schriftliche Gelöbnis abgenommen wurde, sowohl über die an ihm vorgenommene Untersuchung tiefstes Stillschweigen zu beobachten wie auch von den Aufträgen Schneiders und Hormayrs keinen wie immer gearteten Gebrauch zu machen[3]). Dazu fühlte er sich um so mehr bewogen, als ihm im Namen der Regierung eröffnet worden, jedes derartige Unternehmen, wie es seine Auftraggeber planen, wäre jetzt verfrüht und nur geeignet, sein Vaterland dem sicheren Untergang zu weihen. Zu seiner Beruhigung sagte man ihm noch überdies, der Kaiser werde gewiß, sollte es einmal zum Handeln kommen, voll Vertrauen seine Anhänglichkeit und Bereitwilligkeit in Anspruch nehmen[4]). Äußerst zufrieden war Hager mit dem Geständnis Feuerles, „aus welchem" — wie er an den Kaiser schrieb — „Ew. Majestät zu ersehen geruhen, daß sich der Hofrat Baron Hormayr und der Appellationsrat Schneider für sich selbst bereits in politische Einwirkungen und Untersuchungen in Tirol und Vorarlberg eingelassen haben, und daß selbst die Person Sr. Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann beigemischt worden ist"[5]).

An den Fall Feuerle reihte sich ein ähnlicher, der nicht minder schwerbelastendes Material gegen den „Alpenbund" zutage förderte. Der Badlwirt Josef Eisenstecken, der im Befreiungskrieg von 1809 eine hervorragende Rolle gespielt[6]), war zu Beginn des russisch-französischen Feldzuges plötzlich in Wien aufgetaucht. Hier suchte dieser Tiroler glauben zu machen, daß er flüchten mußte, um einem Anschlage des Präfekten von Trient auf sein Leben zu entrinnen. Die Wiener Polizei erfuhr jedoch sehr bald, daß diese Angabe nicht der Wahrheit entspreche. Mit Recht vermutete sie, daß irgendein andrer, von ihm verheimlichter Grund die Reise nach Wien veranlaßt habe. Sein häufiger Verkehr mit Hormayr und dessen Freunden, sowie die Nachricht des Klagenfurter Kreishauptmanns Fradeneck, daß Eisenstecken in Kärnten Zusammenkünfte mit Tirolern gehabt und eine geheime Korrespondenz unterhalte, bestärkten Hager in der Ansicht, auch der Badlwirt müsse einer der

[1]) Erklärung der bei Feuerle gefundenen geheimen Notate. M. d. J.

[2]) Ibid.

[3]) Bericht des Polizeikommissars Egger, Linz, 28. Februar 1813. M. d. J.

[4]) — — „Dabei verpflichte ich mich, das mir anvertraute Geheimnis auf das Heiligste zu bewahren." Linz, 4. März 1813. — Vortrag Hagers, 7. März 1813. M. d. J.

[5]) Vortrag Hagers, 2. März 1813. M. d. J.

[6]) Nach einer Äußerung des Hofkriegsrates legte er sich seit 1809 ganz unberechtigt den Titel eines Majors bei. Bericht des Ober-Polizeikommissärs Vogel, 28. Juni 1813. M. d. J.

Agenten zur Insurgierung Tirols sein[1]). Es dauerte denn auch nicht lange, so erfuhr man, daß er tatsächlich mit einer Mission nach Klagenfurt betraut sei[2]). Von Roschmann wußte man, daß Eisenstecken den Auftrag hatte, 800 Exemplare der Flugschriften: „Rückzug der Franzosen" und: „Die Stimme der Wahrheit" nach Tirol zu bringen. Unter dem Vorwand eines Privathandels sollte sich Eisenstecken in Klagenfurt niederlassen. Zur Maskierung des eigentlichen Zweckes seines dortigen Aufenthaltes war er von Erzherzog Johann und Hormayr mit Empfehlungsschreiben an den Kreishauptmann Fradeneck und General Fenner versehen worden[3]). Seine Sendung war von um so größerer Bedeutung, als sie die Einleitung eines sicheren und schnelleren Verbindungsweges mit Tirol bezweckte. Schon hatte man auch Deputierte aus dem Pustertal nach der illyrischen Grenze beordert, die dort seiner warteten, um aus seinem Munde ein angeblich kaiserliches Wort zu vernehmen. Zu seiner Beglaubigung erhielt er ein ähnliches Schreiben, wie es Erzherzog Johann an Wintersteller gerichtet hatte[4]). Dieses Dokument sollte er den Abgeordneten vorzeigen, jedoch unter keiner Bedingung aus den Händen geben. Man hatte es weder mit Jahreszahl noch mit Tagesdatum versehen, um im Fall der Entdeckung sagen zu können, daß es noch aus dem Jahre 1809 herrühre. In ein Pölsterchen eingenäht, sollte Eisenstecken dies wichtige Schriftstück im Halstuch verbergen. Pirker aus Botzen, soeben von einer ähnlichen Fahrt zurückgekehrt, war bestimmt, den Eisenstecken zu begleiten. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, hatte Hormayr durch den Archivar Delitsch für Eisenstecken und Pirker unter dem Namen eines Hofkriegsratssekretärs aus der Staatskanzlei einen Bewilligungsschein für zwei Postpferde nach Wiener-Neustadt holen lassen[5]). Nachdem Hager von der beabsichtigten Abfahrt Eisensteckens in Kenntnis gesetzt war, beschloß er, auch diesen Tiroler, der Wien wirklich am 2. März verlassen hatte[6]), einer Bankalvisitation unterwerfen zu lassen. Diesmal sollte die Maßregel schon in Bruck an der Muhr und nicht erst an der Grenze durchgeführt werden. Eisenstecken mußte überrascht werden, noch ehe ihm an der Grenze von seinen Gesinnungsgenossen eine Warnung zukommen konnte[7]). Auch bei ihm wurde sehr viel Geld und Silber gefunden, außerdem Flugschriften, samt einem Brief des Erzherzogs an den Klagenfurter Kreishauptmann Fradeneck und einem Schreiben Hormayrs an den General Fenner. Das wichtigste Schriftstück, wonach am meisten ge-

[1]) Vortrag Hagers, 6. März 1813. M. d. J.

[2]) Ibid.

[3]) Species facti. M. d. J. Dürfte von Roschmann verfaßt sein.

[4]) Das Schreiben des Erzherzogs an Wintersteller lautet: „Lieber Wintersteller! Die Zeit des Lohnes für so viel Treue, für so viele Leiden und Anstrengungen scheint endlich gekommen. Die gute, alte Zeit unter Österreich wird für mein geliebtes, zweimal ohne meine Schuld und gegen mein Herz verlassenes Tirol wiederkehren. Ihr Vaterland siehet auf Sie; wir vertrauen Ihrem geprüften Heldensinn. Das Glück, das Ihre Väter 1703 begleitet hat, wird auch Ihnen in dieser ungleich wichtigeren Zeit getreu bleiben. Zeit und Ort, wenn ich plötzlich unter Euch erscheinen werde, werde ich rechtzeitig bekanntgeben." M. d. J.

[5]) Roschmann an Hager, 1. März 1813. M. d. J.

[6]) Species facti. M. d. J.

[7]) Vortrag Hagers, 6. März 1813. M. d. J.

fahndet wurde: die Instruktion, konnte jedoch nicht entdeckt werden[1]). Eisenstecken hatte sie nämlich nicht, wie ursprünglich verabredet worden, in seiner Krawatte versteckt, sondern in seinem Uhrtäschchen, das er in den Beinkleidern trug, — und gerade dort hatte es der diensttuende Beamte nicht gesucht[2]). Wie Feuerle mußten sich auch Eisenstecken und Pircher verpflichten, über Anhaltung und Untersuchung keiner menschlichen Seele gegenüber auch nur das Geringste verlauten zu lassen[3]).

In innigem Zusammenhang mit der Mission Eisensteckens stand der emigrierte Tiroler Priester Lantscher[4]), der, gleichsam als Vorbote des ersteren, schon im Februar, von Hormayr mit Geld ausgerüstet, nach Klagenfurt gereist war[5]). In der Hauptstadt Kärntens hatte er Eisenstecken abzuwarten, der ihn dann weiter mit Geld und neuen Instruktionen versehen sollte. Bis dahin aber war es seine Aufgabe, die zerstreuten Tiroler in Klagenfurt zu sammeln und ihnen, mit der Aussicht auf ergiebigere Unterstützung durch Eisenstecken, vorläufig kleinere Geldsummen vorzustrecken[6]). Dieser Lantscher versuchte schon vor seiner Reise nach Kärnten, im Verein mit seinem Landsmann Torgler, auf eigene Faust sich der Mitwirkung fremder Mächte zur Revolutionierung seiner Heimat zu versichern. Torgler hatte vor dem russisch-französischen Kriege die Bekanntschaft des zur russischen Botschaft gehörigen Staatsrates Ott[7]) und des gleichfalls daselbst angestellten Hofrates Kudriafsky gemacht. Von diesen zwei Männern wußte er, daß Rußland in dem bevorstehenden Feldzuge auf eine Diversion von seiten Tirols rechne. Als nun Torgler Anfang Februar in Erfahrung gebracht hatte, daß der Appellationsrat Schneider dem Ott Anträge zur Revolutionierung Tirols und Vorarlbergs gemacht habe, zu deren Inszenierung jedoch nur geringe Summen beansprucht wurden, faßten Torgler und Lantscher den Entschluß, eigenmächtig und in größerem Stile vorzugehen. Sie veranlaßten den k. k. Legationsrat Liechtenthurn und Joh. Baptist de Lugan — beide Tiroler — gemeinsam mit ihnen, Rußland und England ähnliche Anträge wie Schneider zu machen; doch erklärten sie sofort, es müßten ihnen, wofern ein Erfolg gewünscht würde, sogleich zur Ausrüstung drei Millionen Gulden und ferner ein monatlicher Zuschuß von 300 000 Gulden bewilligt werden[8]). Staatsrat Ott und Hofrat Kudriafsky

[1]) Dieser Zettel des Erzherzogs Johann enthielt die Aufforderung an die Tiroler, die Waffen wie 1809 zu ergreifen, mit der Zusicherung, daß er bald bei ihnen sein werde. Protokoll des Verhöres mit Eisenstecken, 25. Juni 1813. M. d. J.

[2]) Ibid.

[3]) Dieses schriftliche Gelöbnis ist von Bruck an der Muhr, 4. März 1813, aus datiert. M. d. J.

[4]) Krones a. a. O., S. 68, Anm. 133, spricht von einem Tiroler Limbscher, der niemand anders als Lantscher ist. Krones zweifelte übrigens selbst an der Richtigkeit des Namens und versah ihn mit einem Fragezeichen.

[5]) Hager an Graf Bissingen, 26. Februar 1813. M. d. J.

[6]) Vortrag Hagers, 30. März 1813. M. d. J.

[7]) Krones a. a. O., S. 68, hatte Ott zuerst für den französischen Botschafter Otto gehalten, in den sachlichen Berichtigungen aber S. 31 dies Versehen verbessert.

[8]) Kopie der von Lantscher, Torgler, de Lugan und Liechtenthurn unterzeichneten Denkschrift, 1. Februar 1813. M. d. J. Verfasser derselben war der k. k. Legationsrat Liechtenthurn.

fanden diese Anforderungen wohl überspannt, versprachen jedoch, hierüber ihrem Hofe Bericht zu erstatten[1]). Indem sich Lantscher mittlerweile in den Dienst Hormayrs gestellt hatte, schien ihn das Schicksal der von ihm gleichfalls vor Ott und Kudriafsky vertretenen Anträge nicht weiter zu bekümmern[2]). Interessant ist es aber, daß Hormayr — ein wahres Pendant zu Roschmann — zur Maskierung seines Unternehmens, auf Lantscher und dessen Freunde den Verdacht der Polizei zu lenken suchte. In seinem Schreiben an Hager bezeichnet er sie als Leute, die mit Plänen umgehen, die leicht unreife Früchte hervorbringen könnten[3]). Der Präsident der Polizeihofstelle ließ sich aber nicht irreführen. Wußte er doch, daß der Erzherzog, Schneider, Hormayr, Gagern, Roschmann und King zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten — manchmal auch auf der Bastei zwischen dem Schotten- und Burgtor — geheime Zusammenkünfte abhielten. Ebensowenig war es ihm unbekannt geblieben, daß der Tiroler Weninger mit Geld und den schon mehrfach erwähnten Flugschriften, die Baronin Salis dagegen mit mündlichen Aufträgen sich nach Tirol und Vorarlberg begeben sollten[4]). Metternich und Hager waren einig darin, daß dieses Treiben nicht länger geduldet werden dürfe. Sie waren entschlossen, den Erzherzog Johann mit einem Schlage von seinen gefährlichen Ratgebern zu trennen. Um jedoch eine letzte Handhabe gegen den „Alpenbund" zu erlangen, wurde auf Grundlage der bei Eisenstecken und andern gefundenen Flugschriften auch Roschmann zur Verantwortung gezogen und einem Scheinverhör unterworfen. Der offizielle Aufpasser und Angeber bekannte sofort, daß er die aufreizenden Broschüren auf Geheiß des Erzherzogs Johann habe anfertigen lassen, damit sie in das zu revolutionierende Land eingeschmuggelt werden könnten. Er sagte ferner aus, daß auch nun, wie 1809, unter der Ägide des Erzherzogs ein „Volksbearbeitungsplan" für Tirol und Vorarlberg bestünde; über diesen könnten jedoch nur Hormayr und Schneider nähere Auskunft erteilen. Sich selbst suchte Roschmann, allerdings mit Genehmigung seiner Auftraggeber, durch das vorher verabredete Geständnis zu entlasten, er habe gemeint, Erzherzog Johann betreibe jetzt, gleich 1809, die Revolutionierung auf Befehl des Kaisers[5]).

[1]) Vortrag Hagers, 30. März 1813. M. d. J.

[2]) Ibid.

[3]) Ibid.

[4]) Roschmann an Hager, Wien, 5. März 1813. M. d. J.

[5]) Vortrag Hagers vom 6. März 1813. M. d. J. — Hormayr, Lebensbilder, Bd. II, S. 510, erwähnt einer am 6. März nachts stattgefundenen Visitation der Papiere Roschmanns, von der ihnen dieser Mitteilung gemacht hätte. Wenn Roschmann dies erzählte, und daß er sich deswegen bei Hager beklagte, so hat er natürlich nur erzählt, was ihm paßte. Er hielt es für ratsamer, von seinem Verhör und seinem Geständnis zu schweigen.

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Francesco Petrarca.

Zur sechshundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von

Heinrich Morf.

Dante steht am Ausgang des Mittelalters, Petrarca an der Schwelle der neuen Zeit. Die beiden Männer sind nur durch *eine* Generation voneinander getrennt (Dante ist 1265, Petrarca 1304 geboren), und doch gehören sie verschiedenen Weltzeiten an.

Gewiß ragt Dante hoch über das Mittelalter empor, aber er ragt *aus* ihm empor. Er gehört nicht zum Geschlecht der Humanisten, an dessen Spitze Petrarca und Boccaccio stehen. Dantes hohe Gestalt zeigt manchen unmittelalterlichen Zug; doch sind es nicht die Züge eines Humanisten. Dante tritt aus seiner Zeit heraus — aber nicht, um der unmittelbar folgenden die Hand zu reichen. Was Dante vom mittelalterlichen Menschen unterscheidet in seiner Stellung zu Kirche und Glauben, in seiner Auffassung von den Kulturaufgaben des Staates, in seiner Schätzung und Behandlung der Muttersprache, das sind nicht Elemente der *humanistischen* Weltanschauung — das findet seine Parallele erst in späterer Zeit. Dante fügt sich nicht in die Entwicklung des 14. und 15. Jahrhunderts, die durch Petrarca und Boccaccio geht. Er ist ein Anachronismus, aber ein mittelalterlicher.

Er steht allein, als eine Partei für sich, wie er selbst sagt, das Wort unsres Dichters vorausnehmend, daß

Der Starke ist am mächtigsten allein.

Vor allem hat er zum Altertum, zur antiken Kultur nicht jene menschliche Beziehung, welche zum Sauerteig des Brotes ward, das der Humanismus der hungrigen Welt gereicht hat.

Man höre z. B., wie Dante von Rom spricht.

„Rom," sagt er um 1310 im vierten Teil seines Convivio, „die Steine deiner Mauern sind verehrungswürdig, und der Boden, auf welchem du stehst, ist würdiger, als Menschenworte sagen können."

Das klingt ja wie ein Renaissancewort. Und doch ist es das nicht ... Dante meint nicht das Rom als Stätte der alten Kultur, auf der unsre Zivilisation beruht. Rom ist ihm die gottgewählte Stadt des alten Weltkaiserreiches, in die dann auch das Papsttum verlegt werden sollte: la santa città, deren ganze alte Geschichte mit ihren wunderbaren Wechselfällen nur eine Vorbereitung auf den Einzug des Statthalters Christi war. Der Finger des christlichen Gottes ist ihm in dieser alten römischen Geschichte deutlich sichtbar, und wiederholt fragt er, die gallischen, punischen, die Bürgerkriege erwähnend: e non vi pose Iddio le mani proprie?

Dante faßt Rom als Hauptstadt der Civitas Dei, des Gottesstaates, auf: Äneas wurde einst von Gott auserwählt, dieses Rom in dem Jahre zu gründen, in dem auch David geboren ward, David, la radice della progenie di Maria, und damit den irdischen Ort zu schaffen, in dem sich zum Kaiser einst der Papst gesellen sollte. Äneas bereitete den Santo luogo für den Papst (Inferno II, 23). So lebte Dante in der mittelalterlichen Welt der Jenseitsbeziehungen.

Anders Petrarca: In einem Briefe, der um 1340 geschrieben ist[1]), erinnert er seinen Freund Giovanni Colonna an ihre mit Paolo Annibaldi gemeinsam unternommenen antiquarischen Spaziergänge durch Rom: wie sie müde bei den Thermen Diokletians geendet und dort auf die Gewölbe gestiegen seien, um in frischer, gesunder Luft und wohltuender Einsamkeit — es gab damals am Viminale noch keine Stazione! — die weite Rundsicht zu genießen. „Da sprachen wir angesichts der großen Ruinen von der Geschichte, und jeder von uns beiden wählte den Teil, den er besser kannte, du den modernen und ich den antiken ... sieh da die Burg des Euander, die Höhle des Cacus; dort fand der Raub der Sabinerinnen statt, dort der Kampf der Horatier und der Curiatier! Blicke nach der Via sacra, nach dem Marsfeld ... Siehst du die unglückliche Lucretia, das Heer des Porsenna, Mucius Scaevola ...“ Solche Gedanken und Bilder weckt Rom in Petrarca. Und von den Trümmern gleiten seine Augen über die Campagna, deren wogende Linien und deren bergigen Horizont er bewundert.

Das ist der Humanist, den das Altertum direkt interessiert, wie ein Land der Sehnsucht. Mit Jammer erfüllt ihn, zu sehen, wie das moderne christliche Rom die Mauern des antiken nicht schont. Schon er klagt über die „Zerstörung Roms“, und mit beredten Worten erinnert er später Paolo Annibaldi an dessen Versprechen:

> Nie soll des Frevlers Hand den heil'gen Steinen
> Zerstörend nah'n, solange Paolo lebt,

[1]) Es sind von Petrarca etwa 550 Prosabriefe in lateinischer Sprache erhalten, die er wie Kunstwerke, nach dem Beispiel Senecas und Ciceros, bearbeitet und die er selbst zu einzelnen Sammlungen vereinigt hat: Freundesbriefe (Ep. familiares), 24 Bücher mit 347 Briefen; Altersbriefe (seniles), 17 Bücher mit 124 Briefen, und dann die beiden kleineren Gruppen der variae und der ep. sine titulo. Das Ganze bildet ein unvergleichliches Monument jenes Anspruchs auf persönliche Geltung, den der Humanist erhebt.

und mahnt ihn, die Mauern zu schützen —

. . . . . sie, die kein Jahrhundert,
Kein Sturm, kein Zorn des blutbedeckten Feinds
Zu Boden warf — die edeln Römer selbst,
O Jammer! Römer warfen sie zu Boden[1]).

Und das selbe herzliche, persönliche Verhältnis, das ihn mit der alten Ruinenstadt verbindet, hegt er gegenüber den Menschen, die aus der alten Literatur zu ihm sprechen. Als Bibliophile erwirbt und pflegt er, kopiert und kommentiert er ihre Handschriften. Mit Cicero und Vergil verkehrt er da wie mit persönlichen Freunden. Er schreibt ihnen Briefe „aus der Welt der Lebenden". Livius' römische Geschichte liest und begleitet er mit leidenschaftlichem patriotischem Interesse, das sich gegenüber ihren Figuren bald in bewunderndem Lob, bald in Tadel und Invektive äußert.

Im Griechischen ist er noch weniger als sein Freund Boccaccio über die ersten Elemente hinausgekommen. Aber die beiden haben sich Homer ins Latein übersetzen lassen. Von Plato besitzt Petrarca ja den „Timäus" in Übertragung. Er weiß durch Cicero und Augustinus von Plato so viel, daß er als sein erster Herold der Scholastik gegenüber gelten darf. Sehnsüchtige Blicke wirft er nach dem gelobten Lande Hellas, das er, wie Moses, den Seinigen kündet, ohne es selbst noch betreten zu können.

Dante aber hat vom Griechentum nur die armseligen mittelalterlichen Vorstellungen.

Petrarca beherrscht, trotz mancher Inkorrektheiten, die Sprache des alten Rom. Dante schreibt noch barbarisches mittelalterliches Latein. Petrarca ahmt seit 1345 den Briefstil Ciceros nach — vorher folgte er Seneca, der auch wesentlich maßgebend für ihn geblieben ist. Er hat selbst Ciceros Briefe an den Bruder und an Atticus entdeckt und uns überliefert.

Er ist der erste Ciceronianer. Ihm folgen dann jene Humanisten, die alles verbannen, was nicht aus Cicero zu belegen ist. Er gibt das erste Beispiel jener Pflege der lateinischen Form; er inauguriert den Kultus des Wortes, die Eloquenz. Wie preist er sie in Briefen und Traktaten. „Leben und Tod", sagte er in einem Kapitel De eloquentia, „sind in der Hand der Zunge": mors et vita in manu linguae, non unius vero tantum hominis sed multorum.

Petrarca ist viel gereist, und überall hin begleitete ihn das Interesse an römischer Geschichte, an römischer Kultur. Als er z. B. 1333 Köln besucht, da konstatiert er, daß dort zwar viele den Ovid besäßen, keiner aber seinen Liebling Vergil. Diese seine erste Reise nach Nordfrankreich und an den Rhein, von der er in zwei Briefen an Giovanni Colonna spricht, ist auch sonst für ihn charakteristisch und mag deutsche Leser besonders interessieren.

---

[1]) Diese und noch folgende Stellen aus Petrarcas Versepisteln sind einer kürzlich erschienenen vortrefflichen Übertragung entnommen: Fr. Petrarcas poetische Briefe, in Versen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von F. Friedersdorff. Halle, Niemeyer. 1903.

Nicht Geschäfte, sondern Neugier führen ihn nach Norden. Er sieht Paris, das Rom freilich nicht gleichkommt — wie denn überhaupt die Kenntnis fremder Länder nur seine Bewunderung für Italien gesteigert habe —; er sieht Gent, Lüttich, Aachen, wo jener Karl begraben ist, den man durch den Beinamen „der Große" einem Pompejus und Alexander gleichzustellen wage. Die Priester der Domkirche erzählen ihm dann die Sage vom „Ring der Fastrada", die er skeptisch weitergibt. Dann kommt er am Vorabend des Johannistages nach Köln, loeus et situ et flumine clarus et populo. Er wundert sich über die Schönheit und Bildung der Stadt, den im Bau begriffenen herrlichen Dom, über die Würde der Männer und die Eleganz der Frauen dieser — terra barbarica. „Unter diesem Himmelsstrich leben wunderbarerweise Geister, die den Musen huldigen" — es ist bekanntlich für den Romanen noch jahrhundertelang ein Gegenstand des Staunens gewesen, auf deutscher Erde literarischer Bildung zu begegnen. Petrarca sieht die schönen kölnischen Frauen und Mädchen in festlicher Schar zu symbolischer Handwaschung sich am Ufer des Stromes drängen; er hört sie reden, ohne ihre Worte zu verstehen: candidas in gurgite manus ac bracchia lavabant, nescio quid blandum peregrino murmure colloquentes. „Ihr Glücklichen," rief ich da, „denen am Rhein zu leben vergönnt ist. Euern Jammer schwemmt dieser Rhein davon; den unsrigen vermochte nimmer weder Po noch Tiber fortzuschwemmen. Ihr sendet auf den raschen Wogen des Rheins euer Unglück den Engländern. Wir würden das unsrige gerne den Afrikanern und den Illyriern senden, aber unsre Ströme fließen zu träge." —

Der größte Teil von Petrarcas Werken ist lateinisch geschrieben: seine geschichtlichen, antiquarischen, moralphilosophischen Traktate, seine Briefe, Reden und Pamphlete. Lateinisch sein Epos Africa zur Verherrlichung des Nationalhelden Scipio Africanus, seine Epistolae, seine Eklogen, seine verlorene Komödie.

Die Muttersprache schrieb er nur als Minnesinger und im Wettbewerb mit Dantes Commedia: in den Liedern seines Canzoniere und in den Terzinengesängen seiner Trionfi.

Ja, sein Verhältnis zu Dante! Die beiden florentinischen Männer, deren Familien am nämlichen Tage — uno die et uno civili turbine — aus der Vaterstadt verbannt worden sind, haben sich nie gesehen. Der junge Petracco — der sich später in etymologisierender Umdeutung seines Namens Petrarca nannte — zählte siebzehn Jahre und war in Südfrankreich auf der Schule, als Dante 1321 zu Ravenna starb. Für das Andenken des großen Toten hat Petrarca das Wort rückhaltloser Anerkennung nicht gefunden. Schon die Zeitgenossen warfen ihm vor, daß er Dante hasse und verachte. Petrarca verteidigte sich dagegen in einem langen Brief an seinen Freund Boccaccio (1352), den Dante-Enthusiasten. Haß und Verachtung sind denn auch nicht die richtigen Worte. Aber unsympathisch war seiner weichen Poetennatur die scharfgeschnittene und unbeugsame Figur Dantes; ärgerlich war ihm, dem Eiteln, der Ruhm dieses Größten, dessen Lob ihm überall entgegenschallte, als wäre er hors concours; vulgär erschien ihm Dantes italienische Schriftstellerei, deren Reime im Munde des Volkes verstümmelt würden, und gegen die ja Dantes

lateinische Schriften völlig zurückträten. Dante ist ihm, vom Humanistenstandpunkt aus gesprochen, zu ungelehrt, zu sehr bloß poeta volgare. Und als solcher ist er ihm unbequem, denn Petrarca will nicht nur der große Gelehrte der neuen Italia sein, sondern es sollen auch seine Liebeslieder den Preis der poesia volgare haben. Wohl bezeichnet er mit einer gewissen Geringschätzung diese Lieder als rerum vulgarium fragmenta und nennt er sie nugellae (Bagatellen): sie liegen ihm doch sehr am Herzen, und ihre Reinschrift besorgt er nicht weniger sorgfältig als die der lateinischen Werke.

In diesen Liebesliedern auf die lebende und auf die verewigte Laura[1]) verrät er nicht nur in mannigfachen Wendungen den Einfluß von Dantes Minnesang, sondern der Gedanke, seine Liebeslieder (die rime sparse) zu einem Liederbuch (canzoniere), zu einer Art Liebesbiographie zusammenzufügen, ist ihm gewiß durch Dantes Vita Nuova gegeben worden.

So ist er von Jugend auf tiefer in Dantes Schuld, als er glauben machen will und vielleicht selbst wirklich glaubt.

In seinen späteren Jahren tritt die Rivalität dann deutlich zutage. Im Versmaß Dantes (terze rime) beschreibt er eine grandiose Vision, die ihn, der sich müde geweint, so daß auf seine Lider der Schlaf gesunken, ins Jenseits entrückt und zum Zeugen des weltgeschichtlichen Läuterungsganges gemacht habe: Er sieht, wie Amor, der die Menschen besiegt, von der Pudicitia besiegt wird, wie der Tod diese beiden überwindet, wie der Nachruhm über den Tod und die Zeit über den Ruhm triumphiert, und wie endlich die Ewigkeit den Triumph über alles Zeitliche davonträgt.

Diese Trionfi (zehn Gesänge), deren Plan der Fünfzigjährige entworfen und deren Schluß der Siebzigjährige geschrieben, sind von der Divina Commedia inspiriert. Sie sind, wie diese und wie Boccaccios Amorosa visione (1342), der sie auch manches verdanken, ein Bekenntnis. Aber die gestaltende Kraft der Commedia belebt weder Boccaccios noch Petrarcas Vision. Boccaccio hat eine liebenswürdige Novelle geschrieben; Petrarca gibt eine Humanistendichtung: eine Heerschau der alten Welt, der das wahrhaft Schöpferische — es sei denn in lyrischen Partien — fehlt, und aus der er nachträglich die Szene zwischen Massinissa und Sophonisbe — die an Paolo und Francesca erinnerte — und das Erscheinen Lauras — das auf Beatrice hinwies — ausgemerzt hat.

Dante ist für Petrarca eine stete Präokkupation. Er eifert ihm nach und will es doch nicht Wort haben. Er sucht dessen Popularität und gibt sich doch den Anschein, als läge ihm nichts daran.

[1]) Wir müssen uns begnügen, von dieser Laura das zu wissen, was Petrarca selbst uns von ihr gesagt hat: daß sie eine ihm ungefähr gleichaltrige, schöne Frau gewesen, aus altem Geschlecht und Mutter einer Kinderschar. Jede der bislang versuchten historischen Identifizierungen ist abzulehnen. Die Frau hatte den Vorzug, den zum traditionellen poetischen Wortspiel so geeigneten Namen Laura, Laureta zu führen: non minus nominis quam ipsius corporis splendore captus nennt er sich selbst. Sind Petrarcas Wünsche ihr gegenüber auch nicht platonisch gewesen, so weiß er doch nicht vom geringsten Entgegenkommen ihrerseits zu berichten. — Um ihre Figur, die aus einem Individuum zum Typus, aus einer Lebenden zum Symbol wurde, gruppierte er seine ganze Minnedichtung — auch die Lieder, mit denen er andern, weniger unnahbaren Frauen gehuldigt hatte.

Petrarca ist hier nicht aufrichtig genug. Er ist zu eitel, zu ruhmsüchtig, um völlig wahr zu sein. Er ist auf den Schein bedacht, und so vieles, was er uns aus seinem Leben berichtet, macht den Eindruck künstlicher Inszenierung. Er erzählt aus diesem Leben so manche wunderbare Fügung, die symbolischen Wert haben und gleichsam beweisen soll, wie das Schicksal ihn mit besonderer Bedeutsamkeit behandelte, daß diese Berichte unser Mißtrauen auch dann wecken müßten, wenn nicht einer, der ihn vortrefflich kannte, nämlich sein Freund Giovanni Colonna, ihm schon im Jahre 1336 eine spöttische Strafrede darüber hielte, daß er immer bestrebt sei, vor der Welt Toilette zu machen, daß er posiere und den Menschen einen arrangierten Petrarca zeige. „Du sagst mir," antwortet ihm Petrarca ärgerlich, „daß ich die Welt täusche und so es erreicht habe, daß viele um meiner erdichteten Geschichten willen sich von meinen Schicksalen eine wunderbare Vorstellung machen". (Fam. II 9.) So erweckt denn auch jener Charfreitagssymbolismus, der seine Beziehungen zu Laura durchzieht, unser Mißtrauen. Petrarca macht den Eindruck eines Menschen, der schließlich selbst an seine Erfindungen in maiorem sui ipsius gloriam glaubt, — wie z. B. Chateaubriand.

Seine Ruhmliebe ist übermächtig und verleitet ihn dazu, um Reklame zu betteln. „Da mein Name im Abendlande nun schon reichlich bekannt ist", schreibt er 1354 an einen Korrespondenten in Konstantinopel, „so sieh zu, wenn es dir billig erscheint, daß er auch am orientalischen Hofe bekannt werde, so daß sein Klang, den der römische Kaiser so gerne vernimmt, auch dem Ohr des griechischen Kaisers nicht unwillkommen sei." Diese maßlose Ruhmliebe bezeichnet er selbst als seine „schwerste Krankheit" (maior morbus). Er sagte dies in einer kleinen, heute noch vielgelesenen Schrift, in seinem Secretum (1343)[1]). Nach dem Beispiel des hochverehrten Augustinus, dessen Konfessionen er in einer handlichen Kopie auf seinen Reisen mit sich führte, unternahm es Petrarca, am Schlusse des vierten Jahrzehnts seines Lebens, auch seine „Bekenntnisse" niederzuschreiben. Er fingiert eine förmliche Beichte; Augustin selbst nimmt ihn in ein dreitägiges Verhör, um ihn zur Erkenntnis seines weltlichen Sinnes zu bringen und ihm den Weg des Heils zu weisen; um ihm zu zeigen, wie die Liebe der Schamhaftigkeit widerstreitet, wie der Ehrgeiz, angesichts des Ewigen, sinnlos ist u. s. w.: es ist das Thema der Läuterung, das Petrarca später in den Trionfi weltgeschichtlich zu gestalten versuchen wird. Die Trionfi sind gleichsam das historisch-poetische Bilderbuch zum Secretum.

Insofern dieses Secretum das irdische Leben sub specie aeternitatis betrachtet und einen Traité de bien mourir darstellt, ist es ein mittelalterliches Buch. Aber die ganze Art der Behandlung, der alles beherrschende Subjektivismus, das Intim-Persönliche, die Verschmelzung von antiker Philosophie und Christentum und endlich der Schluß des triduanum colloquium sind ganz un-

[1]) Das Büchlein wird namentlich in — Frankreich mehr gelesen als man vermuten sollte. V. Develay hat 1898 eine sehr sorgfältige Übersetzung unter dem Titel „Mon Secret" in der Bibliothèque Nationale (der französischen Reclam-Bibliothek) veröffentlicht, die zu 25 Centimes auch „dans les gares de chemins de fer" zum Verkauf ausliegt.

mittelalterlich. Petrarca unterhält sich mit einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit als mit seinesgleichen über die intimsten Fragen seiner Lebensführung. Cicero und Vergil, Horaz und Seneca liefern den beiden Sprechern in gleicher Weise heidnische Zitate zur Stütze christlicher Reden. „Jawohl," sagt z. B. Petrarca, „oft stelle ich mir des Nachts Todeskampf und Höllenschrecknis vor und dies so deutlich, daß ich voller Entsetzen mich vom Lager erhebe und in die Worte ausbreche: Iesu, fer opem!

Eripe me his, invicte, malis! . . .
Da dextram misero et tecum me tolle per undas,
Sedibus ut saltem placidis in morte quiescam."

Diese Verse, mit welchen Petrarca in seiner Todesangst Jesum um Hilfe anfleht (Hilf mir, Unbesiegter, aus dieser Not! Reiche deine Rechte dem Unglücklichen und führe mich durch die Wogen, auf daß ich im Tode wenigstens an friedlicher Stätte ruhe), stammen aus dem sechsten Buche der „Äneis" — aus der Schilderung der Unterwelt. Petrarcas Gebet sind Worte, die der Steuermann Palinurus an Aeneas richtet!

Das ist das Gebet eines Humanisten. — Ist auch die Aufrichtigkeit, mit der Petrarca Augustins eindringlichen Fragen gegenüber sein Streben nach irdischem Gut (rerum temporalium appetitus), seinen Ehrgeiz, seine Sinnlichkeit (luxuria) — Dantes Wölfin, Löwe und Pardel! —, seine weltschmerzliche Unzufriedenheit mit dem Schicksal, seine Reizbarkeit, seinen Bildungsstolz, eingesteht, nicht von aller Eitelkeit freizusprechen, so erfüllt doch diese tiefgehende Selbstprüfung, diese Selbstanklage mit Bewunderung und Rührung. Trotz der Einsicht, daß dem Christen etwas andres nottut als das Hängen an irdischen Dingen, vermögen die mahnenden Worte Augustins Petrarca indessen nicht zur Weltflucht zu zwingen. Erschüttert, aber zum heilbringenden Entschlusse doch unfähig, geht er aus der Beichte hervor:

„Dum loquimur, multa me magnaque quamvis adhuc mortalia negotia exspectant . . . irdische Geschäfte harren meiner. Sind die einmal erledigt, dann kehre ich zu den Heilssorgen zurück. Wohl wäre es, wie du sagst, sicherer, gleich dem Heilsweg zu folgen, aber ich kann mein irdisches Begehren nicht bezwingen (desiderium frenare non valeo)."

„Da fängt ja unser Streit wieder von vorne an," antwortet Augustin. „Du erklärst deinen Willen als kraftlos."

So klingt das Ganze in Petrarcas Klage aus: Ich bin nicht imstande, zu entsagen, und bitte den Himmel um Gnade. Plus fort que la mort! Die tiefe innere Unbefriedigtheit, die Melancholie, die er selbst funesta pestis animi nennt, hat er nicht überwunden, und Augustin behält recht mit seinem Vorwurf:

Vobis ipsis quid velitis aut nolitis ignotum est.

Doch treibt diese intestina discordia Petrarca nicht zur Verzweiflung. Er ist zu weich. Er gesteht selbst, daß die Melancholie ihren Reiz habe und er ihre Tränen ungern missen möchte:

Doloribus pascor, arcta quadam cum voluptate, ut invitus avellar.

Ihm genügt die Klage — die er künstlerisch gestalten kann.

Denn er ist eine durch und durch künstlerische Natur, eines jener subtilen Gebilde, die, wenn der Sturmwind des Lebens über sie braust, wie eine Äolsharfe in elegischen Tönen erklingen. —

Er ist Künstler. Sein mit so viel Liebe gehegtes Gärtchen dient ebensosehr seinem Schönheitsbedürfnis, wie seiner Wißbegierde. Er sammelt Kunstgegenstände. Er liebte und übte Musik. Wenn er selbst Zeichenstift und Pinsel nicht geführt, so hat die Gestaltenreihe seiner Trionfi während zwei Jahrhunderten zahllose Hände bildender Künstler in Bewegung gesetzt, die an dieser humanistischen Form des „Totentanzes" sich inspirierten.

Dieses künstlerische Empfinden spricht auch aus dem umfangreichen Versuch einer Universalgeschichte in Biographien (De viris illustribus), der Petrarca lange Jahre beschäftigte, und seinen andern historischen Arbeiten. Es bildet die Grundlage kritischer Stimmungen gegenüber der Überlieferung, wie sie das Mittelalter nicht kennt. So empfindet er deutlich, daß die Liebe des Äneas und der Dido eine dichterische Erfindung sei. Wenn er die Haarspaltereien des zeitgenössischen Syllogismus bekämpft und Plato ins Feld führt, so ist daran der Poet wesentlich beteiligt. Bei aller Weichheit ist er ein kritischer Kopf. Man fühlt, wie er das Bedürfnis hat, sich die Dinge vernunftmäßig zurechtzulegen, sie durchzudenken. Der Glaube an Magie und Astrologie hält seiner Vernunft nicht stand. Er ist stolz auf sie und klagt im Secretum sich dieses Vernunftstolzes an. —

Sein Nachruhm beruht indessen weniger auf seinen lateinischen — gelehrten und poetischen — Werken als auf seinen Rime. Die Säkularfeier wird hauptsächlich dem Sänger Lauras gelten. Und wirklich hat keiner vor ihm seiner Liebe ein solches Denkmal gesetzt.

Längst wanderten seine italienischen Lieder auf fliegenden Blättern und auf den Lippen der Menschen durch die Lande, als er sich entschloß, diese rime sparse zu einer Sammlung zu vereinigen. Wir sehen ihn damit schon zu Lauras Lebzeiten, dann aber besonders seit seinem fünfundfünfzigsten Jahre beschäftigt. Sorgfältige Abschriften werden unter seinen Augen hergestellt. Eine ist uns erhalten geblieben, die er mit eigener Hand seit 1368 noch ergänzt hat. Die 366 Sonette, Kanzonen, Balladen u. s. w. sind in zwei Gruppen untergebracht: 1. Lieder, die der lebenden Laura und irdischen Interessen gewidmet sind; 2. Lieder der Jenseitsbeziehungen. Am Anfang stehen die frühesten Gedichte, doch ist im Verlaufe eine chronologische Reihenfolge nicht sicher erkennbar; auch ist die Scheidungslinie der beiden Gruppen, die wir heute In vita di madonna Laura und In morte di madonna Laura betiteln, nicht ganz deutlich.

In diesem Liederbuch hat er die Klage seines Lebens gesungen. Die sonnenbeschienene Erde mit ihren Frühlingsmorgen, ihrem Abendfrieden, mit der wunderbaren Lichtgestalt des geliebten Weibes fesselt ihn, erfüllt ihn mit Verlangen und stillt es doch nicht. Und als der Himmel die Engelgleiche zu sich genommen, da denkt er sie sich, wie sie, die Seligste unter den Seligen, noch unter der Himmelstür sich nach ihm umwendet, als warte sie auf ihn, den doch die Erde zurückhält. Das wundersame Buch ist voll tiefer Empfindung

lebendigen Naturgefühls, voll feinster Seelenanalyse und herrlichster Sprachkunst. Starke und dauernde Wirkung mußte einem solchen Kunstwerke beschieden sein, das die Liebespilgerfahrt eines Poeten zwar zart und duftig, aber mit einer Fülle und einem Reichtum schilderte, daß daneben Dantes liebliche Vita Nuova nur wie ein Fragment sich ausnimmt. Ein ganzes langes Leben war hier einer geliebten Frau zu Füßen gelegt, und auch Petrarca würde sich haben rühmen können, daß er zum Ruhm seiner Fraue gesagt habe, was Dante von seiner Beatrice zu sagen verspricht:

Quello che mai non fu detto d' alcuna

Wie mußte dieses Beispiel zur Nachahmung reizen, und wie einfach ließ sich diese Nachahmung an: es galt ja bloß Sonett an Sonett, Lied an Lied zu reihen!

Das ist denn auch geschehen, und auf Petrarca folgten die Petrarkisten. Sie hielten sich, wie das zu gehen pflegt, mehr an die Äußerlichkeiten seiner „ars amandi", an ihre Mache und ihre Schwächen. Denn davon ist Petrarcas Canzoniere nicht frei.

Neben der tiefen Empfindung findet sich viel Rhetorik, neben der Sprachkunst ärgerliche Künstelei. Die Feinheit wird zur Überfeinerung. Manches Gedicht gleicht einem mit Ornamentik überladenen Gebilde, das in der Hand des Beschauers, der zu näherer Betrachtung nach ihm greift, spröde zerbricht.

Petrarcas Kunst ist Epigonenkunst. Seine Huldigung an Laura bewegt sich in den Formen des Frauendienstes, für den die Troubadours Südfrankreichs das erste Beispiel gegeben hatten.

Der Minnesang der Provence, der mehr elegant als tief, mehr graziös als leidenschaftlich und schließlich auch mehr modisch als persönlich war, fand seit dem 12. Jahrhundert in Nordfrankreich, dann auch in Italien, in Portugal, in Deutschland gelehrige Schüler. Die ältesten italienischen Lyriker (seit 1220), die wir kennen, sind provenzaleggianti. Sie sind sklavische Nachahmer. Eine erste Erneuerung, die zugleich eine Verfeinerung und Vertiefung war, erfuhr der italienische Minnesang in der Universitätsstadt Bologna, sowie in der Stadt und durch die Person Dantes. Diese neue, den Frauendienst spiritualisierende Richtung brachte, nach Dantes Wort, der vaterländischen Dichtung einen dolce stil nuovo.

Petrarca, der Florentiner, der im Lande der Troubadours eine Liebesheimat gefunden hatte, kennt beide: die neue italienische Schule und die Provenzalen, die zwei Jahrhunderte vor ihm in Südfrankreich gesungen haben. Beide sind sie seine Vorbilder. Die Formen ihrer poetischen Rede boten sich ihm dar. Er kleidete sein starkes und tiefes persönliches Empfinden in diese überlieferte Form, und wenn er einerseits Künstler genug war, sie meisterlich zu handhaben und ihr neue Seiten abzugewinnen, so verfiel er anderseits doch ihrem Konventionalismus und ihrer Phrase. Hat das Gewebe seiner Lyrik auch einen hervorragenden persönlichen und einen fühlbaren antiken Einschlag, so stammt seine Kunstübung doch von den Troubadours. Das poetische Bild der Geliebten, die seine Herrin, die vornehm und eines andern Gattin ist; die Verherrlichung ihres Wertes, dessen die Erde nicht würdig sei;

der Preis ihrer Augen und ihres blonden Haares; die Klage über ihre Härte; das Lob des Frühlings und der Nachtigall u. s. f. — das ist die Tradition des Minnesanges. Die Personifizierung des Amor mit seinen Pfeilen, Ketten und Netzen; die Vergleiche und die Periphrasen mit sole und stelle, mit Schnee und Wachs, mit Rose und Dorn, Gold und Edelstein; die Bilder, die aus der mittelalterlichen Naturgeschichte stammen, vom Phönix und Salamander, — sie gehören zum hundertfach variierten metaphorischen Material der Troubadours. Das Spiel mit dem Namen der Geliebten, die Hyperbeln vom Tränenstrom, vom Seufzersturm und tausendfachen Tod, die Antithesen vom eiskalten Feuer und vom glühenden Eis, vom amore amaro — sie gehören zum überlieferten poetischen Stil. Petrarca hat mit diesen Vergleichen, diesen Metaphern und Periphrasen, diesen Hyperbeln und Antithesen virtuos gespielt; er hat sie ausgebaut, ganze Gedichte daraus zusammenphantasiert und eine förmliche poetische Rhetorik daraus gebildet.

Als Erbe der Troubadours faßt Petrarca deren Lyrik in seinem Canzoniere zusammen, der also nicht nur das Denkmal seiner Liebe, sondern zugleich das Denkmal des Minnesanges ist. Der Italiener hat auch hier, wie auf dem Gebiete der Epik — Ariost —, den Sang, den ein andres Volk angestimmt, zum Abschluß gebracht. Und wie über Ariosts Orlando furioso die ganze französische Epik in Vergessenheit versank, so entschwand hinter dem hochragenden Monumente, das Petrarca errichtet, der provenzalische Minnesang den Augen der Nachwelt.

Petrarcas Lied blieb allein bestehen. Und wie blieb es lebendig, als eine poetische ars amandi für drei Jahrhunderte!

Drei Jahrhunderte erfüllt der Petrarkismus. Die Gemeinplätze dieser erotischen Rhetorik, die Künstelei ihres Stils wird durch die italienischen Petrarkisten nach Spanien gebracht und nach Frankreich zurückexportiert, das im 16. Jahrhundert begierig danach greift, ohne zu ahnen, daß der Artikel einheimisch ist: made in France. Nur einer der französischen Renaissancedichter ahnt den Zusammenhang: der gelehrte Etienne Pasquier, der um 1563 an Ronsard schreibt, daß die belles paroles d'amour der modernsten Lyrik sich schon in den alten Trouvère-Handschriften fänden! Und weiter drang diese Modepoesie, in der immer mehr die Galanterie an die Stelle der Liebe, das Salonmäßige an die Stelle des Menschlichen, die Künstelei an die Stelle des spontanen Ausdrucks trat, nach England, nach Deutschland. Der Petrarkismus ward zu einer literarischen Krankheit, die das ganze Abendland ergriff und mit den wechselnden Symptomen auch verschiedene Namen fand: préciosité, cultismo, euphuisme, Marinismus.

Aber über dem schlimmen Erbe dieses Petrarkismus hat die dankbare Nachwelt Francesco Petrarca nicht vergessen. Sie feiert mit Arezzo am 20. Juli die 600. Wiederkehr seines Geburtstages, wie sie vor dreißig Jahren mit Padua-Arquà des 18. Juli 1374 gedachte, an dem Petrarca dort über seinen lieben Büchern sanft entschlafen ist.

Ein Jahr, bevor Petrarca zum erstenmal Rom sah und mit seinem Freunde Colonna genoß, im Frühjahr des Jahres 1336, unternahm er von Avignon aus etwas Ungewöhnliches, das für ihn sehr bezeichnend ist.

Der Mont Ventoux ist der höchste westliche Ausläufer der Seealpen; beinahe 2000 m hoch erhebt er seine zerklüfteten Gipfel. Geheimnisvoll, sagenumwoben grüßt er zum päpstlichen Avignon hinüber und nach Carpentras, wo der junge Petrarca einst zur Schule gegangen.

Der stolze Berg lockte die Neugier des jungen Mannes; ihn drängte, zu erfahren, wie es da oben aussieht: sola videndi insignem loci altitudinem cupiditate ductus wünscht er ihn zu besteigen. Es ist derselbe Drang, der den modernen Alpinisten in die Höhe führt, und der dem Mittelalter sonst so fremd ist.

Als er nun eines Tages in Livius las, wie König Philipp von Mazedonien den Mons Haemus in Thessalien bestiegen, von dessen Höhe aus er sowohl das Adriatische als das Schwarze Meer zu erblicken hoffte, da reifte in ihm der Entschluß. Seinen jüngern Bruder und zwei Diener nahm er als Begleiter mit. (Fam. IV, 1.)

Mit Humor schildert er den beschwerlichen Aufstieg, dessen Mühsale er durch große „Kehren" zu mildern versuchte. Diese großen Bogen trugen ihm nur den Spott seines gewandteren Bruders ein, der die steilen Hänge gerade hinaufstieg und den keuchend Nachkommenden erwartete. So machte er, wie er sagt, die Erfahrung, daß man eben nicht in die Höhe kommt, ohne zu steigen.

Wie groß ist auf dem Gipfel sein Erstaunen, da er die Wolken zu seinen Füßen ziehen sieht. Er wendet den Blick nach Osten zu der Schneekette der Alpen, die ihn von seiner geliebten Heimat Italien trennt ... und Heimweh nach Freunden und Vaterland befällt ihn. Er erinnert sich der Zeit — es ist auf den Tag zehn Jahre her — da er als bemoster Bursche die Hochschule Bologna verlassen. Wie stürmisch waren diese zehn Jahre! Eines Tages würde er wohl die Denkwürdigkeiten dieser Herzensstürme aufzeichnen [1]), mit den Worten des heiligen Augustin:

„Ich will die vergangenen bösen Dinge und die fleischliche Verderbnis meiner Seele erzählen, nicht weil ich noch eine Herzensneigung für sie hätte, sondern aus Liebe zu dir, mein Gott."

Und nachdem er von diesen Betrachtungen sich wieder zum Anschauen der zu seinen Füßen liegenden Landschaft gewandt hatte, greift er zu den Konfessionen des heiligen Augustin, die er mit sich zu führen pflegte.

Er öffnet sie und begegnet „zufällig" der Stelle des zehnten Buches, welche sagt: Da gehen die Menschen hin, die Höhe der Berge zu bewundern, die Wogen des Meeres, den langen Flußlauf, die Unendlichkeit des Ozeans, die Bewegung der Gestirne ... und um sich selbst kümmern sie sich nicht.

Betroffen und verdrießlich habe er das Buch geschlossen, sich stumm von seinem Bruder und der herrlichen Aussicht abgewandt, um während des ganzen Abstiegs kein Wort mehr zu sprechen. Seine Gedanken verweilten bei der menschlichen Sündhaftigkeit und weltlichen Torheit und bei der ur-

[1]) Das ist wohl der Ursprung des Planes, den er in seinem Secretum 1343 ausführte.

sprünglichen Größe und Göttlichkeit des Menschengeistes. Wenn er sich umdrehte, um nach dem Gipfel zurückzublicken, so erschien er ihm winzig gegenüber der Höhe dieses menschlichen Geistes. Um da hinauf, dieses Bißchen, dem Himmel entgegenzuklettern, hast du im Schweiße deines Angesichts dich abgemüht, sagt er zu sich . . . Wann mühst du dich ebenso, aus der Sünde den Weg zu Gott emporzuklimmen!

Mit solchen Gedanken betritt er beim Schein des Mondes das Dorfwirtshaus, von dem er am Morgen ausgezogen war, und während die Diener das Mahl bereiten, setzt er sich gleich hin, um diese Gedanken einem Freund zu schreiben, voller Besorgnis, wenn er den Brief aufschiebe, so möchten Gedanken und Entschlüsse einen andern Weg nehmen.

Das ist Petrarca: Mit Livius zieht er im Strahl der Morgensonne aus voll weltlicher Neugier; mit Augustin kehrt er beim Mondschein zurück, klagend, daß sein modernes Tagewerk nur vanitatum vanitas gewesen sei, und er beeilt sich, das heute noch niederzuschreiben, denn er weiß, daß er morgen wieder anders denken wird.

Ein endgültiger Trost ist ihm der christliche Glaube nicht gewesen. Doch findet der Poet in Stunden der Erregung herrliche Worte des Gebetes an Gott und die Jungfrau. So schließt sein Canzoniere mit jenem Hymnus Vergine bella, dessen erste Strophe lautet[1]):

Schöne Jungfrau, hell im Sonnenkleide,
Sternumkränzte, die dem höchsten Licht
So gefiel, daß sich's in dir verborgen:
Amor treibt mich an zum Lobgedicht.
Ohne dich nicht könnt ich's. Helft ihr beide,
Du und er, der sich in dir geborgen.
Jeden hörtest du, der voller Sorgen
Gläubig nach dir rief.
Jungfrau, wenn du tief
Je dich beugst, Elenden Trost zu borgen,
Neige auch zu mir den gnädigen Sinn.
Hilf dem Mann von Erden
Aus Beschwerden, — Himmelskönigin!

Hinwiederum sagt Petrarca zu Azzo in der Vorrede zu De remediis utriusque fortunae (1366) — „Trostspiegel in Glück und Unglück" —, daß der einzige Lebenstrost die Lektüre der antiken Moralisten sei. Auch muß er sich gegen Freunde verteidigen, die ihm vorwerfen, daß bei seiner Beschäftigung mit Plato und Cicero Christus zu kurz komme: er zieht einen Vergleich zwischen Christus und Cicero.

Dem Tode sieht er nicht mit der Sicherheit des gläubigen Christen entgegen. Das Jenseits lockt ihn nicht mit der Sehnsucht dieses Christen. Ob der Tod ein Gut oder ein Übel sei, läßt er offen: res ambigua est valde et soli Deo nota . . . Was wird aus uns, so fragt er seinen lieben Cicero, wenn unser Leben ein Ende nimmt? quid futuri sumus? o rem magnam et ambiguam sed neglectam! — Das ist nicht die Art eines glaubensfreudigen Herzens.

[1]) Übersetzung von Bettina Jacobson-Straßburg, die eine neue Übertragung der Rime Petrarcas vorbereitet, aus der dem Verfasser glückliche Proben vorgelegen haben.

So steht er mit unabgeschlossener Weltanschauung zögernd auf der Schwelle der neuen Zeit.

„Es wogen in mir die Neigungen, es widersprechen sich meine Wünsche, und ihre Disharmonie bringt mir Qual und Not." (Fam. II, 9.)

Er spricht im 93. Dialog des zweiten Buches De remediis geradezu, wie Goethe, von der Wonne der Wehmut: dolendi voluptas quaedam ist Petrarcas Wort. Ein modernes Wort. —

Die drei großen Florentiner Dante, Petrarca und Boccaccio schließen ein Jahrhundert italienischen Geisteslebens ein. Obwohl Boccaccio der jüngste von den dreien, ist doch nicht er, sondern Petrarca der Fortgeschrittenste, Modernste. Er ist auch der, der für die nächsten Jahrhunderte, die Renaissancezeit, den größten Einfluß geübt hat. Weit größer als Dante. Dafür gehört dieser Einfluß nun aber auch längst völlig der Geschichte an, während Dante in neuer Mächtigkeit für uns erstanden ist. —

Was Petrarca dem heutigen Italien besonders teuer macht, das ist seine glühende Vaterlandsliebe. Wie oft kehrt in seinen Werken der klagende oder jubelnde Ausruf wieder: Italia mia!

Salve cara Deo tellus! sanctissima salve!

So begrüßt er Italien 1353, nachdem er Vaucluse endgültig den Rücken gewendet, von der Höhe der Alpen herunter:

Willkommen, heil'ges, gottgeliebtes Land,
Wo Frevler zittern, Fromme sicher wohnen!
Dir gleicht kein andrer vielbesungener Strand
An Segen, Schönheit, Ruhm durch alle Zonen!

Der Nebel fällt, der Wind erhebt sich leis,
Den Heimgekehrten schmeichelnd zu begrüßen; —
Du bist's, o Heimat! Aller Länder Preis!
Dir, schönste Mutter, sinkt der Sohn zu Füßen.

Auch die leidenschaftlichen Anklagen, die Petrarca in Vers und Prosa gegen die päpstliche Kurie zu Avignon schleudert, sind ein Ausfluß seines Patriotismus.

Wohl fesselten ihn Liebe und Gewohnheit ans Rhonetal; wohl sagt er in seinen Minneliedern wiederholt, daß er in Vaucluse sterben und bestattet sein wolle. Das ist poetische Stimmung — die wahre Sehnsucht seines Herzens aber sprechen jene Verse aus, die eine Epistel (um 1345) an Freund Sokrates schließen:

War an Kämpfen reich
Mein Tag, so gönne mir den Trost, daß einst
Italiens Erde meinen Sarg bedeckt.
Laß in der Heimat Gruft mich ewig schlafen!
Wenn dann die Zeit dies arme Grab zersprengt,
Fliegt noch die Asche gern durch Heimatlüfte!

Eine Galavorstellung im römischen Amphitheater zu Vindonissa.

Von

S. Heuberger.

Ein Altertumsfreund gab mir eine lateinische Handschrift auf Papyrus zur Einsicht. Sie war, in einer Metallkapsel wohl verschlossen, auf dem Felde von Windisch im alten Gemäuer von Vindonissa gefunden worden.

Dieser helvetisch-keltische Ort lag da, wo die Gebirgsflüsse Aare, Reuß und Limmat sich vereinigen, und ward bald nach der Teutoburger Schlacht (im Jahre 9 n. Chr.) von den Römern zu einer ihrer Reichsfestungen gegen die Germanen, gemäß Anordnung des Kaisers Augustus, erhoben. Zur Sicherung der Reichsgrenze lagerte darin eine Legion. Als jedoch der germanische Stamm der Alemannen, seit dem Jahre 406, das römische Helvetien besetzte, sank Vindonissa in Schutt und Asche und erhob sich nicht wieder zur alten Größe. Heute ist es ein Dorf, Windisch, zehn Minuten vom Bahnhof Brugg entfernt, an der Eisenbahnlinie von Basel nach Zürich.

Bei ihrer Einwanderung verbrannten die Germanen auch das Amphitheater von Vindonissa, das im Oberbau aus Holz bestand, und nannten dessen Platz Berolaß, Bärengelaß[1]). Daher der Name Bärlisgruob, den im alemannischen Munde des Windischer Bauern das Amphitheater oder dessen Stätte seit Jahrhunderten nachweislich führt.

Im Mittelalter diente die Ruine, samt den übrigen Trümmern der Römerfeste, als Steinbruch für den Bau der Stadt Brugg (10. bis 13. Jahrhundert), des Schlosses Habsburg (im Jahre 1020) und des Klosters Königsfelden (1308).

So sanken die Mauern des gewaltigen Baues hier bis auf die Fundamente, dort bis zu einer Höhe von 1—2 Meter. Schließlich (seit dem 16. Jahrhundert) deckten Mutter Natur und Menschenhände die Ruine mit Erde, in deren Schoß sie nun verborgen und geborgen lag. Der Pflug ging darüber hin. Da begann man sie im Jahre 1897 auszugraben, worauf die schweizerische Eidgenossen-

[1]) Friedländer, Sittengeschichte Roms. Bd. II, S. 504.

schaft den Platz kaufte und ihn freilegen ließ. Heute ist die ganze Arena abgedeckt, ebenso die dreifache Mauerellipse, die einst den ungeheuren Zuschauerraum trug. Sie mißt an der längeren Achse 112 Meter, an der kürzeren 100. Es gibt nur fünf römische Amphitheater von größerem Umfang.

Im Jahre 1902 entdeckte die Brugger Antiquarische Gesellschaft nahe beim Amphitheater die Fundamente eines antiken Gebäudes, dessen innerer Hofraum größer als das Amphitheater war. Man vermutet, daß dieser Bau als Gladiatorenkaserne und der ummauerte Hof als Übungsplatz für die Fechter diente.

Man kann sich denken, wie freudig ich das schriftliche Denkmal aus Vindonissa las. Ich legte mir sofort die Sache zurecht: Ein reicher helvetischer Gutsbesitzer hat den Brief, der hier in Übersetzung nachfolgt, an einen römischen Hauptmann im Rheinkastell Zurzach geschickt. Dieser Hauptmann bewahrte den Freundesbrief sorgfältig auf. Als der Centurio später nach Vindonissa versetzt wurde, kam ihm dort die Metallkapsel mit der Briefrolle irgendwie abhanden oder blieb bis zur Zerstörung der Stadt in einem vergessenen Winkel. Beim Einbruch des Hauses fiel die Kapsel in trockenes Gemäuer und lag da, geschützt im Schoße der Erde.

Mein Freund wollte von Veröffentlichung des Briefes nichts wissen, weil er, ein friedliebender Mann, einen Gelehrtenstreit um die Frage nach der Echtheit befürchtete. Nur die Erlaubnis erhielt ich, eine Übersetzung bekanntzumachen. Hier folgt sie.

Clodius Albinus Helveticus entbietet seinem Freunde und Gönner Cajus Novellius Primus, dem römischen Centurio in der Grenzfeste Tenedo[1]), Gruß und wünscht ihm die Gunst der Götter.

Wenn ich dir, teurer Freund, es auch nicht versprochen hätte, so würde ich schon aus Freundespflicht es nicht unterlassen, dir vom gestrigen Tage wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten. Allerdings muß ich dich um Entschuldigung dafür bitten, wenn mein Schreibrohr nicht alles so leicht und gefällig darzustellen vermag, wie das der Vorzug derjenigen Männer ist, die einen Cicero und einen Virgil zu ihren Ahnen zählen, während das Volk der Helvetier in seinem rauhen Berglande nur tapfere Kriegsleute hervorbrachte, die doch Eurer Kriegskunst nicht gewachsen waren. Warum nicht, darüber bin ich seit dem gestrigen Tage gar nicht mehr im unklaren.

Jetzt verstehe ich aus eigener Anschauung, warum deine Ahnen unser Bergvolk und den ganzen Erdkreis erbeutet haben, und warum Ihr ihn noch beherrscht und in Zukunft noch beherrschen werdet. Denn als völlig sicher erscheint es mir jetzt, daß in kurzem die rauhen Alemannen dem römischen Willen und Geiste ganz erliegen werden. Und das wird ja nur zu ihrem Heile dienen, wie auch die Helvetier täglich die Segnungen Eurer Herrschaft

[1]) Tenedo = Zurzach am Rhein, im Kanton Aargau.

sehen und fühlen. Wie elend sind die helvetischen Hütten abgelegener Täler im Vergleich zu den steinernen Villen römischer Kolonisten! Welche Fortschritte machten und machen noch heute Ackerbau, Handel und Gewerbe unsres Landes im Frieden des römischen Reiches und unter der Herrschaft des römischen Gesetzes! Wahrhaftig, ein Orgetorix würde heute tauben Ohren predigen, wenn er das Volk bereden wollte, auszuwandern und anderswo Hütten zu bauen und zu pflügen.

Und nun erst die Pracht der Schauspiele, die ich gestern zum ersten Male zu bewundern Gelegenheit hatte, und die ich dir jetzt mit meiner ungenügenden Schreibekunst schildern will, obwohl du ja in der Hauptstadt Größeres gesehen hast.

Ich will dir erzählen ohne derartige Abschweifungen, wie mich soeben die leicht verzeihliche Liebe zu Eurem Volke und seinem Genius, vorab jedoch auch die Zuneigung zu dir von meinem Vorsatze abgeleitet hat.

Jupiter, der Erhalter des römischen Staates, zeigte seine Gunst durch einen wolkenlosen Himmel. Die leuchtenden Strahlen Apollos erfüllten die Straßen Vindonissas wie auch die Räume des Amphitheaters, zu dem ich am frühen Morgen auf raschem Rosse hineilte.

Welch ein Gedränge von Menschen war da! Von allen Städten und Villen kamen sie, zu Roß, zu Wagen, zu Fuß, zu Schiff die Arura, Ursa und den Limmagus[1]) hinunter: von Salodurum[2]), von dem lebensfrohen Aquae[3]), wo ich einst mit dir einen so schönen Tag verlebt, von Turicum[4]), von Tenedo, wo am blauen Rhenus treue Männer die Grenzlande behüten, von Augusta Raurica[5]).

Da sah ich krieggewohnte Legionare und friedliche Bürger, wehrhafte Männer und anmutige Frauen in festlichem Gewande; Jünglinge im Schmucke der Jugendkraft und holde Jungfrauen mit Rosen im Haare. Doch vermochte der Anblick der schlanken Nymphen mich nicht aufzuhalten, so sehr er mich sonst reizt.

So schnell es das Gedränge erlaubte, eilte ich den Weg zum Nordeingang hinan. Da kam mir freudig mein Sklave Celer entgegen, den ich tags zuvor hinuntergeschickt hatte, damit er einen guten Platz kaufe. Mit zornigen Worten über die argen Schacherer, die aus Gewinnsucht alle guten Plätze zum voraus gekauft hatten, reichte er mir eine Eintrittskarte und entschuldigte ihren hohen Preis, der mir nicht so viel Ärger bereitete wie die dadurch erneute Erinnerung an die Parasiten unsres Landes, das Ihr durch Euren Geist und Eure Kraft so hoch gehoben habt.

Laut pochte mir das Herz in der Erwartung der großen Spiele, die der ausgezeichnete und ruhmgekrönte Feldherr Constantius Chlorus, den die römischen Götter lieben, zu Ehren des welterschütternden Sieges veranstaltete, den Ihr

---

[1]) Aare, Reuß und Limmat.

[2]) Solothurn.

[3]) Baden, Thermalkurort an der Limmat.

[4]) Zürich.

[5]) Die Dörfer Kaiseraugst und Baselaugst am Rhein, oberhalb Basel.

unter seiner Führung mit tapferer Hand auf den Feldern Vindonissas über die zahllosen Scharen der Alemannen erfochten habt[1]).

Staunend stand ich, als ich Eure starken und siegberühmten Krieger zu Tausenden in glänzenden Waffen und Rüstungen im Theater sitzen sah! Mächtig brausten ihre Stimmen durcheinander, vergleichbar dem Donner des Rhenus, der an der helvetischen Landmark über die Felsen stürzt. Ja, das sind die unzerbrechlichen Stützen Eures Staates und unseres helvetischen Landes. Zittert, ihr Alemannen und ihr andern Germanen, vor solcher Stärke!

Rasch füllte sich das Theater. Schon der Anblick dieser zehntausend Römer und Helvetier, Eurer treuen Bundesgenossen, erfüllte die Seele mit erhabenen Gedanken. Denn er zeigte uns mit unwiderstehlichem Zauber die Majestät des römischen Imperiums. Habt Dank, ihr Götter Roms und Helvetiens, vorab du, Vater Jupiter und machtverleihender Nertus[2]), daß ihr mir solches zu sehen gegönnt habt.

Während ich noch mit entzückten Augen dasaß, erhob sich plötzlich die Menge, und bis zum Himmel erscholl der Ruf aus dem Munde der zehntausend Menschen: „Gruß dir, Cäsar Imperator!"

Eine unsichtbare Macht riß auch mich empor, daß ich aus voller Kraft rief: „Gruß dir, Cäsar, du Befreier, Alemannensieger!" Erst jetzt sah ich ihn selbst, dem die Götter an einem Tage einen Sieg und einen Sohn[3]) geschenkt. Leuchtend im Purpur, umgeben von seinen höchsten Heerführern, nahm er in der Loge der Feldherren Platz und winkte lächelnd dem Volke zu. Der Strahl göttlicher Huld aus dem Antlitz des Feldherrn beruhigte die Menge. Die Zuschauer gaben sich wieder dem Genuß des Schauens und des Gespräches hin.

Da erhob der Cäsar, auf den zu blicken ich nicht müde wurde, die sieggewohnte Hand. Trompeten und Posaunen erklangen aus der Tiefe des Theaters. Die Menge verstummte, und in die lautlose Stille schmetterte eine einzige Tuba drei starke Töne.

Jetzt schritten aus dem geöffneten Osttore des Theaters fünfzehn Paare römischer Gladiatoren in voller Rüstung auf die Arena. Hell schimmerten ihre Schwerter und blanken Stahlpanzer. Langsam, feierlich, stumm und ernst durchmaßen sie den Raum bis vor den Platz des Feldherrn. Hier stellten sie sich auf, senkten die Schwerter, erhoben die linke Hand und riefen wie aus einem Munde: „Heil dir, göttlicher Cäsar!" Dann schritten sie durchs Westtor hinaus. Jubelnd klatschte die Menge ihnen Beifall zu, schwenkte die Tücher und warf Blumensträuße vor die Füße der athletischen Männer, die der gnadenreiche Cäsar mit schweren Geldopfern aus Rom berufen hat, uns ihre männliche Kunst zu zeigen.

Dann traten sechzig kriegsgefangene Alemannen in die Arena, paarweise gefesselt, umgeben von römischen Sklaven, die in derben Fäusten die Peitsche

---

[1]) 298 n. Chr.

[2]) Ein Altar des keltischen Gottes Nertus wurde im Jahre 1882 in Brugg gefunden. Der Stein stammt zweifellos aus den Trümmern Vindonissas. Siehe „Brugger Neujahrsblätter" 1902, S. 7 und 8.

[3]) Dieser Sohn war der nachmalige Konstantin der Große.

schwangen. Damit trieben sie Säumige an, und Trotzigen peitschten sie Gehorsam ein.

Finsteren Blickes schritten die Gefangenen einher, wohl wissend, daß der verdiente Tod ihnen nahestand. Als sie ohne Gruß an dem Cäsar vorbeigingen, schlugen ihnen die Führer mit der Peitsche den nackten Rücken blutig. Aber der Cäsar winkte ab; denn ihm genügte sein Sieg.

Nach ihnen erschienen alemannische Frauen und Kinder. Weinend richteten viele dieser Gefangenen ihr Antlitz hinauf zu den Zuschauern, die neugierig auf sie blickten. Diese Gefangenen wurden dem Volke gezeigt, bevor sie der Cäsar verkauft. Mögen ihm auch die Kaufleute, wie ich hörte, dafür hohe Preise angeboten haben, ich bin gewiß, daß sie aus dieser begehrten Ware auf den italischen Märkten großen Gewinn ziehen werden. Denn neidisch schaute manche rothaarige Helvetierin und manche Römerin in schwarzem Gelock auf die goldblonden Frauen und Kinder, deren rotbraune Wangen verkündeten, daß sie fern von den Stadtmauern aufgewachsen sind.

Nachher zogen die Verbrecher, die von Euren Statthaltern während der letzten Monate zum Tode in der Arena verurteilt worden sind, an uns vorbei, ihrer sechzehn an der Zahl, gefesselt und fast nackt, die einen mit trotzigen Blicken emporschauend, die andern zitternd vor Todesangst.

„Gnade, Gnade!" schrieen einige dieser Elenden, als sie vor dem Cäsar vorüberschritten, und hoben mit flehentlichen Gebärden die gefesselten Hände empor. Doch hätten sie ebenso leicht den Nordstern von seinem Platze weggerufen als den gerechten Willen Eures Feldherrn abgelenkt. Gleich dem Schicksal ist er unerbittlich gegen den Feind des römischen Staates und unbeugsam gegen den Feind des römischen Gesetzes. Und diese Willensstärke ist es ja auch, die den Römerstaat so groß und unüberwindlich gemacht hat. Wie vermöchten die Jammerrufe einiger elender Verbrecher, die sich selber dem Tode geweiht haben, den Entschluß eines Römers zu überwinden!

Jetzt folgte noch ein ganz besonderes Schauspiel. Dunkle Afrikaner in bronzefarbener Haut, mit weißen Togen bekleidet, führten einen Zug vor, wie sie in den libyschen Wüsten Kaufmannsgüter befördern: Dromedare und Kamele, beladen mit Teppichen und Warenballen. Hinter ihnen schritten Tiere von seltsamer Farbe und Gestalt: ein kamelartiges Geschöpf mit langgestrecktem, aufrechtem Hals und gefleckter Haut: Kamelopardalis nannten sie es[1]; Gazellen, Antilopen, bellende Schakale, ein riesiger Elefant und sogar ein plumpes Flußpferd[2]).

Jubelnd betrachteten wir diese Tiere und riefen Worte des Dankes dem gütigen Cäsar zu, der den Geldaufwand nicht gescheut, uns diesen neuen Anblick zu verschaffen.

Von Zeit zu Zeit hörten wir von der Westseite des Theaters her ein donnerähnliches Geräusch, das uns bis ins Mark drang. „Die Löwen, die Löwen!" rief das Volk. Denn wirklich hatte des Cäsars Huld vier dieser

---

[1]) Giraffe.

[2]) Hippopotamos.

Tiere in eisernen Käfigen über den Mons Peninus[1]) schaffen lassen, damit unser nordisches Land auch diese Tierart kennen lerne, die man mit der Königswürde im Reiche der Bestien beehrt hat.

Als der Zug der seltsamen Tiere wieder abgegangen war, trat eine Pause ein. Über der Stelle, wo der Cäsar saß, wurde das gewaltige Zeltdach aufgespannt, damit die heißen Strahlen Apollos das Antlitz des Göttlichen nicht belästigten.

Die Zuschauer aßen unterdessen vergnüglich ihre Erfrischungen: goldene Orangen, die der Händler über die rauhen Alpen gebracht, Frühbirnen, die römische Gartenkunst unserm Boden abgewonnen, Kuchen und labende Getränke, besonders Wein aus italischen Gefilden und vom Leman-See, ein Getränk, das doch besser mundet als unser keltischer Met.

Ein Römer, der neben mir saß, meinte, die Zeit sei nicht fern, da man auch in den sonnigen Tälern der Aare und Limmat Wein bauen werde. Ich hoffe, daß ich dann längst unter der Erde schlafe und von diesem Sauertrank verschont bleibe!

Abermals drei Stöße der Tuba! Der Osteingang des Amphitheaters geht auf, und langsam trottet ein Bär, schwarzhaarig, von gedrungener Gestalt, auf die sonnenbeschienene Arena. Er schüttelt den Kopf und brummt unwirsch, als ob die brausende Menschenmenge und die blendende Sonne ihm unbehaglich wären. Die Zunft der Bärenjäger von Turicum[2]) hat den ungefügen Gesellen nach Vindonissa geliefert, damit er da die Kraft seiner Pranken zeige.

Vom Westeingang her aber kamen in großen Sprüngen und lautem Gebell zwei britannische Hunde, nicht sehr groß, aber von mächtigen Läufen und furchtbarem Gebiß. Hinter ihnen erschien an der Pforte ihr Führer, ein Britanne, und rief ihnen ermunternd zu. Dann ging er zurück. Die zwei Hunde aber stürzten kühn auf den Bären zu; doch hüteten sie sich, ihm vor die Vordertatzen zu kommen. Vielmehr umkreisten sie ihn behende, ihn von der Seite zu fassen. Jetzt sprang eines der prächtigen Tiere dem Bären auf den Rücken, um ihm den Nacken zu zerfleischen. Da wälzte sich das plumpe Tier, um den Feind zu erdrücken. Aber unterdessen sprang der zweite Hund dem Bären an die Kehle und durchbiß sie ihm; im Todeskrampf umschlang der Bär den Feind mit den Tatzen und erwürgte ihn sterbend.

Der erste Hund aber, der sich losgerissen, sprang auf den besiegten Gegner und heulte jämmerlich um den toten Kameraden. Ein schriller Pfiff des Wärters rief das herrliche Tier zurück, dem das Volk Beifall zurief und zuklatschte. Rasch entfernten Sklaven die zwei toten Tiere, sie mit eisernen Haken fortschleppend.

Ohne Verzug folgte die zweite Tierhetze. Ein prächtiger Hirsch aus den tiefen Wäldern des Vocetius[3]) sprang in die Arena. Ihm folgte ein libyscher Windhund, hoch und schlank, von flinken Läufen. Das war ein Schauspiel,

---

[1]) Den Großen St. Bernhard.

[2]) Die Ursarii, Bärenjäger, von Turicum, Zürich, sind in einer Steininschrift erwähnt.

[3]) Der Berg Vocetius — Bözberg — mit seinen Schluchten wird bei Tacitus erwähnt.

als die zwei Tiere in unglaublich hohen und weiten Sprüngen durch die Bahn jagten, wohl eine Viertelstunde lang. Da erschien ein griechischer Jäger mit Pfeil und Bogen und rief lockend den Hund zu sich. Ungern, knurrend folgte das Tier dem Rufe des Herrn und legte sich zu dessen Füßen, doch immer den Hirsch im Auge behaltend. Dieser aber stand stille am andern Ende der Arena, mit angsterfüllten Augen gegen den neuen Feind schauend. Als der Jäger Bogen und Pfeil erhob, sprang das Tier wider alles Erwarten gegen den Jäger und den Hund hin, sie mit seinem Geweih zu zerfleischen, da es nirgends einen Ausweg sah. Der furchtlose Jäger aber zielte und schoß mit sicherer Hand dem Wild den Pfeil in die Brust, daß es hoch aufsprang und dröhnend zu Boden stürzte. Der Jäger stieß ihm sein Messer in den Nacken und tötete es so vollends.

Dann lud der starke Mann die Jagdbeute auf die Schulter und trug sie hinaus, begleitet vom Hunde, der ihn mit lautem Gebell umsprang; dieser Anblick allein: der starke Jäger mit dem toten Hirsch und der geschmeidige Hund mit seinen freudigen Sprüngen, hätte die Mühe gelohnt, den Weg nach Vindonissa zu machen und einen Tag der Erntearbeit zu versäumen.

Die dritte Tierhatz brachte jedoch eine noch viel erstaunlichere Tat. Ich möchte nur wünschen, daß ich sie dir so beschreiben könnte, wie ich sie im Herzen trage.

Helvetische Jäger im Alpengebirge hatten dem Cäsar aus Freude über seinen Sieg einen Urochsen von seltener Größe und Stärke zum Geschenke gemacht, nachdem sie ihn in einer künstlich angelegten Grube gefangen hatten. Um den Preis von 3000 Denaren hatte sich ein helvetischer Jäger aus den Alpen anerboten, das furchtbare Tier in der Arena mit einem Dolche zu erlegen, ohne jede andre Waffe und ohne weitere Beihilfe als die seines Wolfshundes.

In allen Straßen Vindonissas und auf allen ansehnlichen Villen weit herum war durch Anschlag dieser Kampf angezeigt worden. Auf mancher Gartenmauer hatte ich unterwegs mit Kohle gezeichnete Bilder gesehen, die den Jäger im Kampfe mit dem Ur darstellten, einmal als Sieger, einmal als Besiegten: ein Zeichen, wie sehr die Leute auf diesen Kampf gespannt waren und sich ihre Phantasie damit beschäftigte.

Der Festordner erhob leicht die Hand; eine Tuba ertönte. Die Türe drehte sich, und das erwartete Tier trat auf den hellen Platz heraus. Plötzlich erhielt es von verborgener Hand einen starken Schlag mit der Stachelpeitsche, daß es brüllend auffuhr und mit erhobenem Schweif davonrannte. Von der gegenüberstehenden Pforte her kam der kühne Jäger heran, neben sich den unscheinbaren Wolfshund.

Mein römischer Nachbar rief: „Ich setze tausend Denare auf den Ur; dein Landsmann ist verloren."

„Die Wette ist angenommen," sprach ich. „Tausend Denare auf den Jäger!"

Wir waren nicht die einzigen, die eine Wette eingingen. Sogar die arme Plebs auf den obersten Reihen setzte ihre Kupfermünzen auf den Mann oder auf den Waldriesen.

Des Helvetiers Hand war unbewehrt; der Dolch hing in einer Scheide an seinem Gürtel. Auf ein Wort des Jägers sprang der Hund gegen den Ur, bellend und die Zähne fletschend. Der Stier senkte das Haupt gegen den Hund, der zurückwich, aber immer den Gegner im Auge behielt, indem er sich unter dämonischem Knurren stellte, als wolle er dem Stier an den Kopf springen. Ruhig verfolgte mein Landsmann die Bewegung der beiden Tiere. Auf einmal sahen wir den wütenden Hund am Kopfe seines Gegners, in dessen Nüstern er sich eingebissen hatte. Während ihn nun der Stier abwehren wollte, eilte der Jäger barfuß, mit lautlosen Tritten, von hinten an dessen Seite und stieß ihm mit sehniger Faust den starken Dolch in den Nacken. Wie vom Blitze Jupiters getroffen brach das mächtige Tier zusammen, während sein Besieger behende wegsprang und in sicherem Abstande zusah, wie der Ur stöhnend verendete: der Dolch hatte dem Tiere mit einem Stoße das Leben getroffen! Der Hund legte sich zu den Füßen des Jägers und schaute an ihm hinauf.

Brausend aber ging der Jubelruf durchs Theater: „Einen Kranz dem Sieger!" Da flog ihm ein Eichenkranz zu, den er mit blutigem Dolche auffing. Dann erhob der Sieger den Zweig mit der Hand gegen den Cäsar und rief: „Den Kranz dir, Cäsar Imperator, Besieger der Alemannen!"

Damit verließ der Helvetier den Kampfplatz. Ich sage dir, teurer Gönner, ich war stolz darauf, daß im Volke Eurer Bundesgenossen solche Tüchtigkeit lebt. Diese Männer werden dem römischen Imperium in den Tagen neuer Kämpfe gegen die Germanen wirksame Hilfe leisten und mit Euch Römern dem Adler den Sieg erringen und erweisen, daß der kapitolinische Jupiter stärker ist als der germanische Donnergott.

Lächelnd reichte mir der Römer zu meiner Rechten eine Börse mit den Worten: „Du hast leider gewonnen, lieber Bundesgenosse; hier der Einsatz!"

Dankend nahm ich die Börse und bat den feingebildeten Mann um seinen Namen. Denn ich gedenke, ihm ein junges Roß von meiner Zucht als Gegengeschenk zu senden.

Als ich noch mit meinem Nachbar sprach, kam aus dem geöffneten Tore ein wunderbares Gespann: eine prächtige Quadriga, gezogen von vier numidischen Löwen, die ein bronzefarbener Afrikaner lenkte. Hinter ihm saßen im Wagen seine Frau und seine drei Kinder. Willig ließen sich die starken Tiere von ihrem Führer leiten, der sie täglich pflegte und fütterte; sie hörten auf seine freundlichen Worte und folgten dem Zuge der Hand, die den Zügel führte. So fuhr das Gespann rund um die Arena. Vor der Loge des Cäsars hielt es an; der Afrikaner, seine Frau und Kinder, die im Wagen aufstanden, wendeten sich gegen den Sieger; die Kinder streckten Blumensträuße in ihren Händchen gegen ihn, und alle vier riefen in fremd klingendem Tone: „Ave, Caesar Imperator!"

Da erhoben sich die Zuschauer, jubelten und schwenkten die Tücher gegen die Löwengruppe. Das erregte die Tiere, daß sie gewaltig zu brüllen und sich aufzubäumen anfingen.

Der Mann sprang hinunter, trat zu den Löwen, schmeichelte ihnen mit Worten und Liebkosungen, daß die Tiere wieder ruhig wurden, während das plötzlich stille gewordene Zuschauervolk atemlos zusah. Der Wagen verließ jetzt die Arena, die jedoch nur kurze Zeit leer blieb.

Denn sogleich wurden vier der verurteilten Verbrecher auf den Platz getrieben und ihnen Speere und Schwerter zugeworfen. Es waren die Tapfersten und Trotzigsten dieser Elenden. Jeder ergriff eine Waffe, und zwar wählten sie Speere.

Schweigend standen sie, voller Erwartung der Gegner. Auch wir waren gespannt, was für Gegner erscheinen würden. Da kam einer der Löwen herein, den beim Eingang durchs Tor einige Mohrensklaven mit glühenden Eisenstangen und brennenden Fackeln bedrohten und zum Zorne reizten. Brüllend sprang die Bestie in die Mitte der Arena und schlug wütend mit dem Schweife. Da liefen die vier Männer bleich und zitternd der eine dahin, der andre dorthin. Der Löwe aber stürzte sich in einem ungeheuren Sprunge auf einen derselben, riß ihn zu Boden und zermalmte ihm den Kopf mit einem Bisse. Unterdessen faßten sich die andern drei Männer wieder ein wenig, und einer warf seine Lanze gegen den Löwen mit geschicktem Wurfe. Sie blieb dem Tiere in der Seite stecken, tötete es aber nicht, sondern reizte es nur zu größerer Wut, so daß es sich gegen den Kühnen wandte, der schreiend zu dem Platze lief, wo noch Waffen lagen. Eben als er sich bückte, um eine zweite Lanze zu ergreifen, ereilte ihn der Löwe im Sprunge und zerriß ihm mit der Tatze den Rücken, daß der Getroffene mit einem furchtbaren Schrei zur Erde stürzte.

Da wappneten sich die zwei Genossen des Gefallenen mit dem Mute der Verzweiflung, und sie gingen der eine von links, der andre von rechts auf das Tier zu, das sich auf sein Opfer beugte, es zu zerfleischen. Mit einem raschen Stoße bohrten sie ihre scharfen Lanzen in die Flanken des Löwen, und einer muß dessen Herz getroffen haben. Denn das Tier fiel zur Erde. Doch erhob es sich nochmals und schmetterte mit einem Schlage seiner Tatze den einen, der eben fliehen wollte, zur Erde. Der andre aber entrann dem Tode. Denn die Kraft des dreifach verwundeten Tieres erlahmte: es verblutete auf der Arena.

Der Verbrecher, der aus diesem Kampfe lebend entronnen war, bat den Cäsar und das Volk um Gnade und erhielt sie. Es schien, als ob die Götter selber ihn begünstigt hätten. Wer weiß, ob sie ihn nicht vielleicht zu etwas Größerem bestimmt haben!

Jetzt erschienen Männer in der Maske des Merkur und schleppten die zuckenden Menschenkörper an eisernen Haken durch die Pforte der Todesgöttin — links vom Westeingang — hinaus in das Gemach, wo die Sterbenden den Rest erhielten.

Der Festordner aber verkündete, daß eine Pause von einer Stunde eintreten werde. Während derselben erschienen die Duumvirn von Vindonissa, Augusta[1]), Aventicum[2]) und allen übrigen helvetischen Städten, sogar von

[1]) So auch ward die Augusta Raurica genannt.

[2]) Avenches, oberhalb des Murtensees.

Genava am Lemanersee[1]), vor dem Cäsar, ihm zu huldigen und ihren Dank für die großen Kampfspiele im Namen des helvetischen und des ganzen gallischen Volkes abzustatten.

Die Zuschauer auf den unteren und mittleren Reihen entfernten sich mit ihren Platzmarken, ruhig und sicher, daß sie nachher ihre Plätze wieder erlangen würden. Wundre dich nicht, lieber Cajus, daß ich auch dieses kleinen Umstandes gedenke. Er ist mir aufgefallen, weil ich auch daran die Geschicklichkeit Eures Volkes erkenne, die selbst in den kleinen Dingen vorsorglich das Angenehme schafft und den Ärger fernehält.

Viele Zuschauer blieben jedoch auf ihren Plätzen und verzehrten behaglich das Mahl, das sie in Körbchen mitgebracht. Dazu ließen sie sich den Wein munden, den Sklaven in Krügen herbeischafften: ein Geschenk des gütigen Cäsars.

Ich aber ging hinunter auf einen freien Platz. Da standen auf einer Wiese Buden, wo man sich Erfrischungen kaufen konnte. Ei, da lachte mir ein gütiges Geschick! Du aber, teurer und verehrter Gönner, lache und spotte meiner nicht. Denn ich weiß ja, daß auch im Busen des tapferen Kriegers ein Herz schlägt, das gegen Amors Pfeile keinen Panzer hat. Beugte sich doch gar Euer oberster Schirmherr Mars vor der göttlichen Macht der Venus. Siehe da, unter einem Zeltdache saßen auf Teppichen der edle Petronius, dessen Gemahlin, Sohn und Tochter. Von Augusta herauf waren sie zu dem festlichen Tage gekommen. Freudig begrüßte ich die Eltern, den mir befreundeten Sohn und die Tochter, die den Druck meiner Hand in holdem Erröten nur schüchtern erwiderte. Denn nichts wußte der strenge Vater davon, daß ich der zarten Lydia schon kleine Brieflein im geheimen zugesandt hatte, und daß sie mir darob nicht zürnte. Nur einmal hat sie mir bei einem kurzen Besuche, den ich der Familie in Augusta abstattete, die Worte zugeflüstert: „Guter Clodius, ich fürchte den Zorn des Vaters, der mich dem Römer Marcus Severus in Argentoratum[2]) zugesagt hat." Denke dir meinen damaligen Schrecken, bester Cajus, als ich das hörte.

Gestern jedoch dachte ich nicht an die unsichere Zukunft, sondern sah nur die holde und gewisse Wirklichkeit vor mir. Fröhlich plauderten wir über unsre gemeinsamen Freunde, über uns selbst, über den Cäsar und seinen Sieg und über die heutigen Spiele. Übereinstimmend rühmten wir Männer die Tat des helvetischen Stierkämpfers. Lydia aber sprach, und ich bemerkte, wie ihr Vater beifällig lächelte: „Mehr als die Tapferkeit des wehrhaften Mannes hat mir die Festigkeit, der Mut der afrikanischen Kinder gefallen. Welches Zutrauen hatten sie zum Schutze ihres Vaters! Als die Löwen grimmig sich aufbäumten, da mußte ich um die Kinder weinen. Sie selbst aber blieben unerschrocken, die doch wehrlos waren!"

Als Lydia mit sanftem Tone und leichtem Erröten so sprach, mußte ich sie im stillen loben, und ich freute mich über ihre Worte. Denn sie schienen mir ein Omen, daß die Götter dieser Jungfrau bestimmt haben, eine treffliche

---

[1]) Genf.

[2]) Straßburg.

Mutter tapferer Söhne zu werden. Vorsichtig aber verschloß ich solche Gedanken in meinem Herzen.

Ungern nur hörte ich es, als die Musik das Zeichen zur Fortsetzung der Kampfspiele gab. Wie viel lieber hätte ich den Rest des Tages auf der grünen Wiese im Gespräche mit der Familie Petronius und unter den Augen der süßen Lydia zugebracht!

Doch ich hätte allerdings das größte Schauspiel des Tages versäumt, wenn ich nicht dem Worte des Petronius Folge leistete, der uns jungen Leuten befahl, zum Spiele zurückzukehren.

Lieber Cajus, zürne deinem jungen Freunde nicht, daß er dir auch das mitgeteilt, was dir so gleichgültig und unwichtig, ihm selbst aber so wertvoll und unvergeßlich ist. Leider sah ich nachher Lydia nicht mehr. Im Gewühl der Menschen reiste sie mit den Eltern ab, ohne daß ich sie noch einmal sprechen konnte.

Es folgte nun in der Arena ein Schauspiel, wie man es hierzulande wohl noch nie gesehen hat, wenigstens nicht in einem Theater. Auf den Befehl Cäsars führte der Festordner einen Kampf zwischen Römern und Alemannen vor. Die sechzig Kriegsgefangenen, die wir am Morgen gesehen, erhielten die Rüstung und Waffen ihres Volkes: Linnenpanzer und Holzschild, Speer und Schwert, auch das lange Dolchmesser, das, wie mir mein Nachbar sagte, die Barbaren Scramasar nennen. Die römischen Gladiatoren stammten aus der weltberühmten Fechterschule des Suettius in Rom. Der Cäsar hatte für sie 200000 Denare Mietzins bezahlt und sich verpflichtet, für jeden Gefallenen dem Eigentümer 30000 Denare zu entrichten.

Die dreißig Gladiatoren trugen Rüstung und Waffen der römischen Legionssoldaten; zwanzig waren zu Fuß und zehn beritten.

Zuerst erschienen die Alemannen auf der Arena, ohne Angriffswaffen. Ein Dolmetsch verkündete ihnen, sie hätten die Wahl, mannhaft zu kämpfen oder unbewaffnet den Bestien vorgeworfen zu werden. Im ersten Falle stehe es ihnen frei, sich einen Führer zu wählen.

Die Germanen berieten und erklärten sich zu einem ehrlichen Kampfe auf Leben und Tod bereit. Unter stürmischem Jauchzen hoben sie einen Jüngling aus ihrer Mitte auf die Schultern und grüßten ihn mit Zuruf, gehobenen Waffen und Klirren der Schilde. So bezeichneten sie ihren Anführer, von dem man mir nachher sagte, es sei der Sohn eines Barbarenfürsten. Er stellte sie in Schlachtordnung: eine dreieckige Phalanx.

Jetzt marschierten die Gladiatoren heran. Nachdem sie dem Cäsar den Ehrengruß entboten, bildeten sie ihre Schlachtordnung. Die Alemannen erhielten aus der Hand der Arenadiener ihre Waffen. Die Tuba ertönte dumpf, und die zwei Schlachtordnungen gingen zum Angriff: langsam, bedächtig die Römer, an deren Seite die Reiter; mit barbarischem Schlachtruf, ungestümen Laufes die Alemannen.

Bevor letztere den Feind erreichten, schleuderten die Gladiatoren ihre Wurfspeere in den Keil, so daß eine ganze Anzahl der Alemannen tot oder kampfunfähig niedersank. Der Princeps blieb unverletzt; sein Schild war jedoch

von zwei Speeren durchbohrt, die darin stecken blieben. Da warf er den Schild weg. Mit Todesverachtung sprang er, den Speer vorgehalten, an den Feind. Blitzschnell stieß er einem Römer den Speer durch den Hals, erhielt jedoch von dessen Nebenmann einen tödlichen Schwertstreich auf den Kopf.

Jetzt begann ein regelmäßiger Nahkampf, den ich dir nicht beschreiben kann. Dazu brauchte es das Auge eines Anführers, wie du bist. Die berittenen Römer umschwärmten beständig den Keil der Alemannen, der wohl erschüttert, aber nicht aufgelöst ward. Denn infolge ihrer Übung füllten sie die Lücken immer wieder aus und schlossen sich zusammen. Die auf der hinteren Seite machten nach rückwärts Front und streckten ihre Speere vor, wenn die Reiter sie von dieser Seite bedrängten. Wir, die Zuschauer, kamen in die größte Aufregung. Niemand saß mehr auf seinem Platze. Männer und Frauen standen und schrieen, schwenkten die Tücher und die Hände und riefen den Römern entgegen: „Tapfer zu gegen die Barbaren!" Letzteren fehlte es nicht an ungestümem Mute und an Todesverachtung. Aber trotz ihrer Überzahl waren sie der Kunst und ausdauernden Kraft der Gladiatoren nicht gewachsen. Sie erlagen nach und nach. Wohl eine Stunde oder mehr dauerte der Kampf. Das Amphitheater hallte wider vom Toben der Schlacht und vom Geschrei der Zuschauer. Ich sah Frauen und sogar Männer, die vor Aufregung in Ohnmacht fielen. Unmöglich kann ich Dir die einzelnen Vorgänge darstellen. Ich selbst war zu erregt, um mit ruhigem Blute zu beobachten. Ich sah, wie einzelne Alemannen sich zu Boden duckten, unter den Leib der Pferde huschten, die Tiere erstachen und so Roß und Reiter ins Verderben stürzten.

Auch das will ich nicht unerwähnt lassen, daß keiner der Barbaren die Waffen fortwarf und sich feige zeigte. Alle fielen mit dem Schwerte in der Hand. Als alle tot oder kampfunfähig waren, gingen die elf Gladiatoren, die nur leicht verwundet waren, hin und erstachen die noch lebenden Feinde, von denen nicht einer um Gnade bat. Von den Römern erlagen acht Reiter und sechs Mann zu Fuß; ihrer fünf hatten schwere Wunden. Von den elf andern blutete auch jeder aus einer Wunde, aber keiner schweren.

Das Volk jubelte über ihren Sieg und warf ihnen Goldmünzen[1]), Blumen und Palmenzweige zu. Der Cäsar schickte den Siegern eine silberne Schale voll Gold- und Silbermünzen hinunter in die Arena, zum Lohn für ihre Tat. So trugen sie die Wunden leichter und verließen den Kampfplatz, die fünf schwer verwundeten Genossen auf die Schultern gehoben, um sie den Ärzten zur Pflege zu bringen.

Das, mein teurer Cajus, war der Kampf römischer Gladiatoren gegen eine Übermacht von Barbaren. Und der Ausgang dieses Kampfes gibt mir die frohe Zuversicht, daß die freien römischen Soldaten auch in Zukunft den Germanen überlegen bleiben werden, wenn schon Gladiatoren, die doch Sklaven sind, solche Kriegskunst und solche Willensstärke zeigen. Und die männlichen Kampfspiele, wie das gestrige war, werden die Tapferkeit und den Kampfeseifer der Römer wie der Helvetier wacherhalten.

[1]) Bei den Ausgrabungsarbeiten am Amphitheater sind auch Goldmünzen gefunden worden.

Jetzt verließ der Cäsar das Theater. Ihm folgte sein ganzes Geleite. Auch die Leute auf den guten Plätzen, alle wenigstens, die einen feineren Geschmack und Kunstsinn haben, gingen hinaus, um sich nicht den Anblick des herrlichen Kampfes gegen die Alemannen durch das folgende jämmerliche Schauspiel verderben zu lassen. Natürlich entfernte ich mich auch. Denn es folgte noch die Szene, da die verurteilten Verbrecher mit glühenden Eisen und Stachelpeitschen in die Arena getrieben wurden, um einander gegenseitig mit Messern und Schwertern umzubringen. Solcher Anblick war bloß Futter für den unersättlichen Magen der Plebs, nicht für einen Mann, der sich deiner Freundschaft rühmt.

Nachdem ich vergeblich die Familie Petronius gesucht, bestieg ich mein Roß und ritt die Straße durchs Reußtal hinauf nach meiner Villa Longini[1]. Von dem Felde, auf dem die Alemannen der Feldherrnkunst des Cäsars und Eurer Tapferkeit erlegen sind, schaute ich zurück. Der Schein der sinkenden Sonne lag auf den Türmen und Mauern Vindonissas. Noch einmal betrachtete ich staunend den gewaltigen Bau des Amphitheaters.

So dachte ich denn unterwegs der Zeiten, da unsre helvetischen Vorfahren noch nicht die Bildung der Römer empfangen hatten, sondern in ihrem wilden Lande alle die Bequemlichkeiten und Genüsse entbehrten, die uns heute das Leben angenehm machen.

Lange auch weilten meine Gedanken bei der sanften Lydia, und ich richtete ein Gebet zur Venus, daß sie das Herz des strengen Vaters umstimmen möchte. Ich gelobte, der Isis von Aquae[2]) ein Weihegeschenk zu widmen, wenn sie den Sinn des Vaters mir zuwende. Verzeihe mir, teurer Gönner! Aber wenn du einmal Gelegenheit hast, so lege bei dem edlen Petronius ein gutes Wort für mich ein. Nicht als ob ich das um dich verdient hätte. Aber die Gunst, die du mir bislang geschenkt hast, läßt mich hoffen, daß ich dich nicht vergebens bitte.

Lebe wohl! Der Bote, der dir diesen langen Brief bringt, möge mir gute Nachricht von dir zurückmelden.

---

[1]) Vielleicht Lunkhofen, wo die Reste einer reichen römischen Villa gefunden wurden; Mosaikböden davon liegen im Museum Aarau und in Baden.

[2]) Die Weihinschrift des Isistempels von Baden ist in der Kirche des Dorfes Wettingen eingemauert.

John Ruskin.

Von

Alma von Hartmann.

Die Welt bedarf auch jetzt noch wie zu allen Zeiten der Propheten, weil die Erlösungssehnsucht der Menschheit dieselbe geblieben ist und die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit sich noch an keinem Punkte überbrückt hat. Die scharf sichtende Verstandestätigkeit des Gelehrten vermag die großen Massen nicht fortzureißen, denen ein starkes Temperament, das vom Herzen zum Herzen spricht, weit mächtigere Wirkungen einzuflößen versteht, als die kühle Objektivität des kritisch abwägenden Theoretikers. Der Prophet ist trotz dieser Verschiedenheiten der natürliche Verbündete des Weisen, wenn beide auch manchmal nichts von diesem Bündnis wissen wollen; denn beiden ist es um die Wahrheit zu tun, denen sie sich freilich auf so verschiedenen Wegen zu nähern pflegen, daß den weniger scharfen Beobachtern der Gegensatz eher in die Augen springt als die Übereinstimmung. Beide Arten von Wahrheitssuchern haben ihr besonderes Publikum. Impulsive Naturen, vor allem die Jugend und die Frauen, sind für die Propheten eine dankbarere Gefolgschaft als die kühlen Verstandesmenschen, denen der Sinn für das Mögliche, die zum Wesen eines Propheten fast notwendigen Übertreibungen und gewaltsamen Verrenkungen und Deutungen der Tatsachen leicht lächerlich erscheinen. Die Wissenschaft vollends steht mit dem Propheten meistens auf sehr schlechtem Fuß. Wenn sie ihn überhaupt beachtet, so pflegt sie ihn unbarmherzig zu „vernichten", was der Prophet entweder gar nicht erfährt oder mit derselben Verachtung erwidert.

Die Welt bedarf der Propheten, wie sie der Revolutionen bedarf. Die Entwicklung vollzieht sich nicht immer in demselben Tempo und in schnurgerader Richtung, sondern schlägt oftmals Bahnen und eine Gangart ein, die dem gelassenen Betrachter wie ein Hohn auf alle Gesetze des gleichmäßigen Fortschritts vorkommen, bis er einsieht, daß gerade dies Walten des Schicksals Resultate zeitigt, die auf keinem andren Wege so rasch hätten erreicht werden können. Propheten wirken auf geistigem Gebiete, wie Revolutionen auf

politischem. Sie werfen das Bestehende nieder, um einen neuen Inhalt an dessen Stelle zu setzen und neue Werte zu prägen. Das wird einem so recht klar, wenn man das Leben und Wirken John Ruskins betrachtet, der den Engländern des 19. Jahrhunderts als der ihnen notwendige Prophet erschienen ist. Die Gunst des Schicksals hat ihm nicht ein kurzes Leben geschenkt, wie den meisten Propheten, sondern eine lange Dauer zugemessen, so daß der Inhalt seiner Rede ein nach Perioden wechselnder ward. Die letzten zwanzig Jahre — er starb 1900 — hat er in geistigem Verfall, einer Folge mehrerer Gehirnentzündungen, zugebracht.

Ruskin hat bereits mit vierundzwanzig Jahren den ersten Band seines epochemachenden Werkes „Moderne Maler" veröffentlicht und fand sich mit einem Schlage berühmt. Der Umstand, daß er einen Landsmann, den bis dahin wenig geschätzten Landschaftsmaler Turner als „größten Maler" (in welche Ehre sich übrigens später noch einige andre zu teilen hatten) auf den Schild erhob, mag wohl zu dem ersten großen Erfolge beigetragen haben. Es ist interessant, Ruskins erstes Auftreten mit dem Carlyles zu vergleichen. Wie mühsam hat sich dieser soviel tiefere, gebildetere Schriftsteller Bahn brechen müssen, weil er die Kühnheit besaß, einen nicht englischen Geistesheros, nämlich Goethe, als die höchste Stufe dichterischer Größe zu preisen. Welch ein Unterschied zwischen dem eifrigen schottischen Gelehrten, der zu dem Essay über Diderot erst dessen sämtliche Werke durchlas und überall auf den gründlichsten Quellenstudien fußte, und dem dilettantisch zerfahrenen Ruskin, der selbst auf seinem eigensten Gebiet, dem der Malerei und der Architektur, zuerst nur ganz oberflächliche Kenntnisse besaß, ja besitzen wollte, weil er sich zutraute, aus den Schätzen des eigenen Geistes eine neue Religion des Schönen und Guten aufzubauen! Freilich auch, welch ein Unterschied zwischen der dunklen, orakelhaften Sprache Carlyles und der bestechenden Schönheit der Ruskinschen Prosa, die Freund und Feind in gleicher Weise gefangen nahm!

Ruskin hat als Engländer mit instinktiver Sicherheit das für England allein interessierende Mittel ausgefunden, sein Volk aufzurütteln und künstlerischer Auffassung neue Wege zu bahnen, indem er die Kunst mit der Moral unauflöslich verband. Wo es einmal scheinen sollte, als ob seine Rede sich zu einer freieren Auffassung des Schönen verstiege, da trügt der Schein oder es ist ein unwillkürliches Zugeständnis seines Genius, dem manchmal doch ein Bewußtsein davon kommt, daß das Dasein des Schönen sich nach andren Gesetzen als denen der Sittlichkeit vollzieht. In den „Steinen Venedigs" begegnet man einem langen Hinweis darauf, daß es bei der Beurteilung der Architektur nicht auf die persönliche Meinung jedes Beliebigen, was schön oder häßlich sei, ankomme, sondern daß es allgemein gültige Gesetze gebe, die, richtig angewandt, zu keiner andren Wertung als der seinen führen könne, wie er seinen Lesern klar machen werde. Aber diese so feierlich angekündigten Gesetze beschränken sich darauf, Erkennungszeichen für die Wertung gotischer Architektur in Venedig aufzustellen; sie sind selten rein ästhetisch zu fassen, und so fein auch die einzelne Beobachtung, so mühevoll das zugrunde liegende Studium, man gewinnt doch nicht den Eindruck, daß man es mit einem all-

seitig bewanderten Gelehrten zu tun habe, sondern kommt immer wieder zu der Überzeugung, daß das Prophetenamt, d. h. das Bestreben nach Heiligung, dem kunstgeschichtlichen Verständnis eher hemmend als fördernd in den Weg getreten ist. Die Markuskirche und der Dogenpalast Venedigs müssen schön sein, weil sie von sittlich hochstehenden und tief religiös empfindenden Geschlechtern gebaut wurden, und umgekehrt sind schöne Kunstwerke stets das Anzeichen großer Epochen — das ist ein Lieblingsgedanke Ruskins, den er nicht müde wird zu wiederholen, obgleich er gelegentlich, von der historischen Tatsächlichkeit überwältigt, zugibt, daß die Blüte der Kunst auch das Erzeugnis einer verfallenden Zeit gewesen sein kann.

Als Schriftsteller, formell, ist Ruskin ersten Ranges; er bietet einen Stil, wie er in dieser Vollendung selten zu finden ist. Deshalb ist er auch schwer zu übersetzen. Marie von Bunsen und Charlotte Broicher geben in ihren Biographien Ruskins indessen einen schönen Beweis deutscher Übersetzungskunst; letztere auch in der Wiedergabe der „Modernen Maler", von denen sie die zwei ersten Bände auszugsweise, die anderen vollständig übersetzt hat[1]). Außerdem liegt noch eine ganze Anzahl Ruskinscher Werke in guten Übersetzungen vor[2]), so daß es auch für einen deutschen Leser nicht schwer ist, sich einen Begriff von der ausgebreiteten Tätigkeit dieses in England so hochberühmten Autors zu machen.

Freilich tut man wohl daran, eine Auswahl zu treffen und sich auf einzelne Bücher, wie die ersten Bände von „Moderne Maler", „Sesam und Lilien", „Die Steine Venedigs" und vielleicht „Unto this last" zu beschränken; denn niemals wohl hat es einem Schriftsteller so gefallen, sich in Wiederholungen, die von dem nachsichtigen englischen Publikum mit derselben Geduld wie die Predigten ihrer Geistlichen hingenommen wurden, zu ergehen, wie John Ruskin, dessen Beliebtheit mehrere Jahrzehnte lang durch nichts erschüttert werden konnte. Diese große, gar nicht zu bestreitende Wirkung, für die uns jeder Vergleichsmaßstab fehlt, beruht auf einer ganz besonderen Grundlage. Es kam Ruskin nicht auf die Widerspruchslosigkeit seiner Behauptungen an. Er hat seine Ansichten über Kunst und einzelne Künstler mehrfach geändert und fragt einmal seine Zuhörerinnen, ob sie denn einem Lehrer Vertrauen schenken könnten, der das nicht getan habe. In den Vorträgen über Kunst sagt er: „Man vermag in Wirklichkeit einen Mann nur dann ganz zu begreifen, wenn man sein Temperament versteht." Und Ruskin war selbst ganz Temperament, verzehrt von der Leidenschaft des Reformators, läuternd, aufhellend, vergeistigend auf sein Volk zu wirken. Die Verquickung von Ethik und Ästhetik erschien ihm als das geeignetste Mittel, seine Absichten durchzusetzen, weil ihm selbst die Verehrung des Schönen auch die des Guten war. Die Verehrung an sich bedeutete ihm schon eine ethische Qualität. Er gehörte zu den edlen Menschen, die nur da

[1]) Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. 1903.

[2]) So in der „Gedankenlese aus den Werken John Ruskins". Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1903.

lieben können, wo sie bewundern. „In der Verehrung liegt die Hauptfreude und Kraft dieses Lebens, in der Verehrung für alles, was rein und hell ist in ihrer Tugend, was wahr und erprobt ist im Alter, was anmutig ist unter den Lebenden, groß unter den Toten und unvergänglich wunderbar in den Kräften, die nicht sterben können." Ganz von den lautersten Beweggründen getragen, erhob sich sein Selbstgefühl über alle irdische Autorität, schob die Wissenschaft beiseite und verkündete der erstaunten Welt ein neues Evangelium der Schönheit und Reinheit mit dem bestechenden Zauber einer in formvollendeter Sprache sich darstellenden Begeisterung.

Ruskins Schulbildung war eine so lückenhafte, daß sie eigentlich nur Episoden in seiner Kindheit bildete. Das hinderte aber nicht seine Aufnahme in Oxford, wo er dem feudalsten College, dem Christchurch-College, beitrat, das vor allem Wert darauf legte, sich durch möglichst wenig Arbeiten auszuzeichnen. Als er in der ersten Oxforder Zeit einmal wegen einer guten schriftlichen Arbeit belobt wurde und sie öffentlich vorlesen mußte, erntete er von seinen vornehmen Mitschülern, die den von kleinbürgerlichen, wenn auch reichen Eltern abstammenden Genossen sonst den Unterschied des Ranges nicht gerade entgelten ließen, so bittere Vorwürfe, daß er nie wieder wagte, sich in dieser Art hervorzutun. In seinen unter dem Titel „Präterita" veröffentlichten, sehr interessanten Lebenserinnerungen, in denen er diesen Vorfall erzählt, finden sich auch die mahnenden Worte, England möge bald ernsthaftere Veranlassung nehmen, darüber nachzudenken, wie viel von den besten Fähigkeiten seines Adels durch die Gleichgültigkeit bei seiner Universitätsbildung verloren gehe[1]).

Ruskins Latein war infolge seiner mangelhaften Vorbildung das schlechteste der Universität, während er in literarischen Kenntnissen weit über seine Mitschüler hervorragte. Schon früh hatte er sich an Scott, Shakespeare, Johnson und vor allem an Byron, den er fast auswendig kannte, gebildet. Auf den alljährlich im eigenen Wagen, zuerst in England, dann auf dem Kontinent mit den Eltern unternommenen Reisen wurden immer vier kleine Bändchen Johnson mitgenommen. „Johnson bewahrte mich durch seinen Verstand, hart wie Demant, für jetzt und alle Zeit davor, in die Spinnweben der deutschen Metaphysik eingefangen zu werden oder in den englischen Ableitungskanälen derselben im Schlamm stecken zu bleiben."

Ruskins fromme und charakterfeste Mutter, seine erste Lehrerin und Bibelauslegerin, von der er im Handeln Zeit seines Lebens abhängig blieb, während er im Denken sich schon früh von ihr und seinem vortrefflichen, künstlerisch veranlagten Vater losriß, wünschte ihn zu einem mit einer Frau aus vornehmer Familie verheirateten Bischof zu erziehen und war enttäuscht, als das Wirken ihres Sohnes sich einer andern Sphäre zuwandte. Von der Mutter hat er die genaue Bibelkenntnis gewonnen, die er gern in seinen Schriften verwertet, obgleich er sich von der „evangelikalen" Richtung innerlich bald befreite. Herman Grimm waren die vielen Ruskinschen Bibel-

[1]) Nach der Knorrschen Übersetzung. Bd. I, S. 266. Straßburg, Heitz.

zitate immer ein Greuel. Der einzige bleibende Gewinn, den Ruskin aus seinen Oxforder Jahren davontrug, war die Freundschaft mit dem später als Physiologen berühmt gewordenen Henry Acland, die niemals eine Trübung erfuhr. Was er in „Präterita" über den für uns Deutsche so befremdlichen Studiengang in Oxford berichtet, ist nicht geeignet, die jetzt bei uns gelegentlich auftauchende Vorliebe für englisches Schul- und Universitätsleben zu erhöhen. Die Mitglieder der vornehmen Colleges, die freilich ungeheure Summen zu bezahlen hatten, durften Belehrung und Kontrolle zurückweisen und ungestört ihrem Vergnügen leben, während die „servitors" und „commoners" fleißig sein mußten. Das Schlußexamen wurde dementsprechend abgestuft, aber den Grad eines Baccalaureus erhielten alle gleichmäßig, ohne daß man im späteren Leben unterscheiden konnte, wer ihn sich durch fleißige Arbeit, wer durch Müßiggang und hohe Bezahlung verdient hatte. — Jetzt ist übrigens dieser Unterschied zwischen den gentlemen und servitors mehr verwischt worden. — Für einen so absonderlich veranlagten, von früh auf seine eigenen Wege gehenden Knaben war es im Grunde gleichgültig, welche äußeren Bildungsmittel ihm entgegentraten, da er von ihnen doch nur soviel Gebrauch machte, wie seine starken und originellen Anlagen ihm gestatteten. Seine Studien, die er unter der speziellen Aufsicht Osborne Gordons, der auch mehrere Monate mit ihm im Elternhaus zu Herne Hill weilte, 1840 zum Abschluß bringen wollte, wurden durch eine Erkrankung der Lunge unterbrochen. Dies veranlaßte die erste italienische Reise. Seine Eindrücke von Florenz, Rom und Neapel interessieren wegen des gänzlichen Mangels an historischem Verständnis. Er sagt selbst, daß er von römischer Geschichte fast nichts gelernt, die Malerei für eine Folge des Papsttums gehalten und weder gewußt habe, wann Trajan gelebt, wer Mark Aurel war, noch daß es auch gute Päpste gegeben habe. Die englischen Künstler in Rom, an die er Empfehlungsbriefe hatte, entsetzte er durch seine Ketzereien in betreff der römischen Kunstschätze. Von Rafael wollte er nichts wissen, während er sich von Michelangelo stark angezogen fühlte. Er wendet bald allen Sammlungen den Rücken und zeichnet dafür die Winkelgäßchen des Ghetto. Die bis zur Schroffheit sich steigernde Wahrhaftigkeit, die er mit Carlyle gemein hatte, machte ihn unbequem im Verkehr und erweckte gelegentlich gelinde Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit. Im Tagebuch aber finden sich schon damals die feinsten Naturschilderungen. Venedig entzückt ihn, obgleich er noch nichts von Architektur verstand; in der Schweiz, an seinem geliebten Genfer See, gesundet er. Nach seiner Rückkehr erwirbt er den Baccalaureusgrad, erkrankt von neuem, überwindet auch diesen Anfall, weiß dann aber gar nicht, was er werden soll, ob Geologe, ob Kupferstecher, und wendet sich schließlich der literarischen Tätigkeit zu, in der er schon als Knabe etwas geleistet hatte.

Ruskins erste Periode, die sich der künstlerischen Aufrüttelung seiner Landsleute widmete, war von drei Faktoren bestimmt: der leidenschaftlichen Liebe zur Natur, der Anbetung der frühen Gotik und der Verehrung des Quattrocento. Die Bekanntschaft mit den Skizzen Turners, den er schon vorher als Maler geschätzt hatte, war nur der Anlaß, seine eigene Anlage zur Natur-

beobachtung zu offenbaren. Was er in Turner hineinsah, war sein eigenes subtiles Empfinden, das durch die Betrachtung eines Blattes, eines Baumes, einer Wolke in die Entzückung höchster Begeisterung geraten konnte. Alles verschmolz sich ihm zu einer Art Religion. Bei der Betrachtung der Kunst blieb er niemals beim Ästhetischen allein stehen, sondern griff über auf das nationale Leben, aus dem sie erwuchs und ihre Berechtigung schöpfte. Außer den „Malern," deren ersten 1843 erschienenen Bande 1846, 1856 und 1860 noch vier andre Bände folgten, sind es die „Sieben Lampen der Architektur" (1849) und die „Steine von Venedig" (1851), die den hauptsächlichsten Ausdruck seiner Gedanken in der ersten Periode bilden.

Die „Modernen Maler" enthalten schon so ziemlich alle Gedanken, die sein späteres Leben erfüllten. Aller Gelehrsamkeit entgegen erklärte er den Menschen, der zu sehen versteht, für den ersten Verkünder göttlicher Gesetze. Der bestehenden Kunstanschauung sagt er den Krieg an und führte seine Gefolgschaft in Regionen, von denen sie bisher noch keine Ahnung gehabt hatte. Man kann sagen, daß durch ihn eine neue Art der Kunstkritik, die schon mehr Kunstpsychologie war, begründet wurde. Für die Journalistik war dies Werk, das natürlich auch die heftigste Anfeindung wachrief, eine Fundgrube feinsinniger und paradoxer Bemerkungen, wie die Tagesliteratur ihrer bedarf, zumal der wissenschaftliche Ballast so gering war, daß er leicht über Bord geworfen werden konnte, während die Breite der Ausführungen zum Raubbau förmlich einlud.

Ruskins Vorliebe für die Natur, als deren Verkünder er sich erkannte, und seine vorwiegend gefühlsmäßige Auffassung des ganzen Lebens ließen ihn die Kunst um der Kunst willen nicht besonders hoch einschätzen. Wahrheit der Naturwiedergabe, Wahrheit der Farbe und des Lichts, der Symbolik, des Charakteristischen: das ist es, was er fordert und wodurch er der modernen Malerei vorgearbeitet hat. Vortrefflich in der Analysis (er führt selber mit Hochgefühl einen Ausspruch Mazzinis an, der ihn den analytischsten Kopf Europas genannt), hat er in der Synthese wenig geleistet. Im vierten Bande der „Modernen Maler" finden wir eine lange Abhandlung über die geologische Beschaffenheit der Berge, die mit der Ästhetik eigentlich nichts zu tun hat. Wundervoll sind seine Schilderungen der Wolken und ihrer Einflüsse auf den menschlichen Geist, wundervoll seine Begeisterung für die erlösende Kraft der Farbe. Der Maler kann ihm nicht genug differenzieren. „Je mehr wir erkennen und je tiefer wir fühlen, umso feiner unterscheiden wir. Wir differenzieren, um eine höhere Einheit zu finden." Auf die alten Landschafter, wie Claude Lorrain und Poussin, ist er schlecht zu sprechen; sie komponieren ihm zu sehr und schaffen aus der Reflexion heraus, nicht aus der Intuition. Er gebraucht den Ausdruck „Fancy" für Reflexion und „Imagination" für Intuition. „Die Imagination verbannt alles Überflüssige; aus vielen Fäden verschiedenen Fühlens, die sich in der Natur verwirren, greift sie nur einen heraus, und wo er dünn und zerreißbar ist, spinnt sie ihn fester; statt sich zu verknoten, verwebt er sich so mit neuen Fäden. Ihr Werk wird so wahr und so rein wie die Natur selbst, und man rät auf sie nur aus ihrer „Einfachheit".

Die mit der „Imagination" ausgestatteten Künstler haschen nicht nach Originalität als nach etwas Neuem, Effektvollem, sondern wollen nur die Wahrheit wiedergeben; sie haben die tiefe Schwermut der Dinge erschaut und sind mit der Kraft des intensivsten Mitleids erfüllt; sie studieren am gründlichsten und wollen den Himmel erobern; sie weilen nicht bei den äußeren Zügen, sondern suchen in das Wesen der Dinge einzudringen, während die reflektierenden Künstler nur das Äußere erblicken, nichts innerlich ernsthaft nehmen und mit dem Verstande arbeiten, und wenn sie beim Heraufbeschwören des Bildes auch manchmal an dessen Wahrheit glauben, so vermögen sie doch nie so zum Herzen zu sprechen wie die imaginativen Künstler. Deren Werke sind „unerklärlich, denn sie sind aus einer schier übermenschlichen Konzeption der Phantasie hervorgegangen, deren Wegen wir nicht folgen können, und zu der wir nicht hingelangen. Sie legt die unendlich tiefste Wurzel des Menschendaseins bloß, kraft welcher es aus dem Unsichtbaren herauswächst, das in Gott gegründet ist."

Das alles ist gut gesagt, aber nicht neu. Es ist der alte Gegensatz zwischen der bewußten Reflexion, die der Natur entfremdet ist, und der schöpferischen Kraft der aus dem Unbewußten hervorquellenden Intuition, die alle Künstelei der Reflexion über den Haufen wirft und in gewaltigem Schaffensdrang nach den eigensten Gesetzen arbeitet, das kleine Ich mit den engen Bewußtseinsschranken weit hinter sich lassend, dem Gotte ähnlich, von dem sie sich inspiriert fühlt. Wenn Ruskin meint, die „Metaphysiker" verfehlten das Wesen der Imagination gänzlich und ihr „unerklärliches Etwas" entgehe ihnen, so kann man ihn mit unzähligen Beispielen aus der Geschichte der Ästhetik schlagen, die ihm, weil deutschen Ursprungs, unbekannt geblieben sind. Es ist zu bedauern, daß dieser feine, grübelnde Kopf, der z. B. über die Bedeutung der Linien, der Kurven, der Schattenwirkung auf spezifisch malerischem Gebiet so viel Treffendes gesagt hat, sich lieber in dilettantischer Unbeholfenheit mit den wichtigsten Problemen abquält, als daß er sich durch ein systematisches Studium in Verbindung mit seinen Vorgängern setzt und dadurch sich die eigene Arbeit wesentlich erleichtert. So kommt er nie dazu, die verschiedenen Künste fest gegeneinander abzugrenzen, so vermengt er fortwährend das Gebiet des Schönen mit dem des Sittlichen, so weist er die Nötigung zu einer vollkommen lückenlosen Kenntnis der Kunstgeschichte zurück und stützt sich mit voller Absichtlichkeit auf sein starkes subjektives Empfinden als alleinigen Maßstab der Wertung. In sein ästhetisches Verhalten spielt stets das praktische mit hinein, das durch den Zweck der Glückseligkeit bestimmt wird. Die Kunst ist ihm auch nur ein Mittel, diese Glückseligkeit zu erreichen. Über den Begriff der Erhabenheit hat er nachgedacht, aber er kennt weder Kants, freilich ungerechtfertigte, Einteilung in dynamisch und mathematisch Erhabenes, noch Jean Pauls Definition des Erhabenen als „angewandt Unendlichen", noch die feine Erklärung Schellings, wonach das relativ Große der Natur zum Erhabenen wird, indem man es zum Symbol des absolut Großen macht; weder Solger, der das Erhabene in dem göttlichen Ursprung übermächtiger Naturkräfte sucht, noch Hegel, der das Erhabene den Versuch nennt, „das Unendliche

auszudrücken, ohne in dem Bereich der Erscheinungen einen Gegenstand zu finden, welcher sich für diesen Gegenstand passend erwiese," noch Schopenhauer, Krause, Schasler, Weiße, Schleiermacher, Vischer, Zeising, Kirchmann, Köstlin und Hartmann. Ganz unbestimmt sagt Ruskin: „Erhabenheit ist überall vorhanden, wo der Geist erhoben wird, d. h. wo er etwas betrachtet, was über ihn hinausreicht und es als solches erkennt. — Erhabenheit ist nur ein andrer Ausdruck für den Eindruck von Größe auf das Gefühl, es handle sich um Größe der Materie, des Raumes, des Könnens, der Tugend oder der Schönheit." Darin liegt wenigstens eine Andeutung der Mannigfaltigkeit, in der das Erhabene auftreten kann, aber es fehlt die Hervorhebung des Gegensatzes des Anmutigen und Niedlichen, ohne den der Begriff nicht vollständig klar wird. Ruskins Ästhetik ist so vorwiegend eine Ästhetik des Malerischen, daß seine Beispiele sich fast nur auf Gemälde beziehen, obgleich er auch gelegentlich in seinen Unterscheidungen Dichter wie Milton und Dante heranzieht.

Einmal streift er in einer abfälligen Bemerkung Schillers ästhetische Briefe. Wahrscheinlich hat er Schiller nur sehr wenig gekannt, sonst müßte er sich von diesem ihm wesensverwandten Denker angezogen gefühlt haben. Schiller war wie Ruskin Moralist, d. h. er lieh der Kunst gern eine Beziehung auf das Sittengesetz, und wenn er auch wußte, daß die ästhetischen Gesetze ihre eigene Gerichtsbarkeit beanspruchten, und Anwandlungen hatte, in denen er mit völligem Beiseiteschieben der Moral in der Kunst die höchste Erfüllung des Menschentums sah, so konnte er sich doch von der Kantschen Formalistik nicht ganz losmachen und fiel manchmal in den alten Fehler der Überschätzung des moralischen Einflusses der Kunst zurück. Aber gerade dieser, von der modernen deutschen Ästhetik vollkommen überwundene Fehler würde ihn Ruskin, der letzten Endes alles aufs Moralische zuschnitt, sympathisch gemacht haben, während die Aufstellung des Begriffs des ästhetischen Scheins ihm einen wichtigen Fingerzeig für seine Entwicklung gegeben haben würde. Kommt er doch diesem Begriff nahe genug, wenn er in den „Sieben Lampen" sagt: „Es entspricht unserm Range als geistige Wesen, daß wir die Fähigkeit besitzen, zu erfinden und zu schauen, was nicht ist, und unserm Range als sittliche Wesen, daß wir gleichzeitig wissen und eingestehen, daß es nicht ist." In bezug auf die Stellung der Kunst sagt er ganz ähnlich wie Schiller: „Es gilt, die moralischen Energien der Nation zu einer versäumten Pflicht aufzurufen, ihr begreiflich zu machen, welchen Gewinn, welche Kraft, welche Möglichkeiten ihrer warten, wenn ihr Verständnis für Kunst erwacht und Seiten in ihr entfaltet, die jetzt verkümmern. Denn die Kunst bedarf ihres Verständnisses, um zu gesunder, segensreicher Wirkung zu gelangen. Sie steigt oder sinkt, je nachdem die nationale Lebenskraft steigt oder sinkt: begeistert sie mit tyrtäischem Feuer oder lullt sie mit Wiegenliedern in den Schlaf."

Die Reinheit ist ihm das Symbol göttlicher Energie, die Symmetrie das der Gerechtigkeit, die Ruhe das des Beharrens, die Einheit das des göttlich Umfassenden u. s. w. „Ruhe ist ebensowohl das Zeichen höchster Erkenntnis, die durch nichts überrascht wird, höchster Macht, die keine Mühsal kennt, wie höchsten Wollens, das ohne Wandel ist. Sie ist die Stille der Strahlen, die

aus den ewigen Wohnungen sich auf die Wasser der Unbeständigkeit dienstbarer Kreatur ergießt. Ruhe äußert sich in der Materie, entweder als Erscheinung der Dauer und Stille, wie in den massigen Formen der Berge und Felsen — oder in der Ruhe von Dingen, in denen Leben und die Möglichkeit von Bewegung vorhanden ist: denn der Ausdruck der Ruhe wächst im Verhältnis zu der Erhabenheit der Handlung, die nicht stattfindet, wie zu der Intensität ihrer Verneinung." In dieser Weise ergeht sich Ruskin oft seitenlang in den schönsten Perioden. Dazwischen kommt dann ein einzelnes Kernwort wie: „Kein Kunstwerk ist groß ohne Ruhe; alle Kunst ist groß nur, insofern sie Ruhe zur Erscheinung bringt", das an klassische, sonst von ihm verschmähte Muster erinnert, oder „Selbstsucht urteilt nur ungerecht; sie ist blind in Wertung aller Dinge" und „Jeder Schmerz ist edel oder unedel je nach dem Wert oder der Würde des betrauerten Objektes und der Größe der Seele, die ihn erleidet." Ganz wie bei Maeterlinck klingt der Satz: „Die Betrachtung der Leidenschaft an sich hat keinen Zweck. Sie hat Wert nur, sofern sie in der Menschenseele die Brunnen der großen Tiefe aufbrechen läßt oder ihre Macht und Majestät entfaltet."

Dies alles, das seinen Platz in den beiden ersten Bänden der „Modernen Maler" findet (ganz abgesehen von der Darstellung Turners), vermag noch lange keinen Begriff von der Reichhaltigkeit des Inhaltes zu geben. Triviales und Tiefsinniges, Selbstverständliches und parador Neues wird mit derselben Umständlichkeit ganz ohne Plan und Einteilung, aber in der schönsten Sprache, mit der Meisterschaft des geborenen Dichters vorgetragen. Zuerst noch ein wenig manieriert, erhebt sich die Sprache Ruskins bald zu der Höhe des vollendeten Künstlers, der sie wie ein kostbares Instrument behandelt und ihr die lieblichsten Töne zu entlocken weiß.

In den „Sieben Lampen" will Ruskin einige Grundprinzipien über die Baukunst aufstellen, schweift aber immer wieder ab auf das ethische Gebiet, so daß die 33 „Lehrsprüche" vielfach ganz etwas andres enthalten als architektonische Bestimmungen. So heißt z. B. gleich der erste: „Wir können stets fühlen, was recht, aber nicht immer wissen, was möglich ist"; der dritte: „Die Kunst unsrer Tage soll nicht üppig, noch die Metaphysik selbstverständlich sein"; der 23.: „Bedeutung und Wert der Beschränkung"; der 29.: „Die Erde ist eine Erbschaft, doch kein Besitz"; der 32.: „Es gibt keine Freiheit" u. s. w. Die Kapitel heißen: Der Leuchter der Aufopferung, der Wahrheit, der Kraft, der Schönheit, des Lebens, der Erinnerung, des Gehorsams. In der Wahl seiner Titel hat er sich immer von mystischen Beziehungen leiten lassen. Wie bei Emerson sagt der Name nichts über den Inhalt der Schriften.

Ruskin faßt den Begriff der Architektur sehr weit: „Architektur ist die Kunst, welche die vom Menschen zu jedwedem Zweck errichteten Bauwerke so anordnet und schmückt, daß ihr Anblick geeignet ist, zur Kraft, Gesundheit und Freude seiner Seele beizutragen." Gerade die Architektur dazu auszuwählen, um das Interesse der Sittlichkeit an der Kunst aufzuzeigen, ist in der Geschichte der Ästhetik jedenfalls neu. Aus dem ganz allgemein zu fassenden Satz, daß das Kunstwerk das sittliche Gefühl nicht beleidigen dürfe,

folgert er, daß es auch selbst sittlich sein müsse, eine Folgerung, die gerade bei der Architektur schwer aufrecht zu erhalten ist. Aber was versuchte Ruskin nicht? — Er will ganz richtig das Bauen von der Baukunst trennen, aber er betont doch nicht genugsam, daß auch die Baukunst einem praktischen Zweck zu dienen hat, also eine unfreie schöne Kunst ist. Wenn er sagt, daß jegliche Lebenskraft der Kunst entweder von ihrer vollkommenen Wahrheit oder von ihrer vollendeten Zweckmäßigkeit abhänge, so ist daran nur die gegensätzliche Stellung der beiden Bedingungen auffallend, da die wahre Kunst nicht entweder wahr oder zweckmäßig sein, sondern beiden Eigenschaften genügen muß. Ruskin ist der Ansicht, der häusliche Luxus müsse eingeschränkt werden zugunsten öffentlicher Bauten. Es fehlt ihm der erlösende Begriff des schädlichen und nützlichen Luxus; so dreht und windet er sich in weitschweifigen Betrachtungen, stellt Forderungen auf, um sie gleich wieder zurückzunehmen, kurz, entbehrt eines festen ästhetischen Prinzips des Schönen, aus dem sich die Stellung der Architektur im System der Künste zwanglos ergibt. Dafür entschädigen viele feine Beobachtungen. Man soll nicht viel Arbeit an schlechtes oder zu zartes Material und an Überflüssiges verschwenden, und die „Vorspiegelung falscher Tatsachen in bezug auf Material, Masse und Wert der Arbeit", diese in der Baukunst sich so breit machende Lüge wird scharf getadelt. Eisen will er nicht zur Konstruktion verwenden, sonst höre die Architektur auf, höchstens statt Zement. Den Baumeistern schärft er Gehorsam und Beschränkung ein und tröstet sie damit, daß Gott gleich ihnen sich Gehorsam und Beschränkung auferlegen müsse. Zu den verwerflichen Täuschungen in der Architektur gehört die Malerei nicht, denn sie will nicht wirklich Natur vortäuschen, sondern nur als Ausschmückung erscheinen. Auch Marmor zur Furnierung, wie beim Dogenpalast, ist zulässig, weil jedermann weiß, daß massive Marmorwände unmöglich sind; dagegen soll Maschinenarbeit bei den Ornamenten grundsätzlich nicht zugelassen werden, höchstens als Maschinenziegel. Der große Vorzug, den man der Gotik zuschreiben kann, liegt darin, daß die einzelnen Ornamente von Meistern geformt sind, die mit ihrer ganzen Seele bei der Arbeit waren, so daß sie wirklich als der Ausdruck ihrer Individualität anzusehen ist. Das macht die Bauten des Mittelalters so wertvoll. Es kommt weniger darauf an, daß das einzelne Ornament mit einem andern genau übereinstimmt, als daß es das volle Werk eines einzelnen ist, der seine Lebensfreude in dieser Arbeit gefunden hat. Ruskin haßt das Maschinengetriebe, weil es den Arbeiter zu einer ihn quälenden Arbeit nötigt, und will, daß die Menschheit eher auf allerlei Komfort verzichte, als daß sie die Maschinenarbeit bestehen lasse. „Alle gute Arbeit muß freie Handarbeit sein."

Die Gotik, und zwar die frühe Gotik, ist ihm der Inbegriff alles Herrlichen. Keine Gelegenheit läßt er vorübergehen, ihre Schönheit zu preisen. Daß sie unterging, war nicht die Folge des Aufkommens der Renaissance, der Ruskin einen wahren Haß entgegenträgt, sondern die Folge ihres inneren Verfalles. Sie opferte die Wahrheit, übertrieb ihre eigenen Gesetze, wollte z. B. keine Kapitelle mehr haben und ging an dieser inneren

Erkrankung zugrunde. In den „Sieben Lampen" sagt er: „Verachtung und Furcht würde sie überlebt haben; sie würde fortbestanden haben gerade durch ihren ernsten Gegensatz gegen die entnervende Sinnlichkeit; sie würde sich in erneuter und gereinigter Ehre aus der Asche wieder erhoben haben, ihren Ruhm Gott überlassend, von dem sie ihn empfangen hatte — aber ihre eigenste Wahrheit war dahin, für immer versunken. Es war ihr weder Weisheit noch Kraft gelassen, um sie vom Staub wieder zu erheben, und der Eifer des Irrtums wie die Verweichlichung des Luxus warf sie nieder und löste sie auf." In einer seiner bezeichnenden Fußnoten, die er späteren Auflagen hinzufügte, schränkt er die rein ethische Begründung ein, indem er sie lakonisch „Unsinn" nennt und fortfährt: „Der Mangel an Wahrheit ist nur ein Teil und keineswegs ein besonders hervorragender des allgemeinen Verfalles. Alle möglichen Schattierungen von menschlicher Torheit und Schlaffheit treffen in der späten Gotik und der Architektur der Renaissance zusammen und verderben überall auf einmal die Künste, denen sie Ausdruck geben." Über die großen Wirkungen des Schatten in der gotischen Architektur äußert er sich folgendermaßen: „Es kommt nicht darauf an, wie schwerfällig, wie gewöhnlich die Mittel sind, welche Masse und Schatten verleihen, sei es ein abfallendes Dach, ausladendes Portal, hervorstehender Altan, eine lichte Einsenkung, ein massiger Wasserspeier oder drohende Zinnen. Gelingt es euch, Dunkel und Schlichtheit hervorzubringen, so erfolgt alles Gute von selbst." Dagegen verwirft er das Helldunkel in der Malerei. Wie Turner der Freilichtmalerei praktisch Bahn geschafft hat, so hat Ruskin ihr theoretisch Achtung verschafft. Aber er verlangte von den Malern auch die genauesten geologischen und botanischen Kenntnisse, wie er selbst sie besaß und in seinen Skizzen veranschaulichte. Seine grenzenlose Liebe zur Natur ließ ihn jedes Moos, jedes Blättchen der Wiedergabe ebenso würdig erscheinen, wie die großen Linien der alpinen Gebirge. Rafael und die Antike ist ihm nie sympathisch geworden, die Niederländer auch nicht, aber für Botticelli, Carpaccio, Giotto, Fra Angelico, Tintoretto, Tizian und einige Engländer, wie Landseer und die Präraffaeliten, hat er Verständnis und preist sie in begeisterten Worten. Gegen die Einseitigkeit der Präraffaeliten und ihrer Nachfolger aber entfährt ihm manchmal ein hartes Wort.

Seine vorwiegend ethische Betrachtungsweise führt ihn mit Notwendigkeit einem neuen Gebiete zu. Die zweite Periode mehr sozialen Wirkens begann etwa mit dem Jahre 60, in dem er im „Cornhill Magazine" vier Abhandlungen über Volkswirtschaft erscheinen ließ, die später unter dem Titel „Unto this last" vereinigt wurden und einen Sturm der Entrüstung hervorriefen. Die Betrachtung des Quattrocento hatte ihm gezeigt, daß die Arbeit nur dann edle Früchte zeitige, wenn sie aus freudiger Schaffenslust hervorgegangen sei. Wo aber wäre diese bei der überwiegend vorhandenen Maschinenarbeit der Gegenwart zu finden? Wie konnte man Empfänglichkeit für die Kunst bei einem Geschlecht erwarten, das seit Generationen dem befreienden Einfluß des Landlebens und der Handarbeit entzogen und künstlich zum Stumpfsinn in den geistesmörderischen Fabriken gebildet worden war?

Ruskin hat diesen Gedanken mit großem Nachdruck und Geschick stets neuen Hörerkreisen in vielen Vorlesungen vorgeführt. „Eine Freude für immer," „Sesam und Lilien", „Der Kranz von Olivenzweigen", „Die beiden Pfade", sie alle enthalten das Evangelium von der erlösenden Kraft der Handarbeit, und die Flugschriften, die er, bis seine letzte Kraft erlosch, hinaussandte, um die Arbeiter zu belehren und für die von ihm gegründete St. Georges-Gilde zu wirken, sind ebenso voll davon wie die Vorlesungen über Kunst, die er in den Jahren 70—75 als Professor der Kunstgeschichte in Oxford hielt. Schon in den „Sieben Lampen" hatte er gesagt: „Es genügt nicht, dem Menschen bloße Existenzbedingungen zu verschaffen, wir sollten auch an seine Lebensweise denken und versuchen, soweit wie möglich durch unsre eigenen Bedürfnisse nicht nur den Armen zu ernähren, sondern zu erheben. Es ist weit besser, den Leuten höhere Arbeit zu geben, als eine Erziehung, die sie über ihre Arbeit erhebt."

Bei seiner Polemik gegen die Maschinenarbeit geriet er notwendig in Gegensatz gegen die herrschende Nationalökonomie, die nach ihm die Seele leugnet, berührte sich dagegen nahe mit Carlyle, dem die „Wissenschaft der Barzahlung" auch ein steter Stein des Anstoßes war. Carlyle schrieb an Ruskin: „Ich las Ihre Artikel mit Wollust, mit Jauchzen und oftmals mit hellem Gelächter und Bravissimorufen! Ein solches Ding plötzlich an einem Tage in eine halbe Million vernagelter britischer Hirnkasten geschleudert, wird viel gutes tun. Ich bewundere die luchsäugige Schärfe Ihrer Logik, die glühende Beißzange, mit der Sie gewisse geschwollene Backen und aufgeblasene Wänste anpacken. Verharren Sie die nächsten Jahre bei dieser Arbeit, inzwischen freut es mich, daß ich mich von nun an in einer Minorität von zwei Stimmen befinde."

Ruskin beschäftigt sich lieber mit der Verteilung als mit der Produktion der Reichtümer. Die erste Lehre aller Weltweisheit besteht nach ihm darin, Reichtümer gering zu achten, und die vornehmste Aufgabe der wahren Bildung darin, sie gerecht zu verteilen. „Die Volkswirte tun gewöhnlich so, als läge in dem Verbrauch an sich nichts Gutes. Weit entfernt, daß es sich so verhält, ist vielmehr der unbedingte Verbrauch der Endzweck, die Krone und die Vollendung der Produktion, und weiser Verbrauch ist eine weit schwierigere Kunst als weise Produktion." Das hätte Carlyle auch geschrieben haben können. Es handelt sich für ein Volk nicht darum, wieviel Arbeit es leistet, sondern wieviel glückliches, edles Leben es hervorbringt. Alle Arbeit ist nur dazu da, die Mittel zu einem vernünftigen Konsum zu gewähren. Bei der Organisation der Arbeit kommt es nur auf Rechtschaffenheit an, dann fügt sich alles aufs beste ineinander. Erziehungsanstalten, in denen 1. Gesundheitsregeln, 2. Betätigung von Milde und Gerechtigkeit, 3. Erfordernisse des späteren Berufes gelehrt werden, müssen über das ganze Land verbreitet sein. Fabriken und Werkstätten, sowie Anstalten für Arbeitslose und Zwangsanstalten für Arbeitsunwillige sollen damit verbunden sein. Nur die Folgen der Gerechtigkeit sind gut für den Menschen; wenn die treibende Kraft Zuneigung ist, wird mehr und williger geleistet werden als wenn Barzahlung

das einzige Mittel ist, die Menschen zur Arbeit zu bewegen. Gleichmäßige Arbeit bei niederem Lohn ist wertvoller als wechselnde Perioden hohen Lohns und Arbeitslosigkeit. Ein Anhänger abstrakter Gleichmacherei ist Ruskin nicht. „Die durch rechtmäßig erworbenen Reichtum entstandenen Ungleichheiten werden im Laufe ihrer Entwicklung für die Nation immer Segen stiften." Freilich unterscheidet er scharf zwischen rechtmäßig und unrechtmäßig erworbenem Reichtum und ist schlecht auf den Zins zu sprechen. Der Grundsatz, auf dem billigsten Markt zu kaufen, auf dem teuersten zu verkaufen, erscheint ihm schmachvoll. Ganz wie Carlyle betont er den unwägbaren Wert aller jener Freuden und Güter, die nicht mit Gold aufgewogen werden können. Mills Einteilung von produktiver und unproduktiver Arbeit setzt er die Einteilung von positiver und negativer Arbeit entgegen; es sei nicht richtig, daß der Tauschwert allein von Annehmlichkeit und Brauchbarkeit abhänge, die Bildungsstufe des Käufers spreche auch mit. Wenn Mill z. B. alle Eisenproduktion produktive Arbeit nennt, Silbergeräte und Juwelen aber nicht, so empört sich in Ruskin der Ästhetiker, und er fragt ironisch, ob die Fabrikation von Bayonetten vielleicht eine produktive, den Volkszustand hebende Arbeit sei? Dem Satze Mills: „Reich sein heißt einen großen Vorrat von nützlichen Artikeln haben" stellt er den Satz gegenüber: „Reichtum ist der Besitz von etwas Wertvollem in der Hand des Tüchtigen, der es zu verwerten weiß." Nicht im Tausch soll ein Gewinn liegen, nur im Arbeiten; wer beim Tausch Vorteil zieht, übervorteilt den andern, dessen Unwissenheit er sich zunutzen macht. Das richtige ist, daß bei einem Tausch auf beiden Seiten Vorteil herauskommt. Die Erscheinungen des Preises sind deshalb so verwickelt, weil das Verlangen nach den Gütern verschieden groß ist. Das Arbeitsquantum muß die Grundlage des Preises abgeben. Die Geldlöhnung besteht in nichts andrem als in dem einer Person gegebenen Versprechen, ihr später ebenso viel Zeit und Arbeit, als sie heute für uns aufgewendet hat, zur Verfügung zu stellen. Es darf keinen Unterschied machen, ob die Arbeit des einen wertvoller ist als die des andern.

Die unter dem absonderlichen Namen „Sesam und Lilien" gesammelten Vorträge enthalten eine Art Lebensführung. Zuerst wird vom Wert der Bücher gesprochen. „Dieser Hof der Vergangenheit weicht von jeder lebenden Aristokratie darin ab, daß er für Arbeit und Verdienst offensteht, aber für nichts andres. Kein Reichtum besticht, kein Name erschreckt, keine Schlauheit betrügt den Hüter jener elysäischen Pforten. Im tiefsten Sinne des Wortes tritt keine gemeine oder schlechte Person dort ein. — Verlangst du, der Gefährte von Edlen zu sein? Mach' dich edel, und du wirst es sein. Sehnst du dich nach der Unterhaltung mit Weisen? Lerne sie verstehen, und du wirst sie vernehmen. Aber unter andren Bedingungen? Nein! Wenn du nicht zu uns aufstreben willst, können wir uns nicht zu dir herablassen." Dann geht er mit den Engländern scharf ins Gericht und rügt ihre Engherzigkeit, Selbstsucht und Kleinlichkeit des Gefühls, ihre schlaffe Zucht und ihre Unfähigkeit, ein gedankenvolles Buch zu verstehen. Gerade das Christentum, das zu besitzen die Menschen sich einbilden, indem sie sich ihres Glaubens

rühmen und in ganz äußerlichen Gefühlen schwelgen, trägt dazu bei, Verbrechen zu begehen. In dem zweiten Kapitel „Von den Gärten der Königin" wendet er sich an die Frauen, denen er, wenn auch in übertrieben schwülstiger Manier, die größte Achtung und Teilnahme entgegenbringt. Er spricht von ihrem angeborenen Gerechtigkeitssinn (das ihnen bekanntlich von den Philosophen abgesprochen wird), ist der Meinung, daß alle Taten der Männer von ihrem stillen Einfluß abhängen, und rät ihnen, die Theologie zu meiden, sich aber mit ihrer ganzen Persönlichkeit in die Geschichte zu versenken. Sanfte Freundlichkeit, stille Würde und Klugheit sind ihre Hauptzierden, aber auch durchdringenden Verstand und Witz schreibt er ihnen zu. Den Mädchenschulen, die auf Mut und Aufrichtigkeit keinen Wert legen, ist er abhold und wünscht, daß die Erziehung nach Gang und Material des Studiums bei beiden Geschlechtern dieselbe sei. Shakespeare habe eigentlich nur Heldinnen gehabt. „Er stellt sie als unfehlbar treue und weise Ratgeberinnen dar, als Muster unbestechlicher Gerechtigkeit und Reinheit, immer stark genug, zu veredeln, selbst wenn sie nicht retten können." Im dritten Kapitel, „dem Geheimnis des Lebens und seiner Künste", einem im Royal College of Science in Dublin 1868 gehaltenen Vortrage, nennt er die Teilnahmlosigkeit der Menschheit den letzten großen Fragen gegenüber ein ebensolches Rätsel wie „die Verderbnis selbst der aufrichtigsten Religion, die nicht täglich auf vernünftiger, wirksamer, demütiger und hilfreicher Tätigkeit begründet wird". Über Kunst zu reden, erscheint dem großen Kunsttheoretiker mit einem Male überflüssig, trotzdem man ihn gerufen hat, über Kunst zu sprechen. „Kein wirklich bedeutender Maler sprach oder spricht jemals viel über seine Kunst. Die Größten schweigen. Sobald ein Mensch seine Arbeit wirklich tun kann, redet er nichts darüber." Ruskin beachtet hier nicht, daß die künstlerische Produktivität und die ästhetische Bewertung zwei verschiedene Gebiete sind, deren jedes des andern doch nicht entraten kann. Denn auch der Künstler wird von den ästhetischen Gedanken seines Zeitalters beeinflußt, jetzt, wo die Presse die Gedanken der Theoretiker schnell zum Allgemeingut macht, mehr als je. Ob dadurch die Schaffenskraft der Künstler gestärkt wird, hängt ganz von deren Individualität ab. Schiller ist durch die Bekanntschaft mit der Philosophie zu immer höheren Stufen emporgeführt worden, weil er die Reflexion überwunden und in dichterischer Intuition dem Schönen als der dann auch wieder künstlerisch begeisternden Idee nahegetreten ist.

Der „Kranz von Olivenzweigen" enthält wieder vier bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltene Vorträge und verblüfft zunächst durch die Unangemessenheit des Inhalts zu dem jeweilig vom Hörerkreis gewünschten Zweck. Wenn er im Rathaus zu Bradford über den neuen Börsenbau reden soll, so spricht er zunächst über den Geschmack und die Erziehung zum freudigen Fleiß, dann über die Notwendigkeit, daß auch die Fabriken gotisch sein müßten, schilt, daß die Engländer den Kultus der Göttin des Vorwärtskommens zur Religion erhoben haben, möchte die ganze Erde zur Heiligung aufrufen und hofft, daß schließlich die Fabriken, wie alles Böse, vergehen müssen. Der Militärakademie zu Woolwich verkündet er: „Ich sage euch ganz allgemein

und unverhohlen, daß wir Engländer innerhalb dieser letzten zehn Jahre unsere Sporen als eine ritterliche Nation verloren haben; wir haben da gekämpft, wo wir nicht kämpfen sollten, und wir haben uns ruhig verhalten, wo wir nicht hätten ruhig bleiben dürfen, aus Furcht." Er predigt den Offizieren, daß ihr Ideal nicht in passivem Gehorsam bestehen dürfe; einen ehrlosen Staat sollen sie nicht beschützen! Freilich findet er auch Worte für die Berechtigung des Krieges und meint, daß alle großen Nationen die Wehrhaftigkeit und Kraft ihrer Gedanken im Kriege lernten; der moderne Krieg allerdings ist unmenschlich; man kann nicht mehr mit Flöten und Kränzen wie die Spartaner hinausziehen. In dem Vortrag in der Artillerieschule zu Woolwich macht er darauf aufmerksam, daß den niederen Klassen die Ehrfurcht abhanden gekommen sei, aber nur, weil die Herren nicht mehr regieren könnten. „Regieren heißt erziehen. Meinetwegen zwangsweise erziehen, aber unentgeltlich." Jetzt bezahlt man weniger für die Erziehung von Menschen als von Pferden. Sehr gut ist das Wort: „Laßt jedem, der seinem Lande wohlwill, ihm jährlich von seinem Einkommen Rechenschaft ablegen und von den Hauptposten seiner Ausgaben. Schämt er sich, das zu tun, so soll er nicht länger den Armen ihre Armut als ein Verbrechen vorhalten." Mit Handarbeit soll der Boden bebaut, die See befahren werden. Wüst liegendes Land ist dem Ackerbau zuzuführen, und die landbesitzenden Lords müssen dies Ziel fest ins Auge fassen. Dann wird England ein Garten werden und ein Land der Weisheit.

So mischt sich überall bei Ruskin gesunde Einsicht, schlichte Spruchweisheit, tiefer Blick für die Feinheiten der Kunst und der Natur mit Unverstand, Schwulst, Absonderlichkeit und Verachtung des Tatsächlichen. Von den Wahrheitsuchern andrer Länder steht er Tolstoi, Emerson und Maeterlinck nahe. Auch mit Nietzsche berührt er sich gelegentlich, wenn er das Herrenrecht der Regierung betont. Neu ist die Nuance des Kunstapostels, die er hinzubringt. Die Wahrheit und Lauterkeit seiner Absichten ist niemals anzuzweifeln. Er hat sein Vermögen geopfert, um die phantastische Genossenschaft der St. Georgs-Gilde ins Leben zu rufen und mühselige Arbeit darauf verwendet, ihr Gönner und Genossen zuzuführen. Aber so erfolgreich er war in seiner ästhetischen Schriftstellerei, so gänzlich gescheitert ist er mit seinen praktisch sozialen Bestrebungen. Die Bitterkeit dieses Mißerfolges hat er nie verwunden, alle Lorbeeren des Ästhetikers haben ihm das Versagen des Eichenkranzes nicht aufgewogen. Auch im Familienleben hatte er Unglück. Seine Jugendliebe, die große Leidenschaft seines Lebens, konnte er nicht zu einem glücklichen Abschluß bringen, die Ehe mit einer jungen, schönen Verwandten wurde nach fünf Jahren wieder getrennt, und als er mit dreiundfünfzig Jahren eine Schülerin liebte und wiedergeliebt ward, wurde diese durch religiöse Bedenken gehindert, ihrer Neigung zu folgen. Dazu kam im Alter das langsame Absterben der Geisteskräfte. Was er Gutes gewirkt, das hat er zum Teil nicht beabsichtigt, so den Aufschwung des durch seine Ideen befruchteten Kunst- und Dekorationsgewerbes, das den englischen Möbeln auch im Auslande einen ehrenvollen Namen einbrachte; was er nicht erreicht hat,

die Abkehr vom Fabrikat und die Ersetzung desselben durch Handarbeit, wodurch er vor allem den niederen Klassen einen wertvolleren Lebensinhalt geben wollte, das hat ihn bis zuletzt tief geschmerzt. Als echter Prophet rang er sich nicht zu der gelassenen Ruhe des leidenschaftslos Betrachtenden empor, sondern blieb der Bewegtheit des Gefühlslebens mit seinem Auf und Nieder der Begeisterung und Verzagtheit verhaftet. Fehlte ihm die historische Objektivität, die Bescheidenheit des ernsten Gelehrten, der sich selbst nur als den Fortsetzer und Vollender der Arbeit seiner vielen Vorgänger ansieht, so wirkte er um so mehr durch die Kraft seiner Sprache und den Schwung der Leidenschaft, mit dem er Leser und Hörer fortriß. Er hat seine Landsleute zu einer feineren Beobachtung der Natur, zu einer Vertiefung des Gemütslebens und zu einer Kunstbetrachtung erzogen, die auf den seelischen Gehalt des Schönen hinwies. Inmitten eines banausischen Utilitarismus hat er die Fahne der Wahrheit, Reinheit, Uneigennützigkeit und Schönheit emporgehoben und unbekümmert um Erfolg und Anfeindung seine Ideale verkündet.

Die Welt bedarf der Propheten. Sind es echte, deren ganzes Wesen von Idealismus und Überzeugungstreue getragen wird, dann ist ihr Wirken immer ein segensvolles, weil es eine Ahnung erweckt von der Tiefe göttlicher Geheimnisse, deren Existenz dem blöden Auge der großen Masse sonst vielleicht ganz verborgen bleibt. Jeder Kulturfortschritt kann nur dann von bleibender Bedeutung sein, wenn man sich der rationellen und metaphysischen Begründung der moralischen Instinkte bewußt wird. Aber mit der Schönheit hat diese in der reflektierten Sittlichkeit zu Tage tretende Wahrheit wenige Berührungspunkte, obgleich sich in beiden die göttliche Idee objektiviert. Da es nun immer Menschen geben wird, denen der Kultus der Schönheit in gewisser Beziehung zur Religion wird, weil es ihnen mehr als andern gegeben ist, die göttliche Idee durch den ästhetischen Schein hindurchleuchten zu sehen, so ist es gut, wenn sie zu Propheten auch dieser berechtigten Seite des menschlichen Seelenlebens werden. Richten sie sich mit ihren Ermahnungen immer nur an die höchsten Seiten der menschlichen Seele, verstehen sie es mit feinfühliger Schärfe, die guten Impulse von den niederen zu sondern und den ersteren zum Handeln zu verhelfen, dann wird ihr Einfluß, wenn auch die Flut des Alltags die augenblickliche große Wirkung hinweggespült hat, im stillen weiterwirken und eines Tages zu Handlungen zwingen, die für die Kultur von Bedeutung sind. Es fällt nirgends ein gutes Wort ganz unbemerkt in den Brunnen der Vergessenheit, sondern schlägt irgendwo leise auf und erzeugt einen Widerhall, der nach einiger Zeit vielhundertstimmig weitertönt. Die Propheten stehen als die Vermittler der großen Gedanken an weite Kreise an der rechten Stelle und überdauern mit dem, was wahr an ihnen ist, Spott und Kritik, die denen am reichlichsten zuteil werden, die ihr Inneres nicht verhüllen, sondern der Welt in lodernder Begeisterung aufschließen.

Aus dem Berliner Musikleben.

Wer die musikalischen Ereignisse des letzten Winters an seiner Erinnerung vorüberlaufen läßt und nachdenkt, was er darüber berichten könnte, zusammenfassend, nur das Bedeutende und vielleicht Bleibende heraushebend, der muß notwendigerweise in die größte Verlegenheit geraten durch die Erkenntnis, daß wir von solcher Art überhaupt nichts gehört haben: keine auch nur annehmbare Oper, kein großes Chorwerk, höchstens einige liebenswürdige, achtbare Kammermusiken und Lieder.

Verfehlt wäre es nun, darob in pessimistische Gefühle zu verfallen und einen Trauergesang über die niedergehende musikalische Produktion anzustimmen, denn die Vergangenheit kann uns belehren, wie weit zeitlich auseinander bedeutende Kunstwerke aufzutreten pflegen. Das vergangene Jahrhundert war für Deutschland so überreich an musikalischer Ernte, daß wir uns nicht wundern dürften, wenn das Volk, wie bebautes Land, erst wieder eine Zeit des Brachliegens verlangte, um Kräfte zu sammeln für neues Erzeugen. Zudem ist Berlin nicht Deutschland, und in andern Städten ist manches Werk aufgeführt worden, von dem wir hier nichts erfahren haben, besonders auf dem Gebiete der Oper.

Eine Übergangsperiode hat man öfter unsre Zeit genannt. Aber ist nicht am Ende jede Zeit in bezug auf das Kunsttreiben ein Übergangsstadium, befindet sich nicht jeder Künstler auf jeder Stufe seines Schaffens in einem Übergang, wird nicht immer nach Neuem gesucht? Eins kann freilich auffallen: das Experimentieren war vielleicht noch niemals so vorherrschend wie jetzt. An jeden Punkt heften sich Versuche; der Konzertsaal soll reformiert werden, stimmungsvoll verdunkelt, die Künstler den Augen des Publikums verborgen, vielleicht das Ganze den Vortragsstücken entsprechend dekoriert, von bestimmten Parfüms durchflutet, wie ernstlich vorgeschlagen ist; Lyrik wird inszeniert (lebende Lieder, singende Bilder!); und in der Produktion ist ein heißes und hastiges Ringen um Vermehrung der Ausdrucksmittel entbrannt, wobei es seltsam anmutet, daß wir einige Künstler auf schwindelnder Höhe der Technik sehen, im Besitz aller nur erdenklichen Mittel, ohne daß die armen Reichen etwas zu gestalten wüßten, das ihrem Vermögen entspräche: die Phantasie und die Fülle des seelischen Erlebens haben mit der Entwicklung der technischen Mittel nicht Schritt gehalten. Hier muß ein Ausgleich abgewartet werden, und wir wollen nicht ungeduldig sein, wenn das Erwartete nicht von heute auf morgen, das heißt in der Kunst etwa von 1904 zu 1910, eintritt.

In der Oper ist gar nichts von Bedeutung geschehen. Die Königliche hat nur ein neues Werk aufgeführt, und dies war alt: Massenets bereits 1884 geschriebene „Manon", ein seichtes, kleines Libretto mit einer seichten, kleinen Musik dazu; eine Erscheinung, über die ernsthaft nicht geredet zu werden braucht. Daneben fanden mehrere Neueinstudierungen statt, unter denen die der „Meistersinger" Richard Wagners weitaus die bedeutendste Leistung war: ein prachtvoll durchgearbeitetes Orchester unter Richard Strauß und ein Hans Sachs wie Bertram, andre hervor-

ragende Solokräfte um ihn herum, eine Regie endlich, die das Wesentliche der Sache im ganzen traf — so prangte das herrliche Werk. Manches andre, was neu eingeübt wurde, gelang weniger. Rossinis „Barbier von Sevilla" litt unter dem durch Herrn Schlar maßlos verfäuselten Orchester; die Klangverfeinerung war so auf die Spitze getrieben, daß der Instrumentalpart alle Plastik verlor, und daß aus dem lebensprühenden, in gewissem Sinne derben Buffostück ein milder Tee für Empfindsame wurde. Auch die Kostümierung im Geschmack der Rossinischen Zeit wirkte befremdlich und unmotiviert. Beaumarchais hat ja seinem „Barbier" genaue Kostümvorschriften beigegeben: warum sollen die nicht befolgt werden? In Humperdincks „Hänsel und Gretel", wo in der Waldszene manches Stimmungsvolle geboten wurde, störte sehr das Heim der Knusperhexe: aus dem schlichten Pfefferkuchenhaus von früher war eine prunkvolle Villa geworden, von einer soliden Steinmauer umgeben. Überhaupt ist neuerdings an unsrer Oper ein Bestreben zu Übertreibungen in Regie und pompösen Dekorationen zu bemerken gewesen, ein Übereifer, der alles doppelt und dreifach unterstreichen möchte und durch das starke Betonen von Nebensachen der künstlerischen Wirkung oft mehr schadet als nützt.

Im Theater des Westens, dessen Opernvorstellungen auf einem bejammernswürdigen Niveau stehen, war Smetanas „Dalibor" zu hören. Er kommt zu spät. Es sind die Ausdrucksmittel der großen Oper, ein Stil, der etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Mode war, hier und da hübsche Einzelheiten, wie sich das bei dem liebenswürdigen Talent des böhmischen Komponisten von selbst versteht, aber eine große Hilflosigkeit gegenüber den geringsten dramatischen Anforderungen. Eine opernmäßige Verhöhnung von Kleistens köstlichem „Zerbrochenen Krug" erwähne ich nur mit Schaudern.

Auch neue große Chorwerke, von denen längere und tiefere Wirkungen ausgehen könnten, sind uns nicht beschert gewesen. „Das trunkene Lied" von Oskar Fried, das die Wagner-Vereine aufgeführt haben, ist zwar vielfach belobt worden, doch kann ich mich leider nicht entschließen, ihm wesentlichere Bedeutung beizumessen. Der Komponist hat wohl Begabung, nach einer gewissen Seite hin wenigstens, für Orchesterbehandlung zum Beispiel, aber er hat, scheint es, keine spezifisch musikalische Phantasie; die Umsetzung des dichterischen Eindrucks in Musik erfolgt nicht auf dem Wege der Intuition, sondern durch einen Reflexionsprozeß, und das Produkt ist von einer Sprödigkeit, daß selbst dem auf moderne, extravagante Tonkünstelei eingestellten Zuhörer die Ohren schmerzen. Zudem wird dem Nietzscheschen, aus dem letzten Teil von „Also sprach Zarathustra" genommenen Text eigentümlich Gewalt angetan durch Ausschaltungen und Verstümmelungen, die dem ursprünglichen Sinn der Dichtung entgegenlaufen, und endlich läßt sich diese Rhapsodie gar nicht auf verschiedene Solostimmen und Chor verteilt denken, sondern sie könnte nur von einem einzelnen gesungen werden. Am besten wird sie aber gar nicht gesungen, denn bis auf den letzten Grund kann ihr die Musik doch nicht beikommen.

Die Kammermusik hatte einige erfreuliche Werke aufzuweisen, ein neues Klavierquartett von Robert Kahn, wohlgefügte, mit manchen individuellen Reizen ausgestattete Musik, ein Streichquartett in B-moll von Tanejew, seltsam fremdartig, elegant, schwärmerisch, und wieder ganz in den zartesten Andeutungen verschwimmend, körperlos, ein Hauch. Als eigenartiges Talent in der Liedkomposition zeigte sich der junge Wiener Streicher, ein Tonsetzer von erquickend frischer Art, einer der wenigen, die noch Humor haben und nicht nur geistreicheln oder Witze machen. Er schlägt oft über die Stränge, aber bei den derben oder lustigen Liedern aus „Des Knaben Wunderhorn" läßt man sich Übermut gern gefallen, wenn er aus Kraftbewußtsein fließt. Was wohl noch aus ihm werden mag!

Wie immer steht auch heute einer geringen Produktion ein Übermaß an Reproduktion gegenüber, und es ist merkwürdig, wie gerade in den letzten Jahren die mehrstimmige Kammermusik, über deren Vernachlässigung früher geklagt werden konnte, zugenommen hat: fast ist der Mangel in kaum mehr zu bewältigenden Überfluß um-

geschlagen. Neben unsern heimischen Kammermusikvereinigungen: dem Joachim-Quartett, dem Halir-, dem Holländer-, dem Waldemar Meyer- und dem Dessau-Quartett, neben den Trios der Herren Barth, Wirth, Hausmann; Schumann, Halir, Dechert; Schnabel, Wittenberg, Hekking; Witek, Mallkin und Frau Gerhardt, sowie dem „holländischen" Trio erschienen von außerhalb das Böhmische Streichquartett, das hier seit Jahren festen Boden und einen großen Kreis begeisterter Anhänger gewonnen hat, dann das Brüsseler Streichquartett, das Henri Marteaan-Quartett, die gleichfalls schon bekannt sind, endlich als Neulinge auf Berliner Boden das Pariser und das Petersburger Streichquartett. Die Pariser Herren Hayot, Touche, Denayer, Salmon erwiesen sich als äußerst geschmackvolle Künstler; die technische Vollendung ihres Spiels war hervorragend; ihr Vortrag von deutscher Musik zeugte von ebensoviel Pietät wie Verständnis. In noch höherem Grade vielleicht interessierten die Petersburger, das Quartett des Herzogs Georg Alexander zu Mecklenburg-Strelitz, die Herren Kamensky, Kranz, Bornemann und Buckewitsch. Ein wundervoll geschlossenes Zusammenspiel zeichnet sie aus; die Feinheit, mit der sie auf jede melodische Biegung eingehen, hier ein Instrument aus dem Ensemble ein wenig herauslösend, dort ganz leise treibend oder zurückhaltend, das ganze intensiv musikalische Wesen ihrer Wiedergabe modern russischer wie klassischer Streichquartette sind unbeschreiblich; kurz, das Auftreten dieses Quartettes darf als ein hervorragendes Ereignis bezeichnet werden.

Einen recht großen Erfolg holte sich der „Madrigalchor des Kopenhagener Cäcilia-Vereins" in zwei Berliner Konzerten. Der Chor, achtundvierzig Damen und Herren unter Leitung des Herrn Frederik Kung, hat nicht nur sehr gutes Material, besonders herrliche, tiefe Bässe, sondern ist auch vortrefflich geschult und zeigte seine besten Seiten im Vortrag leichtbewegter Stücke italienischer Madrigalisten. Das „Dimmi, Clori gentil" von Leone Leoni war ein Meisterstückchen solcher Zierkunst: zwei Soprane singen einander imitierend in den schluchzenden Tonfolgen des Nachtigallenrufs, während ein dreistimmiger Chor eine Liebeswerbung oder Liebesklage dazu ertönen läßt. Das war ein Höhepunkt des ersten Konzertes.

Von den Solisten ist wenig zu sagen. Es bleibt fast immer dieselbe Reihe bekannter Künstler mit den üblichen Klavier- und Liederabenden, mit Violinvorträgen und andren Lustbarkeiten. Neue, bedeutende Erscheinungen sind in diesem Jahr gar nicht hervorgetreten, wohl aber manche Talente, die für die Zukunft Gutes versprechen. Unter ihnen ist weitaus das stärkste der junge Franz v. Vecsey, ein kleiner Ungar, der Geige spielt wie ein alter Künstler. Der Gegensatz zwischen der körperlichen Erscheinung und der musikalischen Leistung ist fast erschreckend: ein Knirpschen von knapp zehn Jahren, nicht sonderlich kräftig, doch auch nicht schwächlich, der Gesichtsausdruck durchaus nicht bedeutend oder auch nur sonderlich intelligent — und wenn er die Geige ansetzt, ein fast genialisches Spiel, ein breiter, mächtiger Ton und ein Vortrag, der so viel eigenes Leben, so viel starke Empfindung des Spielers verrät, daß man nicht begreift, wie das bei solcher Jugend möglich ist. Freilich haftet ihm noch viel Manier an, Virtuosenunnatur wirft oft ihre Schatten über die reichen Naturgaben; aber da ein Meister wie Joseph Joachim das außerordentliche Talent in seine Hut nehmen will, so dürfen wir um seine Entwicklung nicht bangen und können froh der nicht mehr fernen Zeit entgegensehen, wo der Wunderknabe zum großen Künstler geworden sein wird.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Unmittelbar nach der Ankündigung des Besuches, den der König von England dem deutschen Kaiser während der Kieler Woche abzustatten die Initiative ergriffen hatte, tauchten hier und da in der Presse Kombinationen auf, nach denen zwischen den beiden Monarchen ein politisches Programm vereinbart werden könnte. Durch das englisch-französische Abkommen wurde die Phantasie gleichsam beflügelt. In Wirklichkeit konnte festgestellt werden, daß alle diese Behauptungen über das Ziel hinausschossen, und daß die Kieler Monarchenbegegnung, ohne der politischen Bedeutung zu entbehren, doch von beiden beteiligten Seiten nicht zu besonderen neuen Abmachungen bestimmt war. Die politische Bedeutung dieser Zusammenkunft darf vor allem darin gefunden werden, daß die guten persönlichen Beziehungen zwischen dem König Eduard VII. und dem deutschen Kaiser eine neue Bestätigung erhalten, wie denn auch manchen Empfindlichkeiten, die in den Blättern diesseits und jenseits des Kanals zum Ausdrucke gelangten, begegnet wird. So fehlte es nicht an Unterstellungen, wonach der König von England absichtlich seinen Besuch in Kiel und nicht in Berlin oder Potsdam mache. Französische Journale fügten hinzu, durch die unfreundliche Sprache, die in einem Teile der deutschen Presse geführt worden, sei die Entschließung des Königs Eduard, sich nicht nach der deutschen Reichshauptstadt zu begeben, herbeigeführt. Eine schlagende Widerlegung finden diese Unterstellungen in der verbürgten Tatsache, daß der König für den April d. J. bereits seinen Besuch in Berlin oder Potsdam ankündigte. Kaiser Wilhelm konnte jedoch damals den in Aussicht gestellten Besuch nicht annehmen, da er gerade im Begriffe stand, seine Erholungsreise nach dem Mittelländischen Meere zu unternehmen.

Zugleich fehlte es nicht an Versuchen, die Monarchenbegegnung in Kiel gleichsam als eine Annäherung darzustellen, die ihre Spitze gegen Rußland richten würde. Der Kaiser von Rußland hat jedoch seit Beginn des Krieges im äußersten Orient die volle Überzeugung gewonnen, wie gute, freundliche Gesinnungen Deutschland gegenüber seinem Nachbarn im Osten hegt. Immer wieder darf betont werden, daß Rußland seine an Deutschland grenzenden Provinzen vollständig von Truppen entblößen könnte, ohne auch nur die geringsten Verwicklungen in dieser Richtung befürchten zu müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet hat die ebenso loyale wie zuverlässige Neutralität Deutschlands für Rußland einen ganz besonderen Wert. Dieser ist um so höher, als die bisher von den Japanern erzielten Erfolge immerhin Rußland zwingen könnten, einen großen Teil seiner europäischen Streitkräfte nach dem asiatischen Kriegsschauplatze zu entsenden.

In Deutschland ist der Besuch des Königs von England in Kiel lediglich als ein friedliches Symptom angesehen worden, das mithin weder in St. Petersburg noch in Paris im Hinblick auf das französisch-englische Abkommen Anstoß erregen

konnte. Was dieses Abkommen selbst betrifft, so hat es bisher in der marokkanischen Angelegenheit die Feuerprobe noch nicht bestehen können. Durch den jüngsten Zwischenfall, der durch die Gefangennahme des amerikanischen Staatsbürgers Perdicaris hervorgerufen wurde, ist vielmehr die Aufmerksamkeit der gesamten Kulturwelt von neuem auf Marokko hingelenkt worden, ohne daß Frankreich, das für sich eine besondere Stellung an der Nordwestküste Afrikas in Anspruch nimmt, bisher in der Lage gewesen wäre, dort Ordnung zu schaffen. Daß in der Nähe Tangers ein dort ansässiger amerikanischer Staatsbürger in räuberischer Weise gefangen gehalten wird, so daß seine Freilassung nur unter besonders erschwerenden Bedingungen erfolgen soll, muß als ein Beweis für die in Marokko herrschende Anarchie angesehen werden. Weder vermag der Sultan aus eigenen Kräften die Befreiung Perdicaris herbeizuführen noch verfügen die Franzosen, deren Intervention angerufen wurde, über die erforderlichen Mittel, um das von ihnen, gleichviel, in welcher Form, geltendgemachte Protektorat durch wirksamen Schutz fremder Staatsangehörigen zu betätigen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat deshalb ein Geschwader in die marokkanischen Gewässer entsendet. Da dort auch Kriegsschiffe Englands, Frankreichs und Italiens sich befinden, kann von einer Flottendemonstration gesprochen werden, bei der abgewartet werden muß, welche Entwicklung die Verhältnisse nehmen. So einfach sind diese jedenfalls nicht, daß durch ein bloßes Abkommen zwischen Frankreich und England ohne weiteres eine internationale Lösung der marokkanischen Frage herbeigeführt werden könnte. Nicht bloß in London und Paris, sondern auch in Madrid bietet die amerikanische Flottendemonstration Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Der Pariser „Temps“ veröffentlichte einen Artikel „L'affaire Perdicaris“, der gewisse in Frankreich gehegte Besorgnisse widerspiegelte. „Handelte es sich darum, einen Druck auf den Sultan auszuüben, so könnten Kriegsschiffe zweckdienlich sein, indem sie die Städte der Küste bedrohen. Unter den obwaltenden Verhältnissen jedoch ist das Interesse des Sultans dasselbe wie das unsrige; er braucht nicht angetrieben zu werden; es genügt, daß man ihn berate. Was den Stamm der Beni-Arus betrifft, der die Gefangenen in den Bergen zurückhält, so lassen ihn alle Schiffsdemonstrationen, die man in Tanger machen kann, sehr gleichgültig.“ Diese Ausführungen des Pariser Blattes können nur schlecht die Besorgnis verbergen, daß die Vereinigten Staaten sich an einem Küstenpunkte Marokkos festsetzen und in das französisch-englische Abkommen, soweit es den Nordwesten Afrikas betrifft, gleichsam Bresche legen könnten. Ob es eine im Interesse der Herstellung geordneter Verhältnisse in Marokko erwünschte Lösung wäre, wenn alle Forderungen des räuberischen Stammes ohne weiteres erfüllt würden, muß sehr zweifelhaft erscheinen. Dann wäre gerade auf die Fortdauer anarchischer Zustände eine Prämie gesetzt. Mit einer gewissen Skepsis müssen daher die Schlußsätze des „Temps“ aufgenommen werden: „Die Fremdenkolonie, die im ersten Augenblicke das französisch-englische Abkommen mit Verdruß aufgenommen hatte, wendet sich jetzt uns zu, um eine Polizei in Marokko zu erlangen. Wenn deshalb alles gut endet, so wird der Akt des Bandenführers Raisuli drei Ergebnisse herbeigeführt haben, zu denen wir uns Glück wünschen können. Er wird die Vereinigten Staaten zur Anerkennung unsres Übergewichts in Marokko bestimmt, die Fremdenkolonie von der Nützlichkeit dieses Übergewichts überzeugt und dem Sultan einen Grund mehr für die Notwendigkeit unsrer Mitwirkung geliefert haben, die wir ihm bei der Organisierung seines Reiches zu bieten vermögen.“

Anders liegen die Dinge mit Rücksicht auf die marokkanische Frage in Spanien. Dort, wo Marokko als eigene Interessensphäre gilt, rief das englisch-französische Abkommen große Erregtheit hervor, obgleich ausdrücklich festgesetzt worden war, daß zwischen Frankreich und Spanien eine besondere Vereinbarung über die Abgrenzung der Interessensphären erfolgen sollte. Da nun verlautete, daß Frankreich im wesentlichen nur eine wenig bedeutende Ausdehnung der sogenannten presidios, der vier spanischen befestigten Punkte an der nordafrikanischen Küste: Ceuta, Melilla, Peñon

de Velez und Alhucemas zugestehen würde, wurden immer wieder Stimmen laut, die sich über eine arge Benachteiligung Spaniens durch das englisch-französische Abkommen beklagten. Auch in den Cortes fehlte es nicht an solchen Stimmen. Wie groß war nun das allgemeine Erstaunen, als der frühere liberale Unterrichtsminister Graf Romanones in der Deputiertenkammer am 7. Juni im Zusammenhange mit der marokkanischen Angelegenheit behauptete, Spanien habe fünf Jahre hindurch dem Dreibunde angehört! Den früheren Regierungen machte Graf Romanones den Vorwurf, daß sie eine Tatsache von so hervorragender Bedeutung nicht bloß vor den parlamentarischen Körperschaften, sondern sogar vor Mitgliedern der verschiedenen Ministerien geheim gehalten hätten. Der republikanische Parteiführer Salmeron knüpfte an diese Behauptung an, um zugleich für ein spanisch-französisches Einvernehmen sich zu begeistern und Angriffe gegen die monarchischen Einrichtungen des Landes zu richten. Das „Journal des Débats“ kann deshalb nicht umhin, in einem Artikel „L'Espagne et le Maroc“ den republikanischen Deputierten Spaniens, ebenso wie früher bereits dem republikanischen Mitgliede der italienischen Kammer Mirabelli, den dringenden Rat zu erteilen, sie möchten nicht die guten Beziehungen ihrer Staatswesen zu Frankreich mit der republikanischen Sache im eigenen Lande verwechseln. Es fehlt in der Tat nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß die Republikaner in den parlamentarischen Körperschaften Spaniens und Italiens das von ihnen geplante Bundesverhältnis zu der französischen Republik als das Piedestal benutzen möchten, auf dem sie, um ein vom Fürsten Bismarck in anderm Zusammenhange gewähltes Bild zu gebrauchen, „Großmacht spielen“ könnten. In den spanischen Cortes sah sich der Conseilpräsident der gegenwärtigen konservativen Regierung, Maura, genötigt, die Behauptung des Grafen Romanones über den früheren fünfjährigen Anschluß Spaniens an den Dreibund zu dementieren. Immerhin machte es auf die öffentliche Meinung in Spanien großen Eindruck, daß der ehemalige Unterrichtsminister in einem liberalen Kabinett betonen konnte, die am Staatsruder befindliche konservative Regierung erlange bei ihren Verhandlungen mit Frankreich minder günstige Bedingungen, als einst das liberale Ministerium auf anderm Wege zu erzielen im Begriffe stand. Es scheint also, daß in der marokkanischen Angelegenheit das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Die Protestnote, die von der römischen Kurie nachträglich gegen die Romfahrt des Präsidenten der französischen Republik gerichtet worden ist, hat zur Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Vatikan geführt. Besonderes Gewicht wurde von französischer Seite darauf gelegt, daß der Wortlaut der an die Mächte gesendeten Note von demjenigen abwich, der nach Frankreich übermittelt worden war. In dem Umstande, daß die Eventualität der Abberufung des päpstlichen Nuntius in dem andern Regierungen vorliegenden Dokumente in Betracht gezogen wurde, während ein solcher Hinweis in der für Frankreich selbst bestimmten Protestnote fehlte, wurde in Paris eine erschwerende Tatsache erblickt. So erfolgte die Abberufung des französischen Botschafters beim Vatikan, Nisard, während der päpstliche Nuntius in Paris, Mgr. Lorenzelli, zunächst auf seinem Posten verblieb. Da der Kardinal-Staatssekretär Merry del Val, der Nachfolger Rampollas, für einen solchen Mangel an Folgerichtigkeit verantwortlich gemacht wurde, muß darauf hingewiesen werden, daß im Vatikan wohl mit der Romfahrt des Präsidenten der französischen Republik als mit einem fait accompli gerechnet werden konnte, andern katholischen Staatschefs jedoch eine Verwarnung in dem Sinne erteilt werden sollte, sie möchten nicht etwa das Beispiel des Herrn Loubet befolgen. Hierin liegt allem Anscheine nach der Grund für die „Differenzierung“, zumal da in der Tat für einzelne Monarchen die Versuchung naheliegen könnte, sich nach Rom zu begeben.

In der französischen Deputiertenkammer wurde die Abberufung des Botschafters Nisard mit großer Mehrheit gebilligt, ohne daß auf diplomatische Spitzfindigkeiten des Vatikans eingegangen worden wäre. Zugleich entsteht die Frage, welche Folgen

sich an die Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Vatikan knüpfen werden. Allerdings ist ein französischer Botschaftssekretär in Rom zurückgeblieben. Dieser findet sich jedoch zu den wöchentlichen diplomatischen Empfängen des Kardinal-Staatssekretärs Merry del Val ebensowenig ein, wie der päpstliche Nuntius in Paris sich zum Minister des Auswärtigen, Delcassé, begibt, so daß nur die laufenden dringenden Geschäfte erledigt werden. Schwer absehen läßt sich daher, wie ein Ausgleich der bestehenden Schwierigkeiten gefunden werden soll, zumal der vom Ministerium Combes mit ungeschwächten Kräften fortgeführte „Kulturkampf" nicht geeignet erscheint, Empfindlichkeiten im Vatikan zu beseitigen. In Frankreich wiederum wird bereits von den Ultraradikalen die Losung ausgegeben, wonach das Konkordat gekündigt, die Trennung von Staat und Kirche vollzogen werden soll. Mögen immerhin die von den extremen Organen der Linken angekündigten späteren Phasen des Kulturkampfes noch in weitem Felde liegen, so spiegeln diese Prophezeiungen doch einen Seelenzustand wider, mit dem auch von seiten der römischen Kurie gerechnet werden muß.

Ungemein bezeichnend ist anderseits, daß zu den früher bereits hervorgehobenen Symptomen für die freundlichere Gestaltung der Beziehungen zwischen dem Vatikan und Italien neue hinzugekommen sind, die kaum einen Zweifel darüber obwalten lassen, daß es sich keineswegs nur um vereinzelte Vorgänge, sondern um ein wohlerwogenes System handelt. Als König Viktor Emanuel III. unlängst sich nach Bologna begab, um an der Eröffnung einer Ausstellung teilzunehmen, schloß der Kardinal-Erzbischof der ehemals päpstlichen Stadt sich von der Begrüßung nicht aus. Bei dem im Munizipalpalaste veranstalteten Festmahl saß Kardinal Svampa zur Rechten des Königs, wie denn auch die klerikalen Organe nicht verfehlten, dessen Bild zu veröffentlichen. Mit Rücksicht auf die im klerikalen Feldlager herrschende Disziplin darf als gewiß gelten, daß der Kardinal-Erzbischof von Bologna nicht ohne die ausdrückliche Erlaubnis des Papstes Pius X. gehandelt hat.

Bedürfte es noch eines besonderen Beweises dafür, so muß dieser in andern, ebenso bezeichnenden Tatsachen gefunden werden. In Brescia wurde der König beim Besuche der Kathedrale vom Bischof und dessen gesamtem Klerus feierlich empfangen. In Cremona, dessen Bischof, Mgr. Bonomelli, seit geraumer Zeit als ein Anhänger des Hauses Savoyen gilt, spielte sich derselbe Vorgang ab.

In der italienischen Deputiertenkammer nahm der Conseilpräsident Giolitti Veranlassung, sich über die kirchenpolitische Lage zu äußern. Wie ein Anklang an Cavours berühmtes Wort: „Libera Chiesa in libero Stato" erschienen Giolittis Ausführungen: „Kirche und Staat folgen zwei parallelen Linien; möge jede der beiden Gewalten auf ihrem Gebiete bleiben, und jeder Konflikt wird beseitigt sein. Freiheit für alle, selbst für die geistlichen Genossenschaften, unter der Bedingung, daß sie die Gesetze beobachten. Was die letzte päpstliche Protestnote betrifft, so könnte man auf sie den Ausdruck felix culpa anwenden, da sie von seiten der Regierung und des Parlaments in Frankreich eine so glänzende Kundgebung zu gunsten der italienischen Einheit herbeigeführt hat, daß alle Mißverständnisse der Vergangenheit für immer beseitigt werden."

Liegt nun ein Widerspruch in dem Verhalten der römischen Kurie gegenüber der französischen Republik und den konstituierten Gewalten Italiens? Wie erklärt sich die Protestnote des Vatikans gegen die Romfahrt des Präsidenten Loubet, während doch jenseits der Alpen die katholischen Kirchenfürsten dem Staatschef des geeinten Königreiches Italien Aufmerksamkeiten erweisen? Welche Deutung muß ferner die Sprache des italienischen Conseilpräsidenten finden, der der Kundgebung der französischen Kammermehrheit aus Anlaß der päpstlichen Protestnote warme Anerkennung zollt? Ein großes italienisches Provinzialblatt, der katholische „Avvenire d' Italia", findet an den Ausführungen Giolittis nichts auszusetzen. Das Blatt erklärt vielmehr, der Augenblick sei gekommen, wo zwischen dem Vatikan und dem Quirinal ein für beide vorteilhaftes Einvernehmen erzielt werden könnte.

Der Pariser „Temps“ dagegen wirft dem Papste eine „unglaubliche Zusammenhanglosigkeit der Gedanken“ vor. Während Pius X. allen seinen Unwillen auf die übrigen katholischen Nationen ausgieße, deren Oberhäupter mit dem Könige von Italien in guten Beziehungen leben möchten, gestatte er sich selbst das herzlichste Entgegenkommen gegenüber den offiziellen Vertretern des modernen Italiens. Bologna habe ebensogut zum Kirchenstaate gehört wie Rom selbst, und dennoch erlaube der Papst dem Kardinal-Erzbischof Svampa, den König zu besuchen und sich mit ihm an den Tisch des radikalen Sindaco zu setzen. Wie blutiger Hohn klingt es dann, wenn das der französischen Regierung nahestehende Organ ausführt: „Aus dem allen geht hervor, daß der Papst jedermann zürnt, weil er seine weltliche Macht verlor, ausgenommen dem italienischen Staate . . . Unsre Rolle wäre es also, päpstlicher als der Papst zu sein, uns um seinetwillen bald mit dem, bald mit jenem zu überwerfen und unsre äußere Politik einer Frage unterzuordnen, die für den päpstlichen Stuhl nicht einmal eine Lebensfrage ist, sondern über die sich der Kardinal Svampa bei einem Diner mit dem König von Italien einfach hinwegsetzt.“ Der „Temps“ übersieht nur, daß Pius X. trotz allen Legenden von der Gefangenschaft des Papstes im Herzen Italiener ist und eine Gesinnung hegt, zu der er bereits als Patriarch von Venedig sich bekannt hat. Gerade weil die „Fiktion der weltlichen Macht“ in der vatikanischen Politik noch eine bedeutsame Rolle spielt, konnte es geschehen, daß die katholischen Staatschefs verhindert werden sollen, durch ihren Besuch in Rom diese Fiktion zu entkräften.

Im russisch-japanischen Kriege zeigt sich immer deutlicher, welchen Wert die Japaner auf die Einnahme Port Arthurs legen. Wie die erste Aktion der japanischen Kriegsschiffe diesen russischen Kriegshafen zum Objekte hatte, soll nun auch von der Landseite vorgegangen werden. Port Arthur wäre in der Tat ein wertvoller Besitz in den Händen der Japaner, der für den weiteren Verlauf der kriegerischen Operationen von hoher Bedeutung sein müßte. Anderseits hat die russische Verteidigung des Kriegshafens bisher bewiesen, daß es den dort aufgebotenen Streitkräften ebensowenig an Wagemut wie (nach den ersten Überraschungen) an Wachsamkeit fehlt. Von Wichtigkeit wird auch die Proviantfrage sein, sobald die Einschließung Port Arthurs vollständig ist. Ob die belagerten Russen auf Entsatz von der Landseite her rechnen dürfen, läßt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht vorhersehen. Auch zur See läßt sich kaum ein günstiges Horoskop stellen. Immerhin muß der unbeugsamen Tapferkeit der russischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande die höchste Anerkennung gezollt werden. Wie überraschend auch die bisher von den Japanern errungenen Erfolge sein mögen, darf doch nicht übersehen werden, daß z. B. in der Schlacht bei Kintschau die russischen Truppen durch wesentlich an Zahl überlegene japanische verdrängt worden sind, die überdies von der flankierenden Flotte kräftig unterstützt wurden. Es wäre daher verfrüht, nach den bis jetzt vorliegenden Ergebnissen von einer Unwiderstehlichkeit des japanischen Infanterieangriffes zu sprechen. Wohl aber wird es der russischen Heeresleitung obliegen, dafür zu sorgen, daß die eigenen Streitkräfte so rasch wie möglich auch der Zahl nach sich mit den japanischen zu messen vermögen. Zu diesem Zwecke werden die noch in Europa befindlichen Truppen, soweit sie nicht durch die inneren Verhältnisse zurückgehalten werden, mobilisiert werden müssen. Unter dieser Voraussetzung wird sich auch das russische Übergewicht später geltendzumachen wissen.

Literarische Rundschau.

Ein vergessener Korrespondent der Frau von Staël.

Lettres inédites de Mme. de Staël à Henri Meister, publiées par M. M. Paul Usteri, ancien professeur à l'école cantonale de Zurich, et Eugène Ritter, professeur à la Faculté des Lettres de Genève. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1903.

Das Interesse dieser ungedruckten Briefe der Schloßherrin von Coppet an den Nachfolger Grimms in der Redaktion der „Correspondance littéraire" wäre ein ganz außerordentliches, wenn nicht Lady Blennerhassett in ihrer auch für Frankreich grundlegenden dreibändigen Staël-Biographie (Berlin, Gebrüder Paetel, 1887) das hier zugänglich gemachte Material schon benutzt hätte. Immerhin ist es von Wert, die Korrespondenz der beiden Briefsteller im Zusammenhang zu genießen; das umsomehr, als auf Meister hier zum ersten Male die Aufmerksamkeit gelenkt wird und biographische Mitteilungen über ihn unsres Wissens nicht existieren.

Heinrich Meister, Sohn eines zürcherischen Geistlichen, der der Reihe nach die Hugenottengemeinden von Bayreuth, Schwabach und Bückeburg bediente, wurde in dieser letzteren Stadt 1744 geboren, kam aber schon mit dreizehn Jahren in den heimatlichen Kanton zurück. Der Vater hatte sich zum Pfarrer in Küsnacht am Zürichsee ernennen lassen, und Heinrich konnte, nach theologischen Studien in Erlangen und Zürich, schon mit neunzehn Jahren ordiniert werden. Seine Zweisprachigkeit ließ ihn die Westschweiz aufsuchen, die damals unter Rousseau und Voltaire ihre literarische Blütezeit erlebte und das Schauspiel intensivsten geistigen Lebens bot. Die Begegnung mit diesen Großen blieb nicht ohne äußere und innere Einwirkung auf den jungen Theologen. Innerlich reifte sie in ihm jene skeptische Anschauung, die seine erste, kleine Schrift — von einer deutschen Predigtsammlung abgesehen — „De l'origine des principes religieux" (1768) zeigt, und die die Verbannung aus seinem Vaterlande zur Folge hatte. Äußerlich hatte sie ihm in Genf die Bekanntschaft mit Frau von Vermenoux und der Erzieherin ihres Sohnes, der späteren Mutter Frau von Staëls verschafft und ihm das Tor der Pariser Welt weit geöffnet. Zwar schien schon nach achtzehn Monaten das zu intime Verhältnis des Erziehers zur Herrin unmöglich zu werden. Im Grunde aber war diese über den Fußfall und das von ihren Lippen geküßte Rosenblatt nicht so böse. Hätte sie dem Präzeptor sonst ihr Herz vermacht, das dieser bis an sein seliges Ende auf seinen Reisen in einer Blechschachtel mit sich herumtrug? Hätte sie ihn sonst nach einem Jahr wieder zu sich gerufen, weniger in der Eigenschaft eines Hauslehrers — die Hauslehrer scheinen überhaupt dazumal mehr der Eltern als der Kinder wegen dagewesen zu sein — als in derjenigen einer „Attraktion" ihres Salons? Sie lieh ihn auch wohl an Frau Necker aus, wo er mit Diderot und Grimm in Berührung kam. Statt sein geplantes Werk über die Geschichte der Reformation zu verfassen, mit

dem er bei den Zürcher Ratsherren Gnade zu finden hoffte, übernahm er 1772 die „Correspondance littéraire", des erst nach Deutschland und von da nach Petersburg sich begebenden Melchior Grimm auf vierzig Jahre. Diese erst 1812—14 herausgegebenen literarischen Chroniken, die von Seite 448 des zweiten Bandes an Meister zum Verfasser haben, wurden in Manuskriptvervielfältigungen von den Höfen Europas in mehreren Exemplaren abonniert, wie man etwa heute sich Modejournale aus Paris verschreibt. Der Reiz dieser Berichte beruhte nicht zum wenigsten auf den persönlichen Beziehungen des Korrespondenten mit der Welt, die er schildert; die „Spezialberichterstatter" unsrer großen Zeitungen versehen in unsren Tagen mutatis mutandis das gleiche Amt.

Meister war zweiundzwanzig Jahre älter als Germaine Necker. Aber wir wissen ja, daß diese schon mit elf Jahren zu dichten begann und etwa von 1781 an im Salon ihrer Mutter eine Rolle spielte. So erklärt sich, daß Frau von Staël später von der Treue Meisters durch drei Generationen hindurch spricht, als er für ihre Söhne väterlich besorgt ist. Einstweilen freilich hören wir noch wenig von diesen Beziehungen. Der älteste Brief der vorliegenden Sammlung stammt zwar von 1786, aber der folgende erst von 1791. Wenige Monate vorher hatten die Eltern Germaines ihren dauernden Wohnsitz in Coppet genommen; seit vier Jahren war die Tochter an den schwedischen Botschafter in Paris verheiratet. Der Salon Necker war zu einem Salon Staël geworden, bis die Revolution mit der literarischen Aristokratie nicht minder gründlich aufräumte als mit der geistigen.

Die „Botschafterin" hielt so lange aus, als es irgend ging. Erst im August 1792 verließ sie notgedrungen ihr Frankreich. Meister versuchte es zunächst mit England, hielt es aber nur wenige Monate dort aus und kehrte, noch nicht fünfzigjährig, nach Zürich zurück, wo die „alten Narren den jungen Weisen" (Voltaire) zu verfolgen aufgehört hatten. Von ganz kurzen Reisen abgesehen, wie sie die stürmischen Zeiten hin und wieder nötig machten, blieb Meister in Küsnacht, eifrig mit der Redaktion seiner „Correspondance" beschäftigt, „die mir mehr Geld einbrachte als jede andre, aber auch einen großen Zeitverlust bedeutete und mich an ernsterem Studium hinderte, das mein bescheidenes Talent zur Entfaltung hätte bringen können." Gleichwohl hat Meister eine ganze Reihe einst geschätzter, heute vergessener Schriften — Ethisches, Reisebriefe, Novellen — veröffentlicht, von denen seine „Études sur l'homme" am meisten Beachtung fanden.

Was hatte Frau von Staël an diesem Manne? Was konnte sie veranlassen, fünfundzwanzig Jahre hindurch, freilich mit Unterbrechungen, ihm zu schreiben? Der Altersunterschied beider schließt die nächstliegende Hypothese völlig aus. Wer das Temperament unsrer Briefschreiberin kennt, wird auch aus den Versicherungen „lebenslanger Zärtlichkeit" für ihn und in dem Drängen auf seinen „lebenslangen Besuch" keinerlei Schlüsse auf intime Beziehungen wagen. Meister war für die Verbannte in erster Linie eine eminent nützliche Persönlichkeit. Als Schweizer Bürger und alteingesessener Zürcher Aristokrat konnte er im Notfall stets für sie eintreten, später zumal, als Napoleon ihm gewogen, ihr aber sehr wenig wohlgesinnt war. Frau von Staël scheute sich durchaus nicht, auch für ihre durchreisenden Freunde, die Emigranten, Meisters Fürsprache und Einfluß unaufhörlich in Anspruch zu nehmen. Ein großer Teil der Briefe beschäftigt sich mit den Verbannten, ihrem Schutz, ihren Qualitäten und ihren Leiden. Dringende Bitten, sich ihrer anzunehmen, wechseln mit nicht minder dringenden Einladungen nach Coppet oder Lausanne, denen Meister auch wohl Folge leistete, und schmeichelnden Bemerkungen über seine Schriftstellerei und seinen Charakter.

Interessant ist es, das wachsende Interesse der „Corinna"-Dichterin für die deutsche Literatur zu verfolgen. Während sie 1796 noch energisch ablehnt, „zur Besichtigung eines deutschen Schriftstellers", Wielands, nach Zürich zu kommen — „ich glaube alles zu wissen, was sich deutsch sagen läßt, auch was man in fünfzig Jahren dort sagen wird" —, erklärt sie im folgenden Jahre schon weit weniger

kategorisch ihre Antipathie für deutschen Geist neben ihrer Vorliebe für deutsches Talent. Goethe hatte ihr den „Willams (sic!) Meister" im „denkbar schönsten" Einband geschickt, aber sie kann kein Deutsch und begnügt sich mit dem Urteil „Benjamins" (Constants), der es gelesen hat, aber Nichtlesen in diesem Falle für empfehlenswerter hielt. Gleichwohl soll Meister dem Dichter des „Werther" ihren besten Dank und ihre höchste Bewunderung vermitteln. Erst im Jahre 1798, unter dem Einfluß Adrian Lezays und des Hauslehrers Gerlach, betreibt sie das Deutsche mit Resignation, dann mit Begeisterung und denkt an eine Übersetzung ihrer Schrift „De la Littérature" u. s. w. ins Deutsche. Ihre Lektüre besteht aus „Agnes von Lilien" der Karoline von Wolzogen, Friedrich Bouterweks „Graf Danomar", den dramatischen Werken Goethes und Schillers „Wallenstein". Dazu verlangt sie noch „Campes Reisen" (Robinson?) für ihre Söhne, während „Don Carlos" und Grosses „Genius" offenbar nur für Lezay erbeten wurden. Auch hätte nicht viel gefehlt, daß wir vor dem „Trompeter" Scheffels eine „Nonne von Säckingen" in der Gestalt Delphines gehabt hätten, die schließlich auf Meisters Rat in das Schaffhauser „Paradies" versetzt wurde.

Die lange Dauer des Briefwechsels mit Meister ermöglicht uns auch einen Überblick über das Verhältnis der Frau von Staël zu den Ereignissen in Frankreich. Sehr schnell macht die anfängliche, sehr natürliche Abneigung gegen die Republik einer aufrichtigen Sympathie Platz, die ihre Eltern, aber auch Meister nicht teilen. Dann jauchzt sie dem großen Eroberer zu und bestürmt ihn geradezu mit ihrem Enthusiasmus. Als aber schließlich alle ihre Versuche vergeblich blieben, als der aus Ägypten heimkehrende Sieger im Herbst 1803 seinen ersten Bannstrahl gegen sie schleuderte, da wurde der Haß beinahe so groß wie vorher die Liebe. Und gerade um diese Zeit, nach dem Abschluß der Mediationsakte, begann der Schweizer Meister für den ersten Konsul Sympathie zu empfinden. So bewegten sich die Gefühle unsrer Korrespondenten in entgegengesetzter Richtung vorwärts, und die innere Entfernung konnte mit der Zeit nur größer werden. Kein Wunder, daß die Briefe seltener und kühler werden. Der letzte ist vom 3. September 1816 datiert, während ein Brief des Sohnes August Staël den zweiundachtzigjährigen Meister noch drei Monate vor seinem Tode (10. November 1826) erreichte.

Zu der Abkühlung des letzten Jahrzehnts trugen auch Ereignisse persönlicher Art bei. „Ich liebe es nicht, daß meine Freunde sich verheiraten," meinte einmal Frau von Staël in einem Briefe an Camille Jordan. Meister hatte schon im Jahre 1767, mit dem Rosenblatt Frau von Vermenoux' in der Tasche, seine Augen auf Ursula Schultheß geworfen und in seinem Roman „Die neue Aline" sein zartes Verhältnis zu ihr wie einen längst verwehten Traum dichterisch gestaltet. Was dem Dreiundzwanzigjährigen mißlang, sollte als ein spätes Glück dem Zweiundsechzigjährigen in den Schoß fallen: Ursula Bürkli-Schultheß war durch den Tod ihres „Tribunen" frei geworden, und das Leben schenkte dieser zweiten Ehe noch zwanzig volle Jahre eines linden Martinssommers.

Auch Frau von Staël war „versorgt". Schon zu Lebzeiten ihres Mannes († 1802) war gegen Ende der neunziger Jahre an Narbonnes Stelle der „unbeständige Beständige" getreten, und ihre Leidenschaft für ihn wuchs zum Paroxysmus, als Benjamin Constant, der Geliebten müde, durch eine Heirat mit Charlotte Hardenberg den Beschwörungen Frau von Staëls zu entgehen suchte, was ihm allerdings erst durch sein Verschwinden aus der Schweiz — er ging 1811 nach Göttingen — gelang. Im gleichen Jahre schloß Frau von Staël die heimliche Ehe mit dem aus Spanien heimkehrenden Offizier de Rocca! Kein Wunder, daß von dieser reichbesetzten Liebestafel für Meister, ihren ergebenen Diener, nur dürftige Brocklein abfielen. Wie sollte sie auch dem Fünfundsechzigjährigen und seiner würdigen Hausfrau von den Stürmen und Kämpfen dieser bewegten Jahre anders als andeutungsweise erzählen?

Im Jahre 1813 setzen die dem hier besprochenen Bande anhangsweise beigegebenen, nur acht Monate umfassenden zehn Briefe von A. W. Schlegel ein. Wie

man sich erinnert, war dieser, als Hauslehrer der Kinder Frau von Staëls, nach siebenjährigem Aufenthalt in Coppet von Napoleon 1811 vertrieben worden; im folgenden Jahre hatte sich Schlegel ihr auf ihrer russischen Reise angeschlossen und den Winter in Schweden mit ihr verbracht; 1813 begleitete Schlegel als Sekretär Bernadottes den Prinzen nach Deutschland, wo ihn die hier mitgeteilten Briefe Frau von Staëls erreichen. Es berührt uns heute sonderbar, daß eine so kluge Frau monatelang in Bernadotte einen zweiten Napoleon hatte sehen können und in ihren Briefen an Schlegel diesen Hoffnungen leidenschaftlichen Ausdruck verleiht.

Nebenher gehen wenig interessante Nachrichten über Persönlichkeiten des Stockholmer Hofes und Heiratspläne für ihre Tochter. Menschlich am wertvollsten ist die Freundschaft für A. W. Schlegel, die gelegentlich heftiger Accente nicht entraten kann und sich ebenso ungeduldig und feurig gebärdet wie alle ihre Briefe an die zahlreichen Freunde ihres Lebens. Bis zum letzten Atemzug ist dieses ungezügelte, sich schnell aufreibende Temperament allen Widerständen zum Trotz seiner innersten Natur treu geblieben. Das lehrt uns von neuem dieser von Ritter und Usteri mit ebensoviel Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit als Geschmack und Takt veröffentlichte Briefwechsel, der wie ihre literarischen Werke, wie überhaupt alle Lebensäußerungen dieser großen Frau das (Seite 174 mitgeteilte) Wort zum Wahlspruch haben könnte: „Nie sollte man den Sieg der Tugend durch die Schwäche der Leidenschaft erklären dürfen."

E. Platzhoff-Lejeune.

„Der Offiziermangel".

Zur Richtigstellung.

In dem Artikel „Der Offiziermangel" im Maiheft dieser Zeitschrift ist der Vorschlag gemacht worden, bei der Infanterie eine Art von Feldwebelleutnants zu schaffen, und sie ähnlich zu stellen wie die Deckoffiziere der Marine und die Feuerwerks- und Zeugoffiziere der Armee. Dieser Vorschlag hat insofern Anstoß erregt, als zwischen den beiden genannten Kategorien ein wesentlicher Unterschied besteht. Wir werden von beteiligter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß nach den Bestimmungen der Feuerwerkspersonalvorschrift vom 20. März 1902 (und der Zeugpersonalvorschrift vom 24. Oktober 1895) „die Feuerwerks- und Zeugoffiziere zu den nichtregimentierten Offizieren des Friedensstandes gehören, und die für die Offiziere der Truppenteile gegebenen Gesetze und Bestimmungen im allgemeinen auf sie Anwendung finden: daß sie, wie alle übrigen Offiziere, durch Allerhöchste Kabinettsordre befördert werden, bis zum Hauptmann avancieren und mit dem Charakter als Major verabschiedet werden können, für jeden Dienstgrad ein Patent erhalten, den Ehrengerichten der Offiziere unterstellt sind und eine vollständige Offiziersuniform tragen. Dagegen gehören die Deckoffiziere der Marine zu den Portepee-Unteroffizieren der Marine". (Fircks, Taschenkalender für das Heer. 1904. S. 282.)

Der erwähnte Artikel hat die Auffassung hervorgerufen, als sollten darin die Feuerwerks- und Zeugoffiziere irgend einer Unteroffizierkategorie gleichgestellt werden. Diese Absicht hat dem Verfasser völlig ferngelegen. Noch viel weniger wollte er, wie aus seinen Darlegungen herausgelesen wurde, das persönliche Ansehen der genannten Offiziere gering bewerten oder schmälern. Er hatte lediglich einen Vorschlag im Auge, nach dem das Ansehen und die soziale Stellung einer in der Armee etwa neu zu schaffenden Charge nach Möglichkeit gehoben werden könnte.

Polemarchos.

δq. **Schattenhalb.** Drei Erzählungen von Ernst Zahn. Erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Seit mehreren Jahren kennt die Welt den Namen des Verfassers durch Romane aus der Schweizer Geschichte oder Erzählungen, die auf dem Boden der Schweiz und zumal auf dem engeren Boden der Alpendörfer spielen, in denen er selber zu Hause ist. Bauerngeschichten, hart und düster, das alte Lied von der Tochter des Armen, die der Sohn des reichen Bauern liebt, keineswegs sentimental in der Weise der alten Dorfgeschichten, sondern wie durch ein ewiges Verhängnis zu tragischem Ende bestimmt. In dem neuen, uns vorliegenden Bande vor allem eine Geschichte („Der Schatten") von sonderbarer Kraft und Eigenart, die uns das Problem eines Prachtweibes vorlegt, das zuletzt doch von den dunklen Schatten seiner niedrigen Herkunft verschlungen wird. — Zu dem Schönsten an diesen Erzählungen gehört die Sprache. Sie erinnert uns an ihren Landsgenossen Gottfried Keller — indessen nicht auf die Art, wie es einzelne neuere Schriftsteller aus Deutschland versucht haben ihm nachzumachen in wohlüberlegter Feinheit und Seltsamkeit des Stils, sondern vielmehr in der entgegengesetzten Richtung waldesduftiger Ursprünglichkeit. Durch den Tonfall der Worte glaubt man die Volkssprache selber hindurchzuhören, und doch verschmäht Zahn (gleich Keller) völlig den Dialekt. Ja, noch mehr. Der so geschrieben, konnte nur ein Schweizer sein. Nur in der Schweiz ist es möglich, daß ein Mann aus dem Volke so volkstümlich und so edel zugleich zu schreiben versteht; nur in der Schweiz kann es sich ereignen, daß der Bahnhofswirt von Göschenen ein solcher Dichter ist.

λu. **Auf der sibirischen Bahn nach China.** Von Eugen Zabel. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1904.

Gleich nachdem die neue Verkehrsstraße durch unsern größten Kontinent vom Ural bis an die Ufer des Stillen Ozeans eröffnet war, hat der Verfasser auf ihr während des Spätsommers 1903 eine Ferienreise angetreten, die er unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildert. Zabel hat sich durch seine Schriften über das geistige Leben und Land und Leute in Rußland ein Anrecht erworben, gehört zu werden, wenn er über die längste Schienenstraße der Welt, ihre Geschichte, ihre technischen Einrichtungen und ihre Bedeutung für die Zukunft Sibiriens ausführlich spricht. Wir machen mit ihm die Reise von Moskau nach Irkutsk, erhalten eine genaue Beschreibung des Baikalsees und der beiden Eisbrecher, die den Verkehr aufrechterhalten, so lange die Bahn um die schroffen Ufer des Sees noch nicht vollendet ist, und werden über die Zustände in der Mandschurei unterrichtet, für welche der Bau der Eisenbahn den Anbruch einer neuen Zeit bedeuten sollte. Der Verfasser hat den Betrieb auf der sibirischen Bahn in allen Einzelheiten genau studiert. Die einzelnen Stationen, von Tscheljabinsk angefangen, wo die asiatische Strecke beginnt, die Brücken, die über die großen sibirischen Ströme führen, die Zusammensetzung der Bevölkerung, namentlich im Hinblick auf das Auswanderungswesen, das in den letzten Jahren eine große Steigerung erfahren hat, ziehen an uns vorüber. Von besonderem Interesse sind die Kapitel, welche die Fahrt durch di Mandschurei bis zum Endpunkt der sibirischen Eisenbahn in Dalny und Port Arthur schildern. Die neue Handelsstadt und der gewaltige Kriegshafen am Gelben Meer, wo gegenwärtig der Kampf zwischen den Russen und Japanern tobt, treten uns anschaulich entgegen. Der Verfasser, der von den Zuständen im fernen Osten ohne Voreingenommenheit spricht, hat bereits im Herbst vorigen Jahres die damals vielfach bestrittene Meinung vertreten, daß ein Ausbruch des Krieges unvermeidlich sei. Die Ereignisse, die inzwischen eingetreten sind, haben ihm nicht nur im vollen Umfang recht gegeben, sondern auch den Wert seines Buches erhöht, in dem die Voraussetzungen dieses Völkerringens mit Bestimmtheit angegeben sind. Von Port Arthur hat Zabel dann noch einen Abstecher nach dem chinesischen Badeort Schifu und dem „Herzen Chinas", Schanghai, gemacht, von dem er ein farbig ausgeführtes Städtebild entwirft. Beachtenswert ist auch die Beschreibung der meteorologischen Station von Sikawei, die von Jesuiten geleitet wird und wegen ihrer Beobachtungen und Warnungssignale für die Schiffahrt auf dem Stillen Ozean von größter Bedeutung ist. Dem Buche, das bereits im dritten Tausend vorliegt, ist eine Anzahl trefflich ausgeführter Illustrationen nach Photographien beigegeben, deren Aufnahme während der Reise selbst stattgefunden hat, so daß die Leser in Wort und Bild über die augenblicklichen Zustände auf der sibirischen Bahn in ihrer ganzen Ausdehnung genau unterrichtet werden.

γ **Ein Jahrhundert römischen Lebens.** Von H. Smidt. Leipzig, Dyk. 1904.

Das Buch besteht aus über 160 Briefen oder selbstbiographischen Aufzeichnungen, in denen alle Richtungen und Berufe, die für Rom als historische Stätte und als Kunststadt in Betracht kommen, vertreten sind. Es gewährt einen eigenartigen Genuß, die Eindrücke nachzugenießen, welche hochbedeutende Künstler, Staatsmänner und Historiker zu den verschiedenen Zeiten von 1755—1869 von dem päpstlichen Rom empfangen haben. Mit Winckelmann ist zweckmäßig begonnen, mit dem fünfzigjährigen Priesterjubiläum Pius' IX. geschlossen; das Rom seit 1870 ist ein neues Rom, das außerhalb des Rahmens dieses Werkes fällt. Man kann, wie dies anderwärts geschehen ist, an Smidts Unternehmen aussetzen, daß eines und das andre fehle, was man erwartet habe; wir freuen uns dessen, was geboten und durch einen Abriß der Geschichte Roms von 1700 an in Annalenform und ein Register noch brauchbarer gemacht wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adlersfeld-Ballestrem. — Violet. Roman von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Zweite Auflage. Breslau, S. Schottlaender. 1904.

Agahd. — Kinderarbeit und Kinderschutz. Von K. Agahd. (Mit Text des Kinderschutzgesetzes.) Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Aulpius. — Aus bewegter Zeit. Abhandlungen und Reden von Generalmajor Aulpius. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Bapst. — Le maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Par Germain Bapst. Tome troisième. Paris, Plon. 1904.

Baranowsky. — El Kabira. Ein Orientbummel. Novelle von Karl Baranowsky. Breslau, S. Scholtlaender. 1904.

Barr. — The black shilling. By Amelia E. Barr. London, T. Fisher Unwin. 1904.

Basch. — L'individualisme anarchiste. Max Stirner. Par Victor Basch. Paris, Felix Alcan. 1904.

Bertheroy. — Les dieux familiers. Roman par Jean Bertheroy. Paris, Albert Fontemoing. S. a.

Bethusy-Huc. — Jenseits des Alltags. Gedichte von Max Graf Bethusy-Huc. Heidelberg, Karl Winter. 1904.

Biel. — Roman einer Mutter. Von Anna Maria Biel. München, Carl Haushalter. O. J.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. — Herausgegeben von Anton Bettelheim. Sechster Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1901. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Blumenthal. — Nachdenkliche Geschichten. Von Oscar Blumenthal. Buchschmuck von Joh. Martini. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Bode-Knapp. — Meisterwerke der Malerei. Herausgegeben von Wilhelm Bode und Fritz Knapp. Bis zur elften Lieferung. Berlin, Rich. Bong, Kunstverlag.

Bornemann. — Bete und arbeite! Predigten von W. Bornemann. Leipzig, Richard Wörke. 1904.

de la Brète. — Un Reveil. Par Jean de la Brète. Cinquième édition. Paris, Plon. 1904.

Bruun. — Die Krone. Roman von Laurids Bruun. Stuttgart, Axel Junker. 1904.

Buchner. — Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet von Wilhelm Buchner. Mit 158 in den Text eingedruckten Abbildungen. Neunte, verbesserte und vermehrte Auflage. Essen, G. D. Baedeker. 1904.

Burns. — The Songs of Robert Burns. Now first printed with the melodies for which they were written. A study in tone-poetry. With bibliography, historical notes and a glossary. By James C. Dick. London, Edinburgh, Glasgow and New York, Henry Frowde. 1903.

Chuquet. — Dugommier (1738—1794). Par Arthur Chuquet. Avec portrait et cartes. Paris, Albert Fontemoing. 1904.

Coubertin. — La chronique de France (1903). Publiée sous la direction de Pierre de Coubertin. Auxerre-Paris, Imprimerie A. Lanier.

Coudenhove. — Die Götterhunde. Ein altes Märlein, neu erzählt von Paula Gräfin Coudenhove. Buchschmuck von Eugen Rosenfeld. Leuttrich, Joseph Bernklau. 1904.

Coudenhove. Renaissance. Zeitbild in fünf Akten. Von P. Coudenhove. Augsburg, Theodor Lampart. 1904.

Czernin. — Die Duellfrage. Von Rudolf Graf Czernin. Wien, Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn. 1904.

Dauriac. — Essai sur l'esprit musical. Par Lionel Dauriac. Paris, Félix Alcan. 1904.

Decori. — Correspondance de George Sand et d'Alfred de Musset. Publiée intégralement et pour la première fois d'après les documents originaux par Félix Decori. Bruxelles, E. Deman. 1904.

Dickl. — Zur Effektberechnung von Flugvorrichtungen. Von Ignaz Dickl. Mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen. Wien, Spielhagen & Schurich. 1904.

Donath. — Österreichische Dichter. Zum 60. Geburtstage Detlev von Liliencrons. Mit Beiträgen von Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar, Peter Rosegger u. a. Herausgegeben von Adolph Donath. Wien, Carl Konegen. 1904.

Dreiundfünfzig Jahre aus einem bewegten Leben. Vom Verfasser der Memoiren eines österreichischen Veteranen. Erster Band. Zweite Auflage. Wien, in Kommission bei Wilhelm Braumüller & Sohn. 1904.

Dresch. — Gutzkow et la jeune Allemagne. Par J. Dresch. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition. 1904.

Dresdner. — Der Weg der Kunst. Von Albert Dresdner. Jena und Leipzig. Eugen Diederichs, 1904.

Eichhorn. Die Welt der Freiheit. Steine zum Bau einer einheitlichen Weltanschauung. Von M. Eichhorn. Leipzig, Richard Wörke. 1904.

Ellerbek. Hunger nach Menschen. Ein Dichterroman. Von Ellegaard Ellerbek. Dresden, E. Pierson. 1904.

Erler. Der Bundschuh. Drama aus den Bauernkriegen in drei Aufzügen. Von Otto Erler. Musik von Waldemar von Baußnern (Textbuch). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Faber. — Das Christentum der Zukunft. Ein Ausblick in das zwanzigste Jahrhundert. Von Hans Faber. Zürich, Schulthefs & Co. 1904.

Foerster. — Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Von Fr. W. Foerster. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Foerster. — Lebenskunde. Ein Buch für Knaben und Mädchen. Von Fr. W. Foerster. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Fortunato. — La Badia di Monticchio. Di Giustino Fortunato. Con 71 documenti inediti. Trani, V. Vecchi. 1904.

Franz Werner. — Die Geschichte eines Glücklichen. Von dem Verfasser von „Die Jungen von Holzgrün". Leipzig, Friedrich Schneider. 1904.

Fulda. — Sinngedichte. Von Ludwig Fulda. Dritte, vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Funcke. — Die historischen Grundlagen des Christentums. Untersuchungen und Ergebnisse, der Laienwelt dargeboten. Von Rich. E. Funcke. Leipzig, Paul Schimmelwitz. O. J.

Gautier-Staël. — Dix années d'exil. Par Madame de Staël. Édition nouvelle d'après les manuscrits, avec une introduction, des notes et un appendice. Par Paul Gautier. Orné d'une héliogravure. Paris, Plon. 1904

Glümer. Aus einem Frühlingsleben (1833—1839). Die Geschichte meiner Kindheit. Von Claire von Glümer. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1904.

Goering. — Dreißig Jahre München. Kultur- und kunstgeschichtliche Betrachtungen von Theodor Goering. München, C. H. Beck. 1904.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Siebzehnter Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Creizenach. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Grasserie. — Essai d'une sociologie globale et synthétique. Par Raoul de Grasserie. Paris, Schleicher frères & Co. 1904.

Griebens Reiseführer. — Bad Kreuznach und Münster am Stein. Von Albert Drossong. Mit 2 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Der Rhein. Vierundzwanzigste Auflage. Neu bearbeitet von Albert Drossong. Mit 12 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Badeorte, Heilquellen und Heilanstalten in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz. Vierundzwanzigste Auflage. Mit einer Einleitung von Julius Hoffnung. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Dresden und Sächsische Schweiz mit dem angrenzenden böhmischen Mittelgebirge. Zweiundzwanzigste Auflage. Neu bearbeitet von B. Schlegel. Mit sechs Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Der Harz. Neunundzwanzigste Auflage. Neu bearbeitet und ergänzt von W. Dammann. Mit zwölf Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Marienbad und der Nachbarkurort Königswart nebst Umgebungen. Dreizehnte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Die Nordseebäder. Neu bearbeitete elfte Auflage. Mit fünf Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Oberbayern, Salzburg,

Salzkammergut. Neu bearbeitete vierundzwanzigste Auflage. Mit sieben Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Die Insel Rügen. Praktischer Führer nach und auf der Insel. Von Karl Albrecht. Siebzehnte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Der Schwarzwald. Dreizehnte, neu bearbeitete Auflage. Mit sieben Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Die beliebtesten Sommerfrischen in Deutschland und Österreich. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Griebens Reiseführer. — Tirol. Neu bearbeitete vierundzwanzigste Auflage. Mit neun Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904—05.

Gumppenberg. — König Heinrich I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten. Von Hanns von Gumppenberg. München, Georg D. W. Callwey. 1904.

Gumppenberg. — König Konrad I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten. Von Hanns von Gumppenberg. München, Georg D. W. Callwey. 1904.

Harz, Der. — Das schönste Gebirge Norddeutschlands. Herausgegeben vom Harzer Verkehrsverbande. Mit einem Geleitwort von Hans Hoffmann. Bad Harzburg, Rudolf Stolle. 1904. (Kostenlos zu beziehen.)

Henningsen. — Polens Töchter. Roman von Agnes Henningsen. Stuttgart Axel Juncker. 1904.

Hertz. — Gesammelte Dichtungen. Von Wilhelm Hertz. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. 1904.

Hertzsch. — Der keimesgeschichtlich-stammesgeschichtliche Beweis für das Dasein Gottes. Neu bearbeitet von Robert Hugo Hertzsch. Zu beziehen durch Robert Hugo Hertzsch in Leipzig sowie durch alle Sortimentsbuchhandlungen. 1904.

Hesses Volksbücherei. — Nr. 148. Moderne Lyriker. I.: Detlev von Liliencron. Von Hans Benzmann. — Nr. 149, 150. Zehn ausgewählte Novellen. Von Detlev von Liliencron. Mit des Dichters Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder. Leipzig, Max Hesse.

Heulhard. — Tu es Petrus. L'histoire et la légende. Par Arthur Heulhard. Paris, J. Tallandier. S. a.

Heyse. — Mythen und Mysterien. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Hyan. — Aute mit'n Ait und andere Berliner Geschichten. Von Hans Hyan. Berlin, „Die Welt am Montag", G. m. b. H. O. J.

Jagemann. — Die deutsche Reichsverfassung. Vorträge von Eugen von Jagemann. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. Vierzehnter Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1904.

Illustriertes Bündner Oberland. — Von Chr. Tarnuzzer. Mit einem geschichtlichen Beitrag von J. C. Muoth. Herausgegeben vom Bündner-Oberländer Verkehrsverein. Zürich, Orell Füssli. 1903.

Immanuel. — Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel. Erstes Heft. Mit drei Kartenskizzen. Berlin, Richard Schröder. 1904.

Jodl. — Ludwig Feuerbach. Von Friedrich Jodl. Mit Bildnis. Stuttgart, Fr. Frommann. 1904.

Juschkewitsch. — Die Parias. Erzählung aus dem Leben der russischen Juden. Von S. Juschkewitsch. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen. München, J. Marchlewski & Co. 1904.

Kahlenberg. — Die starke Frau von Gernheim. Von Hans von Kahlenberg. Dritte Auflage. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Kalinowski. — Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen. Zweites Heft. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1904.

Karrillon. — Michael Hely. Roman von Adam Karrillon. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, G. Grote. 1904.

Katscher. — Japanische Wirtschafts- und Sozialpolitik. Von Leopold Katscher. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Kierkegaard. — Entweder — Oder. Ein Lebensfragment. Von Sören Kierkegaard. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Fr. Richter. O. J.

Kirchbach. — Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen. Von Wolfgang Kirchbach. Dresden. E. Pierson. 1904.

Knebel-Doeberitz. — Besteht für Deutschland eine amerikanische Gefahr? Von Hugo von Knebel-Doeberitz. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Kretzschmar. — Politische Pädagogik für Preußen. Von Fr. Kretzschmar. Erster Teil. Leipzig, Paul Schimmelwitz. 1904.

Krok. — Clytia. Von Wilhelm Krok. Leipzig, Oswald Muße. O. J.

Langewiesche. — Planegg. Ein Dank aus dem Walde. Von Wilhelm Langewiesche. Mit Buchschmuck von Rudolf Schießl. München, C. H. Beck. O. J.

Leixner. — Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild. Ein Mahnwort und ein Aufruf. Von Otto von Leixner. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Lévy. — La philosophie de Feuerbach et son influence sur la littérature allemande. Par Albert Lévy. Paris, Félix Alcan. 1904.

Lie. — Großvater. Roman von Jonas Lie. Vierte Auflage. Berlin, Richard Taendler. 1904.

Liebmann. — Gedanken und Tatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Von Otto Liebmann. Zweiter Band. Viertes Heft. Straßburg, Karl J. Trübner. 1904.

Liebmann. — Immanuel Kant. Eine Gedächtnisrede von Otto Liebmann. Straßburg, Karl J. Trübner. 1904.

Liepmann. — Duell und Ehre. Ein Vortrag von M. Liepmann. Berlin, Otto Liebmann. 1904.

Luchaire. — Innocent. III. Rome et l'Italie. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette & Co. 1904.

Marbe. — Über den Rhythmus der Prosa. Vortrag von K. Marbe. Gießen, J. Ricker. 1904.

Marshall. — Die Tiere der Erde. Von W. Marshall. Bis zur zweiunddreißigsten Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Maugras. — La cour de Lunéville au XVIIIe siècle. Par Gaston Maugras. Avec une héliogravure. Troisième édition. Paris, Plon. 1904.

Maurer-Hartmann. — Essays von Karl Maurer-Hartmann. Erste Folge: Jens Peter Jacobsen. Altenburg (S.-A.), Theodor Unger. 1904.

Maurer-Hartmann. — Kritik. Eine Studie von Karl Maurer-Hartmann. Altenburg (S.-A.), Theodor Unger. 1904.

May. — Goethe. Humboldt. Darwin. Haeckel. Vier Vorträge. Von Walther May. Berlin-Steglitz, Enno Quehl. 1904.

Meredith. — Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte eines Vaters und seines Sohnes. Von George Meredith. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener. Italienisch. Erster bis dritter Brief. — Schwedisch. Erster bis dritter Brief. Berlin, Langenscheidt.

Meyer. — Die Kulturgeschichte im Lichte der Darwinschen Lehre. Von J. G. Meyer. Obentirchen, W. Breitenbach. 1904.

Meyers Reisebücher. — Das Mittelmeer und seine Küstenstädte. Zweite Auflage. Mit 18 Karten und 42 Plänen und Grundrissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1904.

Mielke. — Der Mater. Novelle von Hellmuth Mielke. Breslau, S. Schottlaender. 1904.

Minuth. — Ihr Verbrechen. Sozialer Roman von Fred. R. Minuth. Berlin, Richard Schröder. 1904.

Münsterberg. Die Amerikaner. Von Hugo Münsterberg. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Ostwald. — Unsere armen Wandernden — und wie sie unterstützt werden. Auch ein Beitrag zur Arbeitslosenfrage. Von Hans Ostwald. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Pädagogische Abhandlungen. — Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus. Neunter Band: Heft 8—12. Zehnter Band: Heft 1. Bielefeld, A. Helmich.

Philippi. — Das dunkle Tor. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Felix Philippi. Zweite Auflage. Breslau, S. Schottlaender. 1904.

Philippi. — Der grüne Zweig. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Felix Philippi. Breslau, S. Schottlaender. 1904.

Polenz. — Erntezeit. Nachgelassene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Mit Titelzeichnungen von Hans von Volkmann. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Polko. — Umsonst. Roman von Elise Polko. Dritte Auflage. Breslau, S. Schottlaender. 1904.

Porjkij. — Die da müde sind . . . Von J. C. Porjkij. München, J. Marchlewski & Co. O. J.

Potapenko. — Ein Stern. Roman von Potapenko. Berlin, Richard Taendler. 1904.

Przerwa-Tetmajer. — Melancholie. Von K. Przerwa-Tetmajer. Deutsch von J. von Ammenondorf. München, J. Marchlewski & Co. 1904.

Ratgeber bei Auswahl von Sommerfrischen und Sommerwohnungen im Gebiete des Thüringer Waldvereins. Leipzig-Plagwitz, Gebrüder Arnold. Mai 1904.

Reggio. — Au seuil de leur ame. Études de psychologie critique. Par Albert Reggio. Paris, Perrin & Cie. 1904.

Renouvier. — Les derniers entretiens. Par Ch. Renouvier. Paris, Armand Colin. 1904.

Rhapsode, Der. Monatsblätter für Vortragsliteratur. Herausgegeben von Georg Gerns. Erster Jahrgang. Mit einem Geleitsbrief von Reinhold Fuchs. — Zweiter Jahrgang. Erstes und zweites Heft. Mit einem Geleitsbrief von Martin Greif. Gera, Richard Rudolschel.

Riemann. — Handbuch der Musikgeschichte. Von Hugo Riemann. Erster Band. Erster Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Roland. — Das Schicksalsbuch und andere Novellen. Von Emil Roland (Emmi Lewald). Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Rouanet. — Von Toulouse bis Beeskow. Von Jean Pierre Barthélemy Rouanet. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Rüegg. — Auf heiligen Spuren abseits vom Wege. Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande. Von Arnold Rüegg. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Ruthenische Revue. Halbmonatsschrift. Im Auftrage des ruthenischen Nationalkomitees herausgegeben von Basil R. v. Jaworstyi. Andreas Kos. Roman Sembratowycz. Administration: Wien, Wickenburggasse 10.

Scharlau. — Die Brücke. Roman von Willy Scharlau. Berlin, Richard Taendler. 1904.

Scherger. — The evolution of modern liberty. By George L. Scherger. London and New York, Longmans, Green & Co. 1904.

Schnee. — Darwinistische Studien auf einer Koralleninsel. Von Paul Schnee. Odentirchen, W. Breitenbach. 1903.

Schneegans. — August Schneegans. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft XXXIX. Die brandenburgische Konsistorialordnung von 1573 und ihre Kirchenhauptsicht. Von Friedrich Holtze. Mit einem Bildnis. Berlin, in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Schulz. — Koalitionsrecht! Von M. von Schulz. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Seydl. — Leo Nikolajewitsch Tolstois Leben und Lehre. Von Ernst Seydl. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Sheridan-Humbert. — Sheridans Lästerschule. Eine Übertragung ins Deutsche von G. Humbert. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Siewert. — Die schönen Herbsttage. Roman von Elisabeth Siewert. Berlin, Richard Taendler. 1904.

Soden. — Palästina und seine Geschichte. Von H. Freiherrn von Soden. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Sombart. — Warum interessiert sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? Von Werner Sombart. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Sterne. — Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Von Carus Sterne. Sechste, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vielen Karten und Tafeln in Farbendruck u. s. w. Erste Lieferung. Berlin, Gebrüder Borntraeger.

Stoll. — Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Von Otto Stoll. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Veit & Co. 1904.

Taaks. — Alttestamentliche Chronologie. Von Gerhard Taaks. Mit einer Beilage: Tabellen. Ülzen, im Selbstverlage des Verfassers. 1904.

Taaks. — Zwei Entdeckungen in der Bibel. Von Gerhard Taaks. Ülzen, Selbstverlag des Verfassers. 1904.

Temme. — Gleich und ungleich. Roman von J. D. H. Temme. Zweite Auflage. Breslau, S. Schottlaender. 1904.

Thümmel. — Protestantische Selbsthilfe. Von W. Thümmel. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Timmermann. — Was will die Bodenreform? Wodurch erstrebt sie eine Besserung der Wohnungsverhältnisse? Von W. Timmermann. (Mit Vorwort von A. Damaschke.) Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Tschirikow. — Die Juden. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Eugen Tschirikow. Deutsch von Georg Polonskij. München, J. Marchlewski & Co. 1904.

Unold. — Wie das Wahlrecht war, wie es ist, und wie es, zumal in den deutschen Einzelstaaten, werden soll! Von J. Unold. Leipzig, Felix Dietrich. 1904.

Ungaro di Monteiasi. — Meine politische Überzeugung. Von Ungaro di Monteiasi. Berlin, Fussinger. 1904.

Uspenskij. — Novellen von Gljeb Uspenskij. Deutsch von Georg Polonskij. München, J. Marchlewski & Co. O. J.

Vogel. — Eine Liebe. Gedichte von M. Alfred Vogel. Buchschmuck von Maria Reisel. München, D. W. Callwey. O. J.

Vogüé. — Sous l'horizon. Hommes et choses d'hier. Par E. M. de Vogüé. Paris, Armand Colin. 1904.

Waddington. — La guerre de sept ans. Par Richard Waddington. Tome II et III. Paris, Firmin-Didot & Cie. S. a.

Walder. — Sie müssen nicht. Ein offenes Wort aus der christlichen Gesellschaft an Herrn Pfarrer Kutter, den Verfasser von „Sie müssen". Von Albert Walder. Zürich, Orell Füßli. 1904.

Was für einen Ausgang nimmt der japanisch-russische Krieg? — Ein Blick in die Zukunft. Von einem Offizier. Mit zwei Karten. Leipzig, A. Twietmeyer. 1904.

Weber. — Ohne Maulkorb. Gereimte Satiren von A. O. Weber. München, Friedrich Rothbarth. 1904.

Weber. — Vorfrühling. Roman von Adelheid Weber. Stuttgart, Berlin und Leipzig, „Union", deutsche Verlagsgesellschaft.

Wenden. Tropenkoller. Ein Kolonialroman von Henry Wenden. Nebst einem Nachwort. Braunschweig, Richard Sattler. 1904.

Went von Römö. — Ein Soldatenleben. Erinnerungen eines österreichisch-ungarischen Kriegsmannes. Von Karl Went von Römö. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Wernle. — Die Quellen des Lebens Jesu. Von Paul Wernle-Basel. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Wick. — Neue Menschen. Philosophischer Roman von August Wick. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. O. J.

Wilde. — Drei Essais von Oskar Wilde. Übersetzt von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. (Verschollene Meister der Literatur. II.) Berlin, Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung. 1904.

Willy. — Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung. Von Rudolf Willy. Zürich, Schulthess & Co. 1904.

Wilser. — Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Von Ludwig Wilser. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. O. J.

Wolf. — Frühling. Gedichte von Marguerite Wolf. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1904.

Wukadinovic. — Kleist-Studien. Von Spiridion Wukadinovic. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Wurmb. — Ein Bauspekulant. Roman von Richard von Wurmb. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Grundlsee.

Novelle

von

Otto Frommel.

Der Wirt hatte nicht zuviel gesagt. Die Lage des Zimmers war eine denkbar schöne. Die breite, hölzerne Veranda gewährte einen herrlichen Blick auf grüne Wiesenflächen, den dunkelgefärbten See und ernste, beinahe düstere Gebirgszüge.

Hier durfte Professor Vögtly, der eben angekommen war, hoffen, die ersehnte Ruhe für Geist und Körper zu finden.

Er wollte zunächst ganz allein sein, möglichst wenige Menschen sehen. Dazu war das vom Verkehr abseits gelegene kleine Hotel am Grundlsee der richtige Ort. Von seinen Wänden schien ein Duft von Stille und gesammeltem Behagen zu strömen. Vögtly empfand ihn, als er lautlos über die mattenbedeckten Gänge schritt, als er das einfache, mit Hirschgeweihen geschmückte Speisezimmer betrat.

Es war ihm, als fühle er bereits das Wohltuende der Ruhe, die ihn hier umgab. Wie genoß er den Gedanken, hier ungestört zu sein! Keine Besuche empfangen, keine erwidern zu müssen! Die Alltagswelt versank gleichsam vor seinen Augen. Er hatte fast bis zur letzten Minute vor der Abreise angestrengt gearbeitet. Eine Abhandlung, die für ein größeres Sammelwerk bestimmt war, mußte noch vor Semesterschluß beendet werden. Der Herausgeber drängte. Seine seminaristischen Übungen, an denen sich ein paar talentvolle Schüler beteiligt hatten, nahmen ihn stärker in Anspruch als in andern Semestern. Dazu kam der Abschluß des Kollegs über Michelangelo, in dem er sein Bestes zu geben pflegte. Und dann — diese lästigen Sitzungen, Senats- und Fakultätssitzungen. Alle paar Tage erschien der Pedell mit einem Aktenstoß. Im Erledigen rein formaler Geschäfte war Professor Vögtly furchtbar umständlich.

Das alles lag jetzt schon weit, weit hinter ihm. Er besaß die Fähigkeit, beendete Arbeit nicht nur äußerlich, sondern auch in seinen Gedanken

von sich abzuschütteln. Darum bedurfte er auch in seinen Ferien nicht, wie viele seiner Kollegen, der Menschen, die ihn ablenkten und zerstreuten. Nur Ungestörtheit und eine reine, große, ländliche Natur brauchte er, um wieder aufzuatmen. Selbst die Unruhe des Familienlebens, zumal die geräuschvolle Art der beiden Kinder, war ihm in den ersten Wochen der Ferien etwas Störendes. Es war ein für allemal festgesetzt, daß er etwa vierzehn Tage allein sich an einem schönen Punkt ausruhte und dann die Seinen nachkommen ließ.

Durch die offenstehende Tür trat er ins Freie. Er mußte mit den Händen die Augen beschatten. So grellen Glanz strahlte der die Mittagssonne spiegelnde See aus. Allmählich gewöhnte er sich an das helle Licht, das mit dem Sinken der Sonne überaus zarten und dann kräftigen Färbungen wich. Zum erstenmal sah er dies von mächtigen Bergwällen umschlossene steierische Seetal. Um die grünen Fluten des Gebirgsees legten sich sanftgrüne Matten und dunkle Tannenwälder wie ein Kranz. Darüber stiegen dann in kühnen, phantastischen Linien die Berge hinan, graue Felsmassen, hie und da von Almen unterbrochen, die sich von unten wie Flecken samtenen Mooses anschauten. Von fernen Hängen läuteten zuweilen Kuhglocken. Ein Juchzer hallte ab und zu von den riesigen Wänden her. Sonst lag das kleine Dorf in tiefer Stille, als feierten seine Bewohner den schönen Sommertag. Nur auf dem See war Leben. Boote in allen Größen und Gestalten kreuzten das blanke, unbewegte Wasser.

Er stieg hinab an das Ufer und ging es eine Strecke weit entlang. Es war an einzelnen Stellen sehr seicht, von hohem Schilf bestanden, über dem bläuliche Libellen ihre Spiele trieben. An andern schien es hoch abzufallen. Er suchte die kleine Bucht auf, in der die Nachen und Kähne lagen, deren sich die Fremden bedienen konnten. Ein halbwüchsiges Mädchen stand dabei und redete ihm zu, eine Fahrt zu unternehmen. Bald schwebte er auf dem leichtgebauten Fahrzeug über der kühlen Tiefe. Er war ein tüchtiger Ruderer und legte in kurzer Zeit ein gutes Stück zurück. Ein Wonnegefühl bemächtigte sich seiner. Er zog die Ruder ein und ließ den Nachen treiben. Die Sonne hatte inzwischen alles Stechende und Blendende verloren. Ihre abendlichen Strahlen zitterten wie ein feines Gewebe über dem flachen Wasserspiegel. Der Wassergeruch, in den sich, vom Wind herübergeweht, ein Duft von Heu und Harz mischte, tat ihm unbeschreiblich wohl.

Nun war sie völlig über ihn gekommen, die Stimmung, nach der er sich immer wieder so sehr sehnte. Die ihn daheim oft monatelang verließ. Und in der er doch den besten Gehalt seines Lebens genoß. Eine Stimmung der vollkommenen Gelöstheit, eine Art von Traumzustand bei klarem Bewußtsein.

Er kannte sie seit Jugendtagen. Immer war sie mit einer Natur wie dieser verknüpft. Einst in Konstanz, wo er aufgewachsen war, suchte er sie draußen auf den Wogen des Bodensees. Stundenlang konnte er, nach beendeter Schularbeit, auf dem blauen See zubringen. Nicht wie seine Kameraden dem Rudersport huldigend. Was er auf dem Wasser suchte, das waren nicht die

Trophäen, welche der Konstanzer Ruderklub zu vergeben hatte. Es war die unvergleichliche Seligkeit, die er empfand, wenn ihn der Nachen durch die lautere Bläue der Fluten trug und sein Aug hinüberschweifte zu den grünen Ufern oder zu den schneeigen Gipfeln des Säntis.

In den letzten Konstanzer Jahren freilich war diese Seligkeit keine ungetrübte mehr. Es lag etwas auf ihm, ein Rätsel, eine Frage. Er ging unter einem Druck umher. Der wich auch dann nicht von ihm, wenn er sich hinausruderte auf den See.

Allein, eine eigene Süße lag in der Beklemmung: Sehnsucht und Hoffnung, so daß er sie nicht hätte missen mögen. Was zuvor nur unbestimmtes Gefühl war, das erhielt nun einen bestimmten Inhalt, nahm liebliche, vielsagende Züge an. Es wurde für ihn zu einer nie versiegenden Quelle bunter Zukunftsträume. Ja, sogar zum Sporn tätigen Wirkens, zum kräftigsten Antrieb, sein Leben in feste Hand zu nehmen und einem bestimmten, seiner Anlage am meisten entsprechenden Ziel zuzutreiben. — Das Rätsel blieb Rätsel. Die schwärmerischen Hoffnungen erfüllten sich nicht.

Immer wieder kehrten aber die alten Stimmungen. Und sie verbanden sich seltsamerweise auch fernerhin mit der Gestalt, welche ihnen so viel von ihrem Eigensten gegeben hatte. Felix Vögtly kam allmählich dazu, eine Art von Doppelleben zu führen, ein wirkliches und ein aus Erinnerungen und Grübeleien gewobenes.

Mußte er das wirkliche mit andern Menschen teilen, so gehörte das andre nur ihm. Daran ließ er niemanden, nicht einmal sein Weib teilnehmen.

Still glitt sein Kahn so dahin. Lässig ließ er seine Hand über den Schiffsrand hängen, so daß er mit den Fingerspitzen das Wasser berührte. Wie die Kühle ihm ins tiefe Mark drang! Das frische Element liebte er über alles. Ihm war, als dämpfe es eine in ihm schlummernde Glut, die er schon so oft verloschen glaubte, ohne daß sie es war.

Als er endlich den Kahn zurückbog nach dem Landungsplatz, dämmerte es bereits stark. Er stieg langsam zu dem Hotel empor, in dem bereits die Lampen angezündet waren. Das Rudern, woran er nicht mehr gewohnt war, hatte ihn ermüdet. Er suchte nach dem Abendessen frühzeitig sein Zimmer auf und begab sich zur Ruhe.

Die nächsten Tage glichen einander in ihrem Ebenmaß von Licht und Schatten; sie waren für Felix Vögtly ausgefüllt mit sorglosem Umherwandeln in den schattigen Wäldern der Umgebung und leichter Lektüre, die mehr Gedanken anregte als bot.

Die wenigen Gäste, welche außer ihm das Hotel bewohnten, schienen ebensowenig Neigung zu gegenseitigem Verkehr zu haben wie er. Man sah sich nur bei den Mahlzeiten. Da jeder an seinem besonderen kleinen Tisch speiste, ergab sich auch hier kein äußerer Anlaß zu geselliger Annäherung.

Einmal, als Vögtly am See entlangging, kam er an eine Stelle, wo ebenfalls Boote lagen. Eine Tafel am Ufer besagte, daß sie dem Hotel gehörten,

welches ihn beherbergte. Er erfuhr auf seine Anfrage, daß die Boote den Hotelgästen jederzeit zur Verfügung ständen. Als er von der angenehmen Fahrgelegenheit Gebrauch machen wollte und die einzelnen Boote durchmusterte, fiel ihm ein besonders schön und elegant gebautes auf. Er betrachtete es genau. Es erinnerte ihn an die Art, wie die Fahrzeuge gebaut waren, deren er sich einst auf dem heimatlichen Bodensee bedient. Er schaute nach dem Namen: „Ulrike Contini". Wie ihn die zwei Worte erschütterten! Wie kam dieser Name in diese Gegend? Ulrike — wie oft hat er die drei Silben ausgesprochen, laut, halb leise! Wie oft gingen sie ihm wie ein ferner, windverwehter Klang durch den Sinn! Contini — es war der Name ihres Mannes, ein alter Schweizername aus dem Kanton Graubünden. Er konnte es sich nicht versagen, beim Abendessen den Wirt nach dem Schiff zu fragen. Hoffmann freute sich, dienen zu können. „Das Schifferl gehört einer sehr feinen Herrschaft, die seit drei Jahren jeden Sommer hier war. Eine junge, verheiratete Dame mit ihrer Cousine oder Schwägerin — das kann ich mir jetzt nicht deutlich erinnern. Die haben das Schiff mitgebracht und mir in Abwesenheit freundlicherweise überlassen. Heuer wird's das vierte Mal, daß sie hierherkommen."

„Sie wird wieder kommen?"

„Ja. Ich erwarte täglich Nachricht. Die gnädige Frau hat schon an mich geschrieben, ob ich die Zimmer noch frei habe, in denen sie letztes Jahr logiert hat. Den ganzen Sommer sind sie leer gestanden — leider," fügte er mit melancholischem Lächeln bei. Dann fuhr er verbindlich fort: „Es sollte mich freuen, wenn der Herr Professor in meinem Hause frühere Beziehungen . . ."

„Ach nein, nein! Ich kann mich geirrt haben. Der Name fiel mir nur auf. Danke Ihnen schön." Eine große Unruhe bemächtigte sich Vögtlys. Was wollte Ulrike hier? Weshalb kam sie, die in der Schweiz, wie er wußte, reich begütert war, hierher, in diesen abgelegenen Winkel? Und wer war das junge Mädchen, mit dem sie allein diesen von ihrer Heimat so fernen Ort aufgesucht hatte? Unablässig beschäftigten ihn diese Fragen. Fast mehr als die Aussicht, hier mit der Geliebten seiner Jugend zusammenzutreffen.

Als er auf sein Zimmer kam, fand er Briefe vor. Darunter einen von seiner Frau. Er warf seinen Rock ab und legte sich in dem etwas harten Lehnstuhl, so gut es gehen wollte, zu behaglichem Lesen zurecht. Beim Erbrechen des Briefes glitt ein Lächeln über seinen Mund. Wie schön Elisabeth schrieb! Die Schrift eines wohlerzogenen, guten Kindes, das eine kräftige Hand besitzt. Unter dem Namen Vögtly ein dicker, mit dem Lineal gezogener Strich. Und so war auch der Inhalt. Gut, gescheit, tüchtig. Am Schluß starrten zwei schöne, große Tintenklexe, ordentlich sorgfältig dahin gepflanzt. „Küsse von Milli und Ferdi an Papale."

Er legte den Brief zur Seite und schaute durchs offene Fenster hinaus in den leuchtenden Augusthimmel.

„Und wenn sie nun hieherkäme, und wir sollten uns wiedersehen! Noch einmal sehen im Leben! Was dann?" Er fuhr sich mit der Hand über die

Stirne, als wolle er etwas wegwischen. „Nun, es wäre eben ein Wiedersehen wie so manches andre. Man hat sich verändert, so durchgreifend verändert — jedes hat sein eigenes Leben geführt — wer weiß, ob da noch eine Spur von gegenseitigem Verständnis und Interesse vorhanden ist! Einen gewissen Reiz muß es ja haben, sich so nach Jahr und Tag wieder zu begegnen, sich ganz ruhig und objektiv gegenüberzutreten. Vielleicht sogar etwas Heilsames, Erlösendes. Mein Gott — immer hab ich mir's eigentlich gewünscht. Nun, da's herankommt, weiß ich nicht recht, ob ich mich darüber freuen soll. Wann sie wohl hier eintrifft, vor oder nach Elisabeths Ankunft?" Er sprang rasch auf. Es duldete ihn nicht im engen Zimmer. Er suchte die Wirtsstube auf, in der die Leute aus dem Dorfe ihr Glas Bier zu trinken pflegten, und erkundigte sich nach einem Führer. Er beabsichtigte an einem der nächsten Tage eine Tour ins Gebirge zu unternehmen. Man wies ihn ins Dorf, wo er bald die geeignete Persönlichkeit fand und das Notwendige vereinbarte. —

Als er nach drei Tagen ins Hotel zurückkam, war Ulrike Contini da eingetroffen. Früher, als der Wirt vermutet hatte. Sie teilte ihm gleich bei der Ankunft mit, daß sie sich voraussichtlich in diesem Jahre nicht so lange wie sonst am Grundlsee aufhalten werde. Sie war nicht allein. In ihrer Gesellschaft befand sich ein sehr zart aussehendes, etwa sechzehnjähriges Mädchen. Es schaute müde und gelangweilt auf alles, was in seiner Umgebung vorging. Frau Ulrike behandelte es mit der größten Zuvorkommenheit und einer fast mütterlichen Sorgfalt.

Die ersten Tage verlebten die beiden Damen meist auf den nach dem See hinaus gelegenen Zimmern, wohin ihnen auch die Mahlzeiten gebracht werden mußten. In den Morgenstunden hielt immer ein Einspänner vor dem Hotel, in dem ein Arzt von Aussee herüberkam. Es geschah um des jungen Mädchens willen, das beständiger Schonung und ärztlicher Behandlung bedurfte.

Felix Vögtly hatte Ulrike bereits einigemal von der Ferne gesehen. Er vermied es absichtlich, sich ihr zu nähern. Da er ziemlich kurzsichtig war, konnte er zu keiner Entscheidung kommen, ob und in welcher Weise Ulrike sich verändert habe.

Etwa am vierten Tag nach seiner Rückkehr aus dem Gebirge — es war ein heißer Sonntagmorgen — saß er auf der Altane bei seinem Frühstück, als die beiden Damen aus der Tür des Speisesaales traten und sich ihr Frühstück ebenfalls im Freien geben ließen.

Da er ihnen bei ihrem Heraustritt das Gesicht zukehrte und an Ulrike sofort merkte, daß sie ihn erkannt habe, erhob er sich und ging etwas schwerfällig auf sie zu.

Ulrike reichte ihm die Hand. Auch sie wußte schon von seiner Anwesenheit. Sie begrüßte ihn einfach-herzlich. „Es ist schön, Sie wiederzusehen," sagte sie und fuhr, auf das junge Mädchen deutend, fort: „Meine Schwägerin, Fräulein Contini — Herr Professor Vögtly. Ich sage doch das Richtige?" Felix nickte, sich verbeugend. „Wo wollen wir uns setzen?" fragte Ulrike und

schaute sich um. „Sie haben sich das kühlste Plätzchen herausgesucht, Herr Professor.“

„Ich räume es Ihnen mit dem größten Vergnügen. Kellner!“

„O, bitte! Wir wollen Sie nicht verscheuchen. Wenn es Ihnen recht ist, lassen wir uns auch dahin decken. Wir haben ja noch gut Platz!“ Man setzte sich. Fräulein Daisy schien nicht ganz erbaut zu sein von diesem Zusammentreffen; doch verbarg sie ihren Mißmut nach Kräften. „Du mußt nämlich wissen, Daisy,“ sagte Frau Ulrike, „daß Professor Vögtly ein Jugendbekannter von mir ist, von Konstanz her. Die schönen Konstanzer Zeiten! Die liegen nun schon vierzehn Jahre hinter mir,“ setzte sie mit einem halb wehmütigen Lächeln hinzu. Felix empfand Ulrikes Art sehr wohltuend. Er hatte gefürchtet, das Wiedersehen könne etwas Peinliches haben. Und nun war alles so natürlich, so selbstverständlich.

„Wie kommen Sie eigentlich hierher, in diesen oberösterreichischen Seewinkel?“ fragte Ulrike.

„Ich wollte die Menschen loswerden und gute Bergluft atmen. Leider muß man jedes Jahr etwas weiter von Zuhause weg, um nicht unter lauter Kollegen zu geraten. Als ich die Karte und Bädeker studierte, sagte ich mir, hier müsse es verhältnismäßig ruhig sein.“

„Das trifft zwar nicht ganz zu,“ sagte Ulrike, „oder doch nur ausnahmsweise dieses Jahr wegen Bayreuth oder Oberammergau. In andern Jahren ist hier ziemlich viel Leben. Die Wiener kommen namentlich sehr gern hieher.“ „Desto besser, daß ich's dieses Jahr so getroffen habe. Im andern Fall wäre ich eben einfach weitergereist und hätte mir sonstwo einen stillen Platz gesucht.“

„Sind Sie nicht verheiratet, Herr Professor?“ fragte Ulrike mit einem Anflug von Erstaunen.

„Sie wundern sich, daß ich so allein in der Welt umherirre?“ erwiderte er lächelnd. „Ich bin freilich verheiratet. Weib und Kind müssen sich nur etwas gedulden, bis meine Nerven sich wieder in ihrer natürlichen Lage befinden. Dann werden sie auch hierherzitiert.“

Ulrike schaute mit einem ernsten Ausdruck ihrer großen, dunkeln Augen vor sich hin. Vögtly bemerkte es und unterdrückte eine Frage, welche er auf den Lippen hatte. Unwillkürlich wandte er sich an Daisy: „Für Sie, mein Fräulein, ist das wohl auch nicht das erste Mal, daß Sie hier weilen?“ „Nein, aber ich hoffe bestimmt, das letzte Mal. Wenn Ri — meine Schwägerin nicht so großen Wert darauf legte, und die Ärzte sie darin nicht unterstützten, ich wäre diesmal schon von hier weggeblieben.“

„Der hiesige Aufenthalt hat dir immer so gut getan, liebes Kind,“ besänftigte Ulrike; „du mußt dich hier nur erst wieder etwas einleben, dann bist du gern hier.“

Man plauderte noch eine Weile. Dann trennte man sich.

„Ein seltsames Zusammentreffen,“ sagte Ulrike, indem sie sich erhob. „Zürich und Freiburg liegen doch nicht gar so weit auseinander. Und doch sind wir uns nie bisher begegnet, seit wir beide von Konstanz weggezogen sind . . .“

„Ja, und jetzt findet man sich wieder hier in dieser Weltecke."

„Ich denke, wir frischen hier manche liebe alte Erinnerung auf," sagte sie lächelnd und ging, das junge Mädchen wie ein Kind an der schmalen, weißen Hand fassend, in das Haus.

Felix blieb in Gedanken versunken zurück. Die wenigen, unbedeutenden Worte, die man gewechselt, klangen in ihm nach. Es lag in allem, was Ulrike gesagt hatte, in ihrer ganzen Erscheinung etwas Freies, Reifes, das ihn überraschte. Was ihn einst in den Tagen von Konstanz zu ihr hingezogen, das war die scheue Zurückhaltung, die sie ihm und allen gegenüber übte. Nur manchesmal blitzte aus den verschleierten Augen ein Glanz, der von verborgenen Tiefen zeugte, ließ sie ein Wort fallen, das einen originellen, wenn auch noch ungeweckten Geist verriet.

Wie sicher, wie abgerundet trat ihm heute ihr Wesen entgegen! Was hatten die vierzehn Jahre der Trennung aus ihr gemacht! Und doch lag es noch immer wie ein Geheimnis über ihr. Sie hatte mit keiner Silbe ihre gegenwärtigen Verhältnisse angedeutet. Daß sie verheiratet sei, war auch jetzt noch alles, was er über sie wußte. In Zürich. Und an einen reichen Kaufherrn; das war ihm einmal früher gesagt worden. Aber wie sie in ihrer Ehe lebte — glücklich oder nicht — aus ihren Worten ließen sich keine Schlüsse ziehen.

Am späten Nachmittag ward eine gemeinsame Nachenfahrt auf dem See unternommen. Die Schwüle des Tages war hier wohltätig gedämpft durch einen kühlen Luftzug, welcher vom Gebirge her über die Wellen strich.

„Schauen Sie nur, wie grün die Ufer sind, wie entzückend grün!" rief Ulrike, als man etwa die Seemitte erreicht hatte. „Ich glaube, es kommt von der grauen Wolkendecke über uns," meinte Felix; „ich habe schon manchmal beobachtet, daß die Vegetation unter grauem Himmel eine viel intensivere Färbung gewinnt als unter blauem."

„Es muß Ihnen als Kunstgelehrtem, denke ich mir, ein besonderer Genuß sein, die Natur einmal wieder ganz naiv, ohne Gedanken an künstlerische Wiedergabe zu genießen?"

„Ja — und glauben Sie mir, ich kann das. Ich habe mir die Fähigkeit dazu bewahrt. Sie müssen nämlich wissen, es gibt Leute meines Fachs, denen geht die Natur überhaupt verloren. Durch das ewige Kritisieren und Analysieren von Bildern kommen sie dazu, auch an jedem Natureindruck so lange herumzuschulmeistern, bis von der lebendigen Schönheit nichts mehr übrig ist."

Ulrike nickte eifrig. „Ich kann mir's lebhaft vorstellen. Ich hatte in meiner Mädchenzeit einmal einen Lehrer in Kunstgeschichte, der verdarb mir alle Freude an den großen Kunstwerken, die er mit uns besprach, durch die langweilige, pedantische Art, mit der er es tat. Ich mochte eine Zeitlang gar nichts mehr von Bildern wissen."

„Das sieht dir ganz gleich," sagte Daisy; „du bist in allem so radikal!" Ulrike lachte. „Ich habe diesen Radikalismus nie bedauert. Meine Freude an den schönen Bildern ist schon wiedergekommen. Auf eine seltsame Art freilich. Ich muß es Ihnen erzählen, Herr Professor."

Felix, der bisher kräftig gerudert hatte, zog die Ruder ein und schaute nach der Sprecherin hin, deren schlanke, leicht gebräunte Hände nachlässig mit ein paar am Wege gepflückten Blumen spielten:

„Es war in meiner Brautzeit. Meine Eltern lebten damals in der Nähe von Lausanne in einem kleinen Landhaus am Genfersee. Bei einer Bergtour holte ich mir eine sehr unangenehme Erkältung, die mich tagelang ans Zimmer und in die Einsamkeit bannte. Mein Bräutigam sandte mir in meine Krankenstube Photographien von italienischen Kunstwerken, die er auf einer Reise im Jahr vorher gesammelt hatte. Sehr viele, Michelangelo darunter. Aber auch andres. Andrea del Sarto, Mantegna und namentlich Botticelli, dem ich früher nie eine Seite abgewinnen konnte. Ich stellte die Sachen um mich herum und betrachtete, so oft es mir mein Zustand erlaubte, eines von den Bildern. Ich ließ sie ohne irgendeinen Kommentar auf mich wirken. Höchstens, daß ich etwas Biographisches über den einen oder andern Meister nachlas. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche genußvollen Stunden ich damals erlebte. Eine neue Welt stieg vor mir auf. Dazu diese herrliche Gegend, die ich von meinem Zimmer, namentlich bei geöffneter Balkontür, recht wohl genießen konnte."

„Eine anmutige Art, über eine unangenehme Zeit wegzukommen," sagte Felix. — „Ja, und nun will Riki, ich sollte auch immer, wenn mir nicht gut ist, Bilder betrachten, und schleppt überall den schrecklichen Photographienkasten mit," meinte Daisy etwas weinerlich.

„Na, Kind, du darfst dich nicht beschweren. Ich habe dir nie was davon aufgenötigt. Es wäre bei dir auch verlorene Liebesmüh," erwiderte Ulrike, die Daisy mit einer leichten, liebenswürdigen Ironie behandelte. „Ich führe die Bilder nämlich ebensosehr mir zulieb als wegen der kleinen Schwägerin bei mir."

„Sie haben sie also auch hier?" fragte Felix. „Da können wir sie wohl bei schlechtem Wetter einmal gemeinsam betrachten. Das heißt: wenn es Ihnen, verehrte Frau, nicht ein schrecklicher Gedanke ist, Ihre Heiligtümer den Augen eines Kunstprofessors preiszugeben."

„Im Gegenteil. Ich würde gerne über dies und jenes einmal mit jemandem sprechen, der mit einem geübteren Auge sieht als unsereins."

Nach einer Pause sagte sie, indem sie auf Felix forschend hinüberschaute: „Ich denke es mir doch sehr befriedigend, seinen Lebenszweck darin zu haben, daß man junge, empfängliche Menschen in die Welt der Kunst hineinführt?"

Als Felix schwieg, fuhr sie fort: „Und selbst sich immer mehr in die Idealwelt hineinzuleben und das Große nachfühlend es gleichsam nachschaffen zu dürfen."

„Nachfühlen," erwiderte er, „immer nur nachfühlen und nie selbst schaffen, dies ist auch zugleich die Qual unsres Berufs. Es ist gewiß ein schöner Beruf. Ich leugne nicht, schon viel Befriedigung gefunden zu haben. Aber glauben Sie mir, in wem selbst Schaffenslust lebt, der fühlt gerade diesen Beruf oft als unerträgliche Last."

„Ja, aber warum werfen Sie die Last nicht ab? Warum geben Sie dem Schaffensdrang nicht nach? Kein Mensch kann Sie doch davon zurückhalten?"

Er sagte nichts darauf. Es fiel Ulrike nur auf, daß sich ein müder Zug über sein männlich kräftiges Gesicht legte. Sie vermied es, den berührten Punkt im Gespräch noch weiter zu erwähnen, und sagte mit warmem, herzlichem Ausdruck:

„Wir haben jetzt aber, weiß der Himmel, von allem schon gesprochen und nur noch nicht von dem, was mich besonders interessiert, von den Ihrigen, von Ihrer Frau und Ihren Kindern, lieber Herr Professor!" Als er nicht sofort antwortete, fügte sie lebhaft bei: „Sie müssen einer alten Jugendfreundin schon erlauben, daß ich danach frage. Wie manchesmal habe ich an Sie und Ihre Schicksale gedacht! Und nur wenig konnte ich darüber erfahren."

„Ich will es Ihnen in Kürze erzählen. Es ist eine einfache, eine sehr schlichte kleine Geschichte. Sie kennen meinen Lebensgang bis zu jener Abendstunde im Beckerschen Haus, wo wir Abschied voneinander nahmen. — Wer hätte dort gedacht, für wie lange Zeit! Ich war damals, glaub ich, schon entschlossen, Kunstgelehrter zu werden?"

Ulrike nickte. Ihre ruhigen, sonnigen Augen schienen gleichfalls wie die seinen rückwärtszuschauen in die Vergangenheit.

„Meine Studien führten mich auf verschiedene Universitäten und veranlaßten mich namentlich zu mehreren großen Reisen, auf denen ich mehr lernte als in den Hörsälen und Seminarien. Dann, als ich den regelmäßigen Studiengang absolviert hatte, nahm alles den üblichen Verlauf: Ich promovierte, wurde in Bonn Privatdozent und erhielt durch einen glücklichen Zufall früher, als das sonst zu geschehen pflegt, einen Ruf als Ordinarius für Kunstgeschichte an die Universität Freiburg."

„Sie sind rasch ans Ziel gelangt — das muß ich sagen," unterbrach ihn Ulrike. „Ich habe einen weitläufigen Vetter, Philologen, der führt heute noch nach Jahren in Basel ein kümmerliches Privatdozentendasein."

„Ich habe nur noch nachzutragen, daß ich mich schon in Bonn verlobt hatte, mit einer jungen Straßburgerin, die ich bei der Hochzeit eines Freundes dort kennen lernte. Kurz nach der Übersiedlung nach Freiburg verheirateten wir uns und leben nun seither, wie eben eine deutsche Professorenfamilie zu leben pflegt."

„Und leben glücklich!" sagte Ulrike in ihrer raschen, temperamentvollen Art. „Ich habe wenigstens die Universitätsprofessoren immer als beneidenswerte Menschen angesehen. Frei von materiellen Sorgen, von Rücksichten nach oben und unten, ganz einem Beruf leben zu können, der im Forschen besteht, das male ich mir immer als die schönste Stellung eines Mannes aus. Ich hätte als Mann keinen andern Beruf als diesen erwählt."

Felix erwiderte nichts darauf. Er sah nur nach Ulrikes Augen hinüber, die in der abendlichen Beleuchtung an Glanz immer zu gewinnen schienen. Es hatte den Anschein, als blickten sie noch in die Vergangenheit, denn auch kein leisestes Zucken verriet, daß sie sich beobachtet fühlten. Welche Bilder wohl

vor ihnen auftauchen mochten? Wieder hätte er beinahe nach ihrem Schicksal gefragt. Allein, die Anwesenheit des jungen Mädchens hielt ihn davon ab.

„Daisy," sagte Ulrike jetzt, „wir sollten wohl umkehren. Es wird recht kühl."

„O, Riki, bitte noch nicht. Es ist heute abend so wundervoll. Endlich einmal nicht so langweilig wie immer."

„Ein recht artiges Kompliment, danke schön," lachte Ulrike. „Aber wir müssen wirklich zurück, Herr Professor. Bitte, wenden Sie das Schiff. Daisy hat es morgen sicher zu büßen." Felix wendete langsam das Boot.

Er half, am Landungsplatz angekommen, den beiden Frauen beim Aussteigen und kehrte noch einmal auf den See zurück. Er fühlte das Bedürfnis nach völliger Einsamkeit.

Daisy nahm, als sie mit Ulrike die Höhe hinanstieg, auf der das Hotel lag, zuerst das Wort: „Es ist jammerschade, Riki, daß du so zur Rückfahrt gedrängt hast. Es war heute so hübsch. Ihr habt so klug zusammen geredet, du und der Professor."

„Wir werden ihn wiedersehen," sagte Ulrike einsilbig.

Felix Vögtly hatte viele Erinnerungen in ihr wachgerufen. Ihre Mädchenjahre in Konstanz standen wieder vor ihr. Diese sorglos verträumten Jahre. Wieviele Menschen kannte sie damals! Alle waren ihr immer gut und freundlich entgegengekommen. Auch Vögtly. Sie erinnerte sich noch seiner etwas schwärmerischen Art, über welche die Mädchen manchmal gutmütig spöttelten. Sie hatte auch mitgelacht. Aber etwas in seinem Wesen, vor allem auch in seinem Benehmen ihr gegenüber, hielt sie doch oft vom Spotten und Lachen über ihn ab. Sie wußte nicht mehr, was es war. Später, als sie lange von ihm getrennt war und reifer über alles dachte, kam sie auf die Vermutung, er habe sie geliebt. — Heute trat das nun mit einem Male alles wieder so stark an sie heran. Es verkörperte sich in ihm ihre schöne Jugend. Und immer tiefer schauten ihre stillen Augen in das alte, nie verblaßte Bild jener Tage.

Es geschah, wie Ulrike gefürchtet hatte.

Daisy mußte die nächsten Tage das Zimmer hüten, und da Ulrike doch nie lange von Daisy wegbleiben wollte, sondern immer einmal nach ihr sah, suchte man in der Nähe des Hauses schattige Plätze auf mit hübschem Durchblick auf See und Gebirge. Ulrike arbeitete dann meist an einer feinen Decke, in die sie mit großer Kunst Blumen von überaus zarten Linien und herrlichen Farben einstickte.

Felix schaute ihr zu und rauchte manchmal mit ihrer Erlaubnis eine Zigarette. Im Gespräch traten anfangs die Jugenderinnerungen sehr hervor. Eine Anzahl gemeinsamer Konstanzer Bekannter wurde durchgenommen. Felix entzückte der liebenswürdige Humor, mit dem Ulrike so manches Original ihrer Vaterstadt zu zeichnen wußte.

Einmal kam er von längerem Gang zurück, setzte sich in die kühle Speisestube und wollte eben zur „Neuen freien Presse" greifen, als Ulrike erregt ins Zimmer trat. In ihrem Arm lag kläglich schreiend eine kleine weiße Katze.

Ulrikes Wangen glühten. „Prügeln sollte man sie, diese Nichtsnutze. So 'ne arme Kreatur zu quälen!" Felix fragte, was geschehen sei.

„Ich komme eben hinaus auf den Hof. Da sehe ich, wie der zwölfjährige Bub des Wirts und sein Freund mit ihrer Schleuder nach dem armen Tier zielen, das ganz behaglich oben auf der Hofmauer liegt und sich putzt und leckt. Sie treffen das Tier am Bein, und mit einem jämmerlichen Geschrei fällt's herunter in den Hof. Wie ich es aufhebe, sehe ich, daß es ganz elend zugerichtet ist und nicht gehen kann. Man muß es dem Wirt sagen. Würden Sie ihn nicht rufen lassen, Herr Professor?"

Als dieser kam, sprach Ulrike sehr energisch und ernst mit ihm. „Ich hab Ihnen das gesagt, Herr Wirt, weil mir der Bub leidtut. Wenn ein Mensch solcher Roheit fähig ist, was soll später aus ihm werden! Einer, der die Tiere quält, vor dem sind auch die Menschen nicht sicher."

Betrübt ging der Wirt hinaus. Bald darauf hörte man ein gellendes Geschrei. Es kam von dem Wirtssohn, den sein Vater absichtlich so kräftig mit dem Stock bearbeitete, daß die Anklägerin von dem Vollzug der Strafe Kunde erhalten mußte.

„Es ist unglaublich, wie unverständig die Menschen sind," sagte Ulrike, und ihre Stimme bebte vor Erregung. „Dazu habe ich den Hoffmann doch nicht kommen lassen, damit er eine Roheit mit einer andern vergilt. Man kann das Gezeter nicht mitanhören."

Felix mußte lächeln. „Und doch sagten Sie vorhin, als Sie hereinkamen. ‚Prügeln sollte man diese Nichtsnutze.' Ich gestehe, ich gönne dem Bengel seine Tracht. Zuviel Humanität taugt auch nichts."

Ulrike war indessen eifrig mit der Katze beschäftigt. Sie hatte ein Waschbecken mit Wasser bestellt. Da außer Vögtly niemand im Speisezimmer war und Ulrike fürchtete, Daisy könnte sich über den Anblick des mißhandelten Tieres erregen, blieb sie mit ihrem kleinen Pflegling unten. Sie tauchte ihr zartes Batisttaschentuch in das Wasser und legte es dem Tier auf die wunde Pfote. Dann fütterte sie es mit Rahm.

Felix schaute ihrem sorglichen Walten zu. Das Bild hatte für ihn einen süßen Reiz. Ihm war, als enthülle sich ihm ein liebliches Geheimnis weiblichen Wesens bei diesem Anblick. Es lag etwas Hingebendes in jeder Bewegung Ulrikes. Ihre schlanke Hand schmiegte sich so gelind und gütig um den weichen Leib des Tieres. Sie sprach so zärtliche Worte, daß ihm unwillkürlich der Gedanke durch den Sinn ging: Wie schade, daß sie nicht Mutter ist!

Das Tier ließ sich alles ganz ruhig gefallen. Nachdem es genug von dem weißen, duftenden Rahm geleckt und seine kleine Schnauze mit dem roten Züngelchen sorgsam geputzt hatte, blieb es behaglich schnurrend auf Ulrikes Schoß liegen. Sie konnte sich nicht entschließen, es schon ins Freie zu tragen. So blieb sie im Speisezimmer. Felix leistete ihr Gesellschaft.

„Wie geht es eigentlich Fräulein Contini?" sagte er, nachdem der kleine Zwischenfall besprochen war.

„Ich danke Ihnen. Es geht ganz passabel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich bin über die Veränderung in ihrem Wesen. Daisy ist so nett und liebenswürdig diesmal, daß es mir ist, als sei ein Alp von mir genommen."

„Und worauf führen Sie das zurück?"

„Ich weiß es nicht. Ich kann es mir durch nichts erklären. Wenn ich daran denke, wie sie noch kürzlich auf der Reise an manchen Tagen gewesen ist, mürrisch, mit allem unzufrieden, sich und ihrer Umgebung eine Last, — nein, es war manchmal fast nicht zu ertragen. Ach — ich muß mir doch immer wieder sagen — ihr Zustand entschuldigt eigentlich alles."

„Was ist denn eigentlich das Leiden Ihrer Schwägerin?"

„Was soll ich sagen! Die Ärzte wissen's selber nicht. Jeder rät auf was andres. Keiner weiß es. Ich glaube, daß es etwas Ererbtes ist; erbliche Belastung nennt man's wohl in der Wissenschaft? Sie teilt ihr Leiden mit andern Gliedern ihrer Familie."

Ulrikes Züge nahmen plötzlich einen sehr ernsten, fast traurigen Ausdruck an.

„Sie müssen nämlich wissen, Herr Professor, daß mein Mann seit mehreren Jahren an einem schweren — ich fürchte, unheilbaren Nervenleiden erkrankt ist. Ich lebe deshalb getrennt von ihm."

Also das war's, weshalb Ulrike bisher über sich und ihr Leben so völlig geschwiegen hatte.

„Ich glaubte zu fühlen, daß etwas Schweres auf Ihnen lasten müsse, verehrte Frau," sagte Felix nach einer kurzen Pause in herzlichem Tone.

„Ich habe aber doch nichts von Trübseligkeit merken lassen?" fragte Ulrike. „Wenigstens ist es mein beständiges Bemühen, ruhig und nach außen heiter zu erscheinen. Und ich bin es ja auch meist."

„Ich schloß es auch nicht aus Ihrer Art, sich zu geben. Nein, daraus hätte ich wirklich nicht entnehmen können, daß Sie unter einem Druck stehen. Es war vielleicht mehr ein instinktives Ahnen. Wenn man an einem andern Menschen starken Anteil nimmt, fühlt man ihm ja manchmal etwas ab, was er mit keiner Silbe verrät. Und dann war Ihr Schweigen über Ihre jüngste Vergangenheit doch auch ein Bekenntnis."

Ulrike nickte. „Ich dachte mir, daß Sie sich darüber wundern würden. Ich hätte aber auch weiter geschwiegen, selbst wenn Sie mich direkt gefragt hätten. Wenn nämlich Daisy dabei gewesen wäre. Ich kann diesen Punkt in ihrer Gegenwart nicht berühren. Er ist doch ihr Bruder. Und sie hängt an ihm."

„Trat denn das Leiden bald auf?"

„Leider ja. Schon im ersten Jahr unsrer Ehe bemerkte ich Spuren davon. Aber denken Sie sich ein junges, unerfahrenes Ding. Ein ganz weltunkundiges junges Ding. Ich hatte niemanden, dem ich etwas davon sagen konnte. Meine Familie war weit weg. Und seine. Nun — man hat es mir schwer genug gemacht, als die Krankheit bei ihm zum Ausbruch kam und ich meine Zustimmung gab, daß er in eine Anstalt gebracht wurde. Und ich konnte doch nicht anders . . ."

Ulrikes Stimme bebte. Die Erinnerung bewältigte sie. Und wie sehr sie sich zu bezwingen suchte, Tränen traten ihr in die Augen. Ein tiefes Mitleid überkam Felix. Das Bild des jungen Mädchens von Konstanz stand wieder vor seiner Seele. Wie ahnungslos-glücklich war sie damals in die Zukunft hineingeschritten! Und wie mochte sie unter solchem Schicksal gelitten haben.

„Wie furchtbar, ein junges, kaum erblühtes Glück auf diese Weise verlieren zu müssen!" sagte er leise. Ulrike antwortete nichts. Erst als sie etwas ruhiger geworden, begann sie wieder: „Man muß sich doch oben halten. Man darf doch nicht alles verloren geben, solange man jung und gesund ist. Ich habe ja auch eine große Aufgabe an Daisy zu erfüllen. Sie hat vor einem Jahre ihre Mutter verloren, und mein Schwiegervater ist ein armer gebrochener Mann. So ist sie eigentlich an mich gewiesen. Und ich bin froh, daß mein Leben durch sie einen Inhalt hat." —

Ulrike wollte noch einiges sagen, als der Kellner eintrat und sie bat, zu Daisy zu kommen. Sie reichte Felix flüchtig die Hand und ging zu der Patientin.

Auch er suchte sein Zimmer auf. Er setzte sich an den Tisch und nahm sich vor, einen Brief an seine Frau zu schreiben. Er ergriff die Feder, tauchte sie ein und setzte sie auf den schönen weißen Briefbogen, den er vor sich hingelegt hatte.

Er brachte es nicht über die Anrede. Wie sehr er sich in die geistige Nähe seines Weibes zu versetzen bemühte, es wollte nicht gelingen. So oft er glaubte, ihr blondes, blühendes Haupt vor sich zu sehen, immer verschwammen die Züge wieder. Und an ihre Stelle traten die feinen Linien von Ulrikes Gesicht. Alles, was sie eben mit ihm gesprochen, was er in den wenigen Tagen seit dem Wiedersehen mit ihr erlebt, zitterte in ihm nach. Ihm war, als halte er eine überaus zarte Blume in seinen Händen, und als sehe er sie langsam, zögernd sich vor seinen Augen erschließen. Einst hatte er sich danach gesehnt, dies Wunder zu schauen. Aber es war ihm versagt geblieben. Sollte er jetzt das wonnige Schauspiel selbstmächtig unterbrechen?

Und weshalb auch. In Ulrikes Wesen lag eine solche Ruhe, eine solche gleichmäßige Wärme, daß für sie — und er glaubte, auch für ihn — keine Gefahr zu befürchten war. Mit einer unendlichen Bewunderung dachte er an sie. Was hatte sie erlitten! Und wie groß war sie aus allem hervorgegangen! Und wie schlicht, wie natürlich gab sie sich!

Seine Augen fielen wieder auf den Briefbogen, der vor ihm lag. Er dachte an Elisabeth. Er mußte ihr schreiben. Ihm war, als fühle er ihre Sehnsucht nach einem Briefe von ihm. Wie lange war's, daß er ihr keine Nachricht mehr gegeben hatte? Sechs Tage. So lange ließ er sie sonst ohne Not nie warten. Er schrieb gerne an sie. Ihre lieben, kindlichen Briefe zu beantworten, war ihm ein Vergnügen. Er tat sich was darauf zugute, daß er den rechten Ton, einen heiteren, freundlichen, vielleicht ein wenig überlegenen Ton ihr gegenüber vorzüglich traf. Heute wollte und wollte es

nicht gehen. Es war ihm, als habe er diesen Ton verloren. Und fand ihn nicht mehr.

Daisy war wieder so weit hergestellt, daß sie das Zimmer verlassen durfte. Doch mußte sie noch sehr geschont werden. Ihre veränderte Stimmung schien vorhalten zu wollen.

Sie erleichterte Ulrike ihre mühsame Pflege in jeder Weise. Felix äußerte sich in Daisys Abwesenheit einmal darüber.

Ulrike sah ihn mit einem glücklichen Lächeln an. „Denken Sie," sagte sie herzlich, „ich vermute stark, daß Sie dabei nicht ganz ohne Anteil sind!"

„Ich — wieso?"

„Ja, ich schloß es aus manchen kleinen, ganz unbedacht hingeworfenen Äußerungen. Sie hält furchtbar viel von Ihnen."

„Sie kennt mich ja aber kaum."

„Was will das bei jungen Mädeln in diesem Alter sagen? Ich habe Daisy stark im Verdacht, daß bei ihr ein kleiner ‚Schwarm' im Anzug ist."

Vögtly mußte lachen: „So alt muß man werden, damit einmal ein junges Mädchen für einen schwärmt. Wenn Sie sich nämlich nicht täuschen?"

„Es kommt bei Daisy noch eines hinzu," sagte Ulrike. „Sie hat ein stark entwickeltes Ehrgefühl. Ich glaube, sie würde sich genieren, ihre kindischen Launen vor Ihnen zu zeigen."

Daisy kam in diesem Augenblick selbst herbei. Sie war auf der Altane gewesen und bettelte, man möchte sie beim Spaziergang mitnehmen. Ihrem Wunsche wurde willfahrt. Ulrike schlug vor, die schöne, schattige Cramerpromenade nach Altaussee einzuschlagen. Bei einer Biegung des Wegs kam der Dachstein zum Vorschein. Still und majestätisch ragte er in den tiefblauen Himmel. Ulrike jubelte. „Ich bin doch das Hochgebirge gewohnt", sagte sie zu Vögtly, „und hab eigentlich die meiste Zeit mitten drin oder doch in seiner Nähe gelebt. Aber immer packt mich's wieder an. Schauen Sie nur, wie klar die Luft ist."

„Ja, fast zu klar," meinte Vögtly. „Mir sind die Schneeberge immer am liebsten, wenn sie so recht aus den Wolken herausgerissen erscheinen. Irgendwo ein Gewitter, und dann mit einem Schlag der Vorhang weg und freier Blick auf die Berge. Das ist das schönste."

Beim Rückgang, der Daisys halber sehr bald angetreten werden mußte, bat diese Vögtly, ihr ein paar Fichtenzweige abzuschneiden. In der Hand hielt sie ein Büschel wilder Nelken vom feurigsten Rot. Auf der letzten Bank vor dem Abstieg ins Tal flocht sie aus den Blumen und Fichtenzweigen einen phantastischen Kranz und legte ihn Ulrike leicht und anmutig in ihr lichtbraunes, welliges Haar. „Wie hübsch du aussiehst!" jubelte das junge Mädchen. „Wie eine Waldfrau."

Felix Vögtlys Augen aber hafteten wie gebannt an ihren Zügen. Hübsch? — Nein. Auch nicht schön war das rechte Wort für diese Erscheinung. Er suchte nach dem rechten Ausdruck und konnte ihn nicht finden. —

Jetzt kam das Hotel in Sicht. Ulrike hob seine Vorzüge hervor, klagte jedoch über die Hitze, unter der sie in ihren in der Nähe des Daches gelegenen Zimmern zu leiden habe. Felix bot ihr das seinige an.

Als sie freundlich dankend ablehnte, reifte in ihm ein Plan, den er mit Daisys Hilfe auszuführen gedachte.

An einem der nächsten Tage wollte er Ulrike zu einem Rundgang an den See auffordern. Während ihrer Abwesenheit sollte Daisy kurzerhand den Zimmerwechsel vornehmen lassen.

Diese willigte jubelnd ein, als ihr der Professor seine Absicht mitteilte; und als Daisy am Abend mit Ulrike allein war, sagte sie: „Du, Ulrike, dies Jahr ist es zum erstenmal wirklich schön hier."

„So, findest du?"

„Ja. Findest du nicht auch?"

„Es geht. Ich finde die Hitze recht unangenehm."

„Ach, das bißchen Hitze. Wir brauchten's ja nicht zu haben."

„Wie meinst du?"

„Na, Professor Vögtly hat uns ja sein Zimmer angeboten. Ich habe dich nicht begriffen, weshalb du ein so nettes, höfliches Anerbieten nicht angenommen hast."

„Kind, das verstehst du nicht. Vögtly hat das nicht so ernst gemeint."

„Ulrike," rief Daisy lebhaft, „wie kannst du das sagen? Ein Mann wie der Professor Vögtly sagt so etwas doch nicht, wenn er's nicht auch zu halten gedenkt."

„Kind, du bist noch arg grün. Du kennst die Welt noch nicht. Ich hätte sehen mögen, was für ein Gesicht Vögtly gemacht hätte, wenn wir in sein Zimmer gezogen wären."

Daisy sagte nichts weiter hierüber, sondern fragte plötzlich ziemlich unvermittelt: „Du, Ulrike, wie war er denn als junger Mensch?"

„In Konstanz, meinst du?"

Daisy nickte.

„Mein Gott, er war, wie junge Leute von achtzehn, zwanzig Jahren im allgemeinen zu sein pflegen. Das heißt: er war vielleicht gescheiter als viele seines Alters. Wenigstens konnte man sich gut mit ihm unterhalten."

„Hast du mit ihm getanzt? Er war gewiß ein guter Tänzer?"

„Das könnte man nun freilich nicht behaupten," lächelte Ulrike. „Er war ziemlich ungelenk. Und wenn ich mich recht erinnere, stieß er mit den Knieen. Aber wie du dich mit einem Mal für diesen Professor interessierst, Daisy! Denke daran, daß er verheiratet ist," setzte sie scherzhaft hinzu.

„Er spricht so wenig von seiner Frau," meinte Daisy, die so tat, als habe sie Ulrikes letzte Bemerkung nur halb gehört. Diese brach das Gespräch kurz ab. „Wir wollen zu Bett gehen, Daisy. Ich fürchte, du hast dir heute wieder zuviel zugemutet."

Sie selbst lag lange schlaflos da. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit Felix Vögtly. Heute beim Spaziergang war ihr sein Benehmen aufgefallen. Er hatte sie so eigen angeschaut, als sie dem Dachstein gegenüberstanden.

Und dann wieder, als Daisy ihr den Kranz ins Haar flocht. Es lag etwas Unergründliches in seinem Blick, ein Schmerz und eine Frage, die sie nicht beantworten konnte. Sie hatte sich anfangs herzlich unbefangen des Wiedersehens gefreut. Sie fand den Genossen ihrer glücklichsten Jahre in vielem ganz unverändert. Auch in seinem Benehmen ihr gegenüber. Und gerade in der Wiederaufnahme der alten Beziehungen lag für sie ein eigener Reiz. Es würde ja doch alles bald vorüber sein. Weshalb sollte sie, die vom Glück so stiefmütterlich Bedachte, nicht diesen Moment der Freude genießen, der wie ein flüchtiger Sonnenblick ihre Stirn streifte? Daß sie ihren Einfluß auf ihn nicht ganz eingebüßt hatte, das tat ihr wohl. Gefahr konnte in diesem Zusammensein kaum schlummern. Er und sie — jedes stand auf einem ihm vom Schicksal genau vorgezeichneten Wege. Sollte man sich nicht herüber und hinüber einen Gruß zurufen, für ein paar Stunden die Hände zu flüchtiger Berührung reichen dürfen? Wer weiß, ob diese Berührung nicht die letzte im Leben war?

Unbemerkt aber vollzog sich in Ulrike eine Wandlung. Das leichte Interesse, welches sie einst an dem jungen Vögtly nahm, und welches sich beim Wiedersehen sofort wieder einstellte, wich einer tieferen Teilnahme. Es war, als gehe etwas von dem Einfluß, den Vögtly auf Daisy ausübte, und über den Ulrike je länger je mehr staunen mußte, auf sie selbst über. Sie kämpfte dagegen an. Vergebens. Als er ihr heute sein Zimmer anbot, erschrak sie, als tue sich vor ihren Augen eine ungewisse Tiefe auf, die sie bisher nicht geahnt hatte. Sie fühlte, daß sie bei seinen Worten hätte jauchzen mögen. Und gerade darüber erschrak sie so heftig. Sein Blick, die Art, wie er sprach, alles, alles machte sie bestürzt und verwirrte sie. Wie seltsam! So plötzlich war dies Neue gekommen. Oder doch nicht? Hatte sie es nur nicht kommen sehen, nicht kommen sehen wollen?

In der Nacht ging ein heftiges Gewitter nieder. Eine starke Abkühlung war die Folge. Früher als sonst trafen sich Vögtly und die beiden Frauen beim Frühstück. Jedes wollte den frischen Morgen genießen. Als Ulrike sich einen Augenblick wegwandte, gab Daisy dem Professor ein Zeichen. Sie war entschlossen, den verabredeten Plan heute auszuführen. In der anmutigsten Weise unterstützte sie Vögtlys Vorschlag, den See bis zu dem Dorfe Gößl zu umgehen und von da mit dem Dampfer heimzukehren.

Als Ulrike Besorgnis äußerte, sie so lange allein zu lassen, lächelte sie still vor sich hin: Sie wolle auch einmal ihr eigener Herr sein und werde ihre Zeit schon gut anwenden.

Als sie ihren Willen durchgesetzt und Ulrike und Felix sich von ihr verabschiedet hatten, gingen beide eine Weile stumm nebeneinander her.

Der Wald, durch den der Weg bisher geführt hatte, lichtete sich. Man hatte freien Ausblick über grüne Matten auf den etwa hundert Meter tiefer liegenden See. Wie eine Enzianglocke schwebte der Himmel über See und Bergen, so tiefblau. An den Gräsern und in den Moosen hingen blitzende

Tropfen. In Ulrikes Wesen lag etwas, das zu diesem taufrischen Morgen im Gegensatz stand. Wie wenn beängstigende Träume Spuren auf ihrem Gesicht zurückgelassen hätten. Auch fühlte sie sich körperlich müde.

Vögtly, der es bemerkte, bot ihr den Arm, den sie auch nahm. Jetzt führte der Pfad wieder in den Wald hinein. Aber immer schwebte er direkt über dem See, dessen Wasser von der Morgenluft leise bewegt wurde.

„Fühlen Sie diesen herrlichen Atem des Morgens?" fragte Vögtly nach längerem Schweigen.

Ulrike nickte. „Ich fühle ihn, und er macht mir bang."

„Aber warum das? Es ist doch so erfrischend, dieses Wehen der Morgenkühle vom See herauf. Es hat doch etwas so Befreiendes!" Ulrike schwieg. Sie trat an einen Vorsprung hinaus, welcher von einem Geländer eingefaßt war. Leicht schwang sich ihre schlanke Gestalt auf den breiten Balken, der fast einer Bank ähnlich war. Durch einen Bruch des leuchtend grünen Laubes schaute man über den See auf das jenseitige Ufer. Dort stand die kleine Dorfkapelle. In ihrem leichtgebauten, grauen Turm setzte sich eben eine Glocke in Bewegung. Eine zweite folgte der Schwester. Die Töne klangen fein und silbern über das Wasser her.

„Es ist eigen," sagte Vögtly, „wie sich zuweilen in einer Stunde und an einem Fleck Erde alles Schönste und Bezwingende der Natur und des Lebens zusammendrängt. Lange habe ich nichts erlebt, das so stark und so beglückend auf mich gewirkt hat wie dieser Morgen."

Auch von Ulrike schien das traumhaft Nächtige allmählich zu weichen.

„So empfinden Sie," sagte sie lebhaft, „dem das Dasein gewiß schon viele Sonnentage gebracht hat." Es lag etwas Fragendes in der Art, wie sie das sprach. Vögtly ging darauf ein.

„Wie meinen Sie das, ‚viele Sonnentage'?"

Ohne herzuschauen, sagte Ulrike leise: „Viel Glück."

„Ja, was man so Glück nennt. Erfolge, Anerkennung, Karriere."

„Nein, ich dachte nicht daran. Obwohl man das nicht geringschätzen soll. Das weiß der am besten, der's nicht hat und nie haben wird."

„Und woran dachten Sie eigentlich?"

„Ich dachte an das, was wir alle brauchen, und was Sie besitzen: Liebe, Sympathie, Verehrung und Vertrauen vieler Menschen."

„Woher wissen Sie, daß ich das in so reichem Maße besitze, wie Ihre Worte es andeuten?"

„Aus allem, was Sie mir erzählt haben," sagte Ulrike offen und schaute ihn mit ihren klaren, tiefen Augen voll und ruhig an.

Er wich ihrem Blicke aus.

„Wissen Sie eigentlich, wem das hübsche Haus da drüben, etwa hundert Schritte von der Kirche, gehört?"

„Sie meinen das hochgegiebelte, mit dem feudalen Säulenbalkon zwischen den beiden riesigen Pinien?"

Vögtly bejahte.

„Es gehört, soviel ich weiß, der gräflich Kinskyschen Familie."

„Dies wäre ein Sommersitz nach meinem Geschmack. Dahin sich flüchten zu können vor all dem Menschenvolk — das denke ich mir beneidenswert."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, lieber Freund," sagte Ulrike teilnehmend. „Es ist so oft ein Klang in Ihren Worten, eine gewisse Bitterkeit, die ich mir mit dem, was ich sehen kann, nicht zusammenreime. Sie sind doch glücklich . . ."

Vögtly legte seine Hand auf Ulrikes Arm. „Reden Sie nicht weiter, ich bitte Sie, reden Sie so nicht weiter." Ulrike schwieg betroffen. „Sie mögen ja in einem Sinne recht haben. Ich selbst halte mich sogar oft dafür. — Hielt mich dafür," setzte er, sich verbessernd, hinzu. „Wir sprachen kürzlich über meinen Beruf. Ich sprach Ihnen aus, wie ich ihn empfinde. Er ist schön, anregend, bedeutend. Gewiß ist er das. Und doch, es fehlt etwas: das eigentlich Produktive. Ich wäre vielleicht nie dazu gekommen. Hätte als Künstler vielleicht nie einen Erfolg gehabt. Und doch komme ich darüber nicht hinaus."

„Ich meine, wir gehen weiter," sagte Ulrike, indem sie ihren luftigen Sitz verließ und rüstig voranschritt. Plötzlich blieb sie stehen und wendete sich zu Vögtly: „Sie haben eine grüblerische Natur, Herr Professor. Ich glaube, da sitzt der Grund Ihrer Unbefriedigtheit. Und dann ist das Semester noch nicht lange genug vorüber," fügte sie scherzhaft bei. „Atmen Sie noch ein paar Wochen Grundlseeluft, und die Welt bekommt ein anders Gesicht."

„Es ist die Art der Frauen," dachte Vögtly etwas mißmutig. „Mit ihren leichtgeschürzten Worten wissen sie über alles hinwegzutändeln." Und doch fühlte er den tiefen Anteil, den Ulrike an ihm nahm.

„Es ist nicht mutwillige Unzufriedenheit oder gar Hypochondrie," sagte er nach einer Weile. „Ich gebe ja zu, daß es so scheinen könnte. Und die meisten obenhinsehenden Menschen würden, wenn sie meine Stimmung kennten, es auch dafür halten."

Ulrike fühlte den Vorwurf in seinen Worten. „Sie dürfen mich nicht für oberflächlich halten," sagte sie ernsthaft. „Aber ist es nicht wahr, daß es oftmals die Brille ist, durch die wir die Welt sehen, durch die alles seine Beleuchtung empfängt?" Da er bejahte, fuhr sie eifrig fort: „Sie sind jetzt allein hier, ohne die Ihrigen. Schreiben Sie doch Ihrer Frau, Ihren Kindern, sie möchten kommen. Man muß Menschen um sich haben, liebe Menschen, die einem nahestehen, um ganz glücklich zu sein."

Ohne den leisesten Nebengedanken hatte Ulrike das gesagt. Vögtly nahm es in ganz anderm Sinne, als es gemeint war.

„Sie haben recht, Ulrike," sagte er leidenschaftlich. „Menschen, die einem nahestehen." Er wollte ihre Hand ergreifen.

Sie entzog sie ihm und sagte, ihre Erregung mühsam verbergend: „Wir wollen den schönen Tag ruhig genießen, lieber Freund. Wozu das Wühlen in Wunden, die man besser schont, als sie immer wieder aufzureißen."

Da flog es wie eine wilde Freude über seine Züge: „Ja, genießen wollen wir ihn. Aber Sie müssen mir helfen."

Es kam über die beiden einsam dahinschreitenden Menschen eine seltsame Stimmung traumverlorener Seligkeit.

Obwohl ein jedes von ihnen sein tiefstes Gefühl unausgesprochen ließ, war es beiden, als habe sich mit einem Augenblick eine Kluft vor ihnen geschlossen, die sie bisher voneinander trennte. Für Felix war es ein alter Traum, der sich jetzt endlich verwirklichte. Für Ulrike ein ungeahnt Neues, ein Glück, das ihr Widerstreben durch seine Kraft zerstörte, wie das allgewaltige Sonnenlicht wogende Nebel unwiderstehlich zur Tiefe zurücktreibt.

Kein Schatten, kein mißtönender Laut fiel von außen störend in die reingestimmte Harmonie ihres Innern. Vielmehr schien es, als spiegle sich ihr geheimstes Empfinden in den wechselreichen Bildern, die in unerschöpflicher Fülle vor ihnen auflebten.

Ein Klang stieg aus der Tiefe empor. Er kam von einem Nachen, der eben hinter einem Felsen sichtbar ward. Ulrike und Felix beugten sich über das Geländer vor, von dem der hart am jäh abfallenden Seeufer hinführende Waldweg begleitet war. Ein schönes, junges Mädchen in der malerischen Landestracht lag lässig im Fahrzeug, welches ein Jägerbursche langsam dahinruderte. Das Mädchen sang mit sonorem Alt ein Volkslied im Dialekt. Die Worte waren unverständlich. Den Schluß jeder Strophe bildete ein Jodler. Hatte die eigentliche Melodie etwas Wehmütiges, fast Sentimentales, so klang der Jodler wie ein jauchzendes Jubeln, ein herrlicher Aufschrei der Freude, der gleich einer freigelassenen Lerche an den Felswänden emporschnellte. Auf der höchsten Alm oben mochte der Senn das Juchzen vernehmen und in freiem Wechselgesang erwidern. Wenigstens war es den beiden am Wege Lauschenden, als fülle sich das ganze Seetal mit schwebenden, schwellenden Tönen.

Über dem Nachen, ungefähr in Augenhöhe mit Ulrike, spielten zwei Falter. Ihre samtenen Flügel glänzten in der Sonne. Der eine von ihnen, des Spiels müde, flog dem Lande zu. Vor Ulrike ließ er sich in einer Furche des Weges nieder. Das Spiel seiner prachtvollen Schwingen, die in vielen Farben leuchteten, fesselte die Aufmerksamkeit der beiden.

„So leicht möchte ich sein," begann Ulrike leise. „So leicht und so frei." Nach einer Weile fuhr sie, noch immer mit gedämpfter Stimme, fort: „Und so glänzende Flügel möchte ich haben, solche zauberhaften Flügel, so purpurn und so schimmernd in der Sommerluft."

In diesem Augenblick hob sich der Falter in die Lüfte. Er flog durch die Lichtung hinaus, seinem Gefährten zu, der noch immer über dem See gaukelte. Wieder begannen die zwei ihr sorgloses Spiel.

„Wie sie dahintanzen!" rief Ulrike. „Wie ihnen wohl ist, den Glücklichen!"

Der Nachen war inzwischen verschwunden. Der Gesang tönte fern und immer ferner. Es war wieder ganz still. Man hörte, wie unten am Ufer die kleinen Wellen an das Land schlugen. Über die Wasserfläche glitt ein unruhiges Zittern und Glänzen. Sie gingen weiter. Der Weg entfernte sich vom Seeufer. Er führte tiefer hinein in den Wald. An die Stelle des Laub-

holzes traten riesige Tannenstämme. Im weichen, duftenden Moos versanken die Füße der Dahinschreitenden.

„Hier müssen selten Menschen gehen," sagte Felix. „Es ist der reine Urwald." Er wies auf die gewaltigen Tannen zu beiden Seiten des Weges. „Was ist alle Architektur dagegen? Wie erscheint einem hier in der Waldesstille alles menschliche Kunstwerk so gemacht, so kümmerlich! Wie rasch wächst man hier über all das hinaus und fühlt sich als das, was man wirklich ist, ein Teil von dem großen Leben, das hier webt!"

„Ist Ihnen auch so zumute wie mir?" fragte Ulrike. „Ich fühle mich so frei, so leicht! Ich meine, so, wie mir jetzt ist, müsse einem in einer zeitlosen Welt sein."

In diesem Augenblick drang der Ton einer fernen Turmuhr herüber.

Ulrike lächelte. „Man soll sich nicht zu weit von der Wirklichkeit entfernen. Sie weiß einen gleich an ihr Vorhandensein zu erinnern."

„Ja, und mich erinnert noch etwas andres daran. Der Gang hat mir Appetit gemacht," sagte Felix, den scherzhaften Ton aufnehmend. „Wir müssen übrigens bald aus dem Walde sein."

In der Tat lichtete er sich. Der Weg führte über blumige Wiesen an ein paar uralten Bauernhöfen vorbei wieder dem Seeufer zu. Das Nordostende des Grundlsees war erreicht.

In der kleinen Wirtschaft des Dörfchens Gößl bestellte Felix ein Frühstück. Bänke und Tische standen im Freien. Beinahe unmittelbar hinter dem Gasthaus stieg eine turmhohe Felswand empor und schützte gegen die Strahlen der bereits hochstehenden Sonne. Vom See her kam es kühl und erfrischend. Ulrike ließ sich behaglich auf der grüngestrichenen Bank nieder.

„Ein Ausflug ohne Einkehren, das ist für Kinder nur ein halbes Vergnügen," sagte sie heiter; „und je primitiver, desto lustiger."

Ein Mädchen brachte auf Felix' Geheiß Brot und Eier und eine offene Flasche mit rotem Tiroler. Er schenkte Ulrike und sich die Gläser voll.

„Und zum Einkehren gehören klingende Gläser," sagte er und hob das Glas empor. Ulrike berührte mit dem ihrigen ganz leise das seine.

„Die Farbe muß für den Klang gelten," sagte Felix und hielt sein Glas gegen das Licht. „Dies köstliche Blaurot!"

„Ich trinke sonst nie Wein; Sie werden es bemerkt haben," sagte Ulrike. „Aber heute will ich's tun; Feste muß man feiern." — „Ich hätte nicht für möglich gehalten," begann sie nach einer kurzen Pause, „daß mir der heutige Tag so Schönes bringen werde. Ich habe eine so unruhige, ängstliche Nacht gehabt."

„Es wird das Gewitter gewesen sein."

„Möglich. Obgleich ich mich sonst nicht leicht ängstige. Aber heute Nacht war mir so bang, so ungewiß; ich lief wohl zehnmal ans Fenster und schaute, ob es nicht tagen wolle. Ich kann nicht sagen, wie ich den Morgen gegrüßt habe!"

„Gut, daß er gekommen ist. An die Nacht darf jetzt nicht mehr gedacht werden. Wir haben's droben im Wald verabredet. Freude! Frau Ulrike, es

lebe die Freude!" Die Gerufene stellte sich immer mehr ein. Der feurige Terlaner mochte dazu beitragen. Bald waren beide in einer fast ausgelassenen Stimmung.

Felix erzählte die lustigsten Geschichten aus seiner Kindheit. Von Schwarzwälder Pfarroriginalen, bei denen er seine Ferien zugebracht. Von Konstanzer Philistern und Schulmeistern. Ulrike wurde nicht müde zuzuhören.

„Sie sollten einmal Ihre Erlebnisse darstellen," sagte sie, als er im Erzählen innehielt. „Es müßte ein prächtiges, lustiges Buch werden."

Felix schüttelte den Kopf. „Es käme nie zustande. Ich habe auch schon daran gedacht. Habe sogar versucht, das eine oder andre niederzuschreiben."

„O wenn man das lesen könnte!"

„Es ist alles wieder vernichtet."

„Wie jammerschade!"

„Jetzt hier, Ihnen gegenüber, in dieser Herrlichkeit, da finde ich den Ton. Wenn ich daheim sitze und die Feder in der Hand halte, dann verfliegt jede Stimmung. Und Stimmung ist alles für eine solche Arbeit."

„Sie mögen recht haben. Aber auch bei der Stimmung heißt es zuweilen: l'appétit vient en mangeant. Haben wir's nicht heute erlebt? Wir wollen noch einmal anstoßen auf diesen heutigen Tag und auf die heutige Stimmung."

In diesem Augenblick hörte man den Pfiff des kleinen Dampfers, der gerade anlegte.

Ulrike und Felix sahen einander an. „Ich könnte heute abergläubisch werden," sagte Ulrike etwas mißmutig. „Vorhin provoziere ich die Dorfuhr, und jetzt locke ich den Dampfer herbei. Denn das häßliche Pfeifen hat doch gewiß die Antwort auf unser Gläserklingen sein sollen. Jetzt kommt sicher ein Menschenschwarm, und dann ist die schöne Stimmung, die wir hochleben ließen, dahin."

„Ich habe einen Vorschlag," erwiderte Vögtly; „wir suchen jetzt noch die beiden Waldseen auf, die da hinter der Wand versteckt liegen sollen, und dann — etwa in einer Stunde fährt der Dampfer zurück — benutzen wir ihn zur Heimfahrt. Wir werden dann ziemlich allein sein."

Ulrike war damit einverstanden. Sie hatte sich kaum erhoben, als ein Menschenschwarm das Gasthaus überfiel. „Gott sei Dank, daß wir denen entgangen sind," sagte Vögtly, als er mit Ulrike in das enge Tal einbog, welches zu den Waldseen führte. Hier war alles noch viel unberührter, ursprünglicher, gewaltiger als im Grundlseetal. Ein aus unbehauenen Stämmen roh zusammengezimmertes Boot trug die beiden über die stille, schwarze Fläche des einsamen Gewässers, zu dem die Bergabhänge ringsum jäh herabfielen. Die beiden verstummten allmählich fast völlig. Als die Fahrt beendet war und der Rückweg angetreten wurde, sagte Ulrike leise zu Vögtly: „Welch furchtbarer Ort! Heute ist es schön und sonnig. Und wie trostlos war es da hinten! Wie mag's erst sein, wenn der Himmel bedeckt ist, oder wenn sich ein Gewitter in dem engen Kessel fängt! Ich würde mich nie allein dorthin wagen, einfach aus einem unbestimmten Grauen."

Zur bestimmten Stunde wurde das Dampfboot bestiegen. Es war, wie Vögtly vermutet hatte. Sie beide waren fast die einzigen Passagiere. Sie nahmen auf dem Verdeck Platz. Das kleine Fahrzeug stampfte mit mutigem Schnauben durch die grüne Flut.

„Eigentlich ist es sträflich," sagte Ulrike, „daß ich so lange von Daisy wegbleibe."

„Wie können Sie wagen, von Fräulein Daisy zu reden!" versuchte Felix zu scherzen. „Sie halten den Vertrag von heute morgen schlecht, wonach keines von uns über die Gegenwart hinaus denken darf . . . Übrigens weshalb sollte es ihr nicht gut gehen? Sie hat den Abschied nicht besonders schwer genommen."

„Ich bin jetzt aber doch in Unruhe. Zudem — finden Sie nicht auch — es ist hier so entsetzlich schwül."

„Ich kann es nicht finden. Und wenn es wäre, Ulrike, könnte ich es fühlen, könnte es mich stören, jetzt, in dieser Stunde?"

Sie erwiderte nichts.

„Schauen Sie doch da hinüber. Dort oben sehen Sie den kleinen Weg. Man kann das Geländer ganz deutlich unterscheiden. Dort sind wir vor zwei Stunden gewandert. War es nicht ein wonniges Wandern?"

Ulrike schaute hinauf, lange, wie im Traum. Endlich kamen ihre Augen zu Felix zurück. „Doch," sagte sie, und ihre Augen leuchteten; „ich werde es nie vergessen."

Dennoch kehrte die frühere Stimmung nicht wieder, wie sehr Felix sie künstlich zu beleben suchte. Allmählich bedeckte sich der Himmel mit weißen Federwölkchen. Ein unerträglicher Föhn strich über den See. Beide atmeten erleichtert auf, als endlich das Ziel erreicht war, und die hohen Mauern des Hotels in Sicht kamen. Beim Wege vom Strande zum Haus sagte Felix, der lange geschwiegen hatte: „Unser Morgen hat anders geendet, als ich dachte. Nicht so schön, wie er begann. Aber die Schuld lag nicht an uns, Ulrike."

Sein Blick streifte ihre Augen. Ihm war, als suchten sie eine Träne vor ihm zu verbergen.

Bei ihrer Ankunft im Hotel kam Daisy den beiden entgegen. Sie war freudig erregt und nahm Ulrike bei der Hand.

„Endlich, endlich! Na, ihr müßt einen tüchtigen Gang gemacht haben. Jetzt komm nur gleich mit mir auf dein Zimmer, Riki."

Sie eilte voran und zog ihre Schwägerin förmlich mit sich die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf. Felix folgte schweigend. Er war gespannt auf das, was folgen sollte. Ulrike war erstaunt, als Daisy in den großen Hausgang einbog, anstatt noch eine Treppe höher zu steigen. Ihr Erstaunen steigerte sich, als sie direkt auf Vögtlys Zimmer zuging.

„Was fällt dir ein, Kind?" sagte sie etwas verwirrt. Aber schon war die Tür geöffnet, und Daisy winkte ihr mit den Armen, einzutreten. Ein Gefühl von Beklommenheit überkam Ulrike. Was sollte das? Was be-

absichtigte das junge Mädchen? Und Felix Vögtly ließ es geschehen. Träumte sie denn, oder war das Wirklichkeit?

Jetzt fiel ihr Blick in das Gemach. Da lagen ja alle die Gegenstände, die sie kannte, die sie täglich gebrauchte! Mit einem Schlag war ihr alles klar. Und doch ward es ihr schwer, den richtigen Ton zu finden.

„Also solche Dinge treiben junge Mädchen, wenn man sie einmal ein paar Stunden allein läßt! Drehen das ganze Haus um und stellen alles auf den Kopf," sagte sie, zur Heiterkeit sich zwingend. Sie nahm dabei Daisy am Ohrläppchen: „Wie soll ich dich eigentlich für diesen Mutwillen züchtigen?"

„O bitte," erwiderte Daisy und deutete auf Felix, „mich darfst du nicht allein vor deinen Richterstuhl stellen. Hiermit nenne ich dir den Professor Vögtly als meinen Mitverschworenen."

„Und ich spreche hiermit feierlich der Genossin meiner Tat Anerkennung und Dank für ihr erfolgreiches Wirken aus." Vögtly trat an die Tür: „Das hat sich ja wundervoll gemacht. Wie steht es denn nun aber mit dem Nebenzimmer? Ist Ihnen das schon ausgeräumt?"

Daisy verneinte: „Der Wirt konnte es mir heute noch nicht geben. Ich schlafe heute noch einmal oben." Vögtly verabschiedete sich. Er ging nach seinem neuen Zimmer. Es war nicht, wie er dachte, das von Ulrike bisher bewohnte. Vielmehr lag es auf der andern Seite des Hotels, hatte aber auch einen schönen Ausblick und war hoch und geräumig.

Ulrike erhob, als Vögtly sich entfernt hatte, gegen Daisy ziemlich heftige Vorwürfe. „Wie konntest du das tun, Kind? In meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen!"

„Aber Riki, so sei doch nicht so! Ich habe es ja doch nicht von mir allein getan. Er hat es doch selbst so gewollt!"

„Nun, ich hätte dir wirklich mehr Takt und Rücksicht auf mich zugetraut; ich weiß gar nicht, was zu tun ist, um diesen faux pas wieder gutzumachen."

Daisy wurde verlegen. Ein dunkles Rot färbte ihre Wangen: „Bitte, bitte, Riki, nimm mir's nicht übel!" schmeichelte sie.

„Du hättest es schon vor den andern Leuten im Haus nicht tun dürfen. Was müssen sie denken!" Ulrike war diesmal wirklich verstimmt. Felix hatte ihr anfangs gesagt, daß er dies Zimmer im Gedanken an die Ankunft seiner Frau genommen habe. Und nun hatte sie ihn daraus vertrieben. Es stieg etwas wie ein Schuldgefühl in ihr auf. Daisy wurde, als ihre Schwägerin ihre Klage fortsetzte, nun auch ihrerseits gereizt und fing schließlich wie ein ungezogenes Kind an zu weinen. Als sie merkte, daß dies auf Ulrike keinen Eindruck machte, ging sie zornig auf ihr Zimmer.

Ulrike war allein. Sie verschloß die Tür und warf sich auf eine der beiden Lagerstätten. Alles, was sich von Gefühlen in den letzten Stunden in ihr zusammendrängte, von ihr selbst mit Aufbietung aller Kraft in den Tiefen der Seele zurückgehalten, das brach nun orkanartig in ihrem Innern los. Was war doch an diesem heutigen Morgen, auf diesem waldfrischen Gang über den Ufern des Grundlsees geschehen? Ihr Leben hatte eine ungeheure Wendung genommen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne irgendein äußeres

Zeichen, ohne Kuß und ohne Händedruck hatte sie sich selbst aufgegeben, war seelisch das Weib eines andern geworden. Sie konnte es nicht fassen, nicht begreifen. War es denn alles nur ein Spiel? Nur eine stillschweigende Verabredung, einmal ein paar Stunden anders zueinander zu sein, anders zu fühlen, zu handeln, als es die Sitte und das Herkommen sonst erfordern? Ulrike suchte sich selbst einen Augenblick in solche Gedankengänge hineinzuleben. Es war ja alles so flüchtig. Wie kurz jener seligste Moment innigsten Berührens! Wie nüchtern und trostlos war die Rückfahrt! Sie selbst hatte ja gewissermaßen den Zauber gebrochen. Sie, die gegen sich so strenge Frau. Die ja von Anfang an jedes intensivere Gefühl für Vögtly abgewiesen hatte. Die es als Frevel empfand, in die Rechte einer andern einzugreifen. Hinter deren Rücken. Ohne daß sie sich auch nur verteidigen konnte. Nein, nein, es war nicht Wirklichkeit, es war alles Traum und Phantasie.

Ulrike richtete sich auf und sah sich im Zimmer um. Ihr war, als wolle alles, was sie sah, die Luft, die sie atmete, diese ihre Gedanken Lügen strafen. Hier hatte er gewohnt. Vielleicht auf dem Platz, wo sie lag, die letzten Nächte an sie gedacht. Sein Zimmer gehörte jetzt ihr. Und war sie nicht doch schuld an Daisys Tat? Konnte, mußte das Mädchen nicht in aller Naivität aus ihrem Verhalten gegen Vögtly schließen, daß sie im Grunde nichts an diesem Wechsel der Zimmer fand? Und fand sie denn wirklich etwas so Schlimmes daran? Ja, dem Verstande nach, als wohlerzogene Frau von feinen Formen und ausgebildetem Sinn für das Schickliche. Aber auch dem innersten Gefühl nach? Sie wollte sich mit Aufbietung aller Kraft ein Ja abringen. Aber es kam zu einem Nein.

Sie empfand es jetzt als ein Glück, hier zu sein, wo sie alles an Felix erinnerte. An jedem andern Ort, fern von ihm, hätte sie sich trostlos einsam gefühlt. Ihr war, als habe sich leise, ihr selbst unbewußt, in diesen letzten Tagen ihre Natur der seinen amalgamiert.

Wie rein und herrlich diese Morgenstunden gewesen waren! Ulrike schaute still zur Decke ihres Zimmers empor. Als könnte sie die Bilder ihrer Wanderung mit Felix da oben auf den weißen Kalkbewurf aus ihrem Innern zurückstrahlen. Und innig freute sie sich der visionär geschauten Lichtbilder. — Sie fühlte im Nachgenuß das tief Sympathische seines Wesens. Wie zwei Menschen eins miteinander sein können, ohne sich der Gründe ihres Einseins bewußt zu sein, mußte sie jetzt denken. Zwar ist er, so fuhr sie in ihrem stillen Zwiegespräch mit sich selbst fort, eine zu grüblerische Natur. Er hat gewiß auch für unsre Beziehungen bereits eine eigne Metaphysik. Er liebt es, Anfang und Ende, Einst und Jetzt zu verknüpfen und alle Zusammenhänge wie ein Nervengeflecht klarzulegen. Ihrem Wesen dagegen lag es auch jetzt fern, Gründe zu suchen für ihre Liebe zu Felix. Wozu etwas erforschen wollen, was einmal da ist, unbestreitbare Wirklichkeit? Still wiegte sich ihr Geist eine Weile auf den Wellen ihres Glücks.

Dann aber schrak sie zusammen. Ihre Augen schlossen sich, und ein taumelndes Gefühl, als wanke ihr Lager, und als sinke sie in bodenlose Tiefe,

übermannte sie. Eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer. Wo wollte das alles hin? Welcher verderblichen Woge steuerte sie zu? Ulrike war nicht mehr jung und unbefangen genug, um die Lage nicht klar zu überblicken. Sie wußte genau, was auf dem Spiele stand. Sie wußte: wenn nicht eines von ihnen beiden Halt gebot, dann war es um ein Familienglück geschehen. Und wieder erwachten in ihr die furchtbaren Selbstanklagen. Sie versuchte sich alle Züge zu vergegenwärtigen, die sich aus Felix' Äußerungen zu einem Bilde seines Weibes zusammenstellen ließen. „Die blonde Unschuld" hatte er sie einmal genannt. Fast etwas geringschätzig. Sie hatte ihn daraufhin um das Bild seiner Frau gebeten. Ein germanisches Mädchenhaupt, hell, frei und gut. Es lag etwas Kindlich-Knospenhaftes, etwas Unentwickeltes in dem Gesicht. Aber nichts Unsympathisches. Im Gegenteil. Ulrike wünschte im stillen, die Frau zu kennen.

Ulrike hatte Felix gelegentlich nach dem Befinden seiner Kinder gefragt. „Ach, da bin ich ganz beruhigt. Besser als Elisabeth könnte ich auch nicht für sie sorgen. Ich denke, es geht ihnen gut." Was konnte er Größeres zu ihrem Lobe sagen! Und doch — glücklich konnte er mit ihr unmöglich sein. Sonst . . .

Eine Unruhe, eine nagende Pein, eine quälende Zwiespältigkeit kam über sie, so daß sie ihr Lager wieder verließ und zu Daisy hinaufging. Diese aber war ganz in ihre frühere Launenhaftigkeit und Unliebenswürdigkeit zurückgefallen und gab nur halbe und unfreundliche Antworten. Sie erklärte, für diesen Tag ihr Zimmer nicht mehr verlassen zu wollen. Vermutlich war es ihr jetzt selbst peinlich, mit Professor Vögtly zusammenzutreffen.

So kehrte auch Ulrike auf ihre Stube zurück und verbrachte den Rest des Tages in einer trostlosen Verfassung.

Auf die Anfrage des Zimmermädchens ließ sie sich etwas Tee kommen. Von den beigegebenen Speisen berührte sie kaum etwas. Es ward ihr eine Lampe gebracht. Sie drehte sie herab. Das dämmernde Abendlicht tat ihren heißen Augen wohl. Die Fenster standen offen. Draußen über dem See wogten weiße, flockige Nebel. Es war so still wie sonst selten um diese Zeit. Das Wetter mochte die Leute vom Wasser zurückhalten. Und das Leben auf dem See gab allein einen vollen Klang.

Ulrike sehnte sich nach der Zeit, wo es ganz dunkel würde. Sie wollte dann zu schlafen versuchen und wenigstens für ein paar Stunden sich selbst vergessen.

Da klopfte es an die Tür. Ulrike erschrak. Sie öffnete selbst. Draußen stand Felix Vögtly und bat um Einlaß. Ohne ein Wort führte Ulrike ihn herein.

„Ich kann den heutigen Tag so nicht beschließen, ohne daß wir uns noch einmal gesehen haben, Ulrike!" sagte er, und in seiner Stimme klang tiefe Erregung. Ulrike nahm die Glasglocke von der Lampe, um sie anzuzünden. Felix legte ihr die Hand auf den Arm. „Noch nicht; es ist so schön in der Dämmerung." Er trat auf die Altane. „Welch zarte, phantastische Nebelbildungen! Es ist ein wogendes Leben und Weben. Wie Gestalten huscht's durcheinander."

Er kam in die Stube zurück.

„Ulrike," begann er wieder, „wie hast du den Rest des Tages verbracht?" Sie schwieg einen Augenblick. Er konnte auf ihren von der Dämmerung verwischten Zügen den Ausdruck nicht erspähen, den seine Anrede darin hervorrief. Dann erwiderte sie tonlos: „Elend, ach, wie elend!"

„War das alles, Ulrike? Nach dem schönen Morgengang?" Wieder eine Weile Schweigen.

„Nein! Ich war dazwischenhinein sehr glücklich. Wenn ich an den Morgen dachte, Felix, an unsern Morgen."

„Was fühltest du da?"

„Ich fühlte Wonne, wie ich sie nie gekannt habe."

„Und doch hat dieser Morgengang so trüb geendet? — Ulrike, ich glaube, er hat so geendet, weil wir nicht ganz wahr gewesen sind."

„Wieso? Nicht wahr gewesen? Wie soll ich das verstehen?"

„Wir haben uns nicht ganz gesagt, was wir uns sagen mußten, Ulrike!"

„Und auf was sollte sich das beziehen?"

„Es ist noch ein Rest in unsrer Vergangenheit, in der deinen wie in der meinen, den wir gegenseitig nicht ganz deutlich sehen. Oder ist es nicht so?"

Ulrike nickte. Sie erinnerte sich ihrer Gedanken, ehe Felix gekommen war. Er drängt vorwärts, sprach sie zu sich selbst, und wie ein schweres Gewicht legte es sich auf ihr Gemüt.

„Ich muß dir mein Inneres unverhüllt zeigen", begann er wieder, „damit du mich völlig verstehst. Damit deine Liebe nicht zu zweifeln braucht. — Ich merkte es wohl, daß dir manches an mir nicht klar ist. Und ich will es dir gleich sagen: das liegt nicht in den Verhältnissen; es liegt in mir selbst."

Ulrike ahnte, wovon er sprach. Jetzt erwachte mit einem Schlag ein leidenschaftliches Interesse an dem, was ihr nun vielleicht enthüllt wurde. Sie richtete sich hoch auf in ihrem Stuhl. Ihre Augen gruben sich durch die dichter werdende Finsternis Wege zu ihm hinüber.

„Meine Frau, Ulrike", fuhr er fort, „ist schön und gut. Aber sie ist Blüte und gelangt nicht zur Reife."

„Vielleicht fehlt ihr das, was Blüten zur Reife brauchen," sagte Ulrike ernst. „Vielleicht gewährt man ihr nicht die Luft, deren sie bedürfte."

Er schüttelte den Kopf.

„Nein! Das ist es nicht. Ich glaube vielmehr, es ist ihre Natur. Sie fühlt sich wohl in ihrem Zustande. Sie versteht und ahnt gar nicht, daß es ein Drüberhinaus geben kann."

„Felix, haben Sie Ihre Frau lieb?" sagte Ulrike und fühlte, daß sie an der gefährlichen Grenze stand, an der die Entscheidung ihres Schicksals lag.

Er beugte seinen Oberkörper vor und ergriff mit seinen beiden Händen die ihren. Und mit einer Leidenschaft ohnegleichen preßte er diese schlanken, unberingten, unsinnlichen Hände. „Lieb, Ulrike, habe ich immer nur *eine* gehabt, dich. Du warst es, mit der ich im Innersten zusammenlebte, du und nur du. Wie hätte ich eine andre neben dir lieben können?"

„Und wie konntest du dann mit einer andern eine Ehe eingehen?“ fragte Ulrike herb, fast streng.

„Ich täuschte mich selbst. Ich meinte, es werde mit der Zeit so kommen, daß ich dich vergessen und Elisabeth allmählich an deine Stelle setzen könnte. Ich Tor! Es war freilich eine verfehlte Rechnung. Vielleicht auch eine schlechte Rechnung. Ich hätte sie weitergerechnet. Selbst wenn immer falsche Resultate dabei herausgekommen wären. Aber nun fand ich dich wieder, Ulrike, hier wieder.“

Ulrike hatte ihre Hände den seinen entwunden.

„Es ist ein Verhängnis,“ klagte sie.

„Aber ein seliges, Ulrike. Oder findest du nicht?“

Sie schwieg.

„Eines fehlt noch. Ein letztes, Ulrike, das mußt du mir noch sagen.“

Sie wollte sich erheben. Er hielt sie zurück.

„Hast du nie an mich gedacht in der Zwischenzeit, ehe wir uns wiedersahen?“

„Doch, Felix, wie man eines Jugendbekannten gedenkt.“

„Und würdest du meiner, wenn wir jetzt auseinandermüßten, auch nur so gedenken?“

„Nein, Felix. Aber weshalb marterst du mich so?“

Er kam ihr ganz nahe. „Also auch du warst vorher nicht glücklich! Auch du hast dein Glück erst hier gefunden am Grundlsee.“

„Ein trübes Glück, ja, Felix, mein Glück!“

„Ein jubelndes Glück, Ulrike!“ brach es aus Felix' Brust; es hielt ihn nicht mehr auf seinem Platz. Er sprang auf und riß auch Ulrike zu sich empor. Jetzt quoll durch das Nebelgemenge bläulich-weißes, milchiges Mondlicht und floß in zitternden Wellen durch das offene Fenster der Veranda.

Ulrike lag an seiner Brust. Ein bleiches Frauenangesicht, auf dem tiefster Schmerz und innige Hingabe miteinander kämpften, verklärt von weicher Lichtflut, die sich wie ein zarter Schein schützend an ihre Wange schmiegte. In Felix Vögtly aber war nur eines: dürstendes Verlangen nach einem Borne, der jahrelang genährte Sehnsucht stillt, Leidenschaft, die jähen Schrittes die letzte, allerletzte Strecke durchmißt, die sie vom heiß erstrebten Ziele trennt.

Einen Augenblick regte sich kein Laut. Da vernahm man auf der Treppe Schritte. Vögtlys Name wurde genannt. Wie aus Träumen fahrend entwand sich Ulrike seinen Armen, wie sehr er sie festzuhalten suchte.

„Was ist das? Wer hat da gerufen?“

„Still, still, Kind! Es scheint ein Telegramm zu sein. Ich glaube so etwas zu verstehen.“

„Ein Telegramm?“

„Sie werden es auf mein Zimmer gelegt haben. Ich höre sie oben gehen.“

„Du mußt ihnen nach, mußt sehen, was es ist.“

Zögernd gab er Ulrikes Drängen nach. Er begegnete auf der Treppe dem Depeschenträger und dem Kellner. „Wir haben Euer Gnaden oben gesucht. Es ist ein Telegramm angekommen.“

„Wo haben Sie's? Haben Sie's auf mein Zimmer gelegt?"

„Nein, hier ist's."

Felix riß es hastig auf. Es war von Elisabeth. Sie kündigte ihre Ankunft für den nächsten Tag an. Mittags um 5 Uhr 20 würde sie in Aussee sein. Also sie kam. Er schob das Blatt in seine Brusttasche und kehrte zu Ulrike zurück.

„Ein Telegramm von zu Hause?"

Er nickte.

„Und was ist sein Inhalt?"

„Elisabeth wird morgen abend hier sein."

Ulrike schwieg. Nur wenige Minuten. Sie kämpfte den schwersten Kampf ihres Lebens. Vögtly ahnte, was in ihr vorging. Er näherte sich ihr und suchte ihren schlanken Leib zu umfassen. Sie wehrte ihn sanft von sich ab. Ihre Brust atmete schwer. Endlich fand sie sich wieder: „Felix, wir müssen uns jetzt trennen."

„Wir — trennen — Ulrike? Jetzt in dieser Stunde, der letzten, die uns noch bleibt? Es kann nicht dein Ernst sein."

„Doch," sagte sie leise. „Wenn wir uns jetzt nicht trennen, wird es zu spät sein."

„Ulrike! Trennung in diesem Augenblick — das ist Wahnsinn. Es ist Tod . . ."

„Nenn's, wie du willst. Wir waren schon zu lang beisammen. Denke an dein Weib, Felix. An deine Kinder. O Gott, was soll aus uns allen werden? Geh, ich flehe dich an, geh!"

„Nein, ich gehe nicht!" raste er. „Ich werde ein Narr sein und jetzt gehen, dich lassen, da ich endlich mit dir vereint bin. Laß die andern. Was kümmerst du dich um andre? Morgen sie, heute wir!"

Er riß Ulrike noch einmal an sich. Er überdeckte sie mit flammenden Küssen. Er grub seinen Mund in ihre Wangen, ihre Haare. Sie sträubte sich nimmer. Schlaff glitt sie an ihm hinab. Sie lag vor ihm auf den Knieen. Es war, als weiche jedes Leben aus ihren Pulsen. Vögtly erschrak. Was hatte er getan? Er kniete neben ihr nieder. Er redete auf sie ein. Sie gab kaum einen Laut von sich. Nur wie ein leises Schluchzen quoll es stoßweise aus ihrer Brust. Da kam er zur Besinnung. Es war zu Ende zwischen ihm und ihr. Sein Wille zerschellte an ihrer Ohnmacht. Er trug sie auf ihr Bett. Langsam und schwerfällig ließ er sich neben ihr auf einem Stuhl nieder. Er wollte nur warten, bis sie wieder bei klarer Besinnung war. Es währte lang. Endlich sagte sie wie im Halbschlaf: „Felix, gute Nacht! Spät. Ich möchte ruhen. Wie mich der Mondschein blendet!" Er zog die Vorhänge zu. Dann verließ er das Zimmer.

Sie sahen sich noch einmal. Am andern Morgen, als Ulrike im Reiseanzug dem Professor auf der Treppe begegnete.

„Wir fahren heute mittag um zwölf Uhr," sagte sie. Ihre Züge waren bleich und eingefallen. Sie sah viel älter aus als vorher.

„Ich werde an den Wagen kommen."

„Tun Sie das, bitte, nicht, lieber Freund. Wir wollen uns hier verabschieden."

„Hier auf der Treppe?"

„Es ist das beste. Hier sieht uns ja niemand. Wir wollen es kurz machen."

Sie reichte ihm die Hand. Sie war heiß, fieberig. „Wie können Sie in diesem Zustand reisen, Ulrike?" sagte er erregt.

„Es wird besser werden in andrer Luft," lächelte sie müde.

Da ging oben die Tür. Es war Daisy, deren Schritt hörbar wurde. Ulrike entzog Felix ihre Hand und ging hinauf. Felix Vögtly war allein. Er hielt es im Hause nicht länger aus.

Abseits von jedem Weg und Steg klomm er an einem der tannenbedeckten Abhänge empor. Oft glitt sein Fuß auf dem glatten Gerölle aus. Erschöpft warf er sich schließlich unter einer Riesentanne ins kühle Moos. Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Es gelang ihm nicht. Er erhob sich wieder und stieg höher. Schließlich kam er an eine Felswand. Ein paar Brombeersträuche boten ihm ihre glänzenden Früchte dar. Gedankenlos nahm er einige. Er konnte über das niedere Gestrüpp und den weiter unten liegenden Wald hinabschauen auf See, Dorf und Hotel. Jetzt wurde der Omnibus, mit dem die Gäste von und nach der Bahn befördert wurden, aus der Remise gezogen. Langsam und bedächtig spannte der alte Kutscher die zwei Schimmel vor das Gefährt. Der Wirt Hoffmann kam aus dem Hotel und wechselte mit dem Kutscher ein paar Worte.

Und jetzt öffnete sich die Altantür. Ulrike und Daisy traten heraus. Der Wirt half ihnen in den Wagen. Sie waren die einzigen Reisenden. Ein Peitschenknall. Dumpfes Rollen der Räder. Und nun war alles vorbei.

Vögtly lehnte sich an die Felswand. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Sein ganzes Innere brannte wie eine einzige Wunde. Er streckte die Hände aus, wie um einen entschwindenden, unersetzlichen Besitz festzuhalten. Er versuchte, Ulrikes Namen in die Lüfte zu rufen. Seine Stimme versagte. Ein gurgelnder Laut entrang sich seiner Kehle.

Trostlos starrte er hinab auf das Haus, in dem sich zugetragen, was nun abgeschlossen hinter ihm lag. Auf den See. Auf die Waldwege am jenseitigen Ufer, die er gestern noch mit ihr gewandelt. Ihm war, als müsse zwischen dem Grün der Bäume das zarte Lila ihres Kleides sichtbar werden. Wie tief unglücklich, wie verlassen er sich vorkam!

Wahrhaft peinigend aber stürmte jetzt der Gedanke an Elisabeths Ankunft auf ihn ein. Noch wenige Stunden, und er hielt sie in seinen Armen. Diesen Armen, die sich nach einer andern sehnten. Wie sollte er ihr entgegentreten? Wie vor ihr seine tiefe Erregung verbergen? Und doch — dies mußte sein. Sie durfte von dem Vorgefallenen nichts erfahren.

Er griff in seine Tasche und suchte nach dem Telegramm, das er gestern abend nur flüchtig gelesen hatte. Jetzt erst begann er darüber zu grübeln.

In ihrem letzten Brief schrieb Elisabeth, daß sie und die Kinder bis München in Gemeinschaft mit ihren Eltern reisen wollten. Das Telegramm war in München aufgegeben. Dorthin hatte sie ihn auch gebeten Briefe zu senden. Freilich, kein einziger war in den letzten Tagen abgegangen. War sie nun unruhig geworden über seinem Schweigen? Sie kam von München. Offenbar hatte sie sich ganz rasch zur Abreise entschlossen. Weshalb wohl? Elisabeth war doch sonst in allem so ängstlich, fast unfähig, etwas aus eigener Initiative zu tun. Und nun dieser für sie unerhörte Entschluß, eine solche Fahrt zu wagen, ohne zuvor seine Meinung eingeholt zu haben? Immer wieder quälte ihn die Frage, was Elisabeth wohl veranlassen mochte zu diesem Schritt. Sollte sie am Ende einen Verdacht gefaßt haben. Ach, es war unmöglich. Er hatte Ulrikes Anwesenheit wohl einmal in einem Brief an Elisabeth erwähnt. Aber so flüchtigerweise, daß schon ein argwöhnisches Gemüt dazu gehört hätte, mißtrauische Schlüsse aus dieser Briefstelle zu ziehen. Und wie weit war Elisabeth von Mißtrauen entfernt!

Wie dem auch war, es galt zu handeln.

Felix zog seine Uhr aus der Tasche. Der Zeiger wies schon auf drei. Wollte er noch rechtzeitig an den Zug kommen, so mußte er aufbrechen. Er ging zunächst ins Hotel zurück. Dort kleidete er sich sorgfältig um, bevor er den Weg nach Aussee antrat.

Die Kühle und der Schatten der Tannen, welche auf beiden Seiten die Straße begleiteten, und durch deren Gestämme man bald rechts, bald links hinabschaute in die rauschende Traun, wirkten beruhigend auf ihn. Vielleicht auch der Blick auf einen hohen Gebirgswall, an dessen zackigem Kamm goldige Mittagswolken sich angesammelt hatten. Wie Träume schweben sie dort oben, dachte er. Und wie bald werden sie vergangen sein! fügte er leise bei. Ist es nicht alles ein Traum gewesen, ein lange genährter und nun endlich ausgeträumter? Was aber bedeuten Träume für das Leben? Sollte ein fester Wille ihrer nicht Herr werden können? Am Ende war das Erlebnis vom Grundlsee wirklich die Heilung eines langwierigen Krankheitsprozesses. Einen Moment wollte er sich sogar glauben machen, jetzt unbefangener vor Elisabeth treten zu können als je zuvor.

All diese Erwägungen wurden abgeschnitten, als der Weg plötzlich aus dem Walde trat und die ersten Häuser von Aussee sichtbar wurden.

Vögtly betrat den Bahnsteig, als eben der Schnellzug von Ischl hereinfuhr. Elisabeth, die im Zuge war, bemerkte ihn sofort.

Sie stieg rasch aus und eilte auf ihren Gatten zu. Sie begrüßte ihn mit einer gewissen Hast.

Sein erstes Wort klang wie ein Tadel. „Aber Elisabeth, was soll das heißen, dies jähe Hierherreisen? Du hast mich mit deinem Telegramm schön erschreckt."

„O bitte, Felix, verzeihe mir," sagte sie in flehendem Ton. „Ich hielt es nicht mehr aus! Ich mußte hierher."

„Und wo sind die Kinder?"

„Die sind wohlgeborgen bei den Großeltern in München. Wir können sie jederzeit nachkommen lassen. Ich hätte mit ihnen nicht so schnell reisen können wie allein."

„Kind, ich kenne dich nicht mehr," sagte er und schüttelte mißbilligend den Kopf. Er führte Elisabeth zu dem Einspänner, der bereit stand. Bald fuhren die beiden durch den kühlen Sommerabend hinauf nach Grundlsee.

Ihre Stimmung war gedrückt, ihre Unterhaltung einsilbig.

„Du hast mir immer noch keine Antwort auf meine Frage gegeben, Elisabeth," begann Vögtly nach längerem Schweigen.

„Auf welche Frage?"

„Weshalb du Hals über Kopf ohne Kinder und ohne vorherige Rücksprache mit mir hierhergereist bist."

„Felix, ich sorgte mich um dich. Du schriebst mir ja fast gar nicht mehr. Ich dachte schließlich, du müssest krank geworden sein und hieltest es vor mir geheim."

Es klang gepreßt, wie sie das sagte.

„Welch übertriebene Ängstlichkeit! Wer wird immer gleich an das Schlimmste denken!"

„Also ging es dir die ganze Zeit über gut?"

„Im allgemeinen ja," erwiderte er und beugte sich über den Wagenrand. „Du wirst staunen, wie schön es oben ist. Ich kann mir nicht leicht einen herrlicheren Fleck Erde denken." Elisabeth überhörte seine letzten Worte.

„Nicht wahr, Felix, wenn wir wieder einmal für längere Zeit voneinander getrennt sind, tust du mir das nicht mehr an? Läßt mich nicht so lange mehr auf Nachricht warten?"

„Ja, ja. Aber jetzt, Kind, genieße einmal die herrliche Fahrt. Ist es nicht köstliche Luft? Und wie geheimnisvoll die Wasser der Traun da unten rauschen!"

Elisabeth sagte nichts darauf. Sie saß aufrecht im Wagen, und ihre Augen schauten unruhig zu Felix hinüber, der ihren Blicken auszuweichen schien. Allmählich dunkelte es. Die schwarzen Tannen schienen höher in den immer blasser werdenden Himmel zu wachsen. Zwischen den Tannen ragte zuweilen eine im letzten Abendrot glühende Felswand empor. Aus der Tiefe des Trauntals wehte es kühl. Elisabeth, die ein sehr leichtes Reisekleid anhatte, begann zu frösteln. Felix bemerkte es und wollte ihr die Jacke umlegen, die neben ihr auf dem Polster lag. Sie wehrte ab. „Laß nur, ich werde mich an die frischere Luft bald gewöhnt haben. Ich bin ja nicht empfindlich."

„Du mußt mir jetzt von den Kindern erzählen. Ich habe noch gar nichts von ihnen erfahren. Was macht Ferdi? Ist er brav gewesen? Hat er Papas Mahnungen befolgt."

„Ferdi? O, dem geht's gut. Er sieht vorzüglich aus. Liesel dagegen machte mir etwas Sorge. Sie hat vor der Abreise sich noch recht erkältet. Aber es war offenbar nur ein tüchtiger Katarrh, der durch die Luftveränderung rasch besser wurde."

Elisabeth wurde gesprächiger. Vögtly freute sich, die lösende Frage gefunden zu haben. Er hätte gleich davon anfangen sollen. Man muß Frauen wie Elisabeth nur nach ihren Kindern fragen. Dann sind sie befriedigt.

Der Wagen näherte sich dem Hotel. Als er auf der Höhe ankam, stieg der Mond hinter Wäldern empor und goß sein bläuliches Licht auf den dunkeln See. Elisabeth war entzückt von dem Anblick. „Wie herrlich, hier mit dir und den Kindern ein paar Wochen reine Luft atmen zu können! Es ist eben am schönsten auf dem Lande."

Als sie beim Abendessen im hellbeleuchteten Speisesaal saßen, kam der Kellner und fragte Vögtly verbindlich:

„Wünschen der Herr Professor das obere Zimmer beizubehalten oder wieder herunterzuziehen in den zweiten Stock?"

„Wir wohnen oben," erwiderte Felix kurz.

„Hast du dein Zimmer gewechselt?"

„Ja, ich wohnte anfangs in der mittleren Etage und bin dann heraufgezogen."

„Die Zimmer sind wohl angenehmer oben?"

„Es geht. Ja, sie sind angenehm. Es war unten auch hübsch. Man hat vielleicht einen freien Blick auf den See oben."

Elisabeth fragte nicht weiter. Vor dem Haus war es mit einemmal sehr lebendig geworden. Stimmen wurden laut. Jetzt drang ein greller Feuerschein durch die Fenster. Die wenigen Gäste erhoben sich und schauten, was es gab.

Der Kellner erwiderte auf Felix' Frage, die Vorfeier des Geburtstags von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Josef werde begonnen. Bald hallte das Seetal wider von dem dumpfen Knall der Böller. An den Veranden des Hotels prangten Lampions.

„Du hast es gut getroffen, Lisbeth," sagte Felix und führte sein Weib hinaus auf die Terrasse vor dem Hotel.

Es war ein entzückender Anblick.

Über das Wasser flogen grüne und blaue Leuchtkugeln. Auf den höchsten Gebirgsspitzen glühten Bergfeuer. Vom Dorf her klang Musik. Urwüchsige „Steirer", von einer Bauernkapelle gar nicht übel ausgeführt. Bald jubelnd, in kräftigem Zweitakt, bald sehnsüchtig, langsam, dreitaktig. Verstummte das Orchester, kam Gesang vom See her.

Ein paar Mädchen mochten in einem Nachen mit Liedersingen ihrem kaisertreuen Herzen Luft machen. Sie sangen ein zweistimmiges Volkslied. Eine allein beschloß jede Strophe mit einem Juchzer. Felix erkannte sofort die Stimme wieder. Es war die nämliche, der er tags zuvor mit Ulrike gelauscht hatte. Da überkam ihn ein jäher Schmerz, ein Weh, dessen Heftigkeit ihm das Sprechen fast unmöglich machte.

„Elisabeth," sagte er mühselig, „wir wollen aufs Zimmer gehen. Es fängt an, unangenehm kühl zu werden."

„Wie du willst. Mir ist es zwar nicht im geringsten unbehaglich. Aber es ist vielleicht besser so."

Als sie in ihrem Zimmer waren, sprach Elisabeth ihre Verwunderung aus über die geringe Zahl von Gästen.

„Ein so hübsches, wohnliches Hotel wie dies. Und so wenige Menschen. Wie mich der Wirt dauert! Der kann unmöglich auf seine Kosten kommen."

„Das tut er auch nicht. Darum wird's mit seiner Herrlichkeit auch bald ein Ende haben."

„Bist du die ganze Zeit so allein gewesen?"

„Beinahe. Ich hatte nichts dagegen."

„Du schriebst mir einmal, du habest Bekannte hier getroffen. Sind sie nicht mehr da?"

Als Felix verneinte, fuhr sie unbefangen fort: „Schade, dann werde ich sie also nicht sehen."

Vögtly wünschte dem Gespräch ein Ende zu machen. „Die Lampions draußen können wir nicht brauchen. Ich will sehen, ob ich sie löschen kann." Er bog sich weit zum Fenster hinaus, konnte aber die lichtausstrahlenden Papierkugeln nicht erreichen. Ich werde hinabgehen und es dem Wirt sagen."

Er zog seinen Rock noch einmal an und ging hinab. Elisabeth setzte sich auf den Rand ihres Bettes und starrte in die Kerze, die vor ihr auf dem Tische stand und unruhig flackerte. Eine Unruhe erfüllte auch sie, die sie sonst nicht kannte. Sie hatte bisher so dahingelebt, die Dinge nehmend, wie sie kamen. Würde man sie gefragt haben, ob sie sich an Felix' Seite glücklich fühle, sie hätte getrost ja gesagt. Sie liebte ihn, und daß er sie liebe, das setzte sie stillschweigend voraus. Es fiel nie etwas vor, woraus sie das Gegenteil hätte schließen sollen. Viel über ihre Ehe nachzugrübeln, lag nicht in ihrer Natur. Allein in den letzten Tagen wurde ihre innere Ruhe gestört: durch die Briefe ihres Mannes. Anfangs, nach seiner Wegreise, hatte er ein paarmal geschrieben, freundlich, heiter wie immer. Mit einem Male änderte sich seine Schreibweise völlig. Ein frostiger, gelangweilter Ton klang aus ihr, den sie wohl herausfühlte. Und dann verstummte er ganz. Es beunruhigte und verstimmte sie tief. War er krank? Fast hoffte sie's. Denn ihre weibliche Kombinationsgabe, einmal geweckt, erging sich bereits in mannigfachen Vermutungen. Nun fand sie ihn gesund. Aber so anders, als sie ihn sonst kannte.

Es lag etwas Überreiztes, Nervöses in seiner Art. Seine Augen flackerten. Er hatte sie nicht einmal ruhig angesehen.

Da kamen Schritte die Treppe herauf. Elisabeth glaubte zuerst, es sei Felix. Allein, die Schritte gingen vorüber. Jetzt hörte man sprechen auf dem Gang. Es waren die Stubenmädchen. Sie gingen in ein am Ende des Ganges gelegenes Zimmer, kamen aber gleich wieder zurück. Dabei unterhielten sie sich so laut, daß Elisabeth einzelne Worte verstehen konnte. Eine jähe Röte stieg in ihr Gesicht. Sie hatte zwei Namen gehört, ihren eigenen und einen andern, fremdartigen, der ihr doch bekannt erschien. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich ihrer. Sie stand auf, eilte zur Tür. Sie preßte ihr Ohr an den Spalt, um noch ein Wort zu erhaschen.

Felix' Schritt wurde hörbar. Mit leichtem Aufschrei sprangen die Mädchen die Treppe hinab.

„Ist er denn noch da oben? Ich hab gemeint, er sei wieder in ersten Stock nunter'zogen." Das war das letzte, was Elisabeth vernahm.

„Es hat Mühe gekostet," lachte Vögtly, als er eintrat. „Der Wirt wollte durchaus, daß seine Lampions herunterbrennen müßten. Natürlich aus purem Eigensinn. Denn was liegt an den paar Dingern vor unserm Fenster!"

Während er noch sprach, wurden die Lampions von außen beseitigt.

„Und nun hurtig ins Nest!" drängte Felix. Er hatte schon das Licht gelöscht, als Elisabeth fragte:

„Du hast mir noch gar nicht gesagt, wer die Bekannten waren, mit denen du hier zusammenwarst?"

„Schrieb ich dir's nicht? Eine Jugendbekannte von mir, Frau Contini aus Zürich, und ihre Schwägerin, ein Fräulein Contini. Aber nun gute Nacht!"

Es war tief in der Nacht, als Felix Vögtly sich in seinem Lager aufrichtete. Er konnte keinen Schlaf finden. Er schaute nach Elisabeth hinüber. Sie lag, wie es schien, in sanftem Schlummer. Ihr schönes, goldnes Haar glänzte im Schein des Mondes, der wie eine zerschnittene Flamme grellgelb leuchtend über den Bergen stand. Er erhob sich und ging ans Fenster. Die sonst so liebliche Landschaft bot in dieser Beleuchtung ein düsteres, unheimliches Bild. Kahl und grau stachen die Berge vom Himmel ab. Wie flüssiges Blei, dick und schwer, lag der See in seinen totenstillen Ufern. Das bleiche Einerlei von Himmel, Erde und Wasser wurde einzig durch die Tintenschwärze der Tannenwälder unterbrochen. Felix seufzte tief.

Er trat ins Zimmer zurück, blieb aber an Elisabeths Lager stehen, geblendet von ihrer Schönheit. Sie schien das Widerspiel der Landschaft da draußen — lieblich, zart, jugendhaft.

Wie ein Märchenbild lag sie da, umflossen von der Fülle ihrer blonden herrlichen Haare.

Ihre frischen, gelösten Lippen, die schimmerten, als läge ein zarter Tau auf ihnen, zu küssen, erschien Felix in diesem Augenblick als die begehrenswerteste Labung seines verzehrenden Durstes. Und doch wäre es ihm unmöglich gewesen. Ja, hätte diese Hülle eine andre, reife, in sich vollendete Persönlichkeit umschlossen — —

Dennoch konnte er seine Blicke nicht von ihrem Angesicht wenden. Es war, als hielte ihn ein geheimer Zauber in seinem Bann. Und da — mit einmal öffnete sie die Augen, groß, wach, eindringend, so daß er, ins Tiefste getroffen, zurückfuhr.

„Du wachst, Elisabeth?"

„Ich wache mit dir," sagte sie mit ruhiger, klarer, fast scharfer Stimme.

„Und warum das? Weshalb kannst du nicht schlafen?"

„Ich frage dich dasselbe."

„Es ist so dumpf," antwortete er und wollte zum Fenster. Sie hielt seine Hand fest.

„Weiche mir nicht wieder aus," sagte sie und richtete ihre mondlichterfüllten Augen auf ihn.

„Ich weiche nicht aus. Aber du verfällst ja in einen ordentlichen Verhörston," versuchte er zu scherzen.

„Du bist mir noch eine Antwort auf eine Frage schuldig. Weshalb hast du dein Zimmer gewechselt?"

„Ich sagte dir ja, die oberen Zimmer sind angenehmer, luftiger," erwiderte er unsicher.

„Ist dies die ganze Wahrheit, Felix?"

„Habe ich dich je angelogen, Elisabeth?" brauste er auf.

„Soeben hast du's getan. Du hast dein Zimmer an deine Bekannte abgetreten. Ist es nicht so?"

„Und wenn ich's tat," sagte er kleinlaut, „was ist dabei? Ist Höflichkeit eine Sünde?"

„Warum hast du mir's verheimlicht?"

„Es ist wahr, ich hätte es dir ebensogut verraten können."

„O Felix, wie furchtbar du mir weh tust!" schluchzte sie und drehte sich von ihm weg.

„Kind," sagte er leise und beugte sich über sie. „Weshalb so mißtrauisch. Weshalb fragst du andre, was ich dir gelegentlich sicher einmal erzählt haben würde?"

Da richtete sie sich hoch auf.

„Ich habe niemand gefragt und würde nie einen Menschen gefragt haben, weil ich dir in allem blind vertraute. Daß ich es erfuhr, war ein Zufall. Traurig, Felix, daß mir ein Zufall sagen mußte, was ich nur von dir erfahren durfte!"

Es blieb einen Augenblick ganz still zwischen beiden. Dann nahm Elisabeth wieder das Wort: „Es ist wahr: ich bin nun mißtrauisch. Du selber hast mein Mißtrauen geweckt. Darum beantworte mir noch eine Frage!"

„Sprich," sagte er düster.

„Es ist etwas zwischen uns, zwischen dir und mir. Was ist es?"

„Was sollte das sein? Ich verstehe dich nicht. Die Nacht bedrückt dich und der grelle Mondschein. Ich werde die Vorhänge vorziehen."

„Felix, ich bitte dich, ich flehe dich an, gehe mir nicht länger aus dem Wege. Nimm den Druck von mir, der auf mir liegt, seit ich dich auf dem Bahnhof sah."

„Kind, steigere dich nicht in Dinge hinein, die dir nur schaden könnten. Du bist so sonderbar, daß mir bange um dich werden könnte."

„Ja, ich fühle es selbst. Es ist etwas in mir aufgewacht, vor dem ich mich selbst fürchte."

„Leg dich schlafen, und dies Etwas wird mit dir einschlafen, und du wirst morgen früh frisch und munter erwachen als meine Lisbeth von immer."

„Nein, Felix, es wird mit mir erwachen. Es kann nicht aufhören, bis du mir meine Ruhe wiedergegeben hast."

„Ich habe sie dir aber doch nicht genommen. Oder wodurch denn?"

„Durch alles, was mit diesem unseligen Grundlsee zusammenhängt."

„Wieso? Was war daran Besonderes?"

„Erst deine Briefe. Diese letzten zwei Briefe, die so kalt, so gleichgültig klangen."

„Aber ich bitte dich. Man ist nicht immer in der Stimmung beim Schreiben."

„Und dann das völlige Schweigen. Es beängstigte mich so furchtbar. Ich kann es dir nicht sagen. Und nun dein rätselhaftes Wesen."

„Was du dir doch in der Nacht alles ausdenkst! Ich bitte dich noch einmal: schlafe tüchtig aus. Morgen früh siehst du die Welt und mich und dich mit andern Augen an."

„Es muß etwas geschehen sein, etwas Schreckliches, das du mir verheimlichst. Das ich fühle, ohne daß ich es sehen und fassen kann. Was ist es gewesen? Bitte, bitte, Felix, vertraue dich mir an."

„Es war gar nichts Besonderes. Ich habe ganz ruhig dahingelebt. Du kennst ja meine Lebensweise in solchen Ferienzeiten."

Elisabeth schwieg. Wie, um ihm Zeit zu lassen. Als er nichts mehr sagte, begann sie wieder.

„Du sagtest vorhin, ich sei anders geworden. Und ich gebe es dir zu. Ich habe mich selbst verloren. Meine Ruhe. Ein Wort von dir kann mir allein helfen."

„Habe ich dir noch nicht genug gesagt?"

Sie schüttelte den Kopf. „Verzeihe mir, wenn ich dir jetzt weh tu, Felix. Ich will dich nicht kränken."

Er schaute sprachlos zu ihr hinüber.

„Welches waren deine Beziehungen zu der Fremden?" fragte sie. Ihre Stimme klang gepreßt. Wie, wenn sie sich jede Silbe abquälen müsse. Er zuckte zusammen. Daß sie so direkt fragen würde, hatte er nicht erwartet. Er senkte sein Gesicht zur Brust herab.

„Elisabeth, was fragst du danach?"

„Muß ich es nicht? Hängt für mich nicht alles davon ab?"

„Wie kommst du auf dergleichen? Gab ich dir je Grund zu Argwohn?"

„Nie bis heute."

„Dann besiege ihn auch diesmal."

„Ich kann nicht," stöhnte sie auf. „Felix, die Wahrheit. Nichts will ich mehr von dir als die Wahrheit. Ich werde sie tragen! So oder so."

Verzweifelt rang das schöne Weib die weißen Hände. Und sie bekam von ihrem Gatten die ganze Wahrheit, um die sie ihn angefleht hatte.

Am Tisch sank sie nieder und barg ihr Haupt in den Händen. Die Flechten ihrer Haare breiteten sich mitleidig über ihr Gesicht und ihre Hände. Sie umhüllten sie wie ein schützender Mantel. Vögtly schaute starr auf sie hin. Sie klagte nicht. Sie weinte auch nicht. War das sein Weib? Das Kind, wie er sie zu nennen pflegte? Zum ersten Male ahnte er, was er an ihr besessen hatte. Ulrikes Wort fiel ihm ein: „Vielleicht fehlt ihr das, was Blüten zum Reifen brauchen."

Sollte jetzt der Moment gekommen sein, da diese Menschenblüte reifte, in der Glut seelischer Leiden? Denn daß sie litt, sah er. Und plötzlich trat das Bild seiner Schuld erschreckend vor sein inneres Auge. Voll unsäglichen Schmerzes ging er auf sie zu und berührte ihre Schulter. Sie erhob sich. Heiße Röte strömte ihr über Hals und Gesicht.

„Laß deine Hände von mir," sagte sie: „sie haben nichts mehr mit mir gemein."

„Elisabeth, sie hätten nichts mehr mit dir gemein; du kannst sie wegstoßen, wenn sie, um Verzeihung bittend, zu dir kommen?"

„Verzeihung bittend?" wiederholte sie und schaute ihn mit großen Augen an. „Was soll ich dir verzeihen? Daß du eine andre liebst und es mir nicht gestehen wolltest, was ist daran zum Verzeihen?"

„Wie fremd deine Worte klingen, Elisabeth! Als gingen wir uns nichts mehr in der Welt an."

„Ist es anders? Kann es anders sein? Wo ist noch ein Band zwischen mir und dir, Felix? Ich sehe keines," sagte sie trostlos.

„Die Kinder." Es war als wage er das Wort nicht laut auszusprechen.

Da quollen heiße Tränen aus ihren blauen Augen. „Die Kinder," jammerte sie. „Was soll aus den Kindern werden! Sie haben keinen Vater mehr und wie bald vielleicht auch keine Mutter!"

Er sank vor ihr nieder. „Du darfst mich nicht so wegstoßen," ächzte er. „Du darfst dein und mein Leben nicht völlig vernichten, denn unser Leben ist auch das Leben unsrer Kinder. Was soll aus ihnen werden, wenn Vater und Mutter einander den Rücken kehren! Ich flehe um ihr Leben, wenn ich dich um ein Wort der Vergebung bitte."

Felix war wie ein Verzweifelnder. Über seine blassen, schlaffen Züge senkten sich tiefe Schatten. Sein Haar war verwirrt. Seine Augen hingen mit ängstlicher Spannung an ihren Lippen. Und in seiner Stimme lag etwas Kindlich-Flehendes. Etwas, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. So klang die Stimme ihres kleinen Sohnes, wenn er die Mutter um Verzeihung bat. Ihres und seines Sohnes! Waren sie nicht trotz allem und allem fest aneinander geschmiedet?

Elisabeth war in strengen Anschauungen aufgewachsen. Die Ehe war für sie ein unauflöslicher Bund. „Bis der Tod euch voneinander scheidet." Dies Wort, es war ihr einst bei der Trauung durch Mark und Bein gegangen, kam ihr jetzt in den Sinn. Und ein andres noch aus dem Evangelium, das vom Vergeben handelte. Sie streckte ihre Hand aus. Felix schaute zu ihr empor.

Wieder dachte er an jenes Wort Ulrikes von der Blüte, die des Hauchs der Liebe bedarf, um zu reifen. Nun war Elisabeth ohne diese Liebe gereift. Und auf ihn fiel die Last dieses Frevels an ihrem Leben.

„Steh auf, Felix," sagte sie. Unaussprechlicher Schmerz lag auf ihren Zügen. „Wir wollen jetzt nicht weiter darüber reden. Was sollen da Worte?"

„Sie sollen eines. Mir sagen, ob deine Hand, die du mir eben gabst, mir ein Pfand deiner Verzeihung ist? Oder war es nur eine augen-

blickliche Wallung deines Gefühls? Reut es dich schon, daß du sie mir botst?" stöhnte er.

„Nein, es reut mich nicht," erwiderte sie müde. „Ich gebe sie dir um der Kinder willen. Und du sollst sie auch behalten. Sie wird für dich und für die Kinder arbeiten."

„Ja, Elisabeth, die Hand und auch dein Herz. Nicht jetzt, nicht in diesem Augenblick. Ich weiß wohl, ich habe mein Recht darauf verloren. Aber ich will es mir zurückerobern. Ich will darum kämpfen. Und nur um das bitte ich dich: gib mir ein Wort, das mich hoffen läßt, daß ich sie wiedergewinnen werde."

Elisabeth richtete sich hoch auf. Ihre volle Gestalt stand mitten im flutenden Mondlicht.

„Du forderst zuviel, Felix. Du weißt nicht, was du forderst. Verlange alles von mir, ich will es dir geben. Aber eines kann ich dir nimmer geben, und wenn es mein glühendster Wunsch wäre: die Liebe, die ich zu dir hatte. — Gestern war sie noch lebendig, konnte ich mich in ihrem Glanz noch sonnen — heute ist sie tot. Wir wollen wahr sein, wollen nicht heucheln. Wenn ein Glas zersprungen ist, kann man den Riß wohl verkleben. Aber verschwinden wird er darum doch nicht. Und hell und froh klingen kann ein solches Scherbenglas auch nimmer. Mein Leben ist zerstört — und ich glaube, auch das deine."

„Ja, auch das meine," sagte er und kehrte sich zum Fenster.

Die erste ungewisse Helle wogte über die Berge herein und gewann der Nacht Schritt vor Schritt Boden ab. Drunten krähten die Hähne. Tagesgeräusche drangen durch die lautlose Stille herauf.

„Und was nun?" fragte Felix, ohne seine Blicke vom Fenster zu wenden. „Es gilt doch, weiterzuleben. Ich kann mir nach dem, was du eben sagtest, nicht denken, wie. Der Tag beginnt zu grauen. Wie schrecklich er vor mir liegt!"

„Und so wird ein Tag kommen und gehen wie der andre," fügte Elisabeth hinzu. „Und wir werden allmählich alt und grau werden."

„Und nie, nie vergessen, was hier am Grundlsee geschehen ist?" fragte Vögtly und ging, die Arme ausstreckend, auf sein Weib zu.

„Nie vergessen," sagte sie und wich langsam vor ihm zurück.

Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner[1].

I.

Januar 1858.

Freitag, 1. — Wetter neblig, trocken und kalt, so ziemlich der politischen Atmosphäre entsprechend. Um 1 Uhr begab ich mich in Begleitung der Sekretäre und Attachés: Ottenfels, Revertera, Blome und Hoyos nach den Tuilerien. Im diplomatischen Cercle befanden sich, ihrem Rangalter nach geordnet, die Botschafter: Monsigneur Sacconi, Lord Cowley, Djemil Bey, ich, Graf Kisseleff, der Herzog von Rivas; dann an der Spitze der Gesandten der preußische, Graf Max Hatzfeld. Der Kaiser reichte nur Cowley und Kisseleff die Hand und richtete an mich einige Worte notgedrungener Höflichkeit, nichts mehr. Die vom Nuntius im Namen des diplomatischen Korps dargebrachten Glückwünsche erwidernd, drückte er die Hoffnung aus, „daß im Jahre 1858, sowie im eben verflossenen sich die Einigkeit der Staaten und die Eintracht der Völker weiter befestigen werde".

Samstag, 2. — Die Kaiserin empfing heute abend nach üblicher Sitte das diplomatische Korps und die französischen sowie die fremden, bei Hofe vorgestellten Damen. Sie sah leidend aus und hustete stark, war aber dennoch reizend schön. Die Tuilerien eignen sich vorzüglich zu solchen Feierlichkeiten, die wahrlich in bezug auf Pracht nichts zu wünschen übrig lassen; aber sie haben — ich weiß nicht wieso — etwas Theatralisches und Improvisiertes. Der Mangel einer Vergangenheit läßt an der Zukunft zweifeln, um so mehr, als die Etikette heutzutage nur Geltung findet, wenn ihr Ursprung sich im Dunkel der Zeiten verliert. Die Luft bei Hof ist entschieden antiösterreichisch, das Verhalten der Höflinge kühl und zurückhaltend; obgleich mir gegenüber

[1] Dank der Freundlichkeit Seiner Exzellenz des Herrn Feldmarschall-Leutnants Grafen Hübner sind wir abermals in der angenehmen Lage, hier und weiterhin einzelne Abschnitte aus den nachgelassenen Memoiren seines Herrn Vaters: „Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich, 1851—1859", mitteilen zu können, und zwar aus dem zweiten Bande, der im Herbst dieses Jahres erscheinen wird. (Berlin, Gebrüder Paetel. Paris, Plon.) Die Redaktion.

immer höflich, scheint dies der Reflex der üblen Stimmung des Herrn zu sein. Ich habe diesbezüglich an Buol geschrieben: „Es herrscht hier eine leidenschaftliche Stimmung gegen uns. Ich merke es an tausenderlei Dingen; ich muß aber dem Grafen Walewski die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er stets höflich und bemüht ist, die Sachen nicht zu weit kommen zu lassen. In den Tuilerien ist man sehr gereizt . . . Seitdem ich in Paris bin, habe ich den Boden noch nie so schlüpfrig gefunden. Das beunruhigt mich nicht, aber ich würde meine Pflicht versäumen, wenn ich Ihnen dies verschweigen würde."

Dienstag, 5. — Lord Cowley, der Fürst Bibesco und Guizot besuchten mich. Der englische Botschafter spricht mit mir über die Donau, der wallachische Bojare über die Fürstentümer, der ehemalige Minister Louis Philipps über seine Memoiren, von denen die zwei ersten Bände in einigen Monaten erscheinen sollen. Thukydides und Machiavelli, sagte er mir, haben die Geschichte ihrer Zeit geschrieben. Warum soll ich es nicht auch tun? Da es Guizot ist, so werden diese Memoiren ein Beitrag zur Geschichte sein. Er gedenkt seine Arbeit in zwei Teile zu teilen; den zweiten, den er den ergänzenden nennt, hinterläßt er seinen Kindern, und derselbe soll von ihnen nach seinem Tode veröffentlicht werden. Er erzählte mir sein erstes Auftreten in Paris. Daselbst, 1807, angekommen, hatte er, noch sehr jung und unbekannt, das Glück, in die Salons der Frau d'Houdetot und der Frau von Duras, damals der Mittelpunkt der antibonapartistischen Opposition, aufgenommen zu werden.

Fräulein Rachel ist vorgestern in Cannes gestorben. Legt Trauer an, Corneille und Racine, denn ihr werdet hienieden mit der letzten Tragödin zu Grabe getragen. — Marschall Radetzki ist heute in Mailand gestorben.

Abends Ball in den Tuilerien! Wegen der in Paris herrschenden Grippe war er weniger besucht als gewöhnlich. Die Kaiserin war leidend und sah angegriffen aus. Ich tanzte mit Frau . . . in der kaiserlichen Quadrille. Der Kaiser sprach später mit ihr, und die arme Frau, die ihn rasend liebt, zog durch ihre Gemütsbewegung, die sie nicht beherrschen konnte, so pfiffig und schlau sie auch sonst ist, die neidischen und übelwollenden Blicke der Menge auf sich. Der Kaiser, welcher mir schon über ein Jahr trotzt, wich mir während des ganzen Abends sorgfältig aus und außer dem beim Cercle unbedingt erforderlichen Händedrucke richtete er kein Wort an mich. Er hat unrecht. Man soll niemals trotzen, besonders nicht, wenn man Kaiser ist. Ich strafe ihn, indem ich tue, als würde ich es nicht einmal bemerken.

Montag, 11. — Die Rachel wurde heute zu Grabe getragen. Es ist nicht richtig, daß sie auf dem Sterbebette zum Christentum übergetreten ist. Walewski sollte sich nach Ferrières begeben; er bat jedoch James Rothschild, die für heute angesagte Jagd auf morgen zu verschieben, damit er dem Begräbnisse beiwohnen könne (dem Begräbnisse „der armen Frau, die er geliebt und die ihm einen Sohn geschenkt hat"). In einer andern Sphäre hätte der Ehemann und Minister wohl eine andre Ausrede gefunden.

Donnerstag, 14. — Wir saßen eben bei Alphons Rothschild mit der Herzogin von Valmy, den Beaumonts und andren Freunden bei Tische, als seinem Vater, dem Baron James Rothschild, gemeldet wurde, daß ein Be-

dienstleter seines Hauses ihn zu sprechen wünsche. Er verließ den Saal, um alsbald leichenblaß zurückzukehren und uns mitzuteilen, daß italienische Missetäter soeben einen Anschlag auf das Leben des Kaisers und der Kaiserin verübt hätten, und zwar in der Rue Lepelletier unweit der Auffahrt zur Oper.

Freitag, 15. — Nachfolgend die Auskünfte, die ich heute früh sammeln konnte. Seit achtundvierzig Stunden hatte die Polizei von einem, zuerst in London, nach andren auf der Insel Jersey und dann wieder in Brüssel gegen das Leben des Kaisers angezettelten Mordanschlag Wind bekommen. Es gelang auch einem Polizeiagenten, wenige Minuten vor der Explosion, die ihm das Leben kosten sollte, ein Individuum namens Pieri, aus Korsika gebürtig, festzunehmen. Dieser Mann trug eine in ein Seidentuch gehüllte Bombe, zwei Revolver und einen Dolch bei sich. Die Ristori sollte an diesem Abend zum Benefiz der Sänger dieser Bühne spielen und, da der Hof angesagt war, so waren die Zugänge zur Oper hell beleuchtet, wie dies bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Als ich ungefähr eine Stunde vor dem Ereignis zu Wagen an dem Theater vorbeikam, bemerkte ich in der Rue Lepelletier eine dichtgedrängte Volksmasse. Gedeckt durch diesen Schleier der Menge, konnten sich die Meuchelmörder dem kaiserlichen Wagen nähern und nacheinander drei Bomben schleudern, die im Handumdrehen Pferde und Menschen drunter und drüber niederstreckten[1]). Weder der Kaiser noch die Kaiserin wurden getroffen. Eine Bombe platzte zwischen den Füßen der Pferde des kaiserlichen Wagens; eines derselben blieb auf der Stelle tot, wodurch die andern gezwungen wurden, stehen zu bleiben. Man befand sich etwa fünfzehn Schritte von der großen Freitreppe des Opernhauses entfernt. Die Geschosse hatten die Außenseite des kaiserlichen Wagens stark beschädigt, aber nur eines drang in das Innere und verletzte den Flügeladjutanten, General Roguet, der seinem Herrscher gegenübersaß, am Genick. Der Kaiser trug eine leichte Ritzwunde, die Kaiserin ein entzündetes Auge davon. Diese geringfügigen, kaum diesen Namen verdienenden Verwundungen dürften wahrscheinlich von Glassplittern herrühren. Da der Wagen nicht vorwärts kommen konnte, sahen sich die Majestäten gezwungen, auszusteigen. In diesem Augenblick bot die Rue Lepelletier einen schauerlichen Anblick. Herzzerreißend war das Schreien der Verwundeten und Sterbenden. Man sah verwundete Pferde der Bedeckung sich auf ihren Reitern, deren mehrere ebenfalls getroffen waren, herumwälzen und, was die Verwirrung und das Grauenhafte dieser nächtlichen Szene noch erhöhte, war die berechtigte Angst, die Verschwörer würden, die Unordnung benützend, es versuchen, den Kaiser und die Kaiserin mit dem Dolche zu töten. Unterdessen erreichten Ihre Majestäten zu Fuß die Oper und begaben sich geradenwegs in ihre Loge. Das Publikum empfing sie mit enthusiastischem Jubel. Man bemerkte, daß die Kaiserin nicht die geringste Erregung verriet. Ihr weißes Kleid zeigte Blutspuren; sie rührten von den Verwundungen der Menschen und Pferde her, an denen sie vorbeigehen mußte. Unter den angehaltenen Personen — außer Pieri, dessen sich, wie früher erwähnt, vor dem Platzen der ersten Bombe ein Polizeimann be-

[1]) Die Gesamtzahl der Opfer an Toten und Verwundeten wird auf 142 geschätzt.

mächtigt hatte — befindet sich der aus der Festung Mantua entsprungene ehemalige Adjutant Garibaldis, der übelberüchtigte Orsini. Er ist der Anführer der Verschwörer und das Haupt der Mörder.

Mgr. Sacconi und ich begaben uns heute morgen nach den Tuilerien in der Absicht, Ihren Majestäten unsre Glückwünsche darzubringen. Der Nuntius allein wurde empfangen. Was mich anbelangt, ließ sich der Kaiser unter einem höflichen Vorwand entschuldigen. Ich begab mich hinunter in die kleinen Gemächer zu Bacciochi, dessen Geschwätz mir zum ersten Male anziehend und lehrreich erschien. Der muntere, liebenswürdige Einführer der Botschafter, der gewöhnlich leicht von der Leber weg spricht, gab mir Auskunft über die nach dem Attentate in den Tuilerien herrschende Stimmung. Der erste Eindruck in diesen Kreisen war der einer unendlichen Freude, einem Unglück entronnen zu sein, welches dem gesellschaftlichen und politischen Glücke der Günstlinge der gegenwärtigen Regierung ein Ende gemacht haben würde. Ein andres Gefühl, das sich mit unerhörter Heftigkeit Bahn bricht, ist das der Entrüstung gegen England. Diese Überfülle an Zorn läßt sich nur infolge eines, aber sicher nicht von Louis Napoleon ausgegebenen Losungswortes erklären. Unsre Nachbarn, äußerte sich Bacciochi, mißbrauchen das Asylrecht. Man erlaubt Meuchelmördern, gegen das Leben des Herrschers von Frankreich und des Bundesgenossen Großbritanniens zu konspirieren. Man muß diesem Skandal durch Abänderung der englischen Gesetzgebung bezüglich der Flüchtlinge ein Ende machen.

Die Aufregung geht vom Palast des gesetzgebenden Körpers aus; Morny ist die Seele davon. Er nützt das Attentat im Sinne des russischen Bündnisses aus, dessen eifriger Fürsprecher er ist. Auch Troplong, vielleicht ohne es zu ahnen — denn er ist nicht besonders bewandert in Sachen der äußern Politik —, läßt sich durch die anti-englische Strömung fortreißen. Man spricht auch von Bittschriften der Bürgerschaft, in denen eine Revision des englischen Gesetzes verlangt wird. Alle Mitglieder des diplomatischen Korps sprachen im Laufe des Tages im Ministerium des Äußern vor, um Nachrichten über das Befinden Ihrer Majestäten oder vielmehr um Neuigkeiten einzuholen. Walewski sagte mir, daß eine heute zehn Uhr morgens eingetroffene Depesche des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth mit Sympathiekundgebungen die Majestäten tief gerührt habe.

Samstag, 16. — Das diplomatische Korps, der Senat, der gesetzgebende Körper und der Staatsrat wurden nacheinander vom Kaiser und der Kaiserin empfangen. Mgr. Sacconi sprach im Namen des diplomatischen Korps. Der Kaiser erwiderte, daß er aus den Sympathiekundgebungen der Monarchen mit Freude entnommen habe, daß diese ihn zur Erhaltung des Friedens in Europa für nützlich halten. Mit mir war er sehr liebenswürdig (erste Wirkung des Telegramms aus Wien) und sagte mir, er hätte mich gerne gestern empfangen, wäre er von meinem Besuche in den Tuilerien früher verständigt worden. Während er Cercle hielt, verweilte die Kaiserin bei den Botschaftern. Mit Lebhaftigkeit und einer gewissen Koketterie erzählte sie uns die Einzelheiten des Attentates. Nach der ersten Detonation, wobei ein Pferd getötet und

dadurch die andern am Weiterkommen verhindert wurden, öffneten sich gleichzeitig die beiden Wagentüren, und zwei höchst unheimlich aussehende Männer traten heran, offenbar in der Absicht, ihren Opfern mit dem Dolche den Gnadenstoß zu geben. In diesem Augenblick hielt sie sich für verloren. Aber Polizeiagenten eilten herbei und waren den Majestäten beim Aussteigen behilflich. „Der Weg zum Theater," fuhr sie fort, „gehörte wahrlich nicht zu den Annehmlichkeiten. Der Kaiser wollte umkehren, um mit den Verwundeten zu reden, aber ich schleppte ihn in den Saal und sagte, das sei eine Dummheit, es sei genug des Possenspiels!"

Nach dem Empfang des diplomatischen Korps begab sich der Hof in den Thronsaal, wo Troplong seine geharnischte Rede hielt, die taktlos wie er und nicht zeitgerecht war. Besonders scharf sprach er sich gegen das „Nachbarland" aus, welches das Asylrecht gewähre. Als er von dem „Prinzen" sprach, der mit seinem mächtigen Arm den Schild der europäischen Ordnung trage, flog ein Augurenlächeln über die Lippen der Botschafter. Morny, in seiner Eigenschaft als Präsident des gesetzgebenden Körpers, sprach mit Schwung und mit der Zwanglosigkeit des Bruders. Es war offenbar ein übertriebener Streich, um England zu verletzen. Die Rede des Staatsrates Baroche war geschickt, gewandt und sehr angemessen. Walewski sprach mit mir ausführlich über die Aufregung im Volke, über die Verlegenheit des Kaisers, über die Heftigkeit des anti-englischen Gefühles, zu dessen Organ sich Morny gemacht hatte. Er versicherte mich, daß die Minister von den Reden der Präsidenten, Morny und Troplong, die er wenig zu billigen schien, keine Kenntnis gehabt hätten. So verlief, wenn ich mich so ausdrücken darf, der erste Akt des Orsinischen Dramas.

(Paris 1892. — Lange nachher teilte mir einer meiner Bekannten, an dessen Wahrheitsliebe ich nicht zweifeln kann und der Kaiser Napoleon und seiner Gemahlin bis zur kaiserlichen Loge gefolgt war, mit, daß der Kaiser in diesem Momente ganz entmutigt zu sein schien, während die Kaiserin eine bewunderungswürdige Unerschrockenheit und Ruhe bewahrte. Darf man daraus schließen, daß es Napoleon III. an physischem Mut fehlte? Ich glaube es kaum. Muß man nicht die Erklärung dieser Schwäche wo anders suchen? Der Kaiser der Franzosen, zu den höchsten Würden erhoben, auf gleiche Stufe mit den Häuptern der alten Dynastien gestellt, hatte die Verbindlichkeiten vergessen, welche er in seiner Jugend mit denen eingegangen war, die über die unterirdischen Mächte verfügen. Die Bomben des Orsini sollten sie ihm in Erinnerung bringen. Ein Lichtstrahl sollte ihn plötzlich aufklären. Er mußte verstehen, daß seine früheren Mitbrüder niemals verzeihen noch vergessen, und daß ihr unversöhnlicher Haß sich erst dann besänftigen werde, wenn der Renegat in den Schoß der Sekte zurückgekehrt ist. Spätere Vorfälle, die ich bald erzählen werde, bekräftigen diese Auslegung.)

Montag, 18. — Buol zeigt mir an, daß General Prinz Franz Liechtenstein nächstens eintreffen werde. Er ist mit einer Höflichkeitssendung aus Anlaß des Attentates betraut. Dieser Schritt kommt sehr gelegen. Ich frage mich aber, ob es nicht besser wäre, gute Beziehungen mit Frankreich zu er-

halten und sich die großen Mittel aufzusparen, um große Erfolge zu erzielen, statt sie anzuwenden, um kleine Fehler des Charakters gut zu machen.

Heute eröffnete der Kaiser die „Session législative“. In einer langen Rede fordert er Repressionsgesetze. Dies war das Hauptsächlichste. Bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten schmeichelte er Rußland in erster und England in zweiter Linie und gab alle friedlichen Zusicherungen. Er befand sich in großer Aufregung, welche die Versammlung zu teilen schien. Man fühlt und sagt es sich: Welcher Wirrwarr, wenn dieser Mann getötet worden wäre.

Mittwoch, 20. — In Erwartung der Repressionsgesetze, von denen der Kaiser in seiner Rede gesprochen hat, beantragt Herr Billault die Aufhebung der „Revue de Paris“, eines republikanischen Blattes und des „Spectateur“ (früher „Assemblée nationale“), des Organes der Fusionisten und besonders des Herrn Guizot, eines unschädlichen, aber zanksüchtigen Gegners der kaiserlichen Regierung. Und auf diese Weise benutzt man in kleinlicher Tücke die großen Gelegenheiten. Der „Siècle“ ist das meistgelesene Blatt in Frankreich, und er ist grundschlecht; trotzdem läßt man ihn ungestraft fortfahren, Gift zu streuen.

Heute abend großer Ball in den Tuilerien. Ich tanzte in der kaiserlichen Quadrille mit der Prinzessin Anna Murat neben der Kaiserin und hatte nach dem Tanze ein langes Gespräch mit dieser. Das Losungswort ist: Die Armee wird das Kaiserreich und die napoleonische Dynastie retten, selbst dann, wenn der Kaiser getötet würde. Man ist derartig von dem Gedanken begeistert, eine schöne Frau mit einem Baby am Arme, unterstützt von einer heldenmütigen Armee, Frankreich retten zu sehen, daß der Kaiser, der bestimmt ist, durch irgendeine Bombe dahingerafft zu werden, für den Augenblick fast gar nicht in Betracht gezogen wird.

Freitag, 22. — Der „Moniteur“ enthält zahlreiche von Generälen, Obersten, Offizieren und Unteroffizieren unterzeichnete Adressen, in denen sie aus Anlaß des Attentats, für den Fall, daß der Kaiser verschwinden sollte, ihre Hingebung für das kaiserliche Kind und für die Regentin beteuern. In zweien dieser Adressen wird letztere mit unsrer großen Kaiserin Maria Theresia verglichen. Das ist nun die vorherrschende Note; man findet sie in Kaiser Napoleons Rede, und ich begegnete ihr in den Gedanken der Kaiserin vorgestern auf dem Balle. Man wendet sich an die Armee. Man hat recht, aber das beweist nur, was ich vom Tage nach dem Staatsstreiche an behauptet habe, nämlich: daß, trotz des ganz entgegengesetzten Anscheines, das aus einer Militärverschwörung hervorgegangene Kaisertum Louis Napoleons doch nur gestützt auf die Hilfe und den guten Willen der Armee bestehen könne. Diese offenbar höheren Orts, aber nicht durch den Kaiser, herausgeforderten Adressen der Armeekorps und der Regimenter bilden ein abscheuliches Faktum ähnlicher Art; sie sind aber eine logische Folge des Ursprunges des zweiten Kaiserreiches, und die Logik ist, wie man weiß, unerbittlich. Der Kaiser scheint das Peinliche seiner Lage zu fühlen. Er ist verstimmt, sieht traurig, fast niedergeschlagen aus. Die Kaiserin hingegen genießt auf kindliche Weise ihren Triumph als Heldin. Sie ist gehobener Stimmung und sieht gut aus. Prinz Franz Liechtenstein ist heute früh von Wien angekommen.

Samstag, 23. — Der „Moniteur“ fährt fort, die Adressen der Kommandanten, Offiziere und Unteroffiziere zu veröffentlichen. Darunter ist keine, in der nicht von der Ergebung für den kaiserlichen Prinzen und für die Regentin die Rede wäre. In mehreren dieser Kundgebungen findet man wieder den Vergleich mit der Kaiserin Maria Theresia. Andre nennen sie „Blanche de Castille“. Diesbezüglich wurde im Salon Pozzo gesagt: „Weiß — ja; von Castilien — ja; „Blanche de Castille“ — nein.“ Der Kaiser stützt sich auf die Armee, und es bleibt ihm nichts andres übrig; aber die französische Armee hält treu zu ihrer Fahne, gleichgültig, wer die Fahne trägt. Sie gehorcht dem Kriegsminister. Im Publikum herrscht Unruhe, im Faubourg St. Germain fürchtet man sich oder tut dergleichen. Überall sieht man platzende Bomben. Frau de la Ferté, die ich heute abend bei der Gräfin Hatzfeld mit der Herzogin von Sagan getroffen habe, schien sich hingegen mit Wonne an den tausenderlei Möglichkeiten zu laben, durch Bomben auf der Straße, in den Häusern, in den Kirchen, im Theater vernichtet zu werden.

Sonntag, 24. — Die militärischen Adressen nehmen kein Ende. Man hat unrecht, sie in den „Moniteur“ zu setzen.

Montag, 25. — Heute abend großer Ball auf der englischen Botschaft zu Ehren der königlichen Prinzessin, die sich heute mit dem jungen Prinzen von Preußen vermählt. — Langes Gespräch mit der Kaiserin, die mit mir sehr liebenswürdig war. Der Kaiser meidet mich etwas weniger, aber er hat die Gewohnheit verloren, mit mir zu reden, und ich werde meinerseits nicht trachten, daß er sie wieder aufnimmt.

Mittwoch, 27. — Großes Diner bei Hof zu Ehren des Prinzen Liechtenstein. Dieses ausschließlich österreichische Fest ist bestimmt, dem Schmollen zwischen den Höfen von Wien und Paris ein Ende zu machen. Drouyn de Lhuys' Rückkehr in die Tuilerien bildete das Ereignis des Abends. Seit seinem Austritte aus dem Ministerium (1855) hatte er sie nicht mehr betreten. Ich begrüßte ihn mit den Worten: „Sie sind mit Österreich ausgetreten und Sie kehren mit ihm zurück.“ Die günstige Gelegenheit und ein Brief, den der Exminister diesbezüglich an den Kaiser gerichtet hat, boten ihm den willkommenen Anlaß zur Aussöhnung. Das Auftauchen Drouyn de Lhuys dürfte Walewski eine schlaflose Nacht verursachen; nicht, daß er für den Augenblick bedroht wäre; aber der Fall ist möglich. Beim Diner waren sehr viele Gäste, siebzig Gedecke, glaube ich. Die Musik der Gendarmerie spielte, wie gewöhnlich, schauerliche Stücke. Das hinderte aber nicht das Gespräch mit der Kaiserin, die sehr heiter und liebenswürdig war, obgleich sie etwas abgemagert und, ach, auch ein wenig gealtert aussah. Der Husten hat sich wieder eingestellt. Der Kaiser hat zum erstenmal seit Compiègne, 1856, wieder einige Worte an mich gerichtet . . . Zögernd und mit verlegener Miene trat er vor dem Diner an mich heran, um mir zu sagen, daß ihn der Ton, in dem die eigenhändig geschriebenen Briefe des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth verfaßt waren, gerührt habe, weil er fühlte, daß die darin enthaltenen Wünsche vom Herzen kamen. „In den großen Augenblicken,“ antwortete ich, „und in schlechten Tagen bewährt sich die wahre Freundschaft.“

Der Kaiser, diese Anspielung auffassend, erwiderte: „Oui, à quelque chose malheur est bon.“

Donnerstag, 28. — Der „Moniteur“ enthält einen Bericht des Marschalls Vaillant sowie ein Dekret des Kaisers bezüglich der Einteilung der Linientruppen in Frankreich in fünf große Kommandos, an deren Spitze Marschälle mit dem Titel: „Kommandierende Generäle“ gestellt werden. Vaillant versicherte mich, daß an dieser großen und wichtigen Maßregel bereits über ein Jahr im Kriegsministerium gearbeitet worden sei, und daß sie nicht infolge des Attentats improvisiert wurde; nur habe man dasselbe benutzt, um zu einem endgültigen Entschlusse zu kommen. Die Armee wird in den Tuilerien immer mehr und mehr als die einzige und wirkliche Basis des kaiserlichen Thrones betrachtet. Sich der Armee durch deren Führer und der Führer durch die dem Kaiser zu Gebote stehenden Mittel zu versichern, das ist offenbar Kaiser Napoleons Gedanke. Dies ist übrigens in der Lage Frankreichs begründet. Frankreich ist das sinkende römische Reich in seinem Entstehen. Was die Zukunft anbelangt, „qui vivra verra“.

Samstag, 30. — Besuch im vornehmen Viertel, unter andern bei der Herzogin Larochefoucauld-Liancourt, deren sprudelnder Geist durch ihren sehr korpulenten Umfang nicht beeinträchtigt wird; dann bei der Marquise von Nadailhac. In diesen Salons wird mehr an der Erinnerung als an der Hoffnung gezehrt und zeitweise auch an Spottliedern; aber de facto, politisch genommen, zählen sie nicht mehr! Es ist nicht der Geist, der ihnen fehlt, noch auch die Fähigkeit zu fühlen und noch weniger die guten Manieren, die nirgends besser bewahrt werden als in diesen vornehmen Kreisen. Es ist das gezwungene Fernbleiben von den Staatsgeschäften während zweier Generationen, das auf einem großen Teil der französischen Aristokratie lastet. Herr Delessert, Polizeipräfekt unter Louis Philipp, dieser liebenswürdige Greis, den man immer auf dem Wege nach Passy daher galoppieren sah, liegt im Sterben.

Sonntag, 31. — Er ist heute gestorben. Meines Wissens ist er der letzte Weltmann, der die Kniehose und die Seidenstrümpfe als streng vorgeschriebenen Anzug beibehalten hat, womit er noch die Artigkeit und Höflichkeit der alten Sitten verband.

Februar 1858.

Montag, 1. — Eine an den Senat gerichtete kaiserliche Botschaft lautet im wesentlichen: „Im Falle des Ablebens des Kaisers ist die Kaiserin zur Regentin ernannt, mit einem Regentschaftsrat an der Seite, welcher aus dem Kardinal Marlot, Erzbischof von Paris, dem Herzog von Malakoff, dem Staatsminister Fould, dem Präsidenten des Senats, Troplong, dem des Gesetzgebenden Körpers, Grafen Morny, sowie dem des Staatsrates, Baroche, ferner Persigny und den Prinzen des kaiserlichen Hauses zu bestehen hat.“

Mittwoch, 3. — Die Regierung hat beim Gesetzgebenden Körper einen Gesetzentwurf zum Zwecke der Erlassung allgemeiner Sicherheitsmaßregeln eingebracht. Der „Moniteur“ gibt diesen Morgen eine Darlegung der Beweggründe für diesen Gesetzesvorschlag, der den Strafkodex dahin zu ergänzen be-

absichtigt, daß die Regierung bevollmächtigt werde, alle die Personen, die schon früher wegen ihrer Teilnahme am Verbrechen des Aufruhrs belangt worden sind und welche neuerdings im Verdachte bedenklicher Handlungen ständen, in einem der Departements von Frankreich oder in Algier zu internieren oder aus französischem Staatsgebiete auszuweisen.

Freitag, 5. — Billault hat seine Demission eingereicht. Mehrere Gründe veranlassen seinen Austritt aus dem Ministerium. Kaiser Napoleons Wahl war zu einer Zeit auf ihn gefallen, in der der Auserwählte des Volkes ernstlich daran dachte, sich mit der gemäßigten liberalen demokratischen Partei, welcher der abtretende Minister angehört, auszusöhnen. Aber die Umstände, die Gewalt der Verhältnisse und der neuen Macht selbst, die nicht einer Wahl des Volkes, sondern einer Militärverschwörung entsprungen ist und erst nach vollbrachter Tat durch einen Volksbeschluß gesetzlich anerkannt wurde, entfernten allmählich das Staatsoberhaupt Frankreichs von dem Gedanken, welchem Billault seine Berufung ins Ministerium des Innern zu verdanken hatte. Das Attentat vor dem Opernhaus gab ihm den Gnadenstoß. Als politische Persönlichkeit gering geschätzt, in der katholischen Welt übel beleumundet, den Konservativen aller Schattierungen antipathisch, hat Billault wegen der Unterstützung, welche er während seiner Tätigkeit als Minister dem Kaiser zur Herstellung der Ordnung geleistet hat, das Vertrauen seiner früheren Freunde, der vorgeschrittenen Liberalen, eingebüßt.

Man wirft Billault auch vor, daß er nach dem Attentate die gleichzeitige Einziehung der „Revue de Paris“ und des „Spectateur“ veranlaßt habe. So fällt denn der zu liberale Billault in dem Momente, wo er zu wenig freisinnig war; eine sinnreiche schlaubemessene Strafe, die ein Zusammentreffen von unerwarteten Umständen über diesen Politiker verhängt. Billault war Advokat und gedenkt zum Advokatenstande zurückzukehren. In Geldangelegenheiten hat er reine Hände.

Frau Walewska ist traurig und besorgt. Sie und ihr Mann schmollen dem Kaiser ein wenig. Drouyn de Lhuys' Rückkehr in die Tuilerien verdrießt sie, Persignys Ernennung zum Mitglied des Regentschaftsrates, dem Walewski nicht angehört, verletzt sie. Und dann, und so weiter! Frau Walewska ist eine reizende Frau, mit der man gern verkehrt — é tanta simpatica — aber sie mischt sich etwas zu viel in Politik.

Montag, 8. — Der Prinz Franz Liechtenstein hat hier großen Erfolg gehabt. Vom Kaiser und der Kaiserin mit Artigkeiten überhäuft und vom Hofgefolge wie ein regierender Fürst behandelt, reiste er höchst befriedigt von dem Ergebnisse seiner Mission heute abend ab, und der Bericht, den er darüber dem Kaiser Franz Josef erstatten wird, dürfte wahrscheinlich das Mißtrauen abschwächen, welches bei uns der sonderbare Gang der auswärtigen Politik des Herrschers von Frankreich erregt. Dieser aber legt, weil er von Natur aus außerordentlich empfindlich und immer in Angst ist, die alten Höfe könnten ihn verletzen, der nichtssagenden Höflichkeit, die man ihm eben erwiesen hat, eine allzu große Wichtigkeit bei. Unter der Macht dieser verschiedenen Eindrücke neigt die Lage zum Besseren. Aber Graf Buol läßt sich nicht durch den zweifelhaften Wert dieses kleinen Lichtblickes täuschen.

Die Demission Billaults wurde angenommen. Er wurde durch den General Espinasse ersetzt, der sich bisher durch die gewaltsame Schließung der Nationalversammlung in Rom im Jahre 1849, durch jene in Paris zur Zeit des Staatsstreiches und durch seinen unglücklichen Feldzug in der Dobrutscha bekannt gemacht hat. Er ist ein Brausekopf, und Kaiser Napoleon liebt die Hitzköpfe. Im Publikum vermag diese Wahl nur Bedauern hervorzurufen; aber der Kaiser unternimmt gegen die Roten einen Unterdrückungsfeldzug. Er geht folglich darüber hinweg.

Heute habe ich das zweite Diner der Saison gegeben. Es waren anwesend die Herzogin von Bassano, Herr und Frau Fould, Baroche, Marschall von Malakoff, die Taschers, Haußmann und mehrere deutsche Gesandte. Als ich vor dem Diner mit Baroche sprach, näherte sich uns der Marschall von Malakoff und sagte mir, daß er die Ernennung des Generals Espinasse bedauere. Baroche gab uns dann die offizielle Aufklärung für den, wie ich glaube, in den Annalen der Verwaltung unerhörten Fall, daß der Posten des Ministers des Innern durch einen General besetzt wurde. „Der Kaiser," sagte er, „hat Espinasse zum Minister des Innern ernannt, weil man heute vor allem der Polizei sein Augenmerk zuwenden müsse, die unter dem Ministerium Billault sehr vernachlässigt worden ist." Fould sprach mit mir nach dem Diner im selben Sinne. Nach seiner Meinung hatte Kaiser Napoleon noch nicht das schlechte Ergebnis der Wahlen von Paris im letzten Sommer vergessen, als das Attentat Orsini dazwischen kam. Was jetzt vor sich geht, sei der Beginn einer Reaktion gegen die Gefälligkeitspolitik, welche dieser Fürst seit dem Staatsstreiche den Demokraten gegenüber befolgt hat und dessen Hauptagent Billault war. Wird diese Reaktion in den Schranken der Mäßigung bleiben? Der Charakter des Kaisers läßt es vermuten. Aber, ich frage mich, wird sein neues Verhalten von Dauer, wird es konsequent sein? Das wage ich vorläufig nicht zu entscheiden. Wird es nicht auf die äußere Politik übergreifen? Ich vermag es weder zuversichtlich zu hoffen noch mit Sicherheit zu bezweifeln. Diesbezüglich sagte mir Fould aus eigenem Antriebe ein Wort, das mich sehr betroffen hat: „Ich bin nicht Minister des Äußern, und es steht mir daher nicht zu, mit Ihnen über auswärtige Politik zu sprechen. Doch will ich, für meine Person, Ihnen nicht verbergen, daß ich das Kabinett Cavour und seine Politik verabscheue. Er ist ein kleiner Mazzinist, der im Bedarfsfalle, ebenso wie Mazzini, unser erbitterter Feind wäre."

Dienstag, 16. — Der „Moniteur" veröffentlicht die Ernennung des Herzogs von Montebello zum Botschafter in St. Petersburg. Montebello ist ein verträglicher Geist und ein höflicher Mann. Als Gesandter Louis Philipps in der Schweiz hat er die Ausweisung Louis Napoleons aus dem Gebiete dieses Staates verlangt und auch durchgesetzt. Jetzt wird er ihn in Rußland vertreten. Und da sage man mir noch, daß „Tausend und eine Nacht" ein Feenmärchen sei! Als Sohn des Marschalls Lannes gehört er dem Kaiserreiche an; seit drei Jahren erscheint er in den Tuilerien, aber bloß bei den vormittägigen feierlichen Empfängen, und zwar in seiner Eigenschaft als Besitzer des Großkreuzes der Ehrenlegion, jedoch nie, ohne sich deswegen jedesmal bei

den Prinzen von Orléans zu entschuldigen. Nun, das ist seine Sache. Der Kaiser tut gut, ihm wieder bei sich Unterstand zu geben, und Montebello wird ihm ein redlicher Diener sein. In einem Lande, welches im Laufe eines Jahrhunderts dreimal die Dynastie gewechselt hat, besteht die Treue in Zurückhaltung und, da sich nicht alle gegenseitig ausschließen können, so darf man mit denen nicht allzu strenge ins Gericht gehen, die sich der Herrschaft des Tages angeschlossen haben. Ich verurteilte daher Montebello nicht, aber ich empfehle niemandem, seinem Beispiele zu folgen.

Freitag, 19. — Vor seiner Abreise von Paris besuchte mich Baron Bourqueney mehrmals. Seiner Meinung nach läßt die Sprache, welche der Kaiser ihm gegenüber bezüglich Österreichs geführt hat, nichts zu wünschen übrig. Er begreife, hat er ihm gesagt, die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, die manchmal zwischen den Kabinetten von Paris und Wien auftauchen können, aber was Italien anbelangt, sei er entschlossen, niemals etwas zu unternehmen, ohne sich vorher mit Österreich verabredet zu haben. (!!!) In seinem Brief an Kaiser Franz Joseph, dessen Überbringer der Botschafter ist, drückt er die Hoffnung aus, daß nunmehr das alte Vertrauen zwischen den beiden Höfen endgültig wiederhergestellt sei. Bourqueney sollte abends nach Wien abreisen und erschien bereits in seinem, aufrichtig gesagt, etwas lächerlichen Reiseanzug. Ich liebe dieses pausbäckige, lächelnde Gesicht, das Gutmütigkeit atmet und Vertrauen erwecken würde, wären nicht die unruhigen und funkelnden Augen, die zeitweise zu sagen scheinen: Traue mir nicht allzusehr! Am Ende aber verließ der von seinem Herrn entzückte Besitzer dieser unbesonnenen Augen Paris. Nach einer Depesche zu urteilen, die ich bald darauf erhalten habe, ist jedoch mein Minister weit davon entfernt, durch die Worte, die ihm dieser von Paris überbracht hat, zufriedengestellt zu sein: „Ich hatte," schrieb er mir wenige Tage nach Bourqueneys Rückkehr, „mehrere Besprechungen mit dem Botschafter, die mir zwar die Gelegenheit boten, seine vorzügliche Stimmung zu konstatieren, die aber noch zu nichts geführt hat, was uns der Lösung der Fragen, welche die Kabinette beschäftigen, näher gebracht hätte."

Das Gesetz bezüglich der die allgemeine Sicherheit betreffenden Maßnahmen wurde heute vom Gesetzgebenden Körper angenommen. Die Debatte, denn es gab eine solche, hatte gestern stattgefunden, und Ollivier hielt eine ziemlich scharfe Rede. Baroche verteidigte das Gesetz, und die Abstimmung wurde heute vorgenommen. 24 Stimmen wurden gegen die Regierung abgegeben, und das ist eine ungeheure Zahl in Anbetracht der Umstände.

Samstag, 20. — Diesen Morgen bei Cowley. Er erhielt in meiner Anwesenheit eine telegraphische Depesche, die ihm die Röte ins Gesicht trieb: Lord Palmerston ist in der verflossenen Nacht in Angelegenheit der Alien-Bill unterlegen. Der geschichtliche Hergang der Krisis ist folgender: Das Attentat vom 14. Januar hatte, wie man sich erinnern wird, in ganz Frankreich einen Sturm der Entrüstung gegen das perfide Albion hervorgerufen, das man anklagte, den Meuchelmördern und Verschwörern aller Nationen einen Zufluchtsort zu gewähren. In dem Tohuwabohu von Schmähungen gehörten die im

Namen der Armee sprechenden Adressen und Bittschriften der Offiziere aller Chargen zu den heftigsten. Die Regierung hatte den Fehler begangen, sie in den „Moniteur“ einschalten zu lassen. Das Land war damals wie berauscht. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung richtete Walewski am 20. Januar an Persigny, den Botschafter in London, eine Depesche, in der er forderte, daß das Asylrecht für politische Flüchtlinge in England Beschränkungen unterworfen werde. Es konnte, wie mir scheint, gegen dieses Verlangen an und für sich kein Einwand erhoben werden, aber der Ton war für das britische Kabinett beleidigend. Lord Palmerston wünschte jedoch, die Schwierigkeiten zu beseitigen. Deshalb ließ er die französische Depesche einstweilen unbeantwortet, in der Hoffnung, dadurch einer amtlichen Polemik auszuweichen, welche die ohnehin schon sehr gespannten Beziehungen zwischen den beiden Ländern hätte verschlimmern können. Durch dieses Verhalten wollte er auch die nötige Zeit gewinnen, um vor Absendung der Antwort vom Parlamente gesetzliche Verfügungen zu erlangen, die zwar das Asylrecht unberührt lassen, aber doch dem Kaiser Napoleon Genugtuung geben sollten. Er legte in der Tat eine Bill vor, durch die Anstalten für einen Meuchelmord gegen im Auslande lebende Personen so behandelt werden sollen, wie wenn sie gegen eine in England wohnhafte Person gerichtet wären. Die erste Lesung der Bill im Hause der Gemeinen war schon vorgenommen, als in der gestrigen Sitzung — es handelte sich um die zweite Lesung — Milnes Gibson einen Zusatzantrag stellte, der, ohne die Bill abzuändern, die Regierung wegen Nichtbeantwortung der Depesche Walewskis tadelte. Dank einer Vereinigung der Tories und der Radikalen wurde dieses Amendement mit neunzehn Stimmen Mehrheit angenommen. So wurde denn das Kabinett Palmerston durch eine parlamentarische Intrige gestürzt, die nur eine Wiederholung dessen ist, was sich im vergangenen Jahre gelegentlich der Feindseligkeiten in China ereignet hat.

Ich habe eben erwähnt, daß Frankreich infolge des Attentats vom 14. Januar wie berauscht war. Ich muß hinzufügen, daß dieser Zustand der Überreizung, der sich aus dem mehrhundertjährigen und nur allzu leicht wieder zu entfachenden Hasse gegen England erklärt, immer noch fortbesteht oder sich doch nur in sehr geringem Maße gelegt hat. Heute hielt mich Graf Tascher auf der Straße an. „Wie schade,“ rief er, „daß Sie gestern Abend nicht einem intimen Gespräche im Boudoir der Kaiserin beiwohnen konnten! General Espinasse erläuterte ihr seine Pläne, wie er in Frankreich die Königsmörder niedermachen lassen werde, während unsre tapfere Armee in England landen und das Übel im Keime ersticken würde. In der Hitze seiner Darstellung entschlüpften ihm zeitweise etwas zu derbe Ausdrücke, zu militärisch für den Ort, wo wir uns befanden; verschiedene F. und C.[1]), Sie verstehen ja. Er bemerkte es, der arme, liebe Kleine, und erging sich dann in endlosen Entschuldigungen. Die Kaiserin, ganz unter dem Zauber seiner Beredsamkeit, kam ihm zu Hilfe: „Aber nein,“ sagte sie, „aber nein. Wiederholen Sie!“

[1]) Anfangsbuchstaben von Worten gemeinster Art, die sich anstandshalber nicht wiederholen lassen.

(Paris 1892. — Ich schalte hier einige Auszüge eines Berichtes an den Grafen Buol ein, in dem ich die Lage Kaiser Napoleons und Frankreichs seit dem Ereignisse vom 14. Januar zusammengefaßt und beurteilt habe.)

„Da das allgemeine Stimmrecht den Kaiser insoweit im Stiche gelassen hat, als es ihm nicht gelungen war, es zum Schweigen zu bringen und sich gefügig zu machen, war er gezwungen, die Hauptstützen seiner Macht wo anders zu suchen. Im voraus den Vertreter der höchsten Gewalt zu bestimmen, dem im Falle seines Todes das Kommando über die Armee zustehen würde und sich zugleich des Gehorsams des Heeres zu versichern, das war das Ziel, welches der Kaiser Napoleon vor Augen hatte. Um dies zu erreichen, mußte man von jetzt an eine Regentschaft ernennen; man mußte auch die Armee von den schwankenden und wechselnden Einflüssen der Zentralregierung freimachen, welche sie, wie es die Erfahrung gelehrt hat, in den Momenten einer Krise immer mitgerissen hatten. Denn das französische Heer ist vorzugsweise ein Staatsheer. Es gehorcht nicht dem Herrscher, es gehorcht dem Kriegsminister. Gleichgültig, ob eine Revolution das Königstum gestürzt oder einen Zweig der königlichen Familie durch einen andern ersetzt oder die Republik ausgerufen hat, der jeweilige Kriegsminister, der über den Telegraphen und über die Post verfügte, hat auch über die Armee verfügt. Auf diese Weise vollzogen sich die Revolutionen von 1830 und 1848. Um dieser Gefahr vorzubeugen, entschloß sich der Kaiser, die Armee in fünf Kommandos zu teilen, deren Leitung er Männern[1]) anvertraut hat, die ihm alle den Marschallstab zu verdanken haben, und auf die er rechnen zu können glaubt. Die Wichtigkeit dieser Maßregel ist offensichtlich. Sie ersetzt den hierarchischen Einfluß des Ministers durch den persönlichen Einfluß des Marschalls, und sie lähmt den allmächtigen Einfluß von Paris. In letzterer Beziehung ist sie eine Ahndung für und eine Antwort auf die feindseligen Wahlen der Hauptstadt.

„Ohne Zweifel, das Kaiserreich ist durch einen Handstreich gegründet worden, der mit Hilfe zweier Generäle und einiger Regimenter durchgeführt worden ist. Wie jede politische Schöpfung wird und muß es den Stempel seines Ursprunges tragen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der Thron des 2. Dezember durch das allgemeine Wahlrecht gegründet wurde. Das Kaiserreich ist das Werk einer Militärverschwörung und, wie es General Graf Clérambault in seiner im „Moniteur" veröffentlichten Adresse sehr richtig sagte: ‚Die Armee wird von nun an berufen sein, im Momente einer Krise eine politische Rolle zu spielen.' Das ist allerdings sehr wahr, aber die Regierung hätte vielleicht besser getan, es nicht zu sagen und in ihrem Blatte veröffentlichen zu lassen.

„Die Gründung der Regentschaft hat den Vorteil, daß sie jede Ungewißheit in der ersten Zeit nach dem Tode des Kaisers beseitigt. Die Kaiserin ist durch den Mut, den sie bei Gelegenheit des Attentates bewiesen hat, noch populärer geworden, und ihre Ernennung zur Regentin wurde sehr beifällig aufgenommen.

[1]) Die Marschälle Magnan in Paris, Castellane in Lyon, Canrobert in Nancy, Bosquet in Toulouse, Baraguay d'Hilliers in Tours.

Ein Geheimrat, der sich durch die Tatsache des Todes des Kaisers allein in einen Regentschaftsrat verwandelt, wurde eingesetzt. Die Befugnisse dieses Rates, so lange er nicht Regentschaftsrat ist, sind nicht festgesetzt, und es wäre schwer, sie sich vorzustellen. Der Geheimrat des ersten Kaiserreiches hat sich nur dreimal versammelt, nämlich: um über die Ehescheidung Napoleons mit der Kaiserin Josephine, über die Heirat mit der Frau Erzherzogin Marie Louise und über die Abreise dieser Prinzessin nach Blois beim Heranrücken der Alliierten zu beraten.

„Neben den großen Leidenschaften, die den Königsmördern die Waffen in die Hand gedrückt haben, regten sich die kleinen Eifersüchteleien in der Umgebung des Kaisers sehr stark. Die Zusammensetzung des Geheimrates hat Unzufriedenheiten erzeugt. Das Palais royal zeigte sich verletzt, Mitglieder des Kabinettes, die nicht zum Rate gehören, beneiden jene, die darin sind. Die den fünf Marschällen zu erteilenden Befugnisse und die Festsetzung ihres Verhältnisses zum Kriegsminister haben gleichfalls Anlaß zu Streitigkeiten gegeben und hätten beinahe einen andern ministeriellen Umschwung herbeigeführt. Der Ruhe, der Geduld und der Klugheit des Kaisers ist es gelungen, die Ordnung in den höheren Kreisen der Staatsgewalt herzustellen. Auf geschickte Weise durch den erfindungsreichen Geist Foulds und durch Baroches große Erfahrung unterstützt, hat er alle Hindernisse überwunden, und Frankreich beginnt jetzt in das Geleise des Alltagsgetriebes zurückzukehren."

Mittwoch, 23. — Drouyn de Lhuys kam heute morgen und sprach mit mir in seiner weitschweifigen, aber doch anziehenden Art durch zweieinhalb Stunden. Er war guter Dinge und gab sich so, wie ihn die Natur geschaffen hat. Welche Flut von Worten, welcher Strom von Gedanken, oft originell, zuweilen tief, immer zum Nachdenken herausfordernd, wenn er einem nur Zeit zur Überlegung ließe; aber wie könnte man ihm folgen! Sein Reichtum an Gedanken ist derartig, daß er mit einer erstaunlichen Leichtigkeit Beweisgründe zugunsten ganz entgegengesetzter Thesen findet. Kurz, er überredet mehr, als er überzeugt. Man nennt ihn einen Geisteskrämer. Das ist ein Irrtum. Seine Salon- oder Kabinettsberedsamkeit — auf der Rednerbühne hat er nie geglänzt — ist nicht gemacht, aber er überwältigt seine Zuhörer durch die Mannigfaltigkeit und den Überfluß an Gleichnissen. Wie die modernen Reichen, überladet er seine Gemächer mit zu viel Gold. Die gegenwärtige äußere Politik seines Herrn, auf die er auch zu sprechen kam, mißbilligte er durchaus. Jeder gewesene Minister des Äußern tut dies; aber Drouyn de Lhuys ist geistreich und logisch dabei. Seiner Ansicht nach verträgt Napoleon in seiner Umgebung keinen überlegenen Geist und keinen unabhängigen Charakter. Er glaubt daher nicht, daß ihn sein Herr in das Ministerium zurückrufen werde, und einen Botschafterposten würde er nicht annehmen. In alledem hat er recht; er vergißt aber dabei, daß er selbst kein angenehmer Mitbürger ist, und daß der Kaiser ihm gegenüber sehr viel Geduld bewiesen hat.

Donnerstag, 25. — Wir haben nun die offizielle Liste des englischen Ministeriums. Derby hat bereits der französischen Regierung die freundlichsten und befriedigendsten Zusicherungen übermittelt. Er ist in großer Verlegenheit,

einen Botschafter für Paris ausfindig zu machen. Cowley dürfte daher wahrscheinlich auf seinem Posten verbleiben.

Freitag, 26. — Ich verbrachte den Morgen mit Nichtstun, was zuweilen eine Beschäftigung wie manche andre ist, aber ich habe dabei viel nachgedacht. Sehr zahlreiche Verhaftungen sind vorgenommen worden; man spricht von 800 Personen, darunter einige Advokaten.

Gestern sind die vier als Urheber des Attentates vom 14. Januar angeklagten Individuen[1]) vor dem Geschworenengericht der Seine erschienen. Orsini ist der Held dieses traurigen Dramas. Er ist nett gekleidet und hat das Aussehen eines wohlerzogenen Menschen, er gibt übrigens dreist zu, das Haupt des Komplotts zu sein und behandelt seine Mitangeklagten, die wie echte Hallunken aussehen, mit tiefster Verachtung. Alle russischen und polnischen Damen, die sich auf den Bänken des Gerichtssaales dicht zusammendrängen, sind in ihn vernarrt. Man bewundert seine Schönheit, seinen Mut, seine Gelassenheit. Auch die Kaiserin hat sich für diesen Mörder in Glacéhandschuhen begeistert.

Samstag, 27. — Der „Moniteur" veröffentlicht das Protokoll der zweiten und letzten Gerichtssitzung im Prozesse Orsini und Konsorten. Jules Favre war der Verteidiger des Hauptangeklagten. Er benützte die Gelegenheit, um eine ganz politische Rede für das freie Italien und gegen Österreich zu halten. Er las einen Brief Orsinis an den Kaiser vor, dessen Vorlesung der Kaiser besser verboten hätte. Der folgende Satz ist darin enthalten: „Mögen Eure Majestät bedenken, daß die Ruhe Europas und die Eurer Majestät, insolange Italien nicht unabhängig ist, nur eine Schimäre bleiben wird." Ist das nicht klar!

Sonntag, 28. — Man gab mir über Orsinis Brief nachstehende Aufklärung. Meine Quelle ist Rouher, Minister der öffentlichen Arbeiten. Die Mitglieder des Kabinetts waren letzten Freitag bei Fould zu Tische versammelt — sie speisen alle Freitage zusammen — als sie von der skandalösen Verteidigungsrede Jules Favres und von Orsinis Brief an den Kaiser Kenntnis erhielten. Zwei der Minister begaben sich sofort zu ersterem, um zu erfahren, auf welchem Wege er diesen Brief erhalten habe, und ob tatsächlich die Verlesung desselben genehmigt worden sei. Sie erfuhren, daß es Pietri, der Polizeipräfekt, war, der ihm denselben ausgefolgt hatte. Da der Brief nun schon übergeben war, glaubte der Kaiser, dessen Verlesung beim Prozesse nicht verweigern zu sollen, um nicht die Freiheit der Verteidigung einzuschränken und, da derselbe in öffentlicher Sitzung verlesen worden war, konnte er in der Berichterstattung und im Protokolle des offiziellen Blattes nicht mehr unterdrückt werden. So kam es, daß der „Moniteur" das Testament dieses Mörders veröffentlichte, der infolgedessen durch den Richtspruch der Geschworenen zu einem politischen Märtyrer gestempelt wurde, welcher sein Blut für dieselbe Sache hingibt, die Napoleon einst vertreten hat, und die er heute verrät. Niemals ist ein ähnliches Ärgernis geduldet worden.

[1]) Orsini, Pieri, Rudio und Gomez.

Die Minister aber schieben, da sie in Verlegenheit sind, für ihren Herrn eine halbwegs annehmbare Entschuldigung zu finden, die Schuld auf die „Dummheit" des Präsidenten Delangle, der Jules Favre erlaubt hat, vor versammeltem Gerichte Politik zu treiben, statt ihm das Wort zu entziehen und ihn zur Sache zu rufen, und auf die „Dummheit" Pietris, der dem Kaiser ohne Wissen der Mitglieder des Kabinetts diesen Brief überbracht hat. Aber Delangle ist ein Mann von bedeutender Intelligenz und Pietri ein Schlaukopf. Die Sache ist verdächtig, aber sie wird ans Tageslicht kommen. Mittlerweile ist Orsini der Held des Tages geworden. Der Kaiserin ist gänzlich der Kopf verdreht, sie verbringt ihre Zeit mit Weinen und ruft die Milde ihres Gemahls an, um das Leben dieses Elenden zu retten.

März 1858.

Montag, 1. — Ich hatte heute abend einige Größen der offiziellen Welt, des Geldadels und der Industrie zum Diner geladen: Rouher, den Marschall Magnan, den Marquis von Lawoestine, den Marquis d'Hautpoul, die Generäle Niel und Daumas, die Gebrüder Isaak und Emil Pereire, Herrn Schneider ꝛc. Der Löwe des Abends war General Espinasse, der neue Minister des Innern. Sein Äußeres ist wenig vornehm, verrät jedoch den energischen Mann, den in Ausführung des Befehles immer treuen Soldaten, den Diener, der sich zu allem gebrauchen läßt, und der, einmal losgelassen, nie umkehrt. Er sagte mir: „Man hat unrecht, die Macht der Roten zu übertreiben. Man muß nur drauf losschlagen. Ich erwartete, daß mir der Jahrestag des 24. Februar und der Prozeß Orsini Gelegenheit bieten würden, um die Zustimmung der öffentlichen Meinung zu den Verhaftungen, die ich vornehmen ließ, zu erhalten. Die Hauptsache ist, daß man die, welche man aus dem Lande geschafft hat, nicht mehr zu Gesichte bekommt." Das gibt Grund zum Nachdenken.

Dienstag, 2. — Drouyn de Lhuys, Hatzfeld und Schweitzer (badischer Gesandter) speisten heute in engem Kreise bei mir. Es ist kein Geheimnis mehr, daß die Kaiserin Himmel und Erde in Bewegung setzt, um Orsini zu retten.

Mittwoch, 3. — Kleines Konzert in den Tuilerien. Lord Cowley bleibt definitiv auf seinem Posten, was dem Kaiser viel und Walewski wenig Freude macht.

Donnerstag, 4. — Die Minister hoffen noch immer, daß im Prozesse Orsini der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen werde, wenn erst der Kassationshof sein Urteil gefällt haben wird. Infolgedessen wurde der Kostümball bei Walewski, der um die Mitte der Fastenzeit stattfinden sollte, bis nach Ostern verschoben, damit er nicht mit den Hinrichtungen zusammenfalle. (!!) Man glaubt zu träumen.

Freitag, 5. — Der alte Prinz Jérôme ist an einer durch Gicht komplizierten Grippe ernstlich erkrankt. Es wäre ein Verlust. Der ehemalige König von Westfalen hat unter dem jetzigen Regime nicht viel Gutes gewirkt, und ich weiß nicht, ob er solches auch während seiner Regierung vollbracht hat,

aber dadurch, daß er seinen Sohn so viel als möglich zurückhielt, verhinderte er manchmal Schlechtes. Abends bei der Marquise Roccagiovine, der Tochter Lucien Bonapartes. Sie hat das immer seltener werdende Verdienst, daß sie ein Haus macht, ist dabei höflich und bemüht sich, in ihrem Salon Gelehrte, besonders Akademiker, zu versammeln. Ich finde dort Giraud und Barthe, den ehemaligen Siegelbewahrer. Das Attentat, sagten sie mir, und die Schliche der Verschwörer haben die so lebhafte und flatterhafte Einbildungskraft der Pariser tief berührt. Man spricht immer noch davon und man dürfte noch davon reden, wenigstens bis nächsten Dienstag, an welchem Tage man Orsini und Konsorten um einen Kopf kürzer machen wird, wonach man wahrscheinlich von etwas anderm reden wird. Mittlerweile fährt Espinasse fort, Verhaftungen vorzunehmen. Die Vorschrift für Pässe wurde verschärft; man errichtet zur größeren Bequemlichkeit der Reisenden Konsulate in der Schweiz, welche die Pässe zu vidieren haben. Der Kaiser ist offenbar schlecht beraten.

Samstag, 6. — Ich speiste im Rathause beim Seine-Präfekten Haußmann. Interessantes Gespräch mit General Daumas, der ein tüchtiger Mann ist. Wenn die Vorschläge des Marschalls Vaillant angenommen werden, so sollen die durch Espinasse Verhafteten in drei Kategorien eingeteilt werden. Die Gefährlichsten wird man nach Lambessa, jene, die etwas besitzen, nach Medeah, wo sie sich der Landwirtschaft widmen können, senden; die Proletarier sollen beim Bau der Eisenbahnen in Algier verwendet werden.

Montag, 8. — Heute abend bei mir ein Faubourg-St. Germain-Diner: der Nuntius Sacconi, sein Auditor Mgr. Meglia, die Prinzessin Theodora von Beauffremont, Marquis und Marquise von Vogüé, Marquis und Marquise de la Ferté, Herzog von Rohan, Herzog und Herzogin Pozzo, Graf und Gräfin von Bryas, Marquis von Nadailhac, Graf und Gräfin Hippolyte von Larochefoucauld, Graf und Gräfin de la Ferronnays, Graf Werner von Mérode, Graf Stanislaus von Blacas und meine Sekretäre und Attachés. Ein Botschafter, der sich erlaubt, die sozialen und politischen Honoratioren der alten Parteien an seiner Tafel zu versammeln, legt eine Probe seines Mutes ab. Ohne mich als Helden hinstellen zu wollen, glaube ich wirklich der einzige meiner Kollegen zu sein, der sich nicht durch Gesichtschneidereien gewisser Persönlichkeiten der Tuilerien hat einschüchtern lassen. Eines Abends, als ich beim Diner neben der Kaiserin saß, stellte sie mich, ihre Rolle als Kaiserin vergessend, was ihr zuweilen geschieht, lebhaft über die Liste meiner Gäste zur Rede: „Sie frequentieren viel," rief sie aus, „die Gesellschaft unsrer Feinde." — „Sagen Sie lieber," gab ich zur Antwort, „meiner Freunde, die zu wohl erzogen sind, als daß sie in den Salons eines Botschafters politisieren würden. Meine Beziehungen zu ihnen reichen bis in das Jahr 1832 zurück. Übrigens sagt man mir, daß die Kaiserin manchmal Frau Delessert mit ihrem Besuche beehre. Das ist doch keine imperialistische Atmosphäre, die man bei dieser Dame einatmet" — „Das ist wahr, und ich rechne es mir zur Ehre an. Die Delesserts waren mir sehr gut, als ich noch in die Welt ging. (Ihr gewöhnlicher Ausdruck, um zu sagen: vor meiner Verehelichung.) „Ich verleugne meine Freunde nie." — „Eben deshalb," antwortete ich, „möge mir

die Kaiserin gestatten, ihrem Beispiele zu folgen." — Sie fing zu lachen an: „Das versteht sich; von nun an werde ich Sie gegen die üble Laune gewisser Personen in Schutz nehmen."

Freitag, 12. — Der Kassationshof hat gestern den Rekurs Orsinis und Konsorten zurückgewiesen. Dupin, der Präsident dieses obersten Gerichtshofes, hat die Gelegenheit benützt, um die Art zu brandmarken, in welcher der Prozeß dieser Mörder beim Schwurgerichte geführt wurde. Das ist eine Genugtuung für die öffentliche Meinung, die einstimmig den Mißbrauch mißbilligt, den man von der Freiheit der Verteidigung gemacht hat und hat machen lassen. Der Geheimrat hat sich heute, ich glaube zum ersten Male, versammelt. Der Kaiser hatte die Absicht, die Meinung desselben bezüglich der Hinrichtung der Verurteilten einzuholen.

Samstag, 13. — Heute früh sind Orsini und Pieri hingerichtet worden. Rudio wurde begnadigt, und seine Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt. Die Regierung hatte einen bedeutenden Aufwand an Truppen, sechstausend Mann, für nötig gehalten, aber die Menge verhielt sich ruhig, und die Ordnung wurde nicht gestört. Die schöne Welt ist von der Würde, der Ergebung, der Seelengröße des Mörders Orsini entzückt. Besonders fiel die Vornehmheit seiner Gebärde auf, mit der er seine dichten pechschwarzen Haare vom Nacken streifte, bevor er sich dem Scharfrichter überlieferte. Wenn man derartige Reden aus dem Munde junger eleganter Herren und schöner Damen vernimmt, fragt man sich, ob das alles nicht eine Sinnestäuschung sei. Aber es scheint, daß sich in jetziger Zeit die Begriffe „gut" und „schlecht" vermengen und daß die Logik des Herzens verdunstet. Die nähere Geschichte dieses Prozesses dürfte, wenn sie je geschrieben wird, sehr merkwürdig zu lesen sein. Als ich mich gestern zu Walewski begab, fand ich ihn blaß, niedergeschlagen, um nicht zu sagen in einem Zustande völliger Vernichtung. Er sagte mir, daß die Kaiserin wie verhext war. Sie beschwor ihren Mann, Orsini zu begnadigen, und man hatte alle Mühe der Welt, sie zu verhindern, ihn in der Conciergerie aufzusuchen. „In diesem Augenblicke," fügte er hinzu, „ist der Geheimrat in den Tuilerien, um die Unschlüssigkeit des Kaisers zu brechen, denn auch er will den Kopf des Mörders retten. Alle Mitglieder dieses Rates sind entschlossen, ihre Demission zu geben, falls die Hinrichtung nicht stattfinden sollte. Wir andern (die Minister)" — das zwar mit einem Seufzer —, „wir werden dasselbe tun."

(Mehrere Wochen nachher erfuhr ich durch einen Zeugen einige Einzelheiten dieser Sitzung.) — Der Kaiser schien entschlossen, Orsini zu begnadigen. Nach langen und lebhaften Debatten, nachdem keine Hoffnung bestand, den Kaiser von seinem unglücklichen Entschluß abzubringen, erhoben sich die Mitglieder des Rates, um sich zu entfernen, als Fould dem Widerstande des Kaisers Napoleon dadurch ein Ende machte, daß er ihm sagte: „Sire, vergessen Sie nicht, daß es französisches Blut war, das in der Rue Lepelletier geflossen ist!"

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813.

Nach neuen Quellen.

Von

Eduard Wertheimer.

(Schluß.)

Noch ehe jedoch dieses den Erzherzog gleichfalls schwer belastende Geständnis vorlag, erstattete Metternich am 6. März, fast zur selben Stunde, als Roschmann verhört wurde, einen von ihm eigenhändig verfaßten Vortrag. Nach den Erfahrungen, die man 1811 mit Erzherzog Franz d' Este gemacht, glaubte Metternich sich jetzt berechtigt, seinem Souverän ungleich energischere Maßregeln gegen die Beschuldigten als damals vorzuschlagen. Den Erzherzog Johann freilich wagte er nicht gemeinsam mit den übrigen auf die Festung zu schicken. Der Vortrag selbst bildet ein so interessantes Aktenstück, daß es hier wohl seinem ganzen Wortlaut nach mitgeteilt werden darf:

Vortrag Metternichs.

Wien, 6. März.

„Die Verhältnisse Sr. Kaiserl. Hoheit Herrn Erzherzogs Johann sind nun so weit aufgeklärt, daß jede längere Zögerung nur für den Prinzen und das Staatsinteresse, insofern es Bezug auf ihn hat, kompromittierend sein würde. Ich habe mit dem Präsidenten der Polizeihofstelle Rücksprache gepflogen, und die Zusammenstellung aller Daten läßt uns kaum zweifeln, daß, wenn Se. Kaiserl. Hoheit sich ihrer Ratgeber beraubt sehen werden, die Gefahr einer ausgedehnten Unternehmung wohl kaum mehr eintreten dürfte. Unser gehorsamster Vorschlag geht demnach dahin, daß 1. der Herr Erzherzog zu Ew. Majestät vorgerufen werde, und daß Allerhöchstdieselben ihm ein species facti (welches Allerhöchst Ihnen unterlegt und im Kabinette abgeschrieben werden müßte) vorzulegen geruheten; keine Verteidigung sei hier anzuhören, sondern bloß die Frage gegen den Erzherzog auf Bejahung oder Verneinung der Angaben zu stellen. In beiden Fällen hätte Derselbe sodann Ew. Majestät sein Ehrenwort zu geben, sich ohne Ew. Majestät ausdrückliche Erlaubnis weder von Wien noch einem andern Ort, wo er sich hinzufügen die Befugnis erhielte, zu entfernen, noch sich in irgendeine geheime Verbindung, weder im In- noch im Auslande einzulassen. Es würde von Ew. Majestät Befehl abhängen, ob dem Erzherzog ein Revers zur Unterfertigung vorzulegen wäre. 2. Daß gleichzeitig der Freiherr von Hormayr und der Appellationsrat Schneider auf die möglichst unaufsichtige Weise arretiert, der erstere auf die Festung Munkács, der andre aber nach Olmütz unter sicherer Aufsicht gebracht würden, woselbst beide vorder-

hand ganz an secret zu halten wären. Ew. Majestät dürften dem Präsidenten der Polizeihofstelle befehlen, die Daten zur Stringierung unverzüglich zu sammeln und beide sodann getrennt und ohne Zusammenhang unter sich verhören zu lassen. 3. Der Kreishauptmann von Roschmann wird heute hinsichtlich der in Traiskirchen verlegten Druckschriften dem Anscheine nach konstituiert. Da es zu seiner eigenen Sicherheit und zur Beibehaltung der Form nötig werden dürfte, daß er ebenfalls während einigen Tagen unsichtbar werde, so schlage ich Ew. Majestät geh. vor, ihn mit einer Kurierexpedition nach Breslau zu schicken. 4. Ew. Majestät dürften geruhen, mich zu autorisieren, den King vorrufen und das allerhöchste Mißtrauen über sein Betragen zu bezeigen, ihm zugleich das consilium abeundi zu geben und über die Art und Mittel dieses mit den wenigst unangenehmen Formen für seinen Hof zu bewerkstelligen, mir gestatten, mich mit ihm selbst zu benehmen. 5. Freiherr von Gagern wäre von dem Polizeipräsidenten zu bedeuten, daß er sich unverzüglich aus Wien zu entfernen habe. Diese sämtlichen Maßregeln müßten im Laufe des morgigen Tages und am besten am Abend vollbracht werden, da die Rückkehr des Eisensteden und das Eintreffen verschiedener Nachrichten über die geschehene Untersuchung die Entfernung des einen oder des andern der Beinzichtigten zur Folge haben dürfte."

Eigenhändig schrieb der Kaiser noch am selben Tage auf diesen Vortrag:

„Ich genehmige Ihr Einraten, wornach das Erforderliche zu verfügen und Eisensteden, falls er zurückkehren sollte, zur Vermeidung, daß er vor Vollführung dieser Angelegenheit mit Hormayr ꝛc. umgehe, bis nach vollbrachter Sache in Verhaft zu nehmen ist"[1]).

Nachdem Franz auf diese Weise alle von Metternich beantragten Maßregeln gebilligt hatte, lag deren rasche Durchführung in der Hand Hagers. In aller Eile wurde Roschmann von diesem beauftragt, das im Vortrage Metternichs erwähnte species facti zu verfassen, das dazu dienen sollte, dem Erzherzog als Schuldregister vom Kaiser vorgehalten zu werden[2]). Da ferner Metternich großes Gewicht darauf legte, Hormayr, Schneider und Roschmann gemeinsam bei einer Beratung abzufassen[3]), fiel dem letzteren die Aufgabe zu, auch dies zu bewerkstelligen. Und der Kreishauptmann kannte keine Skrupel, die beiden bereits von ihm verratenen Männer auch in die neue Falle zu locken. Am 7. März schrieb er an Hager:

„Ich war bei Schneider; er ist wegen des Ortes der Zusammentretung unschlüssig und wünscht diese in seiner Wohnung abzuhalten. Abends 5½ Uhr versprach ich im Archiv zu sein, und dort wird erst Zeit und Lokale, wo wir uns finden, bestimmt werden, denn Hormayr speiste heute bei Frau von Matis[4]), und Schneider

[1]) Vortrag und Resolution im M. d. J.

[2]) Findet sich abgedruckt in meiner Abhandlung „Wien und das Kriegsjahr 1813", Archiv für österreichische Geschichte. Bd. 79, S. 383. Das dort veröffentlichte species facti ist eine Kopie und ist mit dem Datum 8. März versehen. Das Original vom 7. März blieb im Kabinett des Kaisers.

[3]) Vortrag Hagers, 9. März 1813. M. d. J. — — „Graf Metternich wollte aus weisen Gründen alle zu Arretierenden in demselben Orte überrascht haben."

[4]) Nach geheimen Berichten vom 20. und 24. Januar 1813 wird sie Frau Mathes genannt und soll die Frau eines Papierfabrikanten gewesen sein. Sie wird als Hormayrs Maitresse bezeichnet, die gleich ihm die stets am Montag stattfindenden „gelehrten Soireen" der Regierungsrätin Baronin von Matt besuchte. — Über diese Baronin siehe auch „Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler". Bd. II, S. 228.

wollte ohne ihn keine definitive Entscheidung fassen. Schlag 6 Uhr abends werde ich jedoch bei Ew. Exzellenz im Bureau sein und die nötigen Eröffnungen mit Bestimmtheit an Handen lassen“ [1]).

Kaum war Hager im Besitz dieser Nachricht, als er auch schon an einige Polizeibeamte den Befehl ergehen ließ, sich für eine noch diese Nacht anzutretende dreiwöchentliche Reise mit Kleidung und Wäsche zu versehen [2]). Von Graf Bellegarde, dem Präsidenten des Hofkriegsrates, verlangte er zur Unterbringung Hormayrs und Schneiders in Festungen die hierfür nötigen militärischen Pässe. Unter dem Siegel strengsten Geheimnisses sollte Hormayr dem Festungskommandanten von Munkács als Staatsgefangener Hilbert übergeben werden. Kein Spaziergang, keine Korrespondenz, kein Verkehr, nicht einmal mit dem Aufsichtspersonal, war zu gestatten, „überhaupt“ — schrieb Hager an den Präsidenten des Kriegshofrates — „alles vermieden werde, was sein Dasein und seine Verhältnisse verraten könnte“ [3]). Ein ähnlicher Vorgang wurde auch gegenüber Schneider beobachtet, der als Staatsgefangener den Namen Schuster erhielt. Anstatt Olmütz, da es dort kein entsprechendes Arrestzimmer gab, ward der berüchtigte Brünner Spielberg als zukünftiger Aufenthaltsort gewählt. Für die Verhaftung selbst, die in der Nacht vom 7. März erfolgen sollte, wurden alle Vorkehrungen bis ins kleinste Detail getroffen. Gegen 10 Uhr nachts hatten die Polizeibeamten Worowanzky und Feuerle die für die Reise nach Munkács und Brünn instandgesetzten viersitzigen Kaleschen abzuholen. Der eine — Feuerle — mußte beim Augustinerkloster auf der Landstraße, der andre — Worowanzky — mit dem Gefährte beim „Schwarzen Bären“ in der Leopoldstadt die Ankunft der Gefangenen mit den zu ihrer Verhaftung beorderten Polizei-Oberkommissaren abwarten [4]). Erst am Abend des 7. März erhielten diese Kommissare Kenntnis von dem Ziel ihrer Reise [5]). Als bereits alle Anstalten zum Überfall Hormayrs, Schneiders und Roschmanns im Staatsarchiv getroffen waren, mußte plötzlich eine Änderung der Maßregeln verfügt werden. Denn fast noch im letzten Moment erhielt die Polizeihofstelle von Roschmann die Nachricht, daß Hormayr die Abhaltung der bereits verabredeten Zusammenkunft nicht im Staatsarchiv, sondern in seiner eigenen Wohnung wünsche. Da Metternich die Verhaftung um keinen Preis auf einen andern Tag verschoben wissen wollte, so mußte man sich entschließen, die Arretierung im Hause Hormayrs selbst

[1]) M. d. J. Am selben Tage schreibt Roschmann noch an Hager: „Schneider geht auf mein Zureden heute nicht mehr nach Baden, und es ist mir gelungen, die verabredete Zusammenkunft auf heute 5½ Uhr abends in Aktion zu fixieren.“ Siehe Hormayr, Lebensbilder. Bd. II, S. 443.

[2]) Hofrat Siber an den Polizei-Oberkommissar Biringer, Wien, 7. März 1813. M. d. J. „Sie müssen heute nachts eine Reise vornehmen, welche ungefähr drei Wochen dauern dürfte. Versehen Sie sich mit der hierzu nötigen Kleidung und Wäsche. Es darf außer dem Beamten, welchem Sie die Bezirksgeschäfte übergeben, niemand wissen, daß Sie reisen. Ich erwarte Sie bis abends 9 Uhr in meinem Bureau.“

[3]) Hager an Bellegarde, 7. März 1813. M. d. J.

[4]) Anordnungen des Hofrates Siber, 7. März 1813. M. d. J.

[5]) Polizei-Oberdirektor von Siber an Biringer, Wien, 7. März 1813. M. d. J.

vorzunehmen, wo sich eben Gäste befanden[1]). Ahnungslos saßen Hormayr und Schneider mit Roschmann, in Beratung vertieft, in einem verschlossenen Raum zusammen, als drei Polizei-Oberkommissare in Begleitung von drei Polizei-Unterkommissaren und ebenso vielen Polizeidienern mit den Verhaftsbefehlen in der Tasche die Treppe zur Wohnung des Hofrates hinaufstiegen. Sie hatten den gemessensten Befehl, sich der drei Männer ohne irgendwelches Aufsehen zu bemächtigen. Ganz leise klopften sie wiederholt an die Türe des Zimmers, ohne daß eine Antwort erfolgte. Als endlich von innen gefragt wurde: „Wer da?" halfen sie sich mit der Notlüge: „Herr von Degelmann," worauf sofort geöffnet wurde[2]). Kaum war dies geschehen, so drangen die Polizeibeamten in das Gemach ein, wo sie sofort jedem der Anwesenden den Verhaftsbefehl vorwiesen. Auf diese Weise überrascht, wurde durch den „stützigen" Hormayr die Szene der Verhaftung in das Gesellschaftszimmer verlegt. Anfangs sträubte sich dieser gegen die Gefangennehmung, fügte sich jedoch schließlich dem Zureden Schneiders, der sich ruhig verhielt. Auf den Rat Hormayrs sollte sich Roschmann im Abort verstecken, doch ward er sofort angehalten und auch er, allerdings nur zum Schein, für verhaftet erklärt[3]). Nachdem der Coup gelungen war, brachte man Hormayr und Schneider, auf die es ja allein abgesehen war, in besonderen Wagen nach dem Polizeihause, wo sie einer strengen Leibesvisitation unterzogen wurden. Um 11 Uhr nachts erfolgte die Abreise nach Munkács und dem Brünner Spielberg[4]). Während Hormayr und Schneider, tiefbedrückt und kaum mit den nötigsten Kleidern und der unumgänglichsten Wäsche versehen[5]), Wien verließen, wurde Roschmann eine Zeitlang in einem Wagen umhergefahren, dann auf einem Platze der inneren Stadt abgesetzt, mit dem Bedeuten — wie es in der Instruktion für den ihn begleitenden Polizei-Oberkommissar heißt — „daß ihm das Weitere schon bekannt sei"[6]).

Hier aber dürfen wir fragen: Bildete all das, was wir bisher angeführt haben, ein genügend schwerwiegendes Beweismaterial, um in solch brüsker Weise, wie es hier geschehen, gegen Hormayr und Schneider vorzugehen, die dem Staate 1809 große Dienste geleistet, und die Hager auch jetzt noch

---

[1]) Vortrag Hagers, 9. März 1813. M. d. J. „Es war ein widriger Zufall, daß Hormayr, wo die Anhaltung vor sich ging, Frau und ein paar Freunde bei sich hatte." Nach der Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 229, 230, feierte Hormayr gerade den Geburtstag seiner älteren Tochter.

[2]) Bericht des Polizei-Oberkommissars Biringer, 11. März 1813. M. d. J. Welche Rolle dieser Degelmann spielte, und wer er überhaupt war, ist mir unbekannt.

[3]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J. Was Hormayr, Lebensbilder, Bd. II, S. 443, sagt, ist zweifelhaft. In den Weisungen für die Polizeibeamten steht kein Wort davon, daß sie auch bewaffnete Mannschaft mit sich zu nehmen hätten, und zwar, wie er sagt, vierzig Mann. Das hätte ja eben jenes Aufsehen erregt, das vermieden werden sollte.

[4]) Siber an Hager, 8. März 1813. M. d. J.

[5]) Bericht des Majors Czapka, Munkács, 16. März 1813. K. u. k. Kriegsarchiv. Hormayr brachte 2 Hemden, 1 Unterhose, 2 Schnupftücher und 3 Paar Socken mit. Er kam dann um Wäsche und Bettzeug ein, das ihm denn auch von Wien aus zugesandt werden durfte.

[6]) Anordnungen Sibers, 7. März 1813. M. d. J.

„ausgezeichnete Männer" nennt?[1]) War das Vergehen, dessen man sie beschuldigte, wirklich so ungeheuer, daß man sie mitten in der Nacht ihren Familien entreißen, nach entlegenen Kerkern schleppen mußte, wo sie unter fremden Namen leben, mit keinem menschlichen Wesen verkehren und für alle Welt verschollen bleiben sollten? Die Regierung glaubte sich nach den ihr bekannt gewordenen Fakten berechtigt, Hormayr und dessen Complicen so rasch als möglich unschädlich zu machen. Um dies Ziel mit aller Sicherheit zu erreichen, griff man zu Mitteln, mit denen man in jener Zeit noch Hochverräter mundtot zu machen pflegte. Man ließ sie einfach für einige Zeit oder für immer verschwinden, ohne ihnen auch nur den Grund ihrer Verhaftung anzugeben. Hormayr und Schneider galten in den Augen des Hofes für Staatsverbrecher, nicht nur deshalb, weil sie einen Aufstand in Tirol und Vorarlberg anzuzetteln versuchten, der Metternichs Politik durchkreuzen sollte. Vor allem wurde Hormayr, und in zweiter Linie erst Schneider, als der Hauptschuldige betrachtet, weil er, abenteuerlichen und höchst ehrgeizigen Plänen nachjagend, sich zu deren Durchführung des Erzherzogs Johann zu bedienen gedachte. In den Augen des Kaisers war es kein geringes Vergehen, daß Hormayr die vereinigten Teile Tirols mit einer selbständig gegebenen Verfassung ausgestattet wissen wollte. Berührte den Monarchen schon das Wort „Verfassung" höchst unangenehm, wie erst mußte es ihn empören, daß ihm Tirol, auf Anraten Hormayrs, nur unter der Bedingung der Anerkennung dieser Konstitution angeboten werden sollte! Und was hätte zu geschehen, wenn er sich weigerte, dies Verlangen zu erfüllen? Für diesen Fall soll Hormayr, wie man erfahren hatte, entschlossen gewesen sein, Erzherzog Johann zum König von Rhätien wählen zu lassen, um dann unter dessen Regierung eine große Rolle spielen zu können[2]). Nicht nur Roschmann beschuldigt ihn derartiger Absichten. Was immer für Bewandtnis es auch damit haben möge, eines ist gewiß, daß er alle seine von ihm als Werkzeuge benutzten Landsleute mit der unwahren Vorspiegelung gewann: die Revolutionierung der Bergländer erfolge mit stillschweigender Zustimmung des Kaisers[3]). Schneider selbst hat später das Geständnis abgelegt, daß er nur allein unter dieser Voraussetzung ein tätiges Mitglied der Verschwörung geworden sei[4]). Mußten weniger Eingeweihte nicht im Wahne leben, der Hof stehe hinter Hormayr, wenn sie einen Erzherzog, den Bruder des Kaisers, an der Spitze des ganzen Unternehmens sahen? Mußten sie da nicht unbedingt an die geheime Mitwirkung der Regierung glauben? Wir können es nicht mit einer allen Zweifel ausschließenden Gewißheit behaupten, daß Erzherzog Johann von den seine eigene Person betreffenden Plänen Hormayrs Kenntnis hatte; wir wissen

[1]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J.

[2]) Hager an Stahl in Brünn, 22. Dezember 1813. M. d. J. „So etwas lag schon in den Plänen des Baron Hormayr, die seinen Festungsarrest herbeiführten: er schien Se. Kaiserl. Hoheit den Herrn Erzherzog vorzuschieben, stand aber selbst mit schwindelnden Hoffnungen im Hintergrunde."

[3]) Aussagen des Eisenstecken und Feuerle. M. d. J.

[4]) Schneiders Briefe vom 20. September und 17. Dezember 1813. M. d. J.

nicht, ob er zugestimmt habe, sich zum König von Rhätien ausrufen zu lassen. Roschmann hat es vom ersten Augenblick an behauptet[1]) und dann diese Anklage in dem von ihm angefertigten, Kaiser Franz zur Verfügung gestellten „species facti" aufs entschiedenste wiederholt.

„Die eigentliche Tendenz der Verbindung" — sagt da Roschmann — „ist auf die Anerkennung des Durchlauchtigsten Erzherzogs zum Könige von Rhätien und auf die Hand der verwitweten Herzogin von Oldenburg (Katharina Paulowna) berechnet"[2]). In einer Randbemerkung zu seinem Vortrag vom 9. März bemerkt Hager mit Bezug auf dies den Erzherzog belastende „species facti", daß Johann es „größtenteils anerkannte"[3]).

Der kaiserliche Prinz selbst gibt in seinem Tagebuche zu, daß dieses Schriftstück Roschmanns „das Ganze so genau" enthielt, „als hätte ich es aufgesetzt"; doch — fügte er hinzu — „nebst Wahrem standen Geschwätze darin, die mich ärgerten, da ich solches nie gedacht"[4]). Man geht wohl nicht irre, wenn man diese Worte des Erzherzogs auf seine Proklamierung zum König von Rhätien bezieht. Aus Mangel an überführenden Beweisen wird es nicht zulässig sein, der Aussage Johanns Glauben zu verweigern[5]). Beachtenswert bleibt es aber immerhin, daß damals nicht nur Roschmann, sondern auch andre von ähnlichen Bestrebungen zu berichten wußten. Der Polizeikommissar Torresani, der keine Ahnung von der Mission Roschmanns hatte, meldete schon am 18. Februar 1813, daß Hormayr den Erzherzog fast täglich besuche und „die Ansicht dahin gehet, wenn auch Österreich neutral bleiben sollte, Tirol zu revolutionieren und den Erzherzog zum Herzog von Tirol proklamieren zu lassen"[6]). Auch zu Graf Rechbergs, des Wiener bayerischen Gesandten, Ohren war die Kunde von ähnlichen Plänen gedrungen[7]). Doch klingt es geradezu abenteuerlich, daß die Kaiserin Marie Louise sich schon im Sommer 1812 bemüht haben sollte, Napoleons I. Geneigtheit zur Erwirkung einer selbständigen Herrschaft in den Alpenländern für Erzherzog Johann zu erlangen[8]). Es entspricht ganz der Natur dieses Prinzen, daß er jetzt die Ursache, aus der das mit Hormayr verabredete Vorhaben gescheitert, auf die

[1]) Roschmann an Hager, 19. Februar 1813. M. d. J. „Seit zwei Tagen ist ein Kurier aus dem russischen Hauptquartier mit der Antwort des Kaisers Alexander in Wien eingetroffen, der zufolge er den Erzherzog als König von Rhätien anerkennen solle, worunter Illyrien, Steiermark, Kärnten, Tirol und die Schweiz begriffen sei."

[2]) Mitgeteilt von mir in der Schrift: „Wien und das Kriegsjahr 1813", S. 385.

[3]) M. d. J.

[4]) Krones a. a. O., S. 72.

[5]) Montgelas, Denkwürdigkeiten, S. 255, erwähnt, der Erzherzog habe stets seine Erhöhung zum Könige von „Vindelicien" bestritten, und wenn sein Name in diesen Plan verwickelt worden, so sei dies mißbräuchlich und ohne sein Wissen geschehen.

[6]) Bericht Torresanis vom 18. Februar 1813. M. d. J.

[7]) Depeschen des bayrischen Gesandten Graf Rechberg, Wien, 26. Januar und 20. März 1813. Königl. bayrisches Staatsarchiv.

[8]) Id. Wien, 20. März 1813. Ibid. Le conseiller de légation de Koch a mandé l'été dernier qu'il se tramait à cette cour une intrigue qui tendait à procurer à l'archiduc Jean la domination des Alpes, c'est à dire le Tyrol, Salzbourg, l'Illyrie, le Vorarlberg. L'impératrice de France devait y intéresser son auguste époux et c'est par le peintre Isabey que passaient les lettres.

Schultern andrer abzuwälzen trachtete. Ähnlich benahm er sich nach den Niederlagen von Hohenlinden und Raab. Nach diesen Unglückstagen zog es Johann vor, nicht sich selbst, sondern seine Generale der Unfähigkeit zu zeihen. Auch 1813 fand er, daß Hormayr und dessen Anhang übereilt gehandelt, daß zu solchen Unternehmungen, wie sie von diesen ersonnen worden, mehr Umsicht und Klugheit erforderlich sei, als sie an den Tag gelegt hätten[1]). Erzherzog Johann übersah hierbei nur den einzig maßgebenden Umstand, daß alles mit seiner Zustimmung geschehen und er auch schon bereit war, trotz angeblichen Mangels von „Umsicht und Klugheit", sich an die Spitze der von ihm berufenen Tiroler zu stellen. Wenn auch nicht mit apodiktischer Gewißheit gesagt werden kann, Johann habe den Erfolg zu seiner Proklamierung mißbrauchen wollen, so ist es sicher, daß er die Revolutionierung der Alpenländer betrieb, sei es für, sei es gegen Österreich. Gerade aber mit Rücksicht auf die Person des Erzherzogs, von dem man wußte, daß er schon in den nächsten Tagen sich heimlich nach Tirol zu begeben gedenke, hielt Metternich ein rasches Eingreifen für nötig, um einer derartigen Absicht zuvorzukommen. Wie Metternich dem hannoverschen Gesandten am Wiener Hofe, Grafen Ernst Hardenberg, im Vertrauen mitteilte, wären in die ganze Affäre einige bekannte französische und bayrische Spione verwickelt gewesen, deren Arglist der Erzherzog und der englische Agent King zum Opfer gefallen seien. Der Minister wollte wissen, daß bereits alle Vorkehrungen getroffen waren, um den Erzherzog bei seinem Eintritt in Tirol sofort gefangen zu nehmen[2]). Aus den uns vorliegenden Berichten des bayrischen Gesandten am Wiener Hofe ist freilich nicht zu ersehen, ob Bayern in der Tat Anstalten zur Verhaftung Johanns getroffen habe[3]). Gewiß ist jedoch, daß Graf Rechberg schon seit Ende Januar Wind von einer bevorstehenden Revolutionierung der Alpenländer erhalten und seine Regierung vor diesem geheimen Treiben gewarnt hatte[4]). Der bayrische Gesandte kannte auch einige der Agenten, die Tirol zum Aufstande

[1]) Bericht einer Unterredung mit Johann. Ohne Datum, beiliegend dem Vortrag Hagers vom 25. März 1813. M. d. J.

[2]) Graf Ernst Hardenberg an Graf Münster, Wien, 8. März 1813. (Freundliche Mitteilung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Paul Bailleu.) „Le comte Metternich affirme que plusieurs individus impliqués dans cette affaire étaient des espions connus français et bavarois dont l'archiduc et Mr. King avaient été dupes et que nommément la cour de Bavière était si parfaitement instruite de tout et qu'aussi tout était préparé pour arrêter l'archiduc et tous ceux qui comme lui étaient sur le point de partir pour leur destination dès leur entrée dans le Tyrol."

[3]) Wie Herr Otto Riedner, Prattikant am königlich bayrischen Staatsarchiv, die Güte hatte mir mitzuteilen, hat eine von ihm freundlichst vorgenommene Durchsicht der bezüglichen bayrischen Akten nicht ergeben, daß Vorkehrungen zur eventuellen Gefangennahme des Erzherzogs Johann getroffen worden wären. Graf Montgelas, der damalige bayrische Staatsminister, erwähnt gleichfalls nichts davon in seinen „Denkwürdigkeiten". Er verlegt sogar (S. 255) die Verschwörung in das Jahr 1812. Da heißt Roschmann auf einmal Raschmann (S. 178), und im Index der „Denkwürdigkeiten" figuriert er sogar als österreichischer Legationsrat. Professor Louis Madelin in Paris hatte die Liebenswürdigkeit, für mich die Depeschen des Wiener französischen Gesandten Otto im Pariser Staatsarchiv durchzusehen. Auch Otto weiß nichts von einer Gefangennahme des Erzherzogs.

[4]) Depesche Graf Rechbergs, 26. Januar 1813. Königl. bayrisches Staatsarchiv.

reizen sollten. Außer Hormayr, Schneider, Eisenstecken nennt er noch den Postmeister von Lindau, Baron Haysdorf, den Wirt von Kirchdorf, Winterstetter, und ebenso den Freiherrn von Gagern[1]). Es ist interessant, daß gerade Gagern dem Wiener Hof als ein geheimer Emissär des bayrischen Ministers Grafen Montgelas bezeichnet worden war[2]). Von diesem ehemaligen nassauischen Minister, der zu den intimsten Mitgliedern des „Alpenbundes" gehörte, scheint Metternich angenommen zu haben, daß er ein Werkzeug Bayerns sei, um den Erzherzog ins Verderben zu stürzen. Gagern hat sich wohl nach dem Mißlingen des Unternehmens in einer Eingabe an den Kaiser Franz zu rechtfertigen und seinen Patriotismus ins schönste Licht zu stellen versucht[3]). Und obwohl auch der Polizei-Oberdirektor Siber ihn als einen Österreich sehr ergebenen Mann schilderte[4]), konnte man doch kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen. Hager, der ihn, unmittelbar nach der Verhaftung Hormayrs und Schneiders, vor sich rufen lassen mußte, um ihm seine Ausweisung aus Österreich anzukündigen, äußert über ihn: „Ich war eine Stunde das Opfer seiner Exzentrizität und Zungenfertigkeit, mit der er wirklich drolligte Sätze aufstellte"[5]). Als sich Gagern entfernte, hinterließ er im Präsidenten der Polizeihofstelle das schmerzliche Gefühl, „daß auch dieser enthusiastische Schwätzer einer der Piliers sein sollte, auf die der Bund vorzüglich gezählt hatte"[6]). Gleich Gagern erregte auch Eisenstecken den Verdacht, ein Doppelspion zu sein, der sich für seine Dienste sowohl durch Erzherzog Johann als durch die französische Regierung bezahlen lasse. Gerade diesen Mann, von dem Hager sagt, daß er „auf beiden Achseln trägt" und „fähig sein soll, dem italienischen Gouvernement, dessen Schutz er auf eine auffallende Weise in Tirol genoß, die Pläne der Partei . . . zu verraten"[7]), erklärte Johann für einen „ehrlichen Kerl", der ihn nie hintergehen werde[8]). Niemals hätte es der stets mißtrauische Napoleon glauben wollen, daß dieser kaiserliche Prinz ohne Zustimmung seines Bruders sich auf so gefährliche Bahnen begeben habe. Um für die Politik, die Metternich für die nächste Zukunft plante, freie Hand zu haben, mußte ein Abenteuer, wie es Johann vorhatte und alle Berechnungen durchkreuzte, um jeden Preis verhindert werden. In Österreich sollte kein Erzherzog eigenmächtige Politik treiben dürfen, zumal keine solche, die den Kaiser und seine Minister nötigte, in den Kampf mit Frankreich einzutreten, früher, als es von ihnen geplant war.

[1]) Depeschen des Grafen Rechberg vom 26. Januar, 2. und 28. Februar.

[2]) Hager bemerkt zum Berichte des Polizeisekretärs Schmidt vom 2. Januar 1813 über Gagern: „Uns ist er ja aber als Montgelas' Vertrauter geschildert?" M. d. J.

[3]) Gagern an Kaiser Franz, 16. März 1813. M. d. J. „Das Vorhaben, Tirol wieder in Gärung zu bringen, habe ich nicht angezettelt, wenn ich es mir schon keineswegs zur Unehre rechnen würde; sondern es lag vollkommen in der Natur der Sache und des Landes, in den Ideen des Erzherzogs und in den Ansichten, Berechnungen und Wünschen der hiesigen Häupter von Tirol und Vorarlberg."

[4]) Siber an Hager, 2. Januar 1813. M. d. J.

[5]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J.

[6]) Ibid.

[7]) Vortrag Hagers vom 12. März 1813. M. d. J.

[8]) Krones a. a. O., S. 73.

Gewiß aber wäre für die noch nicht genügend gerüstete Monarchie ein schwerer Moment gekommen, wenn sie infolge der Gefangennehmung Erzherzog Johanns sofort Farbe hätte bekennen müssen.

* * *

Trotz aller Vorsicht und strengen Wahrung des Geheimnisses konnten die Vorgänge der Nacht vom 7. März nicht unbekannt bleiben. Sofort hieß es, man habe die drei Gefangenen Frankreich geopfert, weil der Wiener Hof „aus Überzeugung oder aus Politik" ganz französisch geworden sei[1]). „Die Verhaftung von Hormayr, Roschmann und Schneider" — berichtet der Polizeisekretär Armbruster — „macht eine außerordentliche Sensation und verbreitet Schrecken unter jenen, die in der Voraussetzung, Österreich werde Partei für Rußland nehmen, sich stark und laut geäußert hatten"[2]). Metternich hielt es für nötig, dem diplomatischen Korps gegenüber die Notwendigkeit dieser strengen Maßregel darzulegen. Er tat dies je nach dem Freundschaftsverhältnis, in dem sich der Wiener Hof zu dem einen oder andern der da akkreditierten Gesandten befand. Zum Grafen Rechberg, dem Vertreter Bayerns, sagte er, daß insbesondere Hormayr aus dem Grunde eingekerkert worden sei, weil er in Österreich die in Preußen verbreiteten volkstümlichen Ideen einbürgern wollte. Er bemühte sich, dem bayrischen Gesandten zu beweisen, daß von Tirol gar nicht die Rede sei, indem Hormayr dort keine Sympathien besitze[3]). Mit derartigen Ausflüchten gelang es Metternich, den Grafen Rechberg zu beruhigen, der nun im Sinne des österreichischen Ministers nach München berichtete, in Wien sei man weit entfernt, die Ruhe der Nachbarn stören zu wollen[4]). Ja, meinte er, ohne Metternichs Eingreifen würden die französischen Magazine, angefangen vom Rhein bis zur Weichsel, an einem Tage in Flammen aufgegangen und den Bewohnern dieser Gegenden der Anblick sizilianischer Vespern nicht erspart geblieben sein[5]). Den hannoverschen Gesandten, Grafen Hardenberg, der zugleich englische Interessen vertrat, suchte Metternich, wie schon erwähnt, dadurch günstig zu stimmen, daß er ihm sagte, die Verhaftung mußte erfolgen, um den Erzherzog nicht in eine Falle geraten zu lassen, die ihm durch von Frankreich und Bayern bezahlte Spione gelegt werden sollte[6]). Dem preußischen und russischen Gesandten hingegen gab der

[1]) Bericht vom 10. März 1813. M. d. J. Depesche des französischen Gesandten Otto, Wien, 11. März 1813. (Freundliche Mitteilung des Mr. Louis Madelin in Paris.)

[2]) Von mir mitgeteilt in meiner Abhandlung „Wien und das Kriegsjahr 1813", S. 364. Siehe über den Eindruck der Verhaftung auch Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten. Bd. II, S. 229 ff.: ferner die „Times" vom 14. und 15. März und 1. April 1813. Hormayr a. a. O. Bd. III, S. 537.

[3]) Depesche Graf Rechbergs vom 11. März 1813. Königl. bayrisches Staatsarchiv.

[4]) Id. 10. März 1813. Ibid.

[5]) Depesche Rechbergs vom 10. März 1813. Königl. bayrisches Staatsarchiv. Depesche des französischen Gesandten Otto, Wien, 8. März 1813. (Freundliche Mitteilung des Mr. Louis Madelin in Paris.) Zu Otto sagte Metternich nur: Que l'empereur (Franz) se trouvait placé entre une faction puissance qui combat avec violence son système politique et un allié (Napoléon) qui ne lui donne aucune idée de ses projets.

[6]) Hardenberg an Münster, Wien, 8. März 1813.

österreichische Minister die Versicherung, daß dieser Zwischenfall durchaus nicht die Beziehungen zu Tirol unterbreche. Er beteuerte, daß man vielmehr bestrebt wäre, sie im geheimen auch weiterhin zu pflegen, und daß Erzherzog Johann bestimmt sei, sich in dem Moment an die Spitze der Gebirgsländer zu stellen, sobald für Österreich die Stunde des Anschlusses an die Koalition geschlagen habe[1] — eine Zusicherung, die Wilhelm von Humboldt mit der größten Freude erfüllte[2]. Metternich dachte aber nicht im entferntesten daran, den kaiserlichen Prinzen im Falle des Krieges gegen Napoleon in Tirol zu verwenden. Erst achtundzwanzig Jahre nach jener verhängnisvollen Nacht vom 7. März 1813 durfte er wieder den Boden von Tirol betreten, und er verzeichnet es ja selbst in seinem Tagebuche, daß „Metternich bisher (1833) das einzige Hindernis gewesen“[3]. Der österreichische Minister hatte nach der Leichtfertigkeit, mit der sich Erzherzog Johann in eine höchst gefährliche Bewegung gestürzt, genau so wie zwei Jahre vorher Erzherzog Franz d' Este, kein Vertrauen mehr zu des Prinzen Zuverlässigkeit. Darin liegt auch der Grund, weshalb er von jeder weiteren Aktion ferngehalten wurde, um ja keinen größeren Schaden anrichten zu können. Nach der Entdeckung der revolutionären Absichten des Alpenbundes war es Metternich ein leichtes, den Erzherzog durch Kaiser Franz zur Untätigkeit verdammen zu lassen. Nichts haßte Franz mehr als irgendwelche Auflehnung gegen seine Autorität, und dieses Vergehens hatte sich sein Bruder schuldig gemacht. Ruhig wollte der Kaiser dies nicht hinnehmen. Es muß eine merkwürdige Szene gewesen sein, als Franz dem noch ahnungslosen Bruder am 8. März das von Roschmann verfaßte „species facti“ hinhielt, jenes Dokument, das ihn zum Hochverräter stempelte. In der Unterredung zwischen den Brüdern, über die wir nur die Aufzeichnungen Johanns besitzen, nahm Franz dem Erzherzog das Versprechen ab, seinem Plane zu entsagen und sich nicht wieder an derartigen Unternehmungen zu beteiligen[4]. Wurde Johanns Oberstthofmeister, Graf Nimbsch, etwa mitverantwortlich dafür gemacht, daß das Wort seines Herrn pünktlich eingehalten werde? Wir wissen nur, daß dem Oberstthofmeister, während der Erzherzog am 8. März morgens bei seinem Bruder in Audienz weilte, um 9 Uhr in geheimnisvoller Weise ein kaiserliches Handbillett zugestellt wurde, dessen Inhalt uns leider nicht bekannt ist. Nachdem der hiermit betraute Polizeibeamte durch Bestechung den Diener des Grafen Nimbsch für sich gewonnen, ließ er sich bei diesem als ein Prager Kaufmann melden, der Nachrichten aus Sachsen bringe. Unter solch falscher Vorspiegelung vor den Oberstthofmeister gelassen, gelang es dem Polizeibeamten, diesem das kaiserliche Handschreiben zu überreichen, „was freilich“ — wie Hager bemerkt — „aus

[1] Depesche Wilhelm von Humboldts, Wien, 12. März 1813. Königl. preußisches geheimes Staatsarchiv. — — Le comte Metternich a assuré au comte Stackelberg (dem russischen Gesandten) et à moi qu'on les (liaisons) conservait soigneusement et que l'archiduc Jean serait toujours destiné à agir dans cette province (Tyrol) dès que la cour de Vienne pourrait accéder à la coalition.

[2] Ibid.

[3] Krones a. a. O., S. 61.

[4] Ibid. S. 101.

den Händen eines Pragers zu erhalten unbegreiflich war“ [1]). Hierauf entfernte sich der Abgeordnete der Polizei rasch, ohne die Frage des Grafen zu beantworten, wer er eigentlich sei.

Dem Erzherzog sollte jede Möglichkeit benommen werden, die Tiroler zum Aufstand zu verleiten, wie es jetzt Metternich überhaupt darum zu tun war, in den Gebirgsländern jeden revolutionären Ausbruch zu verhüten. Der Hauptschlag, den er vorbereitete, und für dessen Gelingen er alle Kräfte der Monarchie sammelte, durfte nicht durch vorzeitige, überhastete Schritte vereitelt werden. Auch da wußte Roschmann Rat zu schaffen. Noch vor der Verhaftung hatte er am 4. März an Metternich geschrieben, es wäre unbedingt nötig, den ehemaligen Assessor des Kufsteiner Landgerichts Anton Petter, nach Klagenfurt, dem Knotenpunkt der geheimen Verbindungen, zu senden. Dieser Mann, der sich des vollen Vertrauens aller Mitglieder des „Alpenbundes“ erfreute, dünkte ihn die einzige Persönlichkeit zu sein, die imstande wäre, den Verzweigungen einer neuen Verschwörung mit Erfolg nachzuforschen [2]).

„Wenn ich“ — sagt er zu Hager — „mich auch der tröstlichen Beruhigung hingebe, daß das ernste Wort des Monarchen den durch böse Ratschläge irregeleiteten Prinzen (Johann) zur Pflichterkenntnis zurückführen werde, so kann ich gleichwohl nicht für die Machinationen der übrigen Tiroler bürgen; ja, es läßt sich sogar mit vollem Rechte vermuten, daß England die zu diesem Zwecke bereits ausgelegten Summen sicher nicht zu verlieren, sondern durch alle möglichen ihm zu Gebote stehenden Kanäle die unter Österreichs Ägide begonnene Aufreizung der Gemüter zur schleunigen Explosion hinzuführen bemühet sein werde“ [3]).

Diesen Brief sandte Roschmann aus der Verborgenheit, in der er sich seit der Nacht vom 7. März aufhielt, an Freiherrn von Hager. Der Präsident der Polizeihofstelle hatte es unter den obwaltenden Verhältnissen für nötig erachtet, ihn noch, wie er sagt, „fortan schuldig erscheinen“ zu lassen, „um ihn nicht als Denunzianten darzustellen“ [4]). So irrte Roschmann denn von einem Wiener Gasthaus zum andern, überall die größte Vorsicht gebrauchend, um ja nicht erkannt zu werden. Wußte er doch, daß man von verschiedenen Seiten alle Mühe aufwandte, seinen Aufenthalt zu erforschen [5]). Den Wirten fiel es schon auf, daß ihr Gast den Tag über sein Zimmer nicht verließ und erst des Abends, und da nur in einem Wagen, das Freie aufsuchte. Mit schwerem Gelde mußte er es bezahlen, daß die Gasthausbesitzer über dies sonderbare Benehmen Schweigen beobachteten. Seine Lage wurde immer peinlicher. Mit allem Eifer wünschte Roschmann eine baldige Entscheidung seines Schicksals herbei, um aus dieser Situation herauszukommen, „da“ — wie er an Hager schreibt — „der gewaltsame Zustand, in dem

[1]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J.

[2]) Roschmann an Metternich, Wien, 4. März 1813 (Abschrift). M. d. J.

[3]) Roschmann an Hager, 8. März 1813. M. d. J.

[4]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J. Ich habe diese Stelle bereits in meiner Abhandlung „Wien und das Kriegsjahr 1813“ angeführt: dort aber steht S. 363 „unschuldig“, was falsch ist: es muß „schuldig“ heißen.

[5]) Roschmann an Hager, 15. März 1813. W. St. A.

ich mich befinde, die eingesperrte Luft, der Mangel jedes Verkehrs und so mancher andrer Bedürfnisse, vorzüglich aber innerer Kummer verderblich auf meine Gesundheit zu wirken anfangen“ [1]). Schwer lastete auf allen Eingeweihten die Sorge, Roschmanns wahre Rolle in dieser ganzen Affäre könnte von zudringlichen Augen entdeckt werden. Man war bemüht, dies um jeden Preis zu verhindern. Geleitet von diesem Bestreben, entschloß sich der Kaiser Franz, den böhmisch-österreichischen Hofkanzler Alois Grafen Ugarte wissen zu lassen, die gegen Roschmann eingeleitete Untersuchung wäre nicht nur zu seinem Vorteile beendigt worden, sondern habe auch ergeben, „daß derselbe als ein eifriger, Mir und dem Staate ergebener Diener jeder besonderen Rücksicht würdig sei“ [2]). Ugarte erhielt daher Befehl, den Kreishauptmann wieder in sein Amt einzusetzen und ihm, sollte er darum einkommen, einen Urlaub zu bewilligen — was gleichfalls schon vorher abgekartet worden war [3]). Denn dieser Urlaub diente nur als Einleitung dazu, um ihn schon nach kurzer Zeit auf einen viel wichtigeren Posten zu berufen als auf dem er sich bisher befunden. Nach den bereits geleisteten Proben hielt Franz die Treue und Hingebung dieses Mannes an seine Person für unerschütterlich. Zum Lohne hierfür erwählte er ihn zu seinem Vertrauensmann in den Angelegenheiten Tirols. Hatte Roschmann bei seinem Verrate daran gedacht, Hormayr und Schneider zu verdrängen und die allein maßgebende Persönlichkeit in seinem Heimatslande zu werden, so war ihm dieser Plan wirklich gelungen. Die Aufgabe, die der „Alpenbund“ März 1813 lösen wollte, wurde nunmehr dem Verräter an seinen Freunden anvertraut. Von Wien aus, wo er sich vier Monate lang den eifrigsten Nachforschungen nach seinem Aufenthalte zu entziehen gewußt, ward er im Juli an das kaiserliche Hoflager nach Prag berufen. Hier wurde ihm als kräftiges Unterstützungsmittel für den kaum mehr zu vermeidenden Krieg mit Napoleon die Organisierung des Aufstandes von Tirol übertragen. Nur zum Schein und zur Irreführung ward Erzherzog Johann die Aussicht eröffnet, daß er beim wirklichen Ausbruch des Krieges sich nach dem von ihm so sehr geliebten Lande Tirol werde begeben dürfen. „Du hast also“ — schrieb ihm sein kaiserlicher Bruder am 15. Juli — „vorderhand unaufsichtlich in Thernberg [4]) zu verweilen, und da ich dem Kreishauptmann Roschmann alles Vertrauen in Rücksicht der Kenntnis des betreffenden Landes und der mir darin schon geleisteten Dienste schenke, so wirst Du Dich mit ihm hierwegen in *ausschließende* Rücksprache setzen“ [5]). Man muß über die Verwegenheit staunen, mit der sich nun Roschmann dem Prinzen gegenüber benahm, den er denunziert hatte und der dadurch jetzt zu voller Untätigkeit verdammt war. Es ist die ärgste Verlogenheit, wenn er Johann seinen „angebeteten Prinzen“ nennt, dem er so vieles zu sagen und so vieles aufzuklären habe. Dem Manne, den er zu Fall gebracht, wagt er zuzurufen: „Ihr freundlicher Willkomm wird mich für alle Leiden und so

[1]) Roschmann an Hager, Wien, 15. März 1813. W. St. A.
[2]) Handbillett des Kaisers Franz an Ugarte, 15. Juli 1813. M. d. J.
[3]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J.
[4]) Landbesitz des Erzherzogs Johann.
[5]) Krones a. a. O., S. 259.

viele unverschuldete Kränkungen entschädigen. Wie immer die Würfel fallen — werden wir nun als Männer handeln, die selbst die Bewunderung der Feinde erringen sollen“ [1]). So lautet die Sprache des Heuchlers, der da weiß, daß es dem Erzherzog, „wie immer die Würfel fallen“ mögen, nicht erlaubt sein wird, sich nach Tirol zu begeben. Wie er den Verrat geübt, so gibt er sich auch jetzt wieder als Werkzeug dazu her, den Erzherzog zu narren. Er bespricht mit diesem alle Maßregeln zur Insurrektion der Tiroler, läßt sich von ihm eine eigene Instruktion mit auf den Weg für den in Brandeis weilenden Kaiser geben [2]) und treibt ihn durch seine Mitteilungen zu fieberhafter Tätigkeit an [3]). Roschmann spielt die Rolle des Biedermannes so vortrefflich, daß ihm der Erzherzog das Zeugnis ausstellt: er benahm sich „als ein redlicher Mann“ [4]). Für allzu tief dringende Menschenkenntnis zeugt es gerade nicht, daß sich Johann von Roschmann derart hintergehen und irreführen ließ. Es ist ja richtig, daß ihm nicht nur der Kaiser, sondern auch Metternich empfahl, zu Roschmann das größte Vertrauen zu hegen [5]). Aber hätte es ihn nicht doch stutzig machen müssen, daß gerade diese Persönlichkeit, die ja ein ebenso eifriges Mitglied des „Alpenbundes“ gewesen als Hormayr und Schneider, frei umherging und in erhöhter Vertrauensstellung wirkte, während die beiden andern noch im Kerker schmachteten? Johann war ein Sanguiniker, den schon der schwächste Hoffnungsstrahl blendete. Von trügerischen Illusionen erfüllt, ward sein Urteil getrübt, und nur so ist es erklärlich, daß es ihm noch gar nicht in den Sinn kam, an der Redlichkeit des neuen Oberlandeskommissars von Tirol zu zweifeln. Dieser hatte, mag er darauf vom ersten Augenblick an losgegangen sein oder nicht, die Beute eingeheimst. Unterdessen warteten die Opfer seines Verrates in Munkács und auf dem Brünner Spielberg vergebens auf ihre Befreiung aus dem Kerker. Mit der größten Härte war sowohl gegen Hormayr als auch gegen Schneider vorgegangen worden, insbesondere gegen den ersteren, den Metternich und Hager für den Schuldigeren hielten [6]). Nach neuntägiger Fahrt war Hormayr in krankem Zustande [7]) in Munkács eingetroffen, das er einmal als „Vorhölle“ bezeichnet [8]), das andre Mal wieder ironisch „liebliches Sibirien“ nennt [9]). Der Festungskommandant Czapka brachte ihn in einem Gefängnis unter, in das das Licht nur durch ein mittelmäßiges, mit doppeltem Eisen- und nochmaligem doppeltem Drahtgitter verwahrtes Loch fiel. In diesem Kerker hatten vorher einige vom Strange begnadigte Verbrecher ihre Strafe abgebüßt [10]). Welchen Eindruck mußte es auf ihn machen, daß ein großer Teil der in

[1]) Krones a. a. O., S. 261.
[2]) Ibid., S. 263.
[3]) Ibid., S. 121 ff.
[4]) Ibid., S. 123.
[5]) Ibid., S. 260.
[6]) Vortrag Hagers vom 9. März 1813. M. d. J.
[7]) Major Czapka von Ehrenbach an den Hofkriegsrats-Präsidenten Graf Bellegarde, Munkács, 17. März 1813. K. u. k. Kriegsarchiv. Es steht irrtümlich 16. März.
[8]) Hormayr an Hager, 12. Juli 1813. M. d. J.
[9]) Id. ad eundem, zweiter Brief vom 12. Juli 1813. M. d. J.
[10]) Ibid.

Munkács internierten Gefangenen entweder der geistigen Umnachtung verfallen oder aber einem unfehlbar tötenden Fieber erlegen war[1]! Schon fühlte er, daß auch er, dessen Nerven nach dem Ausspruch des Arztes arg zerrüttet waren[2], abgeschlossen von jedem menschlichen Verkehr, ohne jede Beschäftigung innerhalb seiner vier Mauern, nur beschränkt auf einen kurzen Spaziergang in dem nicht einmal um die Mittagszeit von der Sonne beschienenen Festungsgraben[3], ein Opfer des Wahnsinnes werden müsse. Aus Furcht vor solchem Lose bat er, der stets an geistige Arbeit gewöhnt gewesen, ihm wenigstens das Zeichnen zu gestatten[4]. Hager legte dies Gesuch Metternich vor, der dem Gefangenen die Bewilligung zum Lesen, Schreiben, Zeichnen erteilte sowie auch zur Bewegung in freier Luft[5]; doch sollte er nur an solchen Orten spazieren gehen dürfen, die jede Möglichkeit einer Flucht ausschlossen[6]. Diese Begünstigung wurde auch auf Schneider ausgedehnt, der sich darüber beklagte, daß man ihn zwinge, auf einem leeren Strohsack zu sitzen, auf dem vor ihm ein kranker Verbrecher gelegen[7]. Im Bewußtsein seiner Unschuld hatte Schneider sehr bald auf eine gerichtliche Untersuchung seines Verhaltens gedrungen[8]. Tatsächlich ordnete Franz auch eine solche an, und Staatsrat Pfleger, den man das „Gewissen des Kaisers“[9] nannte, ward zum Untersuchungsrichter bestimmt[10]. Kaum war Roschmann von diesem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, als er gegen die Tunlichkeit der Untersuchung in der beabsichtigten Form Einspruch erhob. Er gab Hager zu bedenken, von welcher Gefahr es wäre, wenn der Beweis der Schuld auf Grundlage seiner Berichte, der Interzepte und der Geständnisse einiger Teilnehmer erbracht werden solle. Auch seine Konfrontation mit den beiden Gefangenen würde ohne jeden Nutzen bleiben, weil es ihnen ein leichtes wäre, seinen Aussagen das hartnäckigste Leugnen entgegenzusetzen. Seiner Ansicht nach könnte nur dann zu dem gewünschten Resultat gelangt werden, wenn der Kaiser dem Erzherzog Johann befehlen würde, das von ihm — Roschmann — am 7. März 1813 verfaßte „species facti“ durch seine eigene Unterschrift als wahr und richtig anzuerkennen. Im Besitz dieser Erklärung Johanns müßte man auch ihn selbst, als eines der Mitglieder des „Alpenbundes“, verhören und sein Geständnis zu Protokoll geben lassen. Dadurch fiele, wie Roschmann sagt, „der Schein jedes absichtlichen oder selbst auch nur zu voreiligen Bekenntnisses von mir“. Jeder andre Vorgang, betont er, müßte unbedingt zur Entdeckung des bisher so sorgfältig gehüteten Geheimnisses führen, in welchem

[1]) Hormayr an Hager, Brünn, 23. Juli. M. d. J.

[2]) Zeugnis des Munkácser Festungsarztes, 17. März 1813. K. u. k. Kriegsarchiv.

[3]) Hormayr an Hager, Brünn, 23. Juli 1813. M. d. J.

[4]) Major Czapka von Ehrenbach an den Hofkriegsrats-Präsidenten Graf Bellegarde, Munkács, 16. März 1813. K. u. k. Kriegsarchiv.

[5]) Metternich an Hager, 2. April 1813. M. d. J.

[6]) Hager an Bellegarde, 3. April 1813. K. u. k. Kriegsarchiv.

[7]) Schneider an Hager, Brünn, 30. Mai 1813. M. d. J.

[8]) Hager an Graf Bellegarde, 12. März 1813. M. d. J.

[9]) Hormayr a. a. O., Bd. II, S. 441.

[10]) Vortrag Hagers, 30. April 1813. M. d. J.

Fall nicht nur er, sondern auch der Hof aufs ärgste kompromittiert würden[1]). Diese von ungemein schlauer Berechnung zeugenden Vorschläge verfehlten nicht ihre Wirkung auf den Präsidenten der Polizeihofstelle, der denn auch in diesem Sinne dem Kaiser seine Anträge erstattete[2]). Im Einverständnisse mit Metternich war bereits zur Beschleunigung der Untersuchung die Anordnung getroffen worden, Hormayr von Munkács nach dem Spielberg zu überführen, wo ja schon sein Leidensgefährte Schneider weilte. Diese Maßregel hatte in Hormayr, dem noch mit keinem Worte die eigentliche Ursache seiner Verhaftung eröffnet worden war, den Wahn erzeugt, als ob seine Gefangennahme nur eine Folge politischer Vorsicht gewesen sei. Mit der ganzen ihm eigenen Leidenschaftlichkeit ergab er sich nun der Hoffnung, binnen kurzem wieder in Tirol seine „Lieblingsrolle" spielen zu können[3]). Als aber die Erfüllung dieses schönen Traumes sich verzögerte und er sogar erfuhr, daß Roschmann sich auf freiem Fuße befinde, geriet er in größte Aufregung. „Ich konnte es nicht glauben" — schrieb er an Hager — „denn darin läge entschieden Ungerechtigkeit und Undank gegen mich und Schneider"[4]). Bei der Nachricht von der Kriegserklärung Österreichs an Napoleon und seiner trotzdem fortdauernden Gefangenschaft bemächtigt sich seiner tiefe Verzweiflung. Sie verleiht ihm die Kraft, mit aller Gewalt für die Rettung seiner Existenz einzutreten.

„Ich fordere Recht und keine Gnade," ruft er Hager zu. „Jetzt" — fährt er fort — „mich von der Hauptidee und dem Lieblingsstreben meines Lebens, dem ich so viele Zeit, Arbeit, Zuneigung, 1809 übermenschliche Anstrengung und viele schmerzliche Unfälle, endlich 1813 meine ganze Existenz geopfert habe, von der Rettung meines Vaterlandes ganz auszuschließen und im Gefängnis hinwelken zu lassen, ist ein Gedanke, der dem Teufel selbst Ehre machen würde, und den ich daher nur in einer einzigen Seele aufsuchen kann"[5]).

„Das ist ein unglücklich Wütender," bemerkte nach Lektüre dieses Briefes der Präsident der Polizeihofstelle[6]). Bedrängt von den Bitten der beiden Staatsgefangenen, konnte Hager sich nicht länger der Anschauung verschließen, daß man sie nicht mehr in dem Glauben verharren lassen dürfe, als hätten Leidenschaftlichkeit und persönlicher Haß die Vernichtung ihrer bürgerlichen Stellung bewirkt. Hager fand diese Aufklärung um so nötiger, als Hormayr und Schneider sich bisher mit ziemlicher Ergebung in ihr schweres Schicksal gefügt hätten — getragen von der Überzeugung, daß sie Opfer einer höheren Politik seien und die Stunde ihrer Befreiung bald schlagen werde. Getäuscht in dieser Erwartung und nicht im mindesten darauf bedacht, die Veranlassung

[1]) Roschmann an Hager, Wien, 29. Mai 1813. M. d. J.

[2]) Vortrag Hagers vom 18. Juli 1813. M. d. J.

[3]) Ibid.

[4]) Hormayr an Hager, Brünn, 31. Juli 1813. M. d. J.

[5]) Id. ad eundem, Brünn, 26. August 1813. M. d. J. Es ist nicht klar, auf wen er damit zielt. Entweder deutet er auf Roschmann oder auf den Staatsrat Hudelist, mit dem er nie gut gestanden.

[6]) Randbemerkung Hagers zum Briefe Hormayrs vom 26. August.

der Haft in ihren eigenen Handlungen zu suchen, offenbarte sich rasch ein Umschlag in der Gemütsstimmung sowohl Hormayrs als Schneiders. An Stelle der bislang zur Schau getragenen verhältnismäßigen Ruhe trat stürmische Erregung und heftiges Klagen über ungerechte Kränkung. Ungestüm erklang ihr Verlangen nach Untersuchung und Verteidigung. Hager fühlte, daß man ihnen nicht länger ein Recht vorenthalten dürfe, auf das jeder Verbrecher Anspruch habe. Er tritt nun selbst als ihr Anwalt auf. Am 7. September sagt er dem Kaiser:

„Allergnädigster Herr! Ew. Majestät sind gewohnt, jedem Ihrer Untertanen in allen Fällen strenge Gerechtigkeit zu gewähren; wenn demnach Allerhöchstdieselben gesonnen sein sollten, den Appellationsrat Schneider und Baron Hormayr bei gegenwärtigen ganz veränderten Zeitumständen noch länger im Staatsarrest zu belassen, so dürfte es wirklich in der Ordnung sein, beiden die Untersuchung und Verteidigung zu gewähren oder wenigstens sie mit ihrer wahren Lage und der eigentlichen Ursache ihrer Anhaltung bekannt zu machen“[1]).

Inzwischen war Hager bemüht, das Los der Gefangenen zu mildern; Schneider war sogar schon vorher gestattet worden, sich der Gesellschaft seiner Frau zu erfreuen[2]). Als dieser gar ein offenes Geständnis seiner Mitwirkung zur Insurrektion Tirols ablegte[3]), versprach ihm Hager, seine Sache nach Kräften unterstützen zu wollen, wofür um so mehr Aussicht vorhanden sei, als es — wie er ihm schreibt — „das erste Mal ist, wo Ew. Wohlgeboren Ihre Mitwirkung und Teilnahme unverhohlen aufklären“[4]). Nicht so leichtes Spiel hatte der Präsident der Polizeihofstelle mit Hormayr, der weit entfernt war, sich als schuldig zu bekennen. Hormayr, der überlegenste Geist des ganzen „Alpenbundes“, hatte vom ersten Augenblick der Verhaftung an in der Person Roschmanns den Verräter gewittert. Die rasche Freilassung desselben bestärkte seinen Verdacht. Bisher hatte er an sich gehalten und mit keinem Worte zu erkennen gegeben, daß er mit seinem durchdringenden Scharfsinn den Schleier von jenem Geheimnis gerissen habe, das man in Wien so wohl zu hüten bedacht war. Wenn Erzherzog Johann, weniger scharfblickend als sein einstiger Berater, noch immer an die Rechtschaffenheit Roschmanns glaubte, so hatte Hormayr längst das allein Richtige erraten. Mag sein, daß er bisher aus Berechnung geschwiegen. Möglicherweise enthielt er sich aber auch jeder Äußerung, weil sich sein Herz dagegen sträubte, an die Ungeheuerlichkeit eines Verrates von seiten des Freundes und Landsmannes zu glauben[5]). Nun aber, da er vergebens auf sein vermeintes Recht pochte, wollte er es die

[1]) Vortrag Hagers vom 7. September 1813. M. d. J.

[2]) Vortrag Hagers vom 7. Mai 1813. M. d. J.

[3]) Schneider an Hager, 20. September 1813. M. d. J. „Der Wunsch, mein Vaterland aus seinem Verderben zu reißen, war bei mir ebenso groß als der Haß gegen die tyrannischen Fesseln, womit Frankreich die europäische Freiheit von Tag zu Tag mehr zu knüpfen begann. Es war mir daher sehr willkommen, als mir Baron Hormayr anfangs Jänner (1813) im innigsten Vertrauen eröffnete, daß er mit dem Erzherzog Johann Kaiserl. Hoheit einen Plan entworfen, Tirol und Vorarlberg nebst Salzburg und Illyrien wieder an Österreich zu reißen.“

[4]) Hager an Schneider, 24. September 1813. M. d. J.

[5]) Krones a. a. O., S. 84.

maßgebenden Persönlichkeiten fühlen lassen, daß er ihr Geheimnis wie auch den Mann sehr wohl kenne, der den Erzherzog, ihn, Schneider und die übrigen Genossen verraten habe. Kein andrer sei es als Roschmann, der zum „Ablohn der schändlichsten Denunziation“[1]) Orden, Stellung und Freiheit erlangte.

„Ich bat wiederholt“ — lauten seine vom Spielberg aus an Hager gerichteten Zeilen — „um Untersuchung, weil ich mir durchaus nicht bewußt bin, wodurch ich die Achtung der Welt verwirkt haben könnte, am wenigsten in einem Falle, der früher schon und immer mehr das Ziel meiner Vermutungen war und es in Wien und in Tirol ebenso sein wird, nämlich, daß der Regierungsrat von Roschmann entweder gleich anfangs sich als faux-frère unter uns gedrängt oder späterhin, entmutigt von den mehrfach aufsteigenden Gewittern, bei denen nur allein der Erzherzog ruhig blieb, in der harten Wahl, das Opfer oder der Denunziant zu sein, sowie wir ersteres, das letztere gewählt hat“[2]).

Hager war tieferschüttert, als endlich das eingetroffen war, was er stets befürchtet hatte. Auf den Brief Hormayrs schrieb er die bezeichnenden Worte: „Ich war sicher, daß es am Ende so kommen würde“[3]). Beunruhigt, daß die von Hormayr auf das bestimmteste ausgesprochene Vermutung ins Publikum dringen und in Tirol Roschmanns momentane Wirksamkeit aufs ärgste gefährden könnte, bat Hager den Kaiser abermals um eine rasche Entscheidung in Angelegenheit der beiden Gefangenen. Der Präsident der Polizeihofstelle meinte, daß dies jetzt, wo durch den Vertrag von Ried mit Bayern und die Niederlage Napoleons bei Leipzig die Verhältnisse wesentlich geändert seien, keiner bedeutenderen Schwierigkeit mehr begegnen könne.

„Beide (Hormayr und Schneider)“ — sagt Hager in seinem Vortrage vom 26. Oktober 1813 an den Kaiser — „halten sich für unschuldige Opfer gehässiger Einwirkung und glauben, gestützt auf die Zusicherung Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Johann, unter dessen Ägide sie ihre Machinationen zur Aufregung Tirols trieben, nicht in dem Maße gefehlt zu haben, daß sie, wie sie anführen, ihrer bürgerlichen Rechte und Freiheit verlustig und außerhalb des Gesetzes erklärt würden“[4]).

Obgleich Hager von Zeit zu Zeit seine Vorstellungen zugunsten einer Entscheidung über das Schicksal Hormayrs und Schneiders erneuerte[5]), ließ sich Kaiser Franz doch nicht bewegen, eine solche schon jetzt zu fällen. Es nützte auch nichts, daß sowohl Hormayr als auch Schneider beteuerten, nie andrer Meinung gewesen zu sein, als daß die ganze von ihnen betriebene

[1]) Krones a. a. O., S. 84.

[2]) Hormayr an Hager, Brünn, 22. Oktober 1813. M. d. J. Dies ist jener Brief, auf den Hormayr in seinem Schreiben an Erzherzog Johann (Krones a. a. O., S. 84) hinweist. Den Brief an Johann dürfte Hormayr unmittelbar nach dem 22. Oktober geschrieben haben. Mit dem kaiserlichen Prinzen stand er sowohl von Munkács als auch vom Spielberg aus in geheimer Verbindung. Hager war dies kein Geheimnis. (Hager an Stahl, 22. Dezember 1813. M. d. J.)

[3]) Randbemerkung Hagers zum Briefe Hormayrs vom 22. Oktober 1813. M. d. J.

[4]) M. d. J.

[5]) Dafür zeugen Hagers Vorträge. M. d. J.

Aktion sich der geheimen Zustimmung des Monarchen erfreue[1]). Auch Metternich, den Hager gleichfalls um seine Intervention bei Franz anging[2]), hüllte sich in tiefes Schweigen. All diese Momente erhärten den von Hormayr ausgesprochenen Verdacht, daß ihm feindlich gesinnte Männer ihren Einfluß auf den Kaiser und Metternich dahin benutzen, ihn so lange als möglich im Kerker festzuhalten. „Der ehrlose Verleumder" (Roschmann) — schreibt er an Hager — „sucht seine Schande hinter der geheiligten Person des Kaisers unangreifbar zu machen," und eben da heißt es:

„Und noch jetzt ägriert jener armselige Hudelist (Staatsrat und die rechte Hand Metternichs), der betrübt ist, wenn er erfreuen muß, und nur freudig, wenn er betrüben kann, die Sache mehr und mehr — gewiß gegen den Willen des Fürsten Metternich, in dessen Seele wenigstens schmutzige und niedrige Ideen keinen Platz finden"[3]).

Für Roschmann war es in der Tat von großem Interesse, den Mann fern vom Schauplatze der Öffentlichkeit zu halten, von dem er, vermöge dessen Leidenschaftlichkeit und hoher geistiger Begabung, am meisten zu besorgen hatte, daß er ihn entlarven und vor der ganzen Welt an den Pranger stellen werde. Auch Hudelist, ein alter Gegner Hormayrs, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, Metternich von jeder Intervention für den ehemaligen Hofrat der Staatskanzlei beim Kaiser abzuhalten. Ohne diese geheimen Einwirkungen ist es kaum begreiflich, warum Hagers Stimme so lange ungehört verhallte, warum man Hormayrs Geschick nicht mildern wollte. Daß übrigens auch Schneider, der sich einer milderen Behandlung als sein Schicksalsgenosse erfreute, nicht minder Anlaß zur Klage hatte, beweisen folgende Zeilen, die er am 17. Dezember 1813 an Hager richtete:

„Ew. Exzellenz werden es mir glauben, daß ich, ohngeachtet Ihrer gütigen Sorge, in einem engen Kerker, mitten unter Sträflingen, von einem rauhen Profoß bedient, manche Kränkungen dulde und in diesem Zustand mich ohnmöglich mit Geist und Ruhe irgendeiner nützlichen Beschäftigung widmen kann"[4]).

Zu Hormayrs und Schneiders größtem Schmerze wurde ohne ihre Mitwirkung die Macht Napoleons gebrochen. Die Siege der alliierten Armeen befreiten Tirol von der französisch-bayrischen Herrschaft, und Roschmann, der Verräter, hauste nunmehr da als Herr des Landes. Jetzt, nach dem völligen Sturze des französischen Kaisers, wäre es an der Zeit gewesen, das Verlangen der beiden Staatsgefangenen nach Untersuchung zu bewilligen. Es war wohl keine Aussicht vorhanden, daß sich der Kaiser mit Rücksicht auf den Denunzianten hierzu entschließen würde. Wollte man aber die Untersuchung nicht gewähren, so mußte ihnen die längst ersehnte Freiheit zurückgegeben werden. Das fühlte auch Metternich, und deshalb entschloß er sich endlich, im April 1814 dem Kaiser in dieser Angelegenheit einen eigenhändig geschriebenen

[1]) Schneider an Hager, 20. September 1813. M. d. J. — Vortrag Hagers vom 26. Oktober 1813. M. d. J.

[2]) Hager an Metternich, 24. September 1813. W. St. A.

[3]) Hormayr an Hager, Brünn, 2. Dezember 1814. M. d. M.

[4]) M. d. J.

Vortrag zu erstatten, der in vieler Hinsicht merkwürdig ist. Er unterlegte dem Monarchen ein an Hager zu erlassendes Handschreiben, bei dessen Abfassung, wie er selbst sagt, ihn folgende Gesichtspunkte leiteten, deren Begründung wir hier mit seinen eigenen Worten wiedergeben wollen:

„1. Nun der Zeitpunkt gekommen ist, in welchem hitzige Köpfe weit weniger gefährlich sind, da der Gang der Ereignisse ihre kühnsten Hoffnungen selbst übertroffen hat. 2. Daß die Vergehen, deren sich der Freiherr von Hormayr und der Appellationsrat Schneider schuldig machten, derart sind, bloß mit einer Polizeistrafe belegt zu werden, wenn man diese Individuen retten will — oder daß im Falle Ew. Majestät sich entschlossen hätten, sie einer förmlichen gerichtlichen Untersuchung zu unterwerfen, wir nur der Alternative unterlegen wären, daß dieselben (besonders Hofrat Hormayr)[1]) einer Kapitalstrafe als Hochverräter[2]) oder im Falle seiner Freisprechung der Staat in dem Gange der Gerichtsstellen der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, eine erprobte Konspiration nicht gehörig gestraft zu sehen. Dieser letzte Fall — meines Erachtens der gefährlichste — würde um so mehr eingetreten sein, als die Schonung, welche man dem Herrn Erzherzog, mehreren politischen Agenten und selbst dem Denunzianten schuldig ist, dem gerichtlichen Gange fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben würde"[3]).

Kaiser Franz stellte sich ganz auf den von seinem Minister vertretenen Standpunkt. Wie Metternich anriet, erließ er das von diesem eigenhändig verfaßte Handbillett, durch das Freiherrn von Hager die Verfügungen über das künftige Los der beiden Staatsgefangenen bekanntgegeben wurden. Was für den Hof, wie ja Metternich selbst eingesteht, eine Notwendigkeit war, wurde in diesem Handschreiben Hormayr und Schneider gegenüber als ein Akt besonderer Gnade bezeichnet. Als Ausfluß derselben hatte ihnen zu gelten, daß ihnen die Zeit der Kerkerhaft als Polizeistrafe angerechnet wurde; ferner sollten sie es als Schonung ihrer Person empfinden, daß man sie dem Forum der gewöhnlichen Gerichtsstellen entzogen und keine Untersuchung angeordnet worden war[4]). Hatte Metternich vorgeschlagen, dem Appellationsrat Schneider die Rückkehr nach Wien zu gestatten[5]), so änderte dies Franz dahin ab, daß ihm nur „der Aufenthalt in einer Provinzstadt Meiner Monarchie, gegen die keine Anstände obwalten, und wo man ihn beobachten kann"[6]), bewilligt werde. Hormayr wurde dagegen „bis auf weiteren Befehl" in

[1]) Metternich schreibt „Roschmann", es kann aber dem ganzen Sinne nach nur „Hormayr" heißen.

[2]) Nach dem § 52b des Strafgesetzes von 1803 begeht das Verbrechen des Hochverrats, „der etwas unternimmt, was . . . auf Zuziehung oder Vergrößerung einer Gefahr von außen gegen den Staat angelegt wäre". Da Hormayr die Absicht hatte, Österreich durch die Insurgierung Tirols mit Frankreich in einen Krieg zu verwickeln, so galt er Metternich nach dem Strafgesetz als Hochverräter, mag auch des Hofrats Gesinnung eine der Monarchie keine feindliche gewesen sein, er vielmehr gehofft haben, daß der Krieg für Österreich erfolgreich sein werde.

[3]) Eigenhändiger Vortrag Metternichs, Dijon, 6. April 1814. W. St. A.

[4]) Handbillett des Kaisers an Hager, Dijon, 6. April 1814. Das Konzept hierzu, von Metternichs eigener Hand geschrieben, befindet sich im W. St. A., die Reinschrift dagegen im M. d. J.

[5]) Nach dem eigenhändigen Konzept Metternichs. W. St. A.

[6]) Konzept des Handbilletts. W. St. A.

Brünn interniert[1]). „Beiden ist aber" — so schließt das kaiserliche Handschreiben — „die Gelobung eines ruhigen und stillen Betragens auf das strengste vor ihrer Befreiung zu empfehlen"[2]).

Damit endigte jedoch die Leidensgeschichte dieser beiden Männer noch lange nicht. Schwer lastete auf ihnen der Druck der ewigen polizeilichen Überwachung. Schneider, der sich in St. Pölten niedergelassen, sehnte sich von dort weg nach seiner Vaterstadt Bregenz. Davon aber wollte der Kaiser nichts wissen. Ehe nicht Tirol und Vorarlberg ihre neue Organisation erhalten und der für diese Länder zu ernennende Landeschef nicht sein Amt übernommen — resolvierte der Kaiser — dürfe Schneider nicht nach Bregenz übersiedeln. Auch dort noch sollte das Auge der Polizei über ihm wachen[3]). Ungleich ungebärdiger benahm sich Hormayr. Verbittert und ergrimmt über seine Feinde, die ihm keine Ruhe gönnen, voll Haß und Leidenschaft gegen seine Gattin[4]), mit der er in schlechtester Ehe gelebt, und über die er jetzt schrieb: „Das Los meiner Frau bekümmert mich gar nicht; vielmehr wird es meines Unglücks einziges Labsal sein, sie noch unglücklicher zu wissen als ich selbst sein werde"[5]), befand er sich in einer Stimmung, die ihn zur Auflehnung gegen die Befehle des Kaisers reizte. Gewiß mußte es ihn aufs tiefste kränken, daß man ihn anwies, den Bericht über seine Geldgebarung in Tirol aus dem Jahre 1809 gerade an Roschmann, seinen ärgsten Feind, zu erstatten, „an ihn" — wie er zu Hager äußert — „der, er habe nun vis-à-vis von uns de bonne foi gehandelt oder als Denunziant, in beiden Fällen ein ganz gleicher Bösewicht bleibt, der stets nur sich selbst im Auge hatte, an ihn, dessen ganze Karriere ich gebahnt habe"[6]). Mit Ungestüm dringt Hormayr darauf, ihm die Übersiedlung von Brünn nach Klosterneuburg zu gewähren, wo er einen Landbesitz hat und billiger zu leben vermag. Hager ist überzeugt davon, daß der Verbannte nicht mehr „mit bösen Anschlägen schwanger geht", daß er sich nur nach Freiheit sehnt und sein „ehrgeiziger und unruhiger Charakter" eine seinen Talenten entsprechende Beschäftigung wünscht. Voll Wohlwollens empfiehlt ihn Hager dem Kaiser:

„Wenn er aus seiner gegenwärtigen zwangvollen Lage gerissen, wenn er von Ew. Majestät Begnadigung und Wiederanstellung erhält, folglich seinem jetzigen Müßiggange entzogen wird, so dürfte er ganz unschädlich sein und Ew. Majestät Gnade durch ersprießliche Dienste zu erwerben suchen"[7]).

Kaiser Franz, von Hormayr feindlich gesinnten Stimmen beeinflußt, grolle noch dem Untertan, der vermessen genug gewesen, durch seine eigene Weisheit die Richtung der kaiserlichen Politik bestimmen zu wollen. Noch fand das

[1]) Handbillet des Kaisers vom 6. April. M. d. J.

[2]) Ibid.

[3]) Resolution des Kaisers vom 22. Dezember 1814. M. d. J.

[4]) Hormayr war seit dem 15. August 1803 mit Thereie Anderler von Hohenwald verheiratet.

[5]) Hormayr an Hager, Brünn, 12. Mai 1815. M. d. J.

[6]) Id. ad eundem. Brünn, 29. September 1814. M. d. J.

[7]) Vortrag Hagers vom 21. September 1814. M. d. J.

Wort „Begnadigung" kein Gehör bei ihm. „Baron Hormayr" — erwidert er dem Chef der Polizeihofstelle — „hat auch fernerhin in Brünn sein künftiges Schicksal abzuwarten, und haben Sie mir ihn in dieser Absicht nach geendigtem Wiener Kongreß in Erinnerung zu bringen"[1]). Diese Entschließung des Kaisers wirkte ungemein niederschlagend auf Hormayr, der hierin nichts als ein Ergebnis persönlicher Gehässigkeit gegen sich erblickte[2]). Nun dringt dieser noch energischer als bisher auf rasche Entscheidung. Sein Entschluß steht fest, wenn es sein muß, selbst zu Fuß von Brünn nach Wien zu wandern, um dort der Gewalt zu trotzen. In der kaiserlichen Residenz ist er gesonnen laut seine Stimme um richterliche Untersuchung zu erheben. Man solle ihn, fordert er, Roschmann gegenüberstellen. Hierzu glaubt er sich vor allem durch die Berufung auf den § 278 des Peinlichen Gesetzbuches berechtigt, der Verlockungskünste, wie sie sein Gegner angewandt, ausdrücklich verbietet. Durch nichts will er sich mehr von diesem Vorsatz abbringen lassen. Schon früher dachte er einen ähnlichen Schritt zu unternehmen, von dem ihn nur Erzherzog Johann zurückgehalten hatte, dessen Wunsch ihm Gesetz sei, den man aber „alle vierzehn Tage mit einem andern tröstenden Incident frisch blau anlaufen ließ"[3]). Diese Erregung hatte ihn freilich nicht gehindert, zum Geburtstag des Kaisers Franz einen Prolog zu verfassen, der denn auch im Brünner Theater vorgetragen wurde[4]).

Freiherr von Hager, der mit Hormayrs Lage noch das meiste Mitleid empfand, unterließ nicht, ihn zur Zeit des Kongreßschlusses dem Monarchen, wie es dieser verfügt hatte, in Erinnerung zu bringen. Von Metternich wußte der Präsident der Polizeihofstelle, daß der Baron auf seinen alten Posten in die geheime Staatskanzlei nicht mehr zurückkehren dürfe. Auch hatte sich dieser gegen seine Niederlassung in Böhmen oder Galizien ausgesprochen, „weil er dort zu nahe zu Norddeutschland und Rußland wäre, und sein Geist einen zu sehr einladenden Spielraum zu neuen politischen Ränken fände". Hager meinte daher, daß es am tunlichsten wäre, ihn beim Appellationsgericht in Klagenfurt unter Aufsicht des „braven und strengen" Präsidenten Grafen Enzenberg anzustellen. Die Nähe Tirols sei nicht zu befürchten, „eben weil er da die öffentliche Opinion wider sich hat und man seinen Hang dort kennt". Am entschiedensten sprach sich Hager gegen die Pensionierung Hormayrs aus, weil er gewiß auf jede Pension verzichten und bestrebt sein werde, seine Auswanderung gutwillig zu verlangen oder mit Gewalt durchzusetzen. Mit einem gewissen prophetischen Blick in die Zukunft, der seine Vorhersagung später rechtfertigte, bemerkt Hager gegenüber dem Kaiser:

„Außer den Staaten Ew. Majestät aber wäre unter solchen Verhältnissen von den Talenten und von der Rache dieses Mannes viel Unheil zu besorgen, welchem vorgebeugt werden muß und dadurch zweckmäßig gesteuert werden kann, wenn Ew.

[1]) Resolution des Kaisers Franz zum Vortrag Hagers vom 21. September 1814.
[2]) Stahl an Hager, Brünn, 17. März 1813. M. d. J.
[3]) Hormayr an Hager, 17. April 1815. M. d. J.
[4]) Hagers Vortrag vom 16. Februar 1815. M. d. J.

Majestät den vorstehenden alleruntertänigsten Antrag in Gnaden zu genehmigen geruhen“ [1]).

Franz war nicht geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen. Von Heidelberg aus resolvierte er am 10. Juni 1815:

„Hormayr hat bis auf weitere Anordnung in Brünn mit Beibehaltung seiner Hofratsbesoldung zu verbleiben, und hat sich derselbe zu schriftstellerischen Arbeiten von der Staatsverwaltung gebrauchen zu lassen“ [2]).

Nach dieser Entschließung des Kaisers wäre es nur gerecht gewesen, dem Freiherrn von Hormayr die damals vakante Stelle eines ersten Kustos an der Wiener Hofbibliothek zu verleihen. Hager hatte ihn ja selbst ermuntert, sich darum zu bewerben [3]). Zur Befriedigung dieses seines „einzigen Verlangens“ wandte er sich an seinen bisherigen Feind, den Staatsrat Hudelist, mit dem ihn Erzherzog Johann versöhnt hatte. Er bat den Staatsrat, bei Metternich ein gutes Wort für ihn einzulegen. Wollte man ihn aber nicht erhören, und sei der Kaiser gesonnen, „die Geschichte zu verewigen“, dann — so drohte er — werde er es nicht vermeiden können, „ohne Leidenschaft, ohne Verminderung meiner Schuld den ganzen Hergang, vor allem Roschmanns Benehmen, durch einen fremden Verfasser im Auslande drucken zu lassen, worum ich schon so oft angegangen worden bin“ [4]). Vergeblich waren alle Anstrengungen Hormayrs, den Posten bei der Hofbibliothek zu erlangen, der schon früher einem andern, sich mächtigerer Unterstützung erfreuenden Bewerber versprochen worden war. Der Kampf dieses hochbegabten, ungemein gelehrten Mannes, der einst eine hervorragende politische Rolle spielen wollte, um seine Existenz, bietet ein wahrhaft fesselndes Schauspiel. Leicht können wir uns den Ingrimm vergegenwärtigen, den er darüber empfinden mußte, daß er sich allein dazu verurteilt sehen sollte, die Folgen eines Unternehmens zu tragen, an dem sich auch so viele andre beteiligt hatten. Im Bewußtsein, daß er für immer verloren sei, wenn es ihm jetzt nicht gelänge, seine Rehabilitierung durchzusetzen, ist er unermüdlich im Drängen nach einer Staatsanstellung. Kaum hat er den abschlägigen Bescheid wegen der Kustosstelle in Händen, so begehrt er auch schon, beim Appellationsgericht in Brünn angestellt zu werden. Er hofft, Metternich, der ihn fern vom Staatsarchiv halten will, wird es zufrieden sein, ihn in „diesem honetten Exil“ zu wissen [5]) — in einer Stadt, die in seinen Augen, mit Ausnahme Klagenfurts, „bestimmt die widerwärtigste“ aller Provinzhauptstädte Österreichs ist [6]).

„Hier“ — schreibt er an Hager — „bin ich im ganzen gern gesehen, in Wien warten meiner schmerzliche und erbitternde Erinnerungen; hier, in den trübsten Tagen meines Lebens, haben mir Freunde die Hand geboten, bei denen ich es glaubte

---

[1]) Vortrag Hagers vom 26. Mai 1815. M. d. J.

[2]) Resolution des Kaisers zum Vortrag vom 26. Mai. M. d. J.

[3]) Hager an Hormayr, 18. August 1815. M. d. J.

[4]) Hormayr an Staatsrat ?, Brünn, 13. August 1815. M. d. J. Nach dem Inhalt des Briefes kann dieser nur an Hudelist gerichtet gewesen sein.

[5]) Hormayr an Hager, Brünn, 25. September 1815. M. d. J.

[6]) Id. ad eundem. Brünn, 7. September 1815. M. d. J.

verschmerzen, wo nicht vergessen zu können, wie das eigene Weib mich verlassen, verlästert, meine Kinder mir vorenthalten, wie von meinen zwei vertrautesten Freunden, beide meine Kreaturen, beide durch alle möglichen Mittel, ohne erdenklichen Eigennutz von mir poussiert, der eine[1]) um Judaslohn mein politisches, der andre[2]) mit kaltem Blut mein häusliches Glück gemeuchelmordet haben"[3]).

Hager ist wohl dagegen, daß er aus seinen jetzigen Verhältnissen heraus, ohne Übergang, sofort zum Rat beim Appellationsgericht in Brünn ernannt werde. Man könnte ihn aber, meint der Präsident der Polizeihofstelle, daselbst interimistisch anstellen, wodurch diesem „geschickten, tätigen und talentvollen Mann" eine seiner hohen Begabung entsprechende Wirksamkeit eröffnet würde.

„Er hat sich schwer vergangen" — heißt es in dem betreffenden Vortrag — „indem er in Ansehung seines Vaterlandes Tirol den Plänen der Staatsverwaltung vorgegriffen, allein, dafür hat er auch schwer gebüßt und seitdem nicht aufgehört, als Schriftsteller Österreichs Ruhm und Ehre in öffentlichen Schriften zu vertreten. Die stürmischen Zeiten" — fährt er fort — „welche bisher über allen Staaten in Europa walteten, sind vorüber, Ruhe und Frieden sind glücklich errungen, und mit diesen dürften nun auch Hormayrs Leidenschaften beschwichtigt werden. Geruhen daher Ew. Majestät, dem Baron Hormayr nicht nur Verzeihung, sondern auch wieder Anstellung zu gewähren"[4]).

Allein, Kaiser Franz beharrt dabei, daß Hormayr weiterhin im „literarischen und wissenschaftlichen Fache" zu verwenden sei, und sieht es schon als eine Gnade an, daß er ihm gestattet, auch ferner in Brünn verbleiben zu dürfen[5]). Noch sieben Monate lang muß der unglückliche, mitten ins Herz getroffene Mann leiden, ehe sich Metternich endlich entschließt, dem Kaiser vorzuschlagen, Hormayr eine seiner literarischen Wirksamkeit angemessene Beschäftigung anzuweisen. Und da ist es wirklich eine wahre Komödie der Irrungen, daß man jetzt eben jene Persönlichkeit, die wegen Hochverrats vor drei Jahren in den Kerker geworfen wurde, zum „österreichischen Historiographen"[6]), zum „Geschichtschreiber des kaiserlichen Hauses"[7]) ernennt, mit der Bestimmung, „die ihm aufzutragenden Epochen der vaterländischen Geschichte zu bearbeiten und auf solche Art nützliche Bruchstücke vorzubereiten"[8]).

„Ich hege" — schreibt der überglückliche Hormayr an Graf Sedlnitzky, den Nachfolger Hagers — „keinen Wunsch in meiner müden und wunden Brust als den, in Ruhe und Zurückgezogenheit den Wissenschaften, meinen lieben Kindern und

[1]) Roschmann.

[2]) Dessen Namen ist uns unbekannt.

[3]) Hormayr an Hager, Brünn, 25. Dezember 1815. M. d. J.

[4]) Vortrag vom 25. Dezember 1815. M. d. J.

[5]) Resolution des Kaisers Franz, Schönbrunn, 27. Juni 1816, zum Vortrag vom 25. Dezember 1815. M. d. J.

[6]) Vortrag Metternichs, Wien, 15. Juli 1816. M. d. J.

[7]) So nennt sich Hormayr selbst in einem Briefe vom 22. August 1816 an Graf Sedlnitzky, der an Stelle des schwer erkrankten Hager die Polizeihofstelle leitet.

[8]) Vortrag Metternichs, 15. Juli 1816. M. d. J. Es beruht jedenfalls auf einem Versehen, wenn Heigel (Artikel Hormayr in „Deutsche Biographie") sagt, daß Hormayr jetzt wieder in alle seine Ämter und Würden eingesetzt wurde. Man ernannte ihn bloß zum Historiographen, aber er hat nie wieder die Leitung des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zurückbekommen; vielmehr ist er davon für immer ausgeschlossen geblieben.

den sehr wenigen Freunden zu leben, die mich nicht verließen, und denen ich, als alle Bitterkeit politischer Unfälle und erbitternder Privatverhältnisse schonungslos und unersättlich auf mich losstürmte, verdanke, was von Gesundheit, von Lebenskraft und Lebensmut annoch übrig ist" [1]).

Trotzdem ihm das Amt eines Historiographen des kaiserlichen Hauses übertragen worden, will ihn Franz noch immer nicht in seiner nächsten Nähe dulden. Am selben Tag, da er seine Ernennung unterfertigt [2]), bestimmt der Kaiser auch, daß Hormayr sich überall in der österreichischen Monarchie, aber nur nicht in Wien, aufhalten dürfe. Ausnahmsweise wird ihm auf besonderes Verlangen ein Aufenthalt von vierzehn Tagen in der Residenz gestattet [3]). Im Dezember 1816 öffnen sich ihm endlich dauernd die Tore Wiens [4]). Tiefbewegt dankt er dem Grafen Sedlnitzky für diese kaiserliche Gnade, die es ihm allein ermöglicht, sein hohes Amt in der vollen Bedeutung des Wortes auszuüben.

„Das glückliche Los" — schreibt er in der ersten Freude — „mich kraft meines neuen Berufes ganz aus der Wirklichkeit zurückzuziehen und mich mit ungeteiltem Feuer und Fleiß der Muse meines Lebens und dem Studium so vieler Jahre widmen zu können, legt mir in der Tat große Pflichten für vaterländische Wissenschaft und Kunst auf" [5]).

Mit diesen Worten drückte jedoch Hormayr nicht seine wahren Gefühle aus. Die furchtbare Behandlung, die ihm auf Befehl Metternichs zuteil geworden, hatte zu starke Spuren in seinem Innern zurückgelassen, um sofort vergessen werden zu können. Heimlich grollte er dem Minister und dem ganzen offiziellen Österreich. Aber noch wußte sich der maßlos leidenschaftliche Mann zu beherrschen. Er brachte es sogar über sich, dem gehaßten Staatskanzler sein neuestes, 1817 erschienenes Geschichtswerk zu widmen, in dessen Vorrede er Metternichs Ministerium als „die Epoche des höchsten Glanzes und der festesten Machtbegründung Österreichs" feiert [6]). Die Zeit der Rache war endlich gekommen, als König Ludwig I. von Bayern ihn 1828 dauernd nach München berief. Was Hager schon 1815 prophezeite: daß von Hormayrs Talenten und dessen Rachegefühlen viel Unheil zu besorgen sein werde, wofern er einmal für immer außerhalb der Monarchie sein Unterkommen finden sollte [7]), ging jetzt wirklich in Erfüllung. All den Zorn und Haß, der sich in ihm gegen die österreichische Regierung angesammelt, entlud er nun in giftsprühenden Worten, von denen seine nach 1828 veröffentlichten, auf die Habsburger bezüglichen Werke erfüllt sind. Metternich würde wohl auch in seinem eigenen Interesse klüger gehandelt haben, diesen hochbegabten, ungemein kenntnisreichen Schriftsteller in Österreich festzuhalten in einer Stellung, die

[1]) Hormayr an Sedlnitzky, Raitz, 22. August 1813. M. d. J.

[2]) Resolution des Kaisers Franz vom 7. August zum Vortrag Metternichs vom 15. Juli 1816. M. d. J.

[3]) Resolution des Kaisers Franz vom 7. August zum Vortrag Hagers vom 24. Juli 1816. M. d. J.

[4]) Graf Sedlnitzky an Graf Mitrowsky in Brünn, 5. Dezember 1816. M. d. J.

[5]) Hormayr an Sedlnitzky, Brünn, 10. Dezember 1816. M. d. J.

[6]) Vorrede zu Hormayrs Werk: „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden."

[7]) Siehe den schon erwähnten Vortrag Hagers vom 26. Mai 1815. M. d. J.

ihn, wennschon nicht zum Schweigen, zum mindesten doch zu einer gemäßigten Sprache veranlaßt hätte. Fast bis zu seinem im Jahre 1848 erfolgten Tode überschüttete er Österreich mit seiner Galle. Interessant ist es, daß der körperlich viel schwächere Hormayr den weit stärkeren Appellationsrat Schneider um eine lange Reihe von Jahren überlebte. Durch Gefangenschaft und bittere Enttäuschungen zum gebrochenen Mann geworden, beschloß der von Hormayr „herkulisch" genannte Schneider schon 1820 seine Tage zu Fideris in Graubünden. Ein stiller Mann, wie er immer gewesen, schied er auch klaglos aus diesem Dasein. Trotzdem möchten wir nicht die Behauptung wagen, daß er die ihm angetane Schmach vergessen und sich innerlich mit den damaligen Machthabern versöhnt habe. Der Verräter, der Schneider frühzeitig ins Grab gebracht, Hormayr zum Feinde seines Vaterlandes gemacht, starb 1830 infolge wiederholter Schlaganfälle als pensionierter Hofrat der vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei. Schon seit 1819 war Roschmann eine gestürzte Größe, selbst von denen verlassen, die ihn früher emporgehoben. Welche Befriedigung empfand hierüber nicht Hormayr, der 1841 über ihn äußert: „Gleich einem Brandzeichen der Nemesis verdorrte ihm die Hand, die er einst zum falschen Zeugnis aufgehoben"[1]. Voll Schadenfreude verkündet er es aller Welt, was aber nicht der Wahrheit entspricht, daß sein Gegner, verachtet und gemieden, Geldspekulationen nachging, bis er endlich, im Gefühle seines Unglückes, der Geistesumnachtung verfiel[2]. In ungleich vornehmerer Weise rechnete dagegen Erzherzog Johann mit dem Manne ab, der ihn bei seinem kaiserlichen Bruder denunziert hatte. So schrieb er schon 1816: „Roschmann unter die Toten! Kein Wort über ihn, gegen wen immer!"[3] Wie ein böser Traum mochte dem Erzherzog, der alle engeren Mitglieder des „Alpenbundes" überlebte[4], in späteren Tagen diese verunglückte Episode seiner Jugend vorgekommen sein. Oft genug mag er sie bitter bereut haben! Beraubte sie ihn doch zwanzig Jahre lang des Genusses, seine geliebten Tiroler wiedersehen zu dürfen.

Nur wenige gedenken heute noch der Bitternisse und schmerzvollen Erfahrungen, welche die Franzosenzeit über eine Anzahl von Menschen heraufbeschwor, die sich gegen das Napoleonische Joch aufbäumten. In ruhigen Zeiten, entrückt den Erschütterungen an Leib und Seele, wie sie im Gefolge der Herrschaft des gewaltigen Soldatenkaisers auftraten, kann man sich kaum mehr eine richtige Vorstellung von den Leiden machen, denen so viele verdiente Männer im Kampfe für die Freiheit ihres Vaterlandes ausgesetzt waren. Vielleicht mag das, was wir in den vorausgehenden Blättern erzählt haben, das Verständnis jener ewig denkwürdigen Periode auch von dieser psychologisch interessanten Seite erleichtern helfen.

[1]) Hormayr, Bilder aus dem Befreiungskriege. Bd. II, S. 518.
[2]) Krones a. a. O., S. 518.
[3]) Ibid., S. 250, Anm. 462.
[4]) Gagern starb 1852, Erzherzog Johann sieben Jahre nach ihm.

Ein Epilog

aus Goethes Archiv
zur Enthüllung von Goethes Standbild in Rom.

Von

Bernhard Suphan.

Der Akt, der sich am 23. Juni im Garten der Villa Borgheſe vollzogen hat, iſt es wert, daß der Dichter ſelbſt ſich dazu vernehmen laſſe mit Worten, die bis heute nur wenigen bekannt ſind. Aus Goethes Briefen an Schiller hat man Kunde von Aufzeichnungen, die er in den Jahren 1795 und 1796, auch zuvor ſchon, zur Vorbereitung der Italienfahrt ſeines reifen Alters gemacht hat, welche, wie die zwanzig Jahre früher geplante des jungen Goethe, wohl angetreten, jedoch nicht vollſtreckt worden iſt und, wie jene, in der Schweiz ihre Endſchaft erreicht hat. „In dieſen letzten zerſtreuten Tagen," ſchreibt Goethe dem Freunde nach Jena am 25. Oktober 1795, „habe ich meine Italieniſchen Collectaneen vorgenommen und zu ordnen angefangen und mit viel Freude geſehen: daß, mit einiger Beharrlichkeit, ein wunderſames Werk wird zuſammengeſtellt werden können". Wenige Wochen ſpäter läßt er ſich gegen Heinrich Meyer, der als Kunſtpionier und Quartiermacher vorausgeſandt iſt, deutlicher aus über den Bau, der in Italien durch gemeinſames Schauen und Schaffen ſeine Krönung finden ſoll.

Ich habe indeſſen auch mancherley zu unſerm Zweck zuſammen getragen und hoffe die Baſe zu unſerm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich ſehe ſchon die Möglichkeit vor mir einer Darſtellung der phyſicaliſchen Lage, im allgemeinen und beſondern, des Bodens und der Cultur, von der älteſten bis zur neueſten Zeit, und des Menſchen in ſeinem nächſten Verhältniſſe zu dieſen Naturumgebungen. Auch iſt Italien eins von denen Ländern, wo Grund und Boden bey allem was geſchieht immer mit zur Sprache kommt. Höhe und Tiefe, Feuchtigkeit und Trockne ſind bey Begebenheiten viel bedeutender und die entſcheidenden Abwechſelungen der Lage und der Witterung haben auf Cultur des Bodens und der Menſchen, auf Einheimiſche, Coloniſten, Durchziehende mehr Einfluß als in nördlichern und breiter ausgedehntern Gegenden. . . .

Ein Werk über Italien, Land und Leute, alſo war im Entſtehen, ein Monument: Italien und Rom; es ſtand in den Gedanken Goethes als deutlich umſchriebener Entwurf da. Es iſt indeſſen, wie die Reiſe ſelbſt, deren vollkommenen Ertrag es darſtellen ſollte, nicht zuſtande gekommen. Bei

„Collectaneen", Anſätzen, erſten Entwürfen iſt es geblieben, und nur ein Kapitel über Baukunſt wurde ausgiebiger ſkizziert und in Goethes nachgelaſſene Werke aufgenommen. Das übrige hat Goethe in ſeinem Archiv ruhen laſſen, einzelne kleinere Stellen gelegentlich benutzt. Binnen wenig Wochen wird nun aber das Ganze den Verehrern des Dichters mit der nächſten Lieferung der Weimariſchen Ausgabe (Band 34, II) vorliegen, und jeder, der Goethiſche Schemata und Entwürfe zu leſen ſich geübt hat und den Reiz kennt, den das Unausgeführte, Angedeutete, Werdende Goethiſcher Entwürfe ausübt, wird ſich daran erfreuen. Hier aber ſollen ſchon einige Stücke des nunmehr ausgedruckten Manuſkripts dargeboten werden zum Vorgenuß, ja recht eigentlich „zur Sache."

Auf einem der letzten Blätter des Faszikels hat Goethe aus einem zu Ende des 16. Jahrhunderts gedruckten Buche des Landus Hortenſius (Quaestiones Forcianae) eine lange Stelle ausgeſchrieben, welche ſich auf landſchaftlich-ſtädtiſche Tradition in Wiſſenſchaft und Kunſt bezieht. Amant Mediolanenses Juris scientiam. In Parentheſe: Alciatus[1]) Mediolanensis. Amant Bononienses Mathematicas disciplinas, Veneti rem musicam, Ferrarienses, Patavini ac Salernitani Medicinam. Dazu ſetzt Goethe folgende eigene Betrachtung:

Frage: was für Eindrücke großer Männer in ihrem Vaterlande zurück geblieben.
Die Baukunſt von Palladio in Vicenz.
Die Rechtsgelahrtheit von Alciatus in Mayland.
Durch Wirckung
Durch Andencken und Verehrung.
Hiervon in Deutſchland keine Spur.

Keine Spur! — Was können hundertundzehn Jahre tun, und was der gute Geiſt einer Nation und der Vorgang ihrer Edelſten. Was hat Goethe ſelbſt dazu gewirkt, die Wandlung zum Beſſern bei uns herbeizuführen, die durch Wirkung in die Ferne ſich nun ſo ſchön kundgibt.

In dieſer Stunde eben führt mir das gute Glück ein wegen ſeines zum Teil naturwiſſenſchaftlichen Inhalts ſchon zu Goethes Lebzeiten unter die Maſſe der Botanica verſprengtes Blatt unter die Augen, das zweifellos jedoch den „Italieniſchen Collectaneen" anzugliedern, ja laut eigenhändiger Datierung zurzeit als deren älteſtes Stück zu betrachten iſt. Obenan gleich folgende Eintragung:

d. 6. October [1794]

Pasquino, intesa la levata di 12 Mila uomini nella presente Circostanza della Guerra contro i Francesi.

Cesare ancor per poco al faror franco in faccia
Intrepido resisti e non temer minaccia,
Ch' Italia tutta in quella parte e in questa
Mille Falangi aduna, mille Falangi appresta.
Vedran tra poco i Franchi e in disusato metro
Cos é un German davanti e un Fiorentin di dietro.

[1]) Andrea Alziati, geb. 1492 in Alzate bei Mailand, Stifter der „eleganten" Rechtsſchule.

Ich muß es einem gründlicheren Geschichtskenner überlassen, zu ermitteln, welchen Kriegsläuften die scharfen Verse angehören, die ein gut kaiserlich gesinnter Römer nach altem Brauche an den „Pasquino" angeheftet hat. Genug, daß er Italien und Deutschland zusammen gegen die Franken marschieren und den Feind von beiden Seiten fassen läßt. Und merkwürdig, daß gerade diese Kundgebung zu dem ersten gehört, was Goethe für seine Sammlungen sich abgeschrieben hat.

Ein vergeblicher Versuch wäre es, den Inhalt der Collectaneen, die geschrieben über achtzig Blätter einnehmen, im Bande 34 II die Seiten 149—251 füllen, hier auszubreiten. Der Druck gibt in der Anordnung ein adäquates Bild der Handschrift. Wer alle Rubriken und Kapitel durchgeht, erhält den Eindruck: so ernst und gründlich wie Goethe mit seiner „Vorbereitung zur zweiten Reise" hat es vor ihm und nach ihm kein Deutscher genommen mit einer Vorbereitung auf Italien. Und Goethe war doch durch seine erste Reise und dann durch die halbe nach Venedig vorbereitet wie kein andrer. Die Äußerungen, die er im Eifer des Sammelns und Ordnens tut, bekommen nun einen imponierenden Vollgehalt. „Die mineralogische und geologische Base, die anfängliche und fortschreitende und gestörte Kultur des Landes habe ich von unten herauf teils zu gründen, teils zu überblicken gesucht und mich auch von oben herein von der Kunstseite, noch mit Meyern, (vor dessen Aufbruch also) auf alle Weise verständiget." So an Schiller, den 14. September 1795. „Und doch sind das alles nur Schulvorübungen", setzt er hinzu. „Ein guter Geist helfe uns zum Schauen, zum rechten Begriff." Man sieht nunmehr, wieviel es damit auf sich hat. Alle, die, dank dem Vorzug ihrer geistigen Anlage, „im Jetzt erschaun das Künftige" und im Jetzt auch das Gewesene und Vergangene, werden an diesen Niederschriften hohe Freude haben. Man darf sich vorstellen, wie Theodor Mommsen und Herman Grimm, wie Ferdinand Gregorovius und Viktor Hehn, ja wie Ranke und Moltke sie mit Wohlgefallen gemustert oder durchgelesen haben würden; unter den Lebenden wird ein Mann wie Friedrich Ratzel, der „Anthropogeograph" und Ethnologe, hier mit Freuden eine Vorübung seiner Wissenschaft gewahren, eine Übung, die schon den Meister zeigt. Vollkommen bewährt sich Goethes „gegenständliches Denken", sein ruhig reines Schauen, seine an der Naturbeobachtung geschulte geschichtliche Betrachtung, die überall das Werden zum Hauptbegriff macht. Und wenn bei dem Verbinden von Geographie, Topographie und Volksgeschichte, bei dem Belauschen aller Manifestationen der Volksart uns im Hintergrunde Herders, des Vorgängers und Lehrers, befreundete Gestalt erscheint, so offenbart sich doch zugleich die Überlegenheit, die dem Jüngeren sein sicherer Blick verlieh, seine wunderbare Fähigkeit, das Auge licht sein zu lassen. Vor diesem ausgleichenden Blicke gibt es nichts Kleines, nichts Großes. Von den ersten Ansiedlungen zwischen Tiber und Palatin reicht er bis zu Sankt Peters Dom, und wie das Auge dieses Beobachters auf dem Garten, dem Felde mit allen Kulturpflanzen weilt, so sammelt er auch, als Gewächse gleichsam und Früchte des Volksgeistes, volkstümliche Benennungen und Sprichwörter, und mit gleicher Liebe zieht er Volksgesang und alte Kirchenmusik in seinen Bereich.

Nur wenige Proben, an denen sich diese systematische, liebevolle Beobachtung, dies Eins von Schauen und Begriff einigermaßen gewahren läßt, können hier vorgelegt werden. Solche, die keiner Erläuterung bedürfen. Ich greife sie ohne sonderliche Wahl aus der Menge heraus.

1. **Geographie.** Älteste.

Geographie mit Bezug auf die Bewohner.

Da Italien von vielen einzelnen Städten und kleinen Völkerschaften aus seine Eintheilung erhalten hat, so findet sich auch in den politischen Abtheilungen eine natürliche Abtheilung.

Guarnacci origines Italiae.
Cluver Italia antiqua.

Erste Bewohner
Lage der ältesten Städte
  absichtlich
    wegen des Nutzens
    wegen der Sicherheit
Etrurische Städte
Frühste Cultur des Bodens

Spätere Bewohner
Spätere Städte. Lage
Roms Lage
  drängt die Einwohner die Welt zu erobern.

2. **Lage von Rom.**

Erst muß die ganze Lage des niedern Landes von Luni biß Terracina und seine Eigenschaften geschildert seyn; überhaupt der Stufengang von den Apenninen nach dem Meere zu und die niveaus recht zu beachten: dann der Lauf der Tiber endlich:
Die 7 Berge gehören zu den mittelgesunden Lagen. zu paralellisiren vielleicht mit Volterra pp.
Wahrscheinliches Alter. So alt als die übrigen Städte Latiums, aber mäßig bewohnt und unbedeutend, vielleicht einigemal ausgestorben.
Der erste Regent der die Einsicht hatte Colonien hereinzuführen legte den Grund von Rom. Ob irgend eine andere Italiänische alte Stadt Colonien eingenommen.
Alba hatte in 400 Jahren an 30 Colonien ausgesendet, Rom in 400 Jahren (Lücke) verschlungen.
Der Palatin, das Capitol waren leidlich gesunde Hügel.
enge Wohnungen.
Die Stadt nimmt zu.
Von dieser Serie was anschauliches zu finden
schwerlich nach Vorschrift kluger Architeckten die Lage gewählt.
Wo finden sich Spuren solcher Architecktur.
Stadt unter Auguft pp Höhe der Häuser pp Aehnlichkeit mit einer Judenstadt |: Ghetto :|
Stickluft nicht schädlich, nur wenn sie ganz allein, tödlich: gemischt eher narkotisch.
Dreyfache Grausamkeit des Nero: Brand, Verweisung in den Campus Martius, Breite der Strasen, Verschönerung der Stadt, aber Verschlimmerung der Luft.
In wiefern an Gebäuden, Steinen pp ein Niederschlag der inflammablen Luft denckbar.

3. **Cultur.**

Alles was der Mensch treibt cultivirt ihn.
So weit eine Beschäftigung den Menschen bringt soviel sollte sie werth seyn
  Widerspruch dagegen.
Warum beschränckte Beschäftigung ihn wieder an der Ausbildung hindert.

Des Bodens
In Städten
  Der Künste
  Der Handwercker
  Der Wissenschaften
  Religiose Cultur
  Moralische Cultur
  Politische Cultur

Charakteristik der Provinzen und Städte
Berg
Flächen
Küstenbewohner
Urkaracter, Vermischung von Alters.

4. Spiele.

Der obern Klassen.
die bekannten Europäischen Gesellschafts Spiele
Welches besonders?
Ballschlagen
Der niedern Klassen
a la Morra talentvolle thätige Wette
Boccia
im Freyen
auf Bahnen
Caseo.
ob Kegel?
ob Wetten?

Spiele der Kinder.

Verglichen mit den Spielen der deutschen Kinder und anderer. (Deutsch: Schlitten, Schrittschuhe, Ballschlagen, Maykäfer.)
Ob periodische?
grausames Schwalbenfangen mit der Feder

5. Tanz.

Der obern Klassen.
Rom festini
überhaupt Parade.
Man tracktirts als Kunst.
Will sich sehen lassen.
schöner Mennet.
Gesellschaften die erst zusammen lernen und probiren eh sie Bälle geben.
Wie bey uns nur so antreten und die Figuren nur mitmachen oder auch einmal fehlen, ganz unleidlich.

Venedig.
Geheimnißvolle Anstalt
Nur verheyrathete Frauen
Männliche Vortänzer
Fixirte Paare
Gitter der unverheyratheten
. . . . .
Ein solcher Ball bey Gelegenheit der Ascenza.
Der niedern Klassen.
Neapel Tarantella. Nur Frauen tanzen ihn
Ob an andern Orten und wie?

6. **Militär.** Jagd.

Das Militär auf welchem Fuß in verschiedenen Staaten

ob sie gute Schützen sind mit der Büchse ob mit der Armbrust oder so etwas das unserm Vogelschießen ähnlich sey.

Jagd. Beschreibung einiger Jagdparthien der Particuliers.
Vogelheerde
Neapel und andere königliche und fürstliche Jagden

Alte Neigung zur Selbsthülfe
Gewehrtragen Passion
unter schweren Strafen verboten
Concessionen ad tempus.

7. **Aus verschiedenen Kapiteln.**

Baukunst. Absonderung des Heiligen vom Gemeinen durch Mauern von Alters her (Tempio di Marte, Kloster-Mauern?) und nicht etwa negativ: nein! Inwendig war und ist die Welt. Andere Idee als im Norden.

[Kunstgewerbe.] Stickerey. Alte, der Sarazenen. Neue, Modewaare. Am Rande: Daß Friedrich der II durch Sarazenische Weiber Stickerey habe arbeiten lassen, erzählt sein Abgesandter vor dem Concilio zu Lion. Wann ist der deutsche Krönungs-Talar gestickt?

Sprüchwörter. Verschiedne Sammlungen. Welcher Character herauszufinden? . . . . . Sinnliche Gegenwart in Gespräch und Handlungen. Aufmerksamkeit auf Betragen des andern. Menschenverstand. Strenge Kritick des Betragens.

Gartenanlagen und Lusthäuser. Antike Villen entstehen aus den latifundiis. Unzufriedenheit der Scriptorum rei rusticae damit und den Lustgartenanlagen . . . . . Villen der Großen: Mäcenas, Plinius, Seneca . . . . Überreste; Begriff, den man sich davon machen kann. Villen des Mittelalters . . . . Wurden wahrscheinlich zuerst auf die Trümmer der alten Villen angelegt: Tivoli, Fraskati, Albano, Nachbarschaft von Rom . . . . . Ungeheure Größe der Lusthäuser und Unbewohnbarkeit. Sämmtliche Gartenanlagen der Architectur näher.
Neueste Villen: Albani, Borghese . . . . .

Es mag an dieser Auslese genug sein. Schon die wenigen Proben werden mancherlei Betrachtungen anregen. Wie weit ist Goethe schon vorgeschritten auf dem Wege, den nach ihm Niebuhr und Bunsen betraten. Wie natürlich bewegt er sich in dem Gebiete vergleichender Völkerkunde. Wie gut versteht er sich auf alles, was ein neueres Geschlecht unter dem Worte „Folklore" zusammenfaßt. Indessen nicht durch das einzelne, nur vom Ganzen aus kann der Wert seiner Aufzeichnungen bemessen werden. Über dem oben angeführten Titel „Vorbereitung" usw. steht ein griechisches Motto zu lesen, das, in lateinischer Fassung wiederholt, so lautet: „At vero homines ex manifestis obscura considerare non noverunt. Hippocrates de Diaeta." Das Buch περὶ διαίτης wurde damals dem berühmten Arzte zugeschrieben, der mit seinem bekannten Werke über Luft, Boden und Wasser für Goethe (er zitiert es) jetzt zumal ein führender Geist war. Mit seinen Worten hat er demgemäß auch das Höchste und Letzte bezeichnen wollen, dem er zustrebt.

Das Unsichtbare, um dessen Erkenntnis es sich für ihn handelt, ist der „Genius" der Nation und des Landes. Auch den Ausdruck „Seele des Volkes" kannte man schon seit Jahrzehnten; Herder hat ihn in den „Blättern von Deutscher Art und Kunst" geprägt. Auf einer höheren Lebensstufe eignet sich Goethe das Wort des Cardanus an: Natura infinita est; sed qui symbola animadverterit, omnia intelliget. Symbola sind die begrenzten und darum begreiflichen Einzelerscheinungen, die den inneren Sinn der Dinge, der Welt einschließen und zugleich offenbaren. So aber hat Goethe es schon beim Zusammentragen und Ordnen seiner Collectanea Italica gemeint; aus den manifesta will er die obscura, τὰ ἀφανῆ, die Symbole, das im Innern der Nation unsichtbar Webende und Waltende erkennen.

Wenn Goethe in seinem Epilog zu Schillers Glocke dem großen Freunde nachzurühmen weiß, wie er

Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch, mit heiterm Blicke las —

so muß dies Lob in seiner ganzen Fülle nunmehr auf ihn zurückfließen.

Die vorstehenden Aufzeichnungen habe ich begonnen am Tage nach der Enthüllungsfeier, dem 24. Juni, am Geburtstage des Großherzogs Carl Alexander. Ohne diesen Namen zu nennen, könnte ich sie nicht beschließen. Der edle, in seiner Art einzige Fürst war in tiefster Seele ein Freund von Italien und von Rom. Er war einer von den Männern, die, nach Friedrich Rückerts schönem Worte, „in Goethes Bewund'rung sich herangebildet haben". Beides gehört zusammen. Deshalb aber müssen diese Blätter mit seinem Bilde gesiegelt werden.

Goethe- und Schiller-Archiv, 28. Juni 1904.

Mechanische und organische Staatsauffassung.

Von

Ludwig Stein (Bern).

I.

Zwischen mechanischer und organischer Weltanschauung pendelt das menschliche Denken seit Demokrit und Aristoteles im philosophiegeschichtlichen Rhythmus hin und her. Hat der Pendelschlag seine äußerste Spannweite in einem führenden mechanistisch-materialistischen System erreicht, wie bei Epikur und Lukrez im griechischen und römischen Altertum, bei Hobbes im 17., bei de la Mettrie im 18., bei Czolbe im 19. Jahrhundert, so neigt sich das philosophische Denken alsbald wieder nach der entgegengesetzten organisch-teleologischen Richtung. Meist sind es die extremen Repräsentanten des Materialismus selbst, die — auf dem Höhepunkt ihres streng und schroff durchgeführten Systems angelangt —, die Unhaltbarkeit ihres Standpunktes fühlen, plötzlich umschlagen und die Rückwärtsbewegung zur organischen Weltbegreifung antreten. Ein typisches Beispiel solcher Umbiegung bietet der letzte Materialist großen Stils, Heinrich Czolbe. Der mechanistische Materialismus stellt nämlich das unentrinnbare *Gesetz* oder die Kausalität, der teleologisch gerichtete Organismus den unausweichlichen *Zweck* in den Vordergrund der Betrachtung. Ist die Welt nun ein gesetzmäßig oder ein zweckmäßig verlaufender Prozeß? Ist die Gesetzmäßigkeit des von Kant sogenannten Naturmechanismus nur ein notwendiger Spezialfall der universellen Weltzweckmäßigkeit (Leibniz, Schelling), oder ist umgekehrt die offenkundige Zweckmäßigkeit einiger Naturgebilde, insbesondere der pflanzlichen und tierischen Organe, ein zufälliger Spezialfall, gleichsam nur Spielart oder Variante der mit ausnahmsloser Gültigkeit auftretenden allgemeinen Naturgesetze? Die englischen Philosophen schlagen sich in ihren hervorragendsten Vertretern vom 13. Jahrhundert ab (Duns Scotus und Wilhelm Occam) bis in unsre Gegenwart hinein auf die Seite des von den Nominalisten begünstigten Mechanismus, während die deutschen Philosophen seit Leibniz in ihren gewaltigsten Systemschöpfern der organisch-teleologischen Weltanschauung zuneigen.

Der folgerichtige Mechanismus, wie ihn am herbsten und schonungslosesten Hobbes zu Ende gedacht hat, begnügt sich nicht damit, das gesetzmäßige Zusammengreifen der Körperwelt und der sie beherrschenden Naturkräfte auf

eine strenge Mechanik der Atome oder der Korpuskeln zurückzuführen. Er erhebt seit Bacon vielmehr den Anspruch, auch die Innenseite des Weltprozesses, das menschliche Bewußtsein, in eine Mechanik der Vorstellungen aufzulösen, wie die englische Assoziationspsychologie seit Hobbes, Hartley und Priestley sie bietet. Es wird endlich der letzte Schritt gewagt: auch das menschliche Zusammenleben und Zusammenwirken in Sprache, Sitte und Recht, in Religion und Moral, in Familie, Gesellschaft und Staat soll naturalistisch erklärt und in eine Mechanik menschlicher Willensbetätigungen umgewandelt werden.

Richtig verstanden und in ihrer tiefsten Wurzel erfaßt, laufen die Fragen nach dem Wesen der Welt, nach der Natur des menschlichen Denkens und nach der Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates durchaus parallel. Metaphysik, Psychologie und Soziologie haben auf eine und dieselbe Frage gleichlautend zu antworten. Und diese Frage betrifft das Verhältnis der Vielheit zur Einheit, des Zufalls zur Notwendigkeit, der Willkür zum Gesetz, des Chaos zum Kosmos.

In der Metaphysik lautet das Problem: wie ordnet sich der scheinbar wirre Knäuel von kleinsten Körperchen (Atomen oder Korpuskeln) durch mechanischen Druck und Stoß zur gesetzmäßigen Einheit des Alls? Wie kommen Körperchen ohne Bewußtsein dazu, sich dem Gesetz von der Erhaltung der Energie mit unbeirrbarer Regelmäßigkeit unterzuordnen? Und wie verhalten sich endlich die vielen Naturgesetze zur offenkundigen Einheit des Weltzusammenhanges? In der Psychologie verläuft die Fragestellung ganz parallel. Wie wir in der Außenwelt Trillionen von Körperchen vorfinden, die mit geheimen, uns bekannten, aber von uns nicht verstandenen Zauberfäden miteinander unleugbar verknüpft sind, so haben wir in der Welt des Bewußtseins Millionen von vereinzelten Empfindungen, Erinnerungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Phantasiebildern und Begriffen, die ebensowenig chaotisch durcheinander wirbeln, wie die Atome, sondern nach strengen psychologischen oder logischen Gesetzen sich ordnen, gruppieren und ineinandergreifen. So wenig wie die Außenwelt plan- und sinnlos — zufällig — sich abspielt, ebensowenig herrscht in der Innenwelt unsres Bewußtseins Willkür und Wirrwarr. Hier wie dort beobachten wir vielmehr strenge, feste, unverrückbare Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Nur nennen wir jenes Bündel von Ordnung: Naturgesetze, dieses hingegen: logische oder Denkgesetze (Kategorien). Wie wir uns dort fragen mußten: wie verhält sich die unzählbare Vielheit der Körperchen zur Einheit des Weltgesetzes von der Erhaltung der Energie, so scheint sich uns hier die analoge Frage unabweislich aufzudrängen: wie verhalten sich die zahllosen Empfindungen, Vorstellungen usw. zur Einheit des Ich? Wie geht es zu, daß sich das scheinbare Chaos der Atome zum Kosmos der ewigen Naturgesetzlichkeit abklärt? Und wie ist es endlich zu verstehen, daß sich in uns das scheinbare Chaos millionenförmiger Empfindungen zu strenger logischer Gesetzmäßigkeit zusammen findet und letzten Endes in die Ich-Einheit einmündet? Und endlich: Ist dieses Ich eine Konstante, wie Kant, oder eine Variable, wie Hume will?

In der Soziologie endlich, der Wissenschaft von den Beziehungen unter Menschen, erhebt sich eine gleichlautende Fragestellung: wie ordnet sich das soziale Chaos zum Kosmos? Wie regeln hunderte Millionen von Menschen, von denen jeder dem andern innerlich widerstrebt, ihre Handlungen zu jener gesetzmäßigen Ordnung ihres Zusammenlebens und Zusammenwirkens, wie es in Recht und Sitte, in Religion und Moral, endlich und höchstens im gewaltigsten Kunstwerk des Menschengeistes, im Staate, zur Darstellung gelangt? In den Naturgesetzen haben wir Menschen nämlich dem Universum, in den Denkgesetzen der inneren Welt des Geistes, in den Staatsgrundgesetzen den Beziehungen der Menschen untereinander Verfassungen gegeben.

Wie verhalten sich nun die Atome zum Universum, die Vorstellungen — gleichsam Atome des Denkens — zur Einheit des Ich, endlich der Bürger, dieses soziale Atom, zur Einheit des Staates? Man sieht hier den durchgängigen Parallelismus der Begriffskomplexe: Welt, Geist und Staat in der gemeinsamen Fragestellung: wie stellen sich die Teile zum Ganzen? Wie verhält sich die Vielheit zur Einheit?

II.

Vertreter einer starr-mechanischen Weltanschauung werden diese Fragen einheitlich beantworten: Druck und Stoß, Zu- und Abnahme der Bewegung fügen die Teile zum Ganzen, pressen die Vielheit zu einer Einheit zusammen und stellen solchergestalt rein mechanisch den Gleichgewichtszustand in Natur, Geist und Staat her. In der Physik handelt es sich um eine Mechanik der Atome, in der Psychologie um eine Mechanik der Vorstellungen, in der Soziologie endlich um eine Mechanik des Trieblebens oder des Willens. Das Beharrungsgesetz beherrscht die natürlichen Verbindungen in der Körper- und Geisteswelt ebenso, wie die künstlichen Verbindungen unter Menschen im Staate. Dem Trägheits- oder Beharrungsgesetz in der Welt der Atome und Vorstellungen entspricht der Selbsterhaltungstrieb, dieses soziale Beharrungsgesetz in der Soziologie. Überall die gleichen Erscheinungen: was in der Physik Attraktion (Anziehung) und Repulsion (Abstoßung) heißt, das finden wir in der Chemie wieder als Affinität (Verwandtschaft) und Verbindungswiderstand, in der Psychologie als Ähnlichkeits- und Kontrastassoziation, in der Soziologie endlich als Sympathie und Antipathie, als Altruismus und Egoismus, als Arterhaltung und Selbsterhaltung. Die Naturgesetze bestimmen das Gleichgewicht in der Körperwelt, die Denkgesetze oder die logischen Kategorien stellen die Ordnung in der Welt des Bewußtseins her, die Staatsgrundgesetze regeln die Beziehungen unter Menschen. Alle diese Ordnungsfunktionen sind zähl-, wäg-, und meßbar, und nur soweit sie es sind, nennen wir sie wißbar. Daher die strenge Forderung der mechanischen Weltanschauung, alle Erscheinungen des Daseins den Gesetzen von Zahl und Maß zu unterwerfen, so daß Wissenschaft nur so weit vorhanden ist, als Mathematik in ihr enthalten ist. Jenseits des Meß- und Zählbaren gibt es für die mechanische Weltanschauung kein Wissen, sondern nur noch ein Glauben, Meinen oder subjektives Fürwahrhalten.

Ihren schärfsten Ausdruck findet diese konsequente Mechanisierung alles Tatsächlichen in Natur, Geist und staatlichem Zusammenleben in der Hobbesschen Gleichsetzung: Denken = Rechnen. Wie Moleschott das Denken eine Phosphoreszenz des Gehirns, Karl Vogt gar eine Ausscheidung des Zentralnervensystems genannt hat; wie Feuerbach den Ausspruch tat: der Mensch *ist*, was er *ißt*, und Taine sich mit Claude Bernard zur Behauptung verstieg: Tugend und Laster sind ebenso natürliche Produkte der Gesellschaft wie Vitriol und Zucker natürliche chemische Prozesse darstellen — in *genau* demselben Sinne stellt Hobbes die Gleichung auf: Denken gleich Rechnen. Nur gebrauchte Hobbes, im klassischen Zeitalter der sich ausbauenden Geometrie lebend, eine mathematische Redefigur, wo die Andern — unter der Vorherrschaft *biologischer* Studien — sich physiologisch-chemischer Vergleiche bedienen. Aber der Gedankengang aller dieser naturalistisch gerichteten Denker ist ein durchaus analoger: Vergleichen und Unterscheiden sind die Grundfunktionen unsres Bewußtseins. In die Sprache der Zahlen übersetzt, heißt dies: Addieren und Subtrahieren sind unsre zwei Kardinaltätigkeiten, zumal Multiplizieren nur ein verwickeltes Addieren und Dividieren nur ein kompliziertes Subtrahieren ist.

Übertragen wir diese beiden Grundfunktionen ins Physikalische, so heißt dies: Zu- oder Abnahme von Bewegung (Attraktion und Repulsion bei Kant, Integration und Differenzierung bei Spencer). Psychologisch ausgedrückt: Zu- oder Abnahme im Stärke- oder Deutlichkeitsgrad der Vorstellungen. Soziologisch gefaßt: Zu- oder Abnahme im Stärkegrad der sozialen Beziehungen unter Menschen. Verliert die Natur ihr Gleichgewicht, so stürzt das ganze Sonnensystem zusammen; verliert der Geist sein Gleichgewicht, so heißt sein Refugium: Irrenhaus; verliert die menschliche, zum Staat verdichtete Solidarität ihr Gleichgewicht, so entstehen Revolution und Anarchie. Den Katastrophen in der Natur korrespondieren die mentalen Störungen in der Welt des Geistes und die sozialen in Staat und Gesellschaft.

Katastrophen in der Natur suchen wir, soweit es in unsern Kräften steht, durch vorschauende Palliativmaßregeln vorzubeugen: gegen Überschwemmungen schützen wir uns durch Dämme, Deiche und Wälle, durch Aufschüttungen, Nivellierungen und Stromregulierungen; gegen Seuchen durch hygienische Schutzmaßregeln; gegen mentale Störungen durch Diät und gesunde natürliche Lebensweise; gegen Revolutionen endlich durch eine weise Politik, die eine Hygiene des sozialen Körpers darstellt. Wie die Menschen in kluger Voraussicht Schutzmaßregeln gegen allerlei Unbill der Natur getroffen haben, so haben sie sich im Staat eine dauernde Schutzvorrichtung gegen anarchische Übergriffe der einzelnen geschaffen. Der Staat ist somit für die Vertreter der mechanischen Weltanschauung ein künstliches Geschöpf (animal artificiale), das Menschen in Nachahmung natürlicher Lebewesen bewußt gebildet haben:

> Die Kunst ahmt nicht bloß die Tiere nach, sondern auch das vornehmste derselben, den Menschen. Jener große Leviathan (biblischer Name für Krokodil), welcher Staat heißt, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch, obgleich in Masse und Kraft dem natürlichen weit überlegen, da er zu dessen Schutz und Wohl *erfunden* worden ist. (Hobbes.)

Der Staat — eine Maschine: das ist das stehende Bild der mechanischen Staatsauffassung. Für Descartes war das Tier, für de la Mettrie der Mensch eine Maschine. Schon bei einer Uhr, die sich selbst bewegt, sagt Hobbes im Vorwort seines Buches „Über den Bürger", vollends bei jeder etwas verwickelten Maschine kann man die Wirksamkeit der einzelnen Teile und Räder nicht verstehen, wenn sie nicht auseinandergenommen werden und der Stoff, die Gestalt und die Bewegung jedes Teils für sich betrachtet wird. Ebenso muß bei den Rechten des Staates und bei Ermittlung der Pflichten der Bürger gegeneinander der Staat zwar nicht aufgelöst, wohl aber muß er wie ein aufgelöster betrachtet werden, d. h. es muß die menschliche Natur untersucht werden, wie weit sie zur Bildung des Staates geeignet ist oder nicht, und wie die Menschen sich zusammentun sollen, wenn sie eine Einheit werden wollen. Hobbes setzt hier nur den englischen Nominalismus von Duns Scotus und Wilhelm Occam fort und überträgt ihn ins Soziologische. Schon Abälard hatte den Satz aufgestellt: omnis pars naturaliter prior est suo toto.

Wie verhält sich nach alledem die Vielheit der Bürger zur Einheit des Staates? Der soziologische Nominalismus antwortet: Nicht anders als die Teile der Maschine zu dieser selbst! Erst müssen die Teile vorhanden sein, und aus ihrer Zusammensetzung geht — nach einem vorbedachten Plane, nota bene — die Einheit der Maschine hervor. Die Maschine Staat ist eine von Menschen erfundene und künstlich zusammengestellte Schutzwehr gegen den Naturzustand, wo jeder zwar ein Recht auf alles hat, aber doch „nichts genießen kann, während im Staat ein jeder sein beschränktes Recht gebrauchen kann". „Außerhalb des Staates schützt man sich durch eigene Kraft; im Staat durch die Kraft aller" (Hobbes). Denn im Staat ist die vereinigte Macht aller Willen Subjekt geworden. Das Subjekt des Machtzentrums: Staat ist die Maschine; der Souverän: der absolute Monarch. Der Staat ist somit eine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit, ein Not- und Zwangsinstitut, ein atomistischer Mechanismus, den die bête humaine künstlich zusammengestellt hat, um dem sonst unvermeidlichen Krieg aller gegen alle zu entrinnen. Der Staat ist, in dieser Beleuchtung gesehen, ein fein ersonnenes Regulierungssystem der Einzelegoismen. Im Naturzustande gilt nämlich die Parole: homo homini lupus, erst im staatlichen Kulturzustande die Devise: homo homini deus. Der Ausgangspunkt aller sozialen Beziehungen unter Menschen heißt: Krieg, aber ihr Endpunkt ist: der Friede. Die Furcht hat die Menschen schon im status naturalis zum patriarchalischen oder despotischen Staat als dem einzigen Ausweg getrieben, dem bellum omnium contra omnes zu entrinnen. Auf dem Wege eines stillschweigenden Staatsvertrags schließen die vorgeschrittenen Individuen (Bürger) des status civilis ein gegenseitig bindendes Übereinkommen des Inhalts, daß jeder auf seine Urfreiheit im Naturzustande, die so weit reiche wie seine Macht, in der Voraussetzung verzichte, daß alle andern auf die ihrigen mitverzichten. Aus Furcht also im Naturzustande, aus Überlegung im Kulturzustande treten die einzelnen Willen zusammen und summieren sich im Staat durch bloße

Addition, gleich einem mechanischen Aggregat, zu einem Gesamtwillen. Der künstliche Körper: Staat hat die Bestimmung, durch arithmetischen Ausgleich der Interessenkollisionen seiner Bürger die allgemeine Harmonie herzustellen. Das Machtzentrum des Staates ist demnach die mechanische Summation oder richtiger die arithmetische Addition von Machteinheiten. Wie bei der Maschine die einzelnen Maschinenteile dem Ganzen vorangehen, so gehen bei der Maschine Staat die Individuen oder Bürger in ihrer Zusammenlegung der Einzelwillen zum summierten Gesamtwillen dem Ganzen zeitlich und logisch voraus. Der „politische Körper" oder die „öffentliche Person" Staat entsteht, wenn man einen Blick auf das Ganze der sozialen Gesetzmäßigkeit richtet. „Souverän" heißt diese „öffentliche Person", sofern sie handelnd auftritt. Nach der mechanischen Auffassung ist eben der Staat wie alle begriffliche Einheit nicht das Frühere, sondern das Spätere, nicht Zweck, sondern Mittel, nicht das herrschende, sondern das dem allgemeinen Wohl dienende Prinzip, nicht Grund, sondern Folge des menschlichen Zusammenschlusses. Der Gemeinwille im Staat setzt sich aus der mechanischen Addition der Einzelwillen seiner Bürger zusammen, nicht aber leitet sich umgekehrt — wie beim aristotelischen λόγῳ πρότερον — der Einzelwille aus dem staatlichen Gemeinwillen ab. Das methodische Verfahren ist dort die Induktion, hier die Deduktion. In der mechanischen Weltanschauung gehen die Teile dem Ganzen, in der organischen geht umgekehrt das Ganze den Teilen zeitlich, begrifflich und der Würde nach voraus. Der letzteren ist der Staat oberstes Prinzip, gleichsam ein politisches Axiom, dem ersteren hingegen ist er Resultat, sei es der bloßen Furcht, sei es der schlauen Berechnung.

Der Staat beginnt für die mechanische Weltanschauung erst in dem Augenblicke, da die Mehrheit, der Zahl nach, einwilligt, ihn zu bilden. Durch diese Einwilligung der Majorität verwandelt sich die Menge in ein Volk. Den Unterschied zwischen gestaltloser Menge und organisiertem Volk hat Hobbes klar und scharf gekennzeichnet (de cive Cap. VI. § 1 Zusatz):

> Die Menge, als ein Sammelwort, bezeichnet mehrere Dinge; eine Menschenmenge ist also soviel wie viele Menschen. Da das Wort eine Zahleinheit ist, so bezeichnet es auch ein Ding, nämlich eine Menge. Die Menge ist keine natürliche Person. Wenn aber dieselbe Menge Mann für Mann ausmacht, daß der Wille eines einzelnen Menschen oder der übereinstimmende Wille der Mehrheit von ihnen als der Wille aller gelten solle, so wird sie dann eine Person, denn sie ist nun mit einem Willen begabt und kann deshalb freiwillige Handlungen jeder Art vornehmen . . . . . Sie heißt dann Volk, nicht Menge.

Das Volk aber besteht nach Hobbes (ebenda Kap. VII, § 7) nicht vor der Begründung des Staates, denn vorher ist es keine Person, sondern eine Menge einzelner Personen. Unter Volk versteht Hobbes (ebenda Kap. XII, § 8) „eine Einheit mit einem Willen, der einer eigenen Handlung fähig ist, was von der Menge nicht gesagt werden kann. Das Volk herrscht sonach in jedem Staate, selbst in der Monarchie, denn da äußert das Volk seinen Willen durch den eines Menschen." Der Staat ist hiernach eine Person, deren Handlungen durch die gegenseitigen Verträge aller mit allen zu Handlungen der Volksgenossen autorisiert sind (Leviathan §§ 157, 158). Aber diese

Person ist ein mechanisches Kunstwerk, ein politischer Automat, von klugen Menschen ersonnen, um durch ein einziges Machtzentrum die isolierten und einander entgegenstrebenden Machteinheiten wettzumachen. Wie gewerbefleißige Menschen, so führt Hobbes (Leviathan § 324) aus, durch Beobachtung der Materialien, durch Vergleichung von Gestalt und Proportion der Bauwerke an Stelle der armseligen Hütten der Vorzeit die Kunst ausgebildet haben, gut zu bauen, so haben die politischen Architekten auf dem Wege eifrigen Nachdenkens über die besten Staatsverfassungen die Kunst ausgebildet, wie die Menschen am zweckmäßigsten zu regieren sind. Die Menge verhält sich nach alledem zum Volk, wie etwa ein Haufe undisziplinierter Freischärler zu einem geschulten, von Generälen geleiteten Armeekorps. Dort führen die Instinkte zum Untergang, hier führt die Überlegung zum Sieg. In seinen „Briefen vom Berge," dem politischen Evangelium der französischen Revolution, findet Rousseau die knappste Formel für den uns beschäftigenden Gedankengang: „Was macht den Staat zu einer Einheit?" Die Vereinigung seiner Mitglieder. Woher rührt diese Vereinigung? Aus der Verpflichtung, die sie bindet.

„Was ist die Grundlage dieser Verpflichtung?" Die verpflichtende Kraft der Rechtsordnung ist, richtig verstanden, das eigentliche Thema seines Contrat social. Nicht wie der Staat geschichtlich entsteht, sondern wie die in ihm geltende Rechtsordnung logisch gerechtfertigt werden kann, das ist, wie die neuere Rousseau-Forschung festgestellt hat, der tiefste Kern der Rechtsphilosophie Rousseaus. Und wie Hobbes zwischen Menge und Volk eine scharfe Grenze zieht, so Rousseau zwischen volonté générale und volonté de tous. Im Nationalgefühl z. B. sei der Gesamtwille am deutlichsten ausgeprägt. Hobbes und Rousseau gelangen daher nur scheinbar zu entgegengesetzten Resultaten. Im letzten Grunde fordern sie gleicherweise einen Despotismus behufs Aufrechterhaltung und regelrechter Funktionierung der Maschine Staat; nur verlangt der Aristokrat Hobbes den Despotismus einer Einzelperson, des absoluten Monarchen, nach dem Vorbilde des Sonnenkönigs mit seinem Wahlspruch: „l'état c'est moi", während der Genfer Rousseau an Stelle des Einzeldespotismus der Person einen Massendespotismus des Souveräns Volk setzt. Hobbes hat Untertanen im Auge, deren Sonderwillen vom staatlichen Gesamtwillen mechanisch gedrillt und automatisch beherrscht wird, Rousseau freie Bürger, welche als Teilhaber der politischen Gewalt dem Staate ihre Willen aufprägen. Dort setzt sich die Menge in ein Volk um, das alle Einzelwillen im Interesse der Selbsterhaltung am besten einer Einzelpersönlichkeit überträgt, weil diese den großen Vorzug der Stetigkeit, Einheitlichkeit und Willensfähigkeit in sich vereinigt, so daß der Inhaber der Staatsgewalt nicht bloß das Haupt, sondern die ganze Seele des Volkes in sich darstellt (de cive Cap. VI, § 19); hier treten alle Volksgenossen ihre Rechte an die Gemeinschaft ab (Contrat Social I, 6). Aber beiden ist die Rechtsordnung nur ein Instrument des Nutzens, ein Werkzeug der Gesellschaft zur Förderung des allgemeinen Wohls. Dieses allgemeine Wohl kann arithmetisch nach der allgemeinen Formel „the greatest happiness of the greatest number" fest-

gestellt werden (Bentham, Mill). Der Staat ist also Kunstprodukt, nicht Naturprodukt; er entsteht im eigentlichen Wortsinne des griechischen μηχανικός (klug, erfindungsreich, listig) als politischer Automat, als genial konstruierte Wohlfahrtsrechenmaschine im Sinne der epikureischen Nützlichkeitstheorie. Ursprung wie Rechtfertigung des Staates ist die öffentliche Wohlfahrt, die salus publica. Und aus diesen Nützlichkeitserwägungen heraus machen die Menschen durch Zusammenlegung (mechanische Addition) ihrer Einzelwillen zu einem Gesamtwillen, sei es durch eine Einzelperson wie bei Hobbes, sei es durch eine volonté générale wie bei Rousseau, den Staat. Die kürzeste Formel der mechanischen Staatsauffassung lautet daher: Die Individuen allein sind Grund und Zweck des Staates. Das ist und bleibt denn auch das wissenschaftliche Credo des politischen Liberalismus, wie er besonders im englischen Utilitarismus (Bentham, Mill) und in der Manchesterdoktrin des Cobden-Klubs ausgeprägt ist.

III.

„Nicht die Menschen machen den Staat, sondern der Staat macht die Menschen," so lautet, richtig verstanden, das Losungswort der organischen Staatsauffassung. Nicht die Maschine ist die zutreffende Metapher zur Versinnbildlichung der Staatseinheit, sondern das lebendige Plasma ist es, die pflanzliche oder tierische Zelle, richtiger: der zeugungsfähige Same, das Sperma. Der Staat ist keine tote Spieluhr, die von erfinderischen Mechanikern künstlich zusammengesetzt worden ist, sondern ein lebendiges Gebilde, in dem die einzelnen Teile (Bürger) sich verhalten wie die Glieder des Menschen zu seinem Körper und nicht wie die Zähnchen und Rädchen zur Maschine. Im ersten Rausch der werdenden Biologie, als Karl Ernst von Baer die Entwicklungslehre, Schleiden und Schwann die Zellen- und Gewebelehre, Rudolf Virchow endlich die Cellularpathologie begründeten, da vermochte Schwann die Zellenbildung mit einem Kristallisationsprozeß zu vergleichen. Als es vollends den führenden Chemikern (Wöhlert, Liebig, Liebreich, Fischer) gelang, organische Stoffe aus unorganischen künstlich zusammenzusetzen, da gab man sich der trügerischen Hoffnung hin, Zellen künstlich darstellen zu können, vielleicht gleichsam den Homunculus zu präparieren. Heute sind alle überfliegenden Träume und abenteuerlichen Spekulationen unsrer modernen Alchimisten zunichte geworden. Die Zelle ist kein einfacher organischer Kristall, sondern ein besonderer Organismus, und zwar — mit Brücke zu sprechen — ein Elementarorganismus. Wie alle Lebewesen, so geht auch der Mensch aus einer einzigen Keimzelle hervor. In dieser Keimzelle ist der ganze zukünftige Mensch vorgebildet, nicht zwar im Sinne der Leibniz-Hallerschen Einschachtelungs- oder Präformationstheorie, wohl aber in dem Sinne, daß das Ganze früher ist, als seine Teile. Die Idee des Menschen ist in der Keimzelle vorgebildet, weil aus dieser Keimzelle nur ein Mensch und kein andres Lebewesen hervorgehen kann. Die Glieder und Organe des Menschen sind potenziell in der Keimzelle enthalten; ihr Bau ist gleichsam „zweckverkündend". Die Menschen wachsen durch biochemische Prozesse in den Plan hinein, der

in der Keimzelle vorgezeichnet ist. Dieser Prozeß kann zur Auflösung führen; der Mensch kann sterben. Niemals aber vermag er die Richtung zu ändern (Conatus bei Hobbes, Dominanten bei Reinke), welche seine Keimzelle ihm einmal und für immer vorgeschrieben hat.

Von hier aus übersieht man den grundwesentlichen Unterschied zwischen anorganischen Stoffen und organisierter Materie, zwischen mechanischer Bewegung und organischer Entwicklung. Veränderungen spielen sich hier so gut ab wie dort; nur sind die Ursachen dieser Veränderungen verschieden. Das Kausalverhältnis, das den Ereignisreihen der mechanischen Veränderung vermittels der Bewegung zugrunde liegt, heißt Ursache und Wirkung; die Kausalverbindung innerhalb der lebendig-organischen Natur hingegen heißt Zweck und Mittel[1]). Die Atome bewegen sich nach strenger Gesetzmäßigkeit, die Zellen entwickeln sich, soweit sie bloß chemische Prozesse sind, nach derselben Gesetzmäßigkeit, aber soweit sie daneben und darüber hinaus noch Organismen sind, nach Zweckmäßigkeit. Die mechanische Weltanschauung kennt nur wirkende Ursachen, bei denen jedes Ganze sich summierend aus seinen Teilen allmählich zusammensetzt; die organische leugnet, wohlverstanden für die anorganische Natur, die Gültigkeit der wirkenden Ursachen nicht, fordert aber für die lebendig-organische Natur, für die Zelle, die das Prinzip ihrer eigenen Bewegung in sich selbst trägt, eine teleologische Erklärung. Legt man den Ursachenbegriff zugrunde, so sind die Teile früher als das Ganze; stellt man hingegen den Zweckbegriff voran, so ist das Ganze (der Zweck) früher als seine Teile. In diesem Zusammenhange haben Platon und Aristoteles die organische Staatslehre ausgebildet. Nach der antiken Staatsauffassung, für welche die Gesamtheit alles, die einzelne Persönlichkeit nichts bedeutet, ist der Staat früher als seine Teile oder Bürger *τὸ ὅλον πρότερον τῶν μερῶν*). Gleich am Eingang seiner Politik (I, 2) führt Aristoteles aus:

Von Natur ist der Staat offenbar früher als die Familie und jeder einzelne von uns. Denn das Ganze muß notwendig früher sein, als der Teil. Denn wird das Ganze aufgehoben, so wird auch nicht Fuß noch Hand mehr sein, ausgenommen dem gleichen Namen nach, wie man etwa von einer steinernen Hand redet; indem die natürliche Hand stirbt, wird sie solcher Art sein.

Zwischen dem Menschen und seinen Gliedmaßen besteht nicht das mechanische Verhältnis wie zwischen der Maschine und ihren Rädern. Cuvier hat vielmehr in monumentalen Linien dargetan, wie jedes Lebewesen — und der Mensch zuoberst — ein geschlossenes System von Zwecken darstellt. Nahrung und Organbildung hängen aufs engste teleologisch zusammen. In einer seiner letzten Arbeiten, in der Studie über den großen Gegner Cuviers, Geoffroi de St. Hilaire, hat Goethe auf die wunderbare Übereinstimmung der einzelnen Organe in Tier und Pflanze mit dem vorgezeichneten Plane des ganzen Organismus mit vollem Nachdruck hingewiesen. Und ein führender Naturforscher der Gegenwart, Oskar Hertwig, faßt den organischen Entwicklungsprozeß zum Unterschiede vom mechanischen wie folgt auf:

[1]) Vgl. darüber meine Abhandlung „Kausalität, Teleologie und Freiheit" in „Der Sinn des Daseins". Tübingen, Mohr. 1904. S. 47 f.

Je höher in der Reihe der Tiere die einzelnen Arten organisiert und differenziert sind, um so mehr ist im tierischen Körper ein jeder der verschiedenen Teile von dem Leben des ganzen abhängig geworden. Während man niedere Tiere in Stücke zerschneiden kann, von denen jedes einzelne für sich weiterlebt und selbst sogar die verlorenen Teile allmählich wieder ersetzen kann, ist in einem höheren tierischen Organismus jeder abgetrennte dem sicheren Untergange verfallen, aber auch der erstere selbst unter Umständen schwer geschädigt oder sogar in seiner Existenz bedroht. Denn bei organischen Entwicklungsprozessen geht dem Prozeß der Differenzierung der Körper in verschieden funktionierende Teile ein zweiter, gleich wichtiger Prozeß parallel, der Prozeß der Integration oder der größeren Unterordnung und Einordnung der Teile unter die Herrschaft des Ganzen. (Die Lehre vom Organismus, Rektoratsrede, 1899, S. 20.)

Die Keimzelle, aus welcher der Mensch sich bildet, ist wohl ihrerseits eine abgekürzte Stammesgeschichte, gleichsam eine Miniaturausgabe der ganzen Vorfahrenreihe, aber ideell und potenziell schließt sie den ganzen zukünftigen Menschen in sich ein. Im Sperma ist, rückwärts gesehen, die ganze Vergangenheit der Gattung zusammengedrängt, vorwärts geschaut, der ganze anatomisch-physiologische Entwicklungsverlauf des aus diesem Sperma hervorgehenden Menschen vorgezeichnet. In diesen vorgebildeten Zweck wachsen dann die einzelnen Organe nach biochemischen Gesetzen allmählich hinein, folglich ist bei höher entwickelten Lebewesen, insbesondere beim Menschen, das Ganze potenziell früher als seine Teile. Die Zukunft des Menschen, die im Samen festgelegt ist, regiert seine jeweilige Gegenwart. Das zeitlich Spätere ist, mit Aristoteles zu sprechen, das begrifflich Frühere (*λόγῳ πρότερον*).

Ist der Staat nun eine Maschine oder ein Organismus? Setzt er sich, wie Hobbes und Rousseau annehmen, aus einzelnen Willensatomen wie ein Aggregat allmählich zusammen, so daß die Teile (die einzelnen Menschen) früher sind als das Ganze (der Staat)? Oder ist Aristoteles im Rechte, daß der Staat einem Organismus gleiche, das soziale Sperma sei, aus dem die einzelnen Menschen wie die Organe aus dem Körper herauswachsen?

Sehen wir uns zuvörderst die Grundunterschiede von Maschine und Organ an. Eine Maschine kann sich nicht selbst bewegen, sondern muß ihren Bewegungsanstoß von außen empfangen. Eine Maschine wird nicht erfunden, sondern gemacht (Reuleaux); sie dient nach Reuleaux der „Bewegungserzwingung", nach Sombart der „Arbeitsersetzung". Nicht so die lebende Zelle, die ein Automat, d. h. ein Selbstbewegungsapparat, ist. Die Maschine kann, wenn einzelne ihrer Walzen oder Schrauben, ihrer Hebel oder Räder sich abnutzen, sie nicht wieder von selbst ersetzen, sondern die Reparatur wird von außen an sie herangebracht. Nicht so der lebendige Organismus, der die Fähigkeit besitzt, abgenutzte Teile durch biochemische Prozesse selbst wieder zu ersetzen. Brücke (Vorlesungen über Physiologie) sieht die wichtigste Charakteristik des Organismus in der Fähigkeit, sich fremde Stoffe zu assimilieren. Endlich kann keine Maschine sich fortpflanzen. Man kann durch Nachahmung sie verdoppeln, verkleinern, modellieren, aber diese Verdoppelung muß wieder von außen bewerkstelligt werden. Nicht so der lebende Organismus, der aus der eignen Keimzelle die Fortpflanzung vollzieht. Dem Organismus sind also im Gegensatz zur Maschine eigentümlich: Selbstbewegung, Selbstersetzung durch Assimilierung, Selbstvermehrung.

Hat nun der Staat mehr gemeinsame Merkmale mit einem Organismus als mit einer Maschine? Natürlich handelt es sich bei der Beantwortung dieser Frage um einen Analogieschluß, dessen logische Berechtigung und Begrenzung erst festzustellen sein wird. Ginge es in der Wissenschaft nach einfachem Majoritätsbeschluß zu, wie im Hobbesschen „Leviathan", so würde die organische Staatsauffassung zweifellos als Siegerin aus einem Plebiscit der Geschichte hervorgehen. Die Organizisten, wie sie sich jetzt nennen, verfügen über die große Zahl, aber die Mechanizisten über große Köpfe. Sehr häufig repräsentieren indes die Majoritäten dort die Macht, wo die Minoritäten die Einsicht darstellen. Befragt man den historischen Tatbestand, so sprechen sich wohl 95% aller Denker, die diesen Gegenstand bearbeitet haben, für die organische Staatsauffassung, und nur etwa 5% für die mechanische aus. Fatal ist's nur, daß in dieser verschwindenden Minorität einer der klarsten und schärfsten Köpfe aller Zeiten, Hobbes, sich befindet, dessen Stimme allein hunderte von gedanklichen Mitläufern aufwiegt.

Doch prüfen wir zunächst die Gründe der Organizisten. Ihr Lebenselement ist die Analogie: entweder ist ihnen der Staat ein Makroanthropos, ein Mensch im großen, oder der Mensch ein Staat im kleinen. Platon nannte wohl zuerst den Staat einen Menschen im großen (καθάπερ ἕνα ἄνθρωπον). Aristoteles treibt durchweg soziologischen Makrokosmos, sofern er den Staat als Organismus begreift. Einmal im Banne dieser vagen Analogie zwischen menschlichen und staatlichen Organen, verwandelt sich die Redefigur sehr bald in einen ernsten Vergleich, die Analogie in einen Parallelismus und der Parallelismus zuletzt in eine förmliche Identität[1]). Was bei Aristoteles nicht viel mehr war als Metapher, wird im Mittelalter zur bevorzugten Lieblingsidee:

Dem mittelalterlichen Denken muß, insofern es von der Idee eines einheitlichen Ganzen ausgeht, eine organische Auffassung ebenso nahe liegen, als ihm eine atomistische und mechanische Konstruktion der Gesellschaft ursprünglich fremd ist. In Anlehnung teils an die biblischen Allegorien, teils an die griechischen und römischen Vorbilder wird daher der Vergleich der ganzen Menschheit wie jedes engeren Verbandes mit einem beseelten Körper allgemein durchgeführt. (Gierke.)

Die Menschheit wird jetzt als der mystische Leib dargestellt, dessen Haupt Christus ist. Hier nimmt also die Analogie den Charakter des Allegorischen an. Unter Ausdeutung des paulinischen Satzes (Röm. XII, 4—6; Korinth. I, 12, 12—31), daß wir alle Glieder eines Leibes sind, bricht sich im Mittelalter die schon im stoischen Kosmopolitismus vorgebildete Überzeugung Bahn, die ganze Menschheit sei ein einheitlicher Körper „mit gottgewollter geistig-weltlicher Verfassung". Seit Johann von Salisbury wird es üblich, die Analogie zwischen Staatskörper und menschlichem Körper ins einzelne zu verfolgen und ins Spielerische zu übertreiben. Die Seele dieses Körpers stellen die Priester dar. Das Haupt ist der Monarch, das Herz der Staat, Augen, Ohren und Zunge sind die Beamten und Richter. Das Heer ist die bewaffnete,

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Wesen und Aufgabe der Soziologie. An der Wende des Jahrhunderts". 1899. S. 176 ff.

die ausführenden Behörden sind die unbewaffnete Hand. Bauch und Eingeweide sind in der Finanzverwaltung repräsentiert. „Landleute, Handwerker und alle nützlich Tätigen sind die Füße, so daß der Staat die Tausendfüße numerositate pedum übertrifft, ihr Schutz (ist) die Beschuhung, ihre Not das Podagra des Staates“ (Gierke).

Man lächle über diese Phantastereien nicht. Man lese nur die Vergleiche unsrer modernen Organizisten (etwa Lilienfeld, Worms, Novikow), und man wird sich in den medizinischen Naturalismus des deutschen Kardinals Nikolaus von Kues zurückversetzt fühlen. Die biologischen Analogien zwischen Mensch und Gesellschaft oder Staat, von denen selbst die Werke Spencers und Schäffles nicht frei sind, die sich aber bei den erstgenannten orthodoxen Organizisten ins Abenteuerliche und Groteske, teilweise direkt ins Absurde verlieren, haben in der Schilderung der vita corporalis beim Cusaner ihr Vorbild. Dort sind schon die leges die Nerven, die leges imperiales das Gehirn. Das Knochengerüst ist die beständige patria, das Fleisch die wechselnden und hinfälligen homines. Die Gesundheit des Staatsbürgers beruht auf der Harmonie der vier Temperamente (Gierke, Genossenschaftsrecht III, 550). Wenn heute Lilienfeld Häuser und Eisenbahnen mit der Zwischenzellensubstanz, Worms Straßen und öffentliche Verkehrswege mit Blutgefäßen, aber selbst Spencer die Banken mit dem sympathischen Nervensystem vergleicht, so tun sie methodisch vom Standpunkte der heutigen Biologie nichts andres, als Nikolaus von Cusa im Sinne der Medizin seines Zeitalters getan hat. Man betrachtet eben, wie Schleiermacher, den Staat als reines Naturerzeugnis.

Nicht allein die demokratisch gerichteten Organizisten unsrer Tage wie Spencer, auch die aristokratisch gesinnten wie Izoulet (La cité moderne. 6. Auflage, 1902) reproduzieren nur Gedankengänge, die im Mittelalter als marktgängige wissenschaftliche Münze von Hand zu Hand gingen. Nach Izoulet ist unser Zentralnervensystem in seiner zellularen Zusammensetzung ein Modell für unsre Staatseinrichtungen. Wie das Gehirn schon einen Zellenstaat darstellt, in dem es regierende und regierte Zentren gibt, so bilden im Staate die herrschenden Stände die Elite, welche zu befehlen, und die Massen die dirigierten Zellen, die nur zu gehorchen haben. Seit Aristoteles ist es Gemeinplatz, den Herrscher mit dem Kopf des Menschen zu vergleichen und den Gehorsam der Bürger damit zu begründen, daß wie die Glieder der Menschen sich den Befehlen seines Hauptes fügen, so haben die Glieder des Staates, die Bürger, dem rechtmäßigen Oberhaupte zu gehorchen. Der wahre Monarch der Welt ist recht eigentlich Gott, und alle weltliche Herrschaft beruht auf Stellvertretung des göttlichen Willens.

Auf einen andern Boden verpflanzt die deutsche historische Rechtsschule (v. Savigny, Bluntschli) den Organismusbegriff in der Staatsauffassung. Wird von den naturalistischen Organikern die Kausalität vorangestellt und der Staat als reines Naturprodukt begriffen, so rückt die historische Rechtsschule den Zweck in den Vordergrund. Schon Kant versteht (Kritik der Urteilskraft, § 65) unter einem organisierten Produkt der Natur das, „in dem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist“. Denn „zu einem Ding als Naturzweck wird erfordert, daß die Teile nur durch ihre Beziehung auf das Ganze

möglich seien". Anders ausgedrückt: „Die Idee des Ganzen soll die Form und Verbindung aller Teile bestimmen." Man vergleiche mit diesen Aussprüchen Kants die Definition Virchows: „Organismus ist die einheitliche Gemeinschaft, in der alle Teile einem gleichartigen Zweck zustreben, einen immanenten Plan verwirklichen." Die Verbandseinheit, aus der der Staat hervorgeht, ist im wesentlichen eine Zweckeinheit. Wie das menschliche Individuum einheitlich nur ist und wirkt durch den zusammenhaltenden Zweck, der von seinem Ich-Zentrum aus alle seine Gliedmaßen beherrscht, so ist der Staat ein „sittlicher Organismus", ein Organismus der „zweiten Natur" (Schelling), ein Supraorganismus (Spencer). Die Formel Schellings lautet: „Der Staat als Organismus der Freiheit ist der Ausdruck der Harmonie von Notwendigkeit und Freiheit im Realen." (Rede über d. akad. Stud. S. 226.)

Zum schärfsten Ausdruck gelangt die organische Staatslehre der historischen Rechtsschulen bei Bluntschli. Er verwirft die atomistisch-mechanische Staatsauffassung rückhaltlos.

Wie das Ölgemälde, so führt Bluntschli aus, etwas andres ist als eine Anhäufung und Verteilung von farbigen Öltropfen, und eine Statue etwas andres als eine Verbindung von Körnchen Marmor und der Mensch etwas andres als eine Menge von Blutkügelchen und Zellengefäßen, so ist auch das Volk nicht eine bloße Summe von einzelnen und der Staat nicht eine bloße Anhäufung von äußeren Einrichtungen. Der Staat hat vielmehr, wie der Mensch, innere Gliederung, Verbindung belebt-seelischer Wesen zu einem Dasein, endlich eine Entwicklung von innen heraus und äußeres Wachstum, was bei Atom-Aggregaten nicht der Fall ist. Es gibt, wie einen Volksgeist, so einen Volkswillen, der die Bewegung der einzelnen Bürger bestimmt und bedingt, während bei der Maschine alle Bewegung von außen herangebracht werden muß. Staaten haben als lebendige Einzelheiten Geschichte, was Maschinen durchaus abgeht. Dem Staatsgeist und Staatswillen läuft beim Einzelmenschen parallel der Rassengeist und der Rassenwille.

Und so gelangt denn Bluntschli zu folgender Definition des organischen Staatsbegriffs:

Der Staat ist das männlich organisierte, zu einer selbständigen und das Gemeindeleben beherrschenden Person gewordene Volk eines Landes.

Von dieser Staatsauffassung wendet sich die neuere Staatslehre (H. Schulze, G. Meyer, Haenel, Bernatzik, Gierke, Rehm und Jellinek) mehr und mehr ab, während Bruno Schmidt die organische Staatsauffassung durch die Voranstellung des Assoziationstriebes und Kennzeichnung des Staates als Rechtsorganismus psychologisch zu stützen sucht. Gemeinsam ist den jüngeren Staatstheoretikern, besonders Jellinek, die erkenntnistheoretische Grundlegung. Sie sind mehr bei Sigwart, Rümelin und Wundt als bei den Naturrechtlern in die Schule gegangen. Das teleologische Element berücksichtigen auch sie. Nur verschmähen sie — am ausgesprochensten Jellinek, am gemildertsten Gierke — organologische Vergleiche. So sieht Jellinek in solchen Verallgemeinerungen wie Volksseele und Volksgeist „mystische Wesenheiten, Abkürzungen höchst verwickelter und in ihren Details gar nicht zu entziffernder psychologischer Massenprozesse". Die organische Staatsauffassung lebt, nach Jellinek, nur von einem „falschen Monismus". Den vagen Analogien zwischen Staat und menschlichem Organismus stehen eben tiefgreifende Unterschiede gegenüber:

Staaten wachsen und vergehen nicht nach organischem Vorbilde, sie unterliegen nicht notwendig den Gesetzen der Entwicklung und Rückbildung . . . . sie können sich nicht fortpflanzen. (Das Recht des modernen Staats, 1900, S. 138.)

Deswegen sei es zutreffender, den Staat als Kollektiv- oder Verbandseinheit (*Korporation*) aufzufassen; er ist ein Gemeinwesen (unio), d. h. eine Zusammenfassung des Vielen zu einer Einheit, und diese Einheit stellt sich dann als Zweckeinheit dar. Legt man nun dieser fingierten, wenn auch zweknotwendig von uns gebildeten Einheit einen Träger, ein Substrat, unter, so verwandelt sich die Zweckeinheit Staat in ein Wesen. Nur darf dieses Wesen nicht realistisch als lebende Persönlichkeit oder gar als Substanz begriffen werden, wie bei Hegel, sondern es muß nominalistisch als Denknotwendigkeit oder — mit Mach — als Denkökonomie erklärt werden. Es gibt kein lebendes Wesen, sondern nur einen notwendigen Sammelnamen, einen abkürzenden Allgemeinbegriff, kurz eine unentbehrliche „Fiction" namens Staat. Ist doch nach Mach das Ich selbst unrettbar. Es ist für Mach, wie schon für Hume, nur ein Name für die Elemente, die sich in ihm verbinden. „Die Elemente bilden das Ich." Das Ich ist eine ideelle, denkökonomische, aber keine reelle Einheit. Das gleiche gilt nun von der Verbandseinheits-Kontinuität, Staat genannt. Diesen abkürzenden Begriff Staat brauchen wir — im Interesse unsrer Selbst- wie unsrer Arterhaltung. Deshalb, und nur deshalb bilden wir ihn. Der Kollektivbegriff Staat ist somit subjektiv-phänomenalen Ursprungs, wie die Farben und Töne; eine transzendentale Realität geht ihm, nach Jellinek, völlig ab. Der Staat erscheint somit relativiert, aus der Kategorie der Substanzilität in die der Relation verwiesen. Die Verbandseinheit Staat ist nur ein geordnetes System menschlicher Zweckbeziehungen. Die Regelung dieser Beziehungen erfolgt in erster Linie durch das Recht, das der Staat zu hüten und fortzubilden hat. Der Kollektivbegriff Recht wird somit dem höhern Kollektivbegriff Staat untergeordnet. Die Menschen haben eine Anzahl Regeln und Normen, Gesetze, Verordnungen und Gebote im Interesse ihrer wechselseitigen Beziehungen festgestellt und alles dieses unter den obersten Begriff: Staat subsumiert, wie etwa rot, grün und gelb unter den Oberbegriff: Farbe.

Ordnungssinn und Klassifikationsbedürfnis bauen gleichsam eine logische Pyramide menschlicher Einzelhandlungen auf, deren Basis die Individuen mit ihren scheinbar willkürlichen Handlungen sind, deren Spitze aber der Staat mit seinen Imperativen bildet. Dieser an Mach orientierte erkenntnistheoretische Nominalismus beherrscht augenblicklich unser wissenschaftliches Denken, besonders auch das staatsphilosophische[1]). Nur darf dieser Nominalismus nicht mit sozialem Atomismus im Hobbesschen Sinne verwechselt werden. Auch dem weitestgehenden unter unsren staatsphilosophischen Nominalisten, Georg Jellinek, gilt die streng individualistische Staatsauffassung, deren soziologische Formel: universalia post rem lauten müßte, für unhaltbar, weil

[1]) Hermann Bahr hat jüngst („Dialog vom Tragischen". Berlin, S. Fischer. 1904. S. 114) eine feinsinnige Parallele zwischen dem Impressionisten Manet und Machs „Philosophie des Impressionismus" gezogen.

sie erstens die Kollektiveinheit nicht zu fassen und zu erklären vermag, und des weiteren übersieht, „daß das Individuum selbst biologisch als Kollektiveinheit sich darstellt" (S. 152). Die Kollektiveinheit des Staates ist auch nach Jellinek keine äußerliche, mechanische, sondern eine teleologische. Die Vielheit der Bürger wird durch die Verbandseinheit Staat zusammengehalten mittels eines Systems dauernder und wirksamer Zwecke. Je konstanter und kohärenter diese gemeinsamen Zwecke sind, desto enger wird das Band, das alle Glieder dieser Verbandseinheit umschlingt. Voraussetzung der Gemeinsamkeit (Solidarität) solcher Zwecke ist die Seßhaftigkeit der zu einem Staate verbundenen Menschen auf der einen, sowie die Festlegung der Herrschaftsverhältnisse unter den Individuen auf der andern Seite. Beruhen aber stabilisierte Zwecksetzungen, wie sie die staatlichen Organe, das festgefügte System sozialer Über- und Unterordnung, fordern und durchsetzen, auf genereller Regelung der Willensverhältnisse einer Mehrheit von Menschen, so gelangt der soziologische Nominismus Jellinekscher Artung zu folgender Definition: Der Staat ist die mit ursprünglicher Herrschermacht ausgerüstete Verbandseinheit seßhafter Menschen (S. 159). Diese Verbandseinheit wird (S. 209) näher noch als Zweckeinheit bestimmt.

Haben wir das bezeichnende Merkmal der mechanischen Staatsauffassung darin gefunden, daß sie das Denkmittel der Kausalität bevorzugt, während wir die organische dahin präzisierten, daß sie vorwiegend mit dem Denkmittel der Teleologie operiert, so werden wir auch den soziologischen Nominalismus Jellineks wegen seiner Voranstellung des Zweckes — nach der Formel: der Staat eine Zweckeinheit — den organologischen Theorien beigesellen müssen, obgleich uns nicht entgangen ist, wie sehr sich dieser scharfe Denker in seinem „System der subjektiven öffentlichen Rechte" (S. 35 f.) gegen die Einreihung unter die Vertreter der organischen Staatslehre sträubt. Durch seine Voranstellung des teleologischen Moments in der Verbandseinheit: Staat, welche allein es ihm ermöglicht, zwischen der Selbständigkeit der einzelnen Verbandsglieder und der Einheit des Staates eine logische Brücke zu schlagen, nähert sich seine Theorie der Verbandseinheit und seine juristische Lehre vom Staate als Rechtssubjekt, wie er (S. 152) wohl selbst fühlen mag, der organischen Staatslehre. Versteht man unter Gesamtorganismus, mit Wundt, jede zusammengesetzte Einheit, welche aus Teilen besteht, die selbst einfachere Einheiten von ähnlichen Eigenschaften, zugleich dienende Glieder oder Organe des Ganzen sind, so wird die teleologische Einheit Staat die höchste Analogie mit einem solchen Gesamtorganismus aufweisen. Jedenfalls paßt die Analogisierung des Staates mit einem Organismus unvergleichlich besser, als die mit einer Maschine. Es wird sich nun fragen, wie weit die logische Kraft eines Analogieschlusses überhaupt reicht. Können wir auf Grund von Analogieschlüssen, deren Beweiskraft erst zu untersuchen sein wird, den Organismus Staat — zugegeben, er *sei* ein Organismus — zum Modell unsrer Lebensführung, zum Richtmaß menschlicher Handlungen, zum Regulator aller menschlichen Einzelzwecke erheben?

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der russische Kriegsschatz und die russischen Finanzen.

Von

Georg Tantzscher.

I.

Nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges stellte ein Witzblatt einen Russen und einen Japaner dar — ersteren in der hergebrachten Karikatur eines urwüchsigen „Bartrussen", letzteren als kleinen, affenartigen Mongolen in bunter Uniform — wie sie zuerst mit Elan die Pforten des Janustempels aufrissen und darauf rat- und hilflos vor den Türen der „europäischen Börse" standen, die, mit vielen Schlössern versehen, jeden Angriffs spotteten.

Der in der Zeichnung ausgedrückte Gedanke liegt in der Tat nahe. Wie sollte Rußland, — von Japan sei hier abgesehen —, das immer wieder an den ausländischen Börsen als Darlehnnehmer erscheint und mitten im Frieden der Hilfe des ausländischen Geldes bedarf — wie sollte dieses selbe Rußland einen Krieg führen können, ohne sofort das Ausland um finanzielle Unterstützung anzugehen? Und wie sollte dieses Land die Börsen Westeuropas nicht verschlossen finden, da es, dem Westen trotz langer Friedensjahre bereits stark verschuldet, jetzt noch die Kosten eines großen Krieges auf sich nehmen muß?

Und doch verhält sich die Sache anders. Rußland ist nicht in dem Maße auf fremde Hilfe angewiesen, wie es den Anschein hat.

„Staaten mit einer geringen Staatsschuld und solche Staaten, die wohl mit einer großen Staatsschuld belastet sind, aber diese im *eigenen* Lande untergebracht haben, können ohne Nachteil für ihre Finanzen Anleihen für außerordentliche Ausgaben, namentlich aber für produktive, aufnehmen . . . Eine derartige Handlungsweise wäre für *Rußland* nicht angebracht, da es mit einer *bedeutenden Staatsschuld* belastet ist, von der ein nicht geringer Teil im *Auslande* untergebracht ist: außerdem ist ein bedeutender Teil der Anleihen in früherer Zeit nicht zu produktiven Zwecken, sondern zur *Deckung von Kriegsausgaben* abgeschlossen worden, die den späteren Geschlechtern als eine schwere Erbschaft von Zahlungsverpflichtungen verblieben sind. Die Vermehrung der Verschuldung ohne ernstliche Notwendigkeit würde unsre Staatswirtschaft auf einen gefährlichen Weg führen. Aber auch in solchen Fällen, in denen die Inanspruchnahme des Staatskredits angebracht erscheint, besteht ein nicht geringer Unterschied zwischen der Lage eines Staates, der über *freie Barbestände* verfügt und das Angebot günstiger Anleihebedingungen *abwarten* kann, und einem Staat, der aus Mangel an Reserven genötigt

ist, auf die Bedingungen einzugehen, die ihm die Kreditgeber diktieren . . . Unabhängig von diesen Gründen finanziellen Charakters, zwingen noch andre und gewichtigere Erwägungen, bei der Leitung der Staatswirtschaft Rußlands nicht nur nach Einhaltung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben, sondern auch nach einer Anhäufung von freien Barbeständen zu streben. Das Territorium des russischen Reiches ist so groß, die zu seinem Bestande gehörenden Gebiete sind so verschieden nach den klimatischen und andern natürlichen Verhältnissen, nach der Lebensweise und nach den Existenzquellen der Bevölkerung, daß die Regierung stets gerüstet sein muß, um bald hier, bald dort einem Notstande entgegentreten zu können . . . Woher sollen die Mittel zur Unterstützung der Bevölkerung kommen, wenn der Staatshaushalt so geführt wird, daß die Einnahmen nur gerade reichen — ohne Ersparnisse für den „schwarzen Tag"? Betrugen doch die durch Mißernten veranlaßten Ausgaben im Jahre 1891/92 162 Mill. Rubel, und im Jahre 1898 über 35 Mill. Rubel . . . Aber das Gebiet der inneren Verwaltung erschöpft nicht die Aufgaben des Staates. Die politischen Geschicke Rußlands als eines Weltreiches bringen sein Leben in engen Zusammenhang mit dem Leben andrer Staaten. Wo sich auch wichtige Ereignisse vollziehen mögen, welche Länder es auch sein mögen, deren Interessen dabei unmittelbar betroffen werden — in der Regel äußern diese Ereignisse ihre Wirkung auch auf die Lage unsres Vaterlandes . . . Die Bedürfnisse aber, die durch politische Ereignisse hervorgerufen werden, entstehen gewöhnlich unerwartet und müssen in der Regel sofort befriedigt werden. Bei dem Mangel an Reservebeständen müßten daher in solchen Fällen entweder politische Interessen ungewahrt bleiben oder es muß die Zuflucht zu Anleihen genommen werden, ganz unabhängig davon, ob die Zeitverhältnisse Kreditoperationen auch günstig sind. Die Erfahrung aber zeigt, daß Staaten, ganz wie auch Privatpersonen, gewöhnlich günstige Anleiheangebote erhalten, wenn sie der Anleihen nicht bedürfen, dagegen aber, trotz all ihrer Kreditfähigkeit, mitunter gerade zu Zeiten eines wirklichen und noch dazu dringenden Bedarfes zu angemessenen Bedingungen Kapitalien nicht erhalten. In solchen Fällen kann der Mangel an Reservebeständen die Ursache einer politischen Einbuße für den Staat werden. Somit ist denn auf die Finanzen Rußlands nicht anwendbar ein System, nach dem ein Staat, um die Steuerzahler nicht mit Abgaben zu belasten, bedeutende Überschüsse der Einnahmen über die Ausgaben vermeiden, und namentlich nicht Reservebestände ansammeln soll. Ein solches System würde die Staatswirtschaft des Reiches in Unordnung bringen, würde es der Regierung schwer machen, bei Notständen der Bevölkerung Hilfe zu gewähren, und wäre ein Schritt zur politischen Schwächung unsres Vaterlandes."

Die vorstehenden Sätze finden sich in dem Bericht des Finanzministers S. J. Witte zu dem Budgetvoranschlag pro 1900, und es sind das die Grundsätze, nach denen das russische Finanzwesen bald zwei Jahrzehnte hindurch konsequent geleitet worden ist. Die schlimmen Erfahrungen in dem ersten Jahrzehnt nach dem russisch-türkischen Kriege führten zu dem Grundsatz, das Budget müsse so vorsichtig aufgestellt werden, daß es auch in ungünstigen Jahren ohne Defizit abschließe; und in Einklang damit zu dem weiteren Grundsatz, für außerordentliche Umstände müsse eine Reserve vorhanden sein, damit der russische Staat nicht ganz von den ausländischen Geldmärkten abhängig sei und nicht immer wieder den Eindruck finanzieller Schwäche und Hilflosigkeit mache. In dem ordentlichen Budget wurden daher die Einnahmen stets so vorsichtig veranschlagt, daß sie auch in sehr ungünstigen Jahren einen Mehrbetrag gegenüber dem Voranschlag, in besseren Jahren aber sehr bedeutende Mehrbeträge ergaben. Da gleichzeitig die ordentlichen Ausgaben streng nach den veranschlagten Einnahmen bemessen wurden, so wurden im ordentlichen Budget alljährlich mehr oder weniger große Überschüsse erzielt. Man hat das so auslegen wollen, als ob das Finanzministerium mit Überschüssen zu prunken und den Glauben zu erwecken beabsichtigte: die russische

Volkswirtschaft und die Steuerkraft der Bevölkerung deckten in Übermaß den Bedarf des Staates. Der Hauptzweck war jedoch, das Finanzwesen zu regeln und mit den vorhandenen Hilfsquellen in Einklang zu bringen; dadurch sollte einerseits eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit und Selbständigkeit begründet und anderseits das Vertrauen zur russischen Finanzwirtschaft als einer geregelten und vorsichtig geleiteten so gefestigt werden, daß der russische Staatskredit im Auslande immer mehr gehoben wurde und das ausländische Kapital zu günstigen Bedingungen zur wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands herangezogen werden konnte. Dieses System wurde zuerst von dem Finanzminister Wyschnegradski im Jahre 1887 eingeführt und sodann in gleicher Weise von dessen Nachfolger S. J. Witte gehandhabt; letzterer erzielte von 1893 bis 1902 im ordentlichen Budget Überschüsse im Betrage von 1714 Mill. Rubel, das sind 3702 Mill. Mark (100 Rubel = 216 Mark), wovon 957 Mill. Rubel auf das letzte Jahrfünft entfielen. Nach Maßgabe der im Ordinarium erzielten Überschüsse und im voraus abgeschlossener Anleihen, sowie unter Berücksichtigung der voraussichtlichen ordentlichen Eingänge wurden ferner die *außerordentlichen Ausgaben* angesetzt. Die Hauptrolle im außerordentlichen Budget spielte zunächst die Anhäufung von Goldbeständen behufs Einführung der Goldwährung, sodann aber der Bau von Eisenbahnen, wofür S. J. Witte in den Jahren 1892—1901 aus den Überschüssen im Ordinarium nicht weniger als eine Milliarde aufgewandt hat (Budgetvorlage pro 1902). Die Natur dieser Ausgaben brachte es mit sich, daß es zum großen Teil in der Hand der Regierung lag, die ordentlichen Ausgaben den vorhandenen Mitteln anzupassen und es so einzurichten, daß immer ein freier Rest übrig blieb, der bei unvorhergesehenen Ausgaben Deckung gewährte. Wenn aber der Eintritt außerordentlicher, unvorhergesehener Ereignisse diese Reserve aufzuzehren drohte, wurde rechtzeitig durch Steuererhöhungen und durch Aufnahme von Anleihen Vorsorge getroffen, daß das Gleichgewicht im Budget des nächsten Jahres nicht gestört wurde und auch die Reserven wieder verstärkt werden konnten. So wurden z. B. anläßlich der großen Mißernte von 1891 gleich nach dem Amtsantritt S. J. Wittes sämtliche Verbrauchssteuern und anläßlich der chinesischen Wirren zum Teil die Getränke- und Tabakakzise sowie der Einfuhrzoll auf eine ganze Reihe von Gegenständen erhöht, außerdem wurde auch eine äußere Anleihe aufgenommen, um die durch die Wirren verursachten Ausgaben und Verluste (teilweise Zerstörung der Mandschurischen Bahn u. s. w.) wieder einzubringen.

Infolge dieser Vorsicht und Vorsorglichkeit hat die russische Regierung länger als ein Jahrzehnt stets über einen freien Barbestand verfügt, der ihr eine gewisse Sicherheit gegenüber unvorhergesehenen Ereignissen gewährte. Das *System der freien Barbestände* ist allerdings von russischen Kritikern wiederholt angegriffen worden: in Westeuropa kenne man ein derartiges System nicht — man nehme dort den Steuerzahlern nicht mehr Geld ab, als gerade erforderlich sei; in Rußland aber werde den schon ohnehin stark belasteten Steuerzahlern noch ein Übriges entzogen, um das Geld dann brach liegen zu lassen, statt es zu nützlichen Ausgaben zu verwenden. In Rußland läßt sich

das aber nicht gut anders machen — warum nicht, hat der ehemalige Finanzminister Witte in Abwehr jener Kritiker in den zitierten Ausführungen begründet. Das Brachliegen eines größeren oder geringen Bestandes an Barmitteln ist mit der Sicherheit vor einem Defizit nicht zu teuer erkauft, und wie richtig die Politik der freien Barbestände gewesen ist, hat sich auch nach dem Ausbruch des Krieges mit Japan gezeigt.

Zum 1. Januar 1902 hatte sich der freie Barbestand der Reichsrentei nach dem Bericht der Reichskontrolle auf 268,4 Mill. Rubel belaufen — dank der bereits im Jahre 1901 abgeschlossenen, zu Bahnbauten bestimmten Pariser Anleihe (4% konsolidierte Rente im Nominalbetrage von 159 Mill. Rubel). Da die Ernte des Jahres 1902 reich ausgefallen war, konnten die außerordentlichen Ausgaben (darunter für Bahnbauten 152 Mill. Rubel) aus dem Überschuß der ordentlichen und mit Hilfe einiger kleinerer außerordentlicher Eingänge so weit gedeckt werden, daß nur ein geringer Teil der freien Barbestände in Anspruch genommen werden mußte und zum 1. Januar 1903 ein Betrag von 257,4 Mill. Rubel zur freien Verfügung stand. Das Jahr 1903 hatte ebenfalls eine gute Ernte; mit Hilfe des Überschusses im Ordinarium und auch eines größeren Betrages außerordentlicher Einnahmen[1]) wurden die außerordentlichen Ausgaben nicht nur gedeckt, sondern es ergab sich auch noch ein Überschuß, so daß der freie Barbestand zum 1. Januar 1904 auf ca. 330 Mill. Rubel angewachsen war.

Bei Aufstellung des diesjährigen Budgets war ein Teil dieses Fonds festgelegt worden: hauptsächlich zur Ausführung von Bahnbauten wurde eine außerordentliche Ausgabe von 212 Mill. Rubel in Aussicht genommen, und erforderlichenfalls sollten von diesem Betrage 195,7 Mill. Rubel aus den freien Barbeständen gedeckt werden. Nach Ausbruch des Krieges wurden jedoch an dem Ausgabenvoranschlag — an dem außerordentlichen und auch an dem ordentlichen — verschiedene Abstriche vorgenommen, die sich auf 115,4 Mill. Rubel beliefen. Dazu kamen noch Ersparnisse bei verschiedenen Krediten, die, in früheren Jahren ins Budget eingestellt, damals nicht verwandt und auf das laufende Jahr übertragen worden waren. Die Abstriche bei diesen Krediten betrugen 18,8 Mill. Rubel, so daß die Verminderung der Ausgaben sich insgesamt auf 134 Mill. Rubel belief. Auf Grund dieser Abstriche und nach Zuzählung einiger andrer kleinerer Beträge berechnete der Finanzminister die für den Krieg disponible Summe zunächst auf 300 Mill. Rubel. Voraussetzung war natürlich, daß die ordentlichen Einnahmen nicht hinter dem Voranschlage zurückbleiben. In den ersten Monaten des Jahres haben sie einen Mehrertrag ergeben, und jeder weitere Mehrertrag würde den freien Barbestand noch verstärken.

[1]) Mit gewohnter Vorsorglichkeit (namentlich wohl angesichts der Unsicherheit der Lage im nahen Orient und dem drohenden Ausbruch in Ostasien) waren die Mittel des Staates um 165 Mill. Rubel durch verschiedene Anleihen bezw. durch Überschüsse aus Anleihen verstärkt worden, die entweder direkt vom Staate oder unter seiner Garantie von staatlichen Instituten (der Reichsadelsagrarbank) und von Eisenbahngesellschaften behufs Rückerstattung von Darlehen an die Reichsrentei abgeschlossen waren.

Es ist nicht ohne Interesse, bei den Abstrichen von 134 Mill. Rubel zu verweilen, die anläßlich des Krieges bei den Ausgaben vorgenommen worden sind.

Ein großer Teil dieses Betrages ist durch den Aufschub von Bahnbauten oder wenigstens durch die Verkürzung von Krediten, die in diesem Jahre für den Bau einzelner Linien eröffnet werden sollten, frei geworden (fast 55 Mill. Rubel). Mehrere geplante Bahnbauten, darunter einige strategische im Zartum Polen und an der persischen Grenze, werden überhaupt nicht in Angriff genommen, andre langsamer gebaut werden, als beabsichtigt war. Die Kürzungen bei den Bahnbauten würden wohl noch bedeutender gewesen sein, wenn nicht gerade in den Vorjahren der Bau mehrerer Linien, die von größerer strategischer Bedeutung sind, in Angriff genommen worden wäre. Unaufschiebbar ist vor allem die Vollendung der Baikal-Ringbahn, die im Herbst bevorstehen soll. Daß diese unentbehrliche Linie, durch die erst eine ununterbrochene Schienenverbindung mit Ostasien hergestellt wird, noch im Bau begriffen ist, war wohl auch ein Anlaß, daß die Japaner so früh losschlugen. Auch sonst kommt der Krieg in bezug auf den Ausbau wichtiger strategischer Bahnen denkbar ungelegen. Schon im Jahre 1902 wurde der Bau dreier großer Bahnen beschlossen, und zwar aus rein strategischen Gründen der Bau der Linie Orenburg-Taschkent, aus vorwiegend strategischen Gründen der Bau der Bahn Bologoje-Sjedlez und in erster Linie zur Erschließung des nördlichen Rußland, aber dann auch zur Erleichterung von militärischen Transporten nach Ostasien, der Bau der Linie Petersburg-Wjatka mit einer Fortsetzung nach Kurgan an der Sibirischen Bahn. Die zum größten Teil durch Steppengebiet führende, über 2000 Werst (mehr als 2000 Kilometer) lange Bahn Orenburg-Taschkent wäre von größter Bedeutung für einen Aufmarsch an der afghanischen und persischen Grenze. Die bisherige Schienenverbindung des europäischen Rußlands mit Zentralasien ist ja durch das Kaspische Meer unterbrochen. Die neue Linie wird erst eine direkte Verbindung mit Turkestan gewähren und zugleich die Transkaspi-Bahn entlasten. Die schnelle Vollendung dieses Bahnbaues ist denn auch als so dringend erachtet worden, daß die für dieses Jahr ausgeworfenen bedeutenden Kredite (31 Mill. Rubel) nicht gekürzt worden sind. Die zweite Linie — Bologoje-Sjedlez — ist 1000 Werst lang und würde für die strategische Position an der Westgrenze in Betracht kommen; in ihrer südwestlichen Strecke durchschneidet sie ein Gebiet, das bereits ein verhältnismäßig dichtes Schienennetz aufweist: das dichte Netz strategischer Bahnen im Westgebiet und im ehemaligen Königreich Polen. Bei dieser Bahnlinie ist ein größerer Abstrich von der für dieses Jahr ausgesetzten Bausumme für möglich erachtet worden. Ebenfalls aufgeschoben wird die Vollendung der dritten Linie, der von der Ostsee quer durch das nördliche Rußland zum Ural führenden Bahn Petersburg-Wjatka. Diese Linie wäre insofern auch von strategischer Bedeutung, als die Bahnen im nordöstlichen Rußland und Ural wohl Anschluß an die Sibirische Bahn, nicht aber an das Bahnnetz des europäischen Rußlands haben und auch der ganze Verkehr aus den nördlichen und nordwestlichen Gebieten nach Sibirien über Mittel-

rußland und die eine Bahn Sfamara-Slatouft gehen muß. Die Bahnlinie Petersburg-Wjatka würde somit eine neue und kürzere Verbindung mit Oftasien ermöglichen und sollte auch noch einen direkten Anschluß an die Sibirische Bahn durch die ebenfalls bereits im Bau begriffene Linie Perm-Kurgan erhalten. Der Kredit für diese Bahn ist jedoch verkürzt worden und ihre Fertigstellung somit gleichfalls hinausgeschoben.

Außer aus strategischen Gesichtspunkten wird auch aus wirtschaftlichen Gründen von einer weit größeren Einschränkung der Bahnbauten Abstand genommen worden sein. Abgesehen von den vielen Bahnarbeitern, die ihren Verdienst verlieren würden, mußte auch die Eisenindustrie berücksichtigt werden, die gerade durch die Bahnbauten des letzten Jahrzehnts groß gezogen worden und infolge dessen auf größere Lieferungen für die Eisenbahnen angewiesen ist. Infolge starker Überproduktion hat sie schon ohnedies bei der industriellen Krisis am meisten von allen Industrien gelitten, wie denn auch diese Krisis in der Eisenindustrie zuerst ausbrach.

Ins Gewicht fällt freilich, daß auch die ordentlichen Ausgaben für die Staatsbahnen gekürzt worden sind: zwar nicht oder nur wenig die Ausgaben für die Anschaffung von rollendem Material — die Kriegstransporte veranlassen ja einen Mehrbedarf an Wagen und Lokomotiven —, aber für Verstärkung und Verbesserung der Staatsbahnen. Im Notfalle, dessen Eintritt zunächst jedoch nicht anzunehmen ist, könnte die Regierung immerhin noch durch weitere Einschränkung von Bahnbauten Mittel zu Kriegszwecken verfügbar machen — allerdings unmittelbar auf Kosten des wirtschaftlichen Gedeihens des Landes, denn eine Gefährdung der Eisenindustrie würde wohl auch die übrigen Industrien aufs neue in Mitleidenschaft ziehen.

Zunächst treten bei den Abstrichen im ordentlichen Budget die durch den Krieg verursachten Einbußen für das wirtschaftliche Leben schärfer hervor als bei der Verkürzung der außerordentlichen Ausgaben für Bahnbauten. Daß dem Ausbau und der Verbesserung von Häfen, sowie der Förderung des Schiffsbaues und der Handelsschiffahrt fast 4 Mill. Rubel eines neu eingestellten Kredits entzogen worden sind, könnte noch hingehen; von geringerer Bedeutung wäre auch, daß zu dem Ausbau und der Remonte von Wasserwegen und Chausseen ca. $4^1/_2$ Mill. Rubel weniger aufgewendet werden sollen, als im Voranschlag in Aussicht genommen worden war. Bedenklich aber ist, daß die Förderung der Landwirtschaft und der bäuerlichen Bevölkerung durch die Ausgaben für den Krieg stark beeinträchtigt wird. Der Finanzminister Wyschnegradski hatte eine Finanz- und Wirtschaftspolitik betrieben, die auf die Interessen der Landwirtschaft keine Rücksicht nahm. Von seinem Nachfolger S. J. Witte sind dann ein Jahrzehnt lang Industrie, Handel und Verkehr in größtem Maßstabe gefördert worden. Inzwischen ist die russische Landwirtschaft an einen Punkt angelangt, wo sie der Förderung des Staates in größerem Maße bedarf und wo vor allem eine Agrarreform in Angriff genommen werden muß.

Eine solche ist auch bereits durch eine sehr wichtige Maßnahme, die S. J. Witte vorbereitet und durchgeführt hat, eingeleitet worden, nämlich

durch die Aufhebung der Haftpflicht der Bauern für die Entrichtung der direkten Steuern. Dadurch, daß jetzt der tüchtigere und strebsamere Bauer nicht mehr in die Lage kommen kann, für die trägen und rückständigeren Gemeindeglieder die Steuern aufzubringen, ist ein nicht geringes Hemmnis bei der Entwicklung bäuerlichen Wohlstandes beseitigt und zugleich der Auflösung des Gemeindebesitzes vorgearbeitet worden. An der Feststellung des weiteren Programmes für die Agrarreform und die Förderung der Landwirtschaft im allgemeinen arbeiten nicht weniger als drei Kommissionen: die „Besondere Konferenz in Sachen der Bedürfnisse der Landwirtschaft" unter dem Vorsitz S. J. Wittes, ferner eine Kommission, die sich speziell mit der Lage der bäuerlichen Bevölkerung im sogenannten Zentrum, d. h. den mittleren Schwarzerde- und den Wolga-Gouvernements, beschäftigt, und schließlich eine Kommission zur Reform der Bauerngesetzgebung.

Die „Besondere Konferenz" war bereits mit einigen Anträgen hervorgetreten, und diese hatten bei der Aufstellung des diesjährigen Budgets Berücksichtigung gefunden. Den Semstwos sollen vom Staat alljährlich bedeutende Summen zur Verfügung gestellt werden, um namentlich die Landstraßen in besseren Stand zu setzen, aber auch um Kleinbahnen bauen zu können, wie letzteres in Preußen mit staatlicher Unterstützung geschieht. Bei dem höchst mangelhaften Zustande der russischen Landwege, der namentlich im Schwarzerdegebiet mit „Wegelosigkeit" gleichbedeutend ist, wäre solch eine Unterstützung ohne Zweifel von größtem Nutzen für die Landwirtschaft. Vorläufig waren zu diesem Zweck auf Antrag der Konferenz bereits für das laufende Jahr 8 Mill. Rubel ins Budget eingestellt worden und ein gleicher Betrag sollte womöglich schon in der zweiten Hälfte des Jahres angewiesen werden. Dieser Betrag von 8 Mill. Rubel ist jetzt gestrichen worden. Gleichfalls auf einen Antrag der „Besonderen Konferenz" und im Einklang mit einem von ihr ausgearbeiteten Entwurf waren als erste Rate zur Unterstützung von Kleinkredit-Instituten im Interesse der bäuerlichen Bevölkerung 2 Mill. Rubel bewilligt worden. Auch dieser Kredit ist nachträglich dem Kriege zum Opfer gefallen. Diese beiden Abstriche sind an sich nicht bedeutend, sie zeigen aber an, daß der Krieg das Reformenwerk ins Stocken bringt.

Die Förderung der Landwirtschaft wird ferner auch noch dadurch bis auf weiteres aufgehalten, daß ihr Zuwendungen, die aus früheren Jahren stammen, entzogen werden mußten. Zunächst sind in dem Etat des Ministeriums der Landwirtschaft eine Anzahl Posten zur Hebung der Viehzucht, zur Verbreitung besserer Geräte und Saaten usw. beschnitten worden. Es sind meist kleinere Abstriche, aber einschließlich der Ausgaben für die Staatsforsten ist der Etat dieses Ministeriums doch um mehr als 3 Mill. Rubel herabgesetzt worden. Ferner sind der Hauptverwaltung des Reichsgestütwesens 290 000 Rubel entzogen worden. Im vorigen Jahr war ein Posten von 2 Mill. Rubel eingestellt, und alljährlich sollte ein gleicher Betrag zur Festigung des sogenannten adligen Grundbesitzes angewiesen werden, d. h. um einer allzu schnellen Abbröcklung des im Besitze von Edelleuten befindlichen Großgrundbesitzes im staatlichen und sozialen Interesse entgegenzuwirken. Fast dieser ganze Be-

trag — bis auf 200 000 Rubel — wird den Kriegsausgaben zugeführt. Ferner sollte alljährlich 1 Mill. Rubel den Adelskorporationen zur Erziehung von Söhnen unbemittelter Edelleute zugewandt werden — der größte Teil dieser Summe hat gestrichen werden müssen. Den Bauergemeinden sollten 100 000 Rubel als Beitrag des Staates zur Besoldung der Gemeindeschreiber gezahlt werden — der Krieg hat diese Zuwendung unmöglich gemacht. Der Staat wollte der Selbstverwaltung zu Hilfe kommen und einen Teil des Ausfalles decken, der den Semstwos dadurch erwächst, daß die Rückstände an Semstwoabgaben infolge Aufhebung der solidarischen Haft noch spärlicher eingehen werden; 3 Mill. Rubel sollten daher den Semstwos alljährlich aus der Staatskasse gezahlt werden und wären dem Volksschulwesen, dem Sanitätswesen, den Landwegen, der Förderung der Landwirtschaft durch Vermittlung des Ankaufs von besseren Geräten usw. zugute gekommen. Infolge des Krieges haben 2 Mill. Rubel zurückgezogen werden müssen. Zur Unterstützung von Übersiedlern werden alljährlich größere Summen ausgesetzt: in diesem Jahre sind gegen 2 Mill. Rubel zu Kriegszwecken einbehalten worden. Ein Fond von $2^1/_2$ Mill. Rubel, aus dem den Semstwos Darlehen zu Wegebauten erteilt werden sollten, wird nicht verteilt werden. Ferner ist zu erwähnen, daß ein Betrag von 12 Mill. Rubel, der den Rittergutsbesitzern im ehemaligen Königreich Polen und in den baltischen Provinzen als Entschädigung für die bei Einführung des Branntweinmonopols erfolgte Beeinträchtigung der Schankgerechtigkeit zukommt, in diesem Jahre nicht zur Auszahlung gelangen wird. Rechnet man diese 12 Mill. Rubel hinzu, so sind es insgesamt gegen 30 Mill. Rubel, die durch den Krieg mittelbar oder unmittelbar der Landwirtschaft entzogen werden. In Betracht kommt auch noch, daß die Adels- und die Bauernagrarbank — beides staatliche Institute — die Gewährung von Darlehen bis auf weiteres eingeschränkt haben.

Die Abstriche von den ordentlichen Ausgaben sind gewiß mit Bedacht und möglichster Rücksichtnahme ausgeführt worden und betreffen zu einem nicht geringen Teil solche Beträge, die in diesem oder im vorigen Jahr „zur Verbesserung des Bestehenden" neu eingestellt worden sind, so daß ihre Einbehaltung weniger fühlbar wird. Im ganzen sind auch die ordentlichen Ausgaben — wie in einer offiziellen Erläuterung zu den Abstrichen besonders betont wurde — nur um 3 % gekürzt worden, was bei einem Budget von fast 2 Milliarden überhaupt nicht ins Gewicht zu fallen scheint. Aber schließlich trifft doch die Hälfte der Kürzungen gerade solche Zweige des wirtschaftlichen Lebens, die im Ausgabenbudget bisher eine verhältnismäßig bescheidene Rolle gespielt haben; ihrem Etat wird viel mehr als bloß 3 % entzogen. Rußland hat Geld zum Kriegführen — und hat es doch wieder nicht, denn es muß notwendigen, dringenden Aufwendungen entzogen werden. Es wird jetzt darauf ankommen, wie lange die Agrarreform und die Förderung der Landwirtschaft durch den Krieg und die Kriegsausgaben wird hinausgeschoben werden müssen.

Infolge der Verkürzung budgetmäßiger Ausgaben verfügte die Regierung also vorläufig über einen Betrag von 300 Mill. Rubel zu Kriegszwecken. In

Betracht kommen dann aber noch die Goldbestände der Staatsbank, die zur Sicherung der Goldwährung dienen, oder wenigstens Überschüsse dieser Bestände.

Die Ansammlung des Goldfonds erfolgte einmal zur Einführung der Goldwährung aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen, sodann aber auch aus politischen Gründen zur Festigung der Machtstellung Rußlands. Der Goldschatz sollte der russischen Weltpolitik als finanzielle Grundlage dienen; eine ungeheuere Reserve, sollte er die Unabhängigkeit der russischen Politik und die russische Aktionsbereitschaft stützen. Wenn dann im Ernstfalle diese Reserve wirklich in Anspruch genommen und schließlich sogar zur Papierwährung zurückgekehrt werden müßte, so hätte doch der Staat inzwischen in schwerer Zeit über bares Geld verfügt, das ihm sonst nicht zu Gebote gestanden hätte — und tatsächlich in einem solchen Betrage auch noch niemals zu Gebote gestanden hat.

Die Anstrengungen, die zur Anhäufung der großen Goldbestände haben gemacht werden müssen, sind außerordentliche gewesen. Zehn Jahre nach dem russisch-türkischen Kriege, der die Währungsverhältnisse vollständig zerrüttet hatte, wurde diese Aufgabe mit Anspannung aller Kräfte von dem Finanzminister Wyschnegradski in Angriff genommen. Durch den Hochschutzzoll wurde die Einfuhr aus dem Auslande möglichst eingeschränkt, während die Ausfuhr durch niedrige Frachttarife nach Kräften gefördert wurde. Der auswärtige Handel ergab infolgedessen größere Überschüsse an Gold, die das Ausland an Rußland zu zahlen hatte; und dank einer Reihe guter Ernten waren diese Überschüsse der Handelsbilanz so bedeutend, daß auch die russische Zahlungsbilanz trotz der Verschuldung ans Ausland steigende Überschüsse aufwies. Aus ihnen wurde dann Gold der Staatsbank zugeführt, indem die ausländischen Goldtratten der Exporteure bei günstigem Rubelkurse angekauft und darauf das Gold selbst nach Rußland übergeführt wurde. Die Mittel zum Ankauf des Goldes — in Betracht kam auch noch die Goldproduktion im Inlande — wurden durch das System der Überschüsse im ordentlichen Budget beschafft, also durch Steuererhöhungen und Einführung neuer Steuern, sowie durch möglichste Zurückhaltung bei den ordentlichen Ausgaben; außerdem wurden noch die Operationen der Staatsbank betreffs Diskontierung von Wechseln, Beleihung von Wertpapieren usw. eingeschränkt und die freiwerdenden Beträge zum Ankauf von Gold verwandt. Auf diese Weise vermehrte Wyschnegradski den Goldvorrat der Staatsbank von Beginn des Jahres 1887 bis zum August 1902 um ca. 460 Mill. Rubel (neuer Währung). S. J. Witte vermehrte den Goldzufluß aus dem Auslande durch äußere Anleihen, die namentlich zu Bahnbauten abgeschlossen wurden, sodann auch dadurch, daß der Zufluß ausländischen Kapitals zur Anlage in industriellen und Handelsunternehmungen begünstigt wurde. Auf diese Weise wurde der Goldzufluß auch in Jahren mit schlechten Ernten und einer weniger günstigen Handelsbilanz aufrecht erhalten, während der Ausbau des Bahnnetzes zugleich die Ausfuhr förderte. Das Gold aus den äußeren Bahnanleihen wurde dabei in den Staatskassen zurückbehalten, und die betreffenden

Ausgaben im Inlande wurden mit Papiergeld aus den Budgetüberschüssen bestritten. Ferner wurde im Jahre 1896 eine 3%ige Goldanleihe von 150 Rubel nominal speziell zur Verstärkung der Goldbestände abgeschlossen, und Überschüsse von Anleihekonversionen wurden zu dem gleichen Zweck verwandt. Zu Beginn des Jahres 1897, als die Barzahlungen bereits begonnen hatten, war der Goldfond um weitere 300 Mill. Rubel gestiegen und betrug ca. 1200 Mill.; Goldgeld wurde von da ab in steigenden Beträgen in den Verkehr gebracht und ein Teil des Papiergeldes eingezogen. Zu Ende des Jahres 1903 betrug der Goldvorrat der Staatsbank und das Gold im Umlauf zusammen fast 1845 Mill. Rubel — eine Zunahme, die durch äußere Anleihen, durch das Zuströmen ausländischen Goldes während der Gründungsjahre und durch die reichen Ernten der Jahre 1902 und 1903 herbeigeführt worden ist. Außerdem waren noch 140—150 Mill. Gold zum Ankauf von Silber und zur Prägung von Silbermünzen (hauptsächlich Einrubel- und 50-Kopekenstücke) ausgegeben worden — eine Operation, die einen Gewinn von über 50 Mill. Rubel einbrachte, da das Silbergeld in einem Nominalwert von ca. 200 Mill. Rubel in den Verkehr gebracht wurde[1]).

Der gesamte Goldbestand in den Kassen der Staatsbank und der Reichsrentei betrug nach den Angaben des Finanzministers in der Budgetvorlage pro 1904 zu Ende des vorigen Jahres 1058 Mill. Rubel, während sich außerdem im Umlauf 787 Mill. Rubel in Gold befanden[2]).

Gleich nach Ausbruch des Krieges am 1. Februar beliefen sich die Goldbestände der Staatsbank auf 920,8 Mill. Rubel. Hiervon ist jedoch das Kontokurrent des Departements der Reichsrentei abzuziehen; denn dieses Kontokurrent enthält die freien Barbestände der Reichsrentei, die bereits berücksichtigt worden sind, sowie Beträge, die nicht oder wenigstens noch nicht für den Krieg verfügbar waren. Die Zunahme des Goldfonds seit dem 1. Januar war auch gerade darauf zurückzuführen, daß dieses Kontokurrent inzwischen bedeutend verstärkt worden war: am 1. Januar hatte es 343,2 Mill. betragen, war dann bis zum 23. Januar auf 377,4 Mill. gestiegen und bei Ausbruch des Krieges auf 419,3 Mill. Rubel erhöht worden. Es ist übrigens möglich, daß diese ganze Summe für den Krieg frei wird, falls die ordentlichen Einnahmen weitere Mehrerträge gegenüber dem Voranschlag ergeben; das Kontokurrent enthält nämlich außer den bereits disponiblen 300 Mill. auch noch die 80 Mill. aus dem freien Barbestande zum 1. Januar d. J., die erforderlichenfalls zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben für Bahnbauten dienen sollten und bis auf weiteres festgelegt sind. Der Rest von 40 Mill. setzt sich wohl ebenfalls aus Beträgen zusammen, die sich den Kriegsausgaben werden zuwenden lassen. Der Staatsbank selbst verblieb nach Abzug jener 419,3 Mill. Rubel ein Goldfond von etwas über 500 Mill.

[1]) Professor Dr. P. P. Migulin, Der russische Staatskredit. Bd. III. Vierte Folge. — „Bankpolitik und staatlicher Hypothekenkredit von 1893—1902". Charkow 1904.

[2]) Nach der Bilanz der Staatsbank zum 1. Januar alten Stils betrugen die Goldbestände der Staatsbank 899,5 Mill. Rubel, so daß sich in den Kassen der Reichsrentei nicht sehr viel weniger als 150 Mill. Rubel in Gold befunden haben müssen.

Festgelegt war hiervon zur Deckung und Einlösung des Papiergeldes ein Betrag von fast 300 Mill.[1]).

Zu Beginn des Krieges hätte also die Staatsbank 200 Mill. Gold zu Kriegsausgaben zur Verfügung stellen können, insgesamt aber waren (mit den freien 300 Mill. aus den Barbeständen der Reichsrentei) 500 Mill. Rubel in Gold für den Krieg vorhanden. Nach diesem Stande am 1. Februar und nach dem Wortlaut des Währungsgesetzes könnte man sagen: die russische Regierung konnte zu Kriegsausgaben 500 Mill. Rubel in Papiergeld in den Verkehr bringen, außerdem aber noch für den Restbetrag des Kontokurrents der Staatsbank, der noch nicht zu Kriegszwecken verfügbar war, Papiergeld ausgeben, und zwar für 119 Mill. Rubel, alles in allem 619 Mill. Rubel. Eine solche Berechnung stellte auch das Finanzministerium Ende April in einer Kundgebung anläßlich der Pariser Anleihe an, indem es das ganze Kontokurrent der Reichsrentei in Betracht zog. Im äußersten Notfall könnten dann, unter Preisgabe der Goldwährung, auch noch die zur Deckung dieses Papiergeldes bestimmten 619 Mill. Goldrubel in Anspruch genommen werden, so daß die Regierung im ganzen über 1200 Mill. Rubel während des Krieges verfügt hätte. Übrig blieben dann noch die 300 Mill., die zur Deckung des am 1. Februar bereits im Umlauf befindlichen Papiergeldes festgelegt waren.

Ganz so einfach liegt die Sache jedoch nicht, und auch nicht so günstig. Der Goldbestand der Staatsbank ist — ganz abgesehen von dem Kontokurrent des Staates und dessen völliger oder teilweiser Zurückziehung — keineswegs eine unveränderliche Größe, sondern den verschiedensten Einflüssen unterworfen; er kann zunehmen und er kann abnehmen, und gerade während eines Krieges können Verhältnisse eintreten, die den Abfluß von Gold und überhaupt eine Verminderung der Barmittel der Bank beschleunigen. Die russische Staatsbank ist noch nicht in dem Sinne Notenbank, wie die westeuropäischen Zentralbanken, obgleich sie sich diesem neueren Typus bei Einführung der Goldwährung mehr angenähert hat. Sie verschafft sich ihre Betriebsmittel nicht durch Ausgabe von Banknoten, sondern arbeitet mit verzinslichen Depositen (am 1. Februar 58,4 Mill.), mit dem Kontokurrent der Reichsrentei (419 Mill.), den Spezialfonds verschiedener Institutionen, Kautionen, Einlagen von Staats- und Kommunalinstitutionen, von Privatpersonen, Kreditanstalten u. s. w., die als Kontokurrent figurieren (insgesamt 429,9 Mill. Rubel). Die Staatsbank beleiht ferner Fonds, Staatspapiere, sowie Aktien und Obligationen privater Unternehmen (100,3 Mill.), außerdem Waren, namentlich Getreide (52,7 Mill.), erteilt industriellen Unternehmungen und Großgrundbesitzern, auch dem Handwerk und Hausgewerbe Darlehen (50,5 Mill. Rubel). Erfahrungsmäßig haben nun die Zentralbanken des älteren Typus, die mit Depositen arbeiten, Fonds und Waren beleihen und Darlehen erteilen, in kritischen Zeiten eine schwierigere Position, als die modernen Zentralbanken, die, auf einer vorgeschritteneren wirtschaftlichen Entwicklung des Landes fußend, jene Operationen

[1]) Nach dem Währungsgesetz müssen bis zu 600 Mill. Rubel Papiergeld zur Hälfte, und was darüber hinaus in Umlauf gesetzt wird, muß mindestens Rubel für Rubel in Gold gedeckt sein. Im Umlauf befanden sich am 1. Februar 598,5 Mill. Papierrubel.

ganz oder zum Teil aufgegeben haben[1]). In kritischen Zeiten besteht die Gefahr, daß die Depositen in größeren Beträgen zurückgezogen werden, daß gleichzeitig der Kurs der von der Bank beliehenen Werte fällt und die Papiere schwer verkäuflich werden, daß ferner die beliehenen Waren sich unter Umständen schwerer absetzen lassen und dadurch entwertet werden, daß endlich auch die Darlehen nicht zurückgezahlt werden. Die Geldmittel der Bank können sich infolgedessen vermindern oder mindestens festgelegt bleiben, ohne daß die Ansprüche an weitere Kreditgewährung, an Beleihungen u. s. w. nachlassen[2]). Wenn nun auch bei der russischen Staatsbank eine sehr bedeutende Abnahme der als Kontokurrent aufgeführten Beträge nicht zu befürchten wäre — abgesehen von dem Kontokurrent der Reichsrentei —, so könnte doch immerhin eine beträchtliche Verminderung der Barmittel eintreten. Ein Beispiel in kleinem Maßstabe dafür, wie diese Barmittel in kritischen Zeiten gefährdet sind, bietet ein Vergleich der Wochenbilanz der russischen Staatsbank *vor* und *nach* Ausbruch des Krieges. Die Börsenpanik war nicht anhaltend, trotzdem aber und trotz der Erhöhung des Diskonts um 1% wurden der Staatsbank in wenigen Tagen größere Beträge entzogen. Zunächst hatte die Bank, vermutlich um den Kurs der Staatspapiere zu halten, für einige Millionen Fonds angekauft; ferner stieg der Betrag der diskontierten Wechsel von 259,3 auf 275,6 Mill., also um 16,3 Mill. Rubel, und der Betrag der befristeten Darlehen und des Kontokurrents gegen Unterlage von Fonds von 91,9 Mill. auf 100,3 Mill. Rubel. Durch eine entsprechende Diskontpolitik der Bank kann allerdings dem Abfluß der Barmittel vorgebeugt werden, aber doch nur innerhalb gewisser Grenzen, denn bei einer allzustarken Erhöhung des Diskonts, verbunden mit einer Einschränkung der Kreditgewährung überhaupt, leidet schließlich das ganze wirtschaftliche Leben, und in Rußland ist diese Abhängigkeit von der Staatsbank bedeutend größer als im Westen; gegenwärtig ist auch die industrielle Krisis noch nicht überwunden. Einen sehr merkbaren Einfluß aber speziell auf den Goldvorrat könnte ein besonderer Umstand ausüben: nämlich die *internationale Verschuldung Rußlands*. Ein großer Teil der russischen Staatsschuld, abgesehen von andren Werten, ist im Auslande untergebracht. Beginnt der Kurs dieser Papiere stärker zu sinken, so besteht die Gefahr, daß sie in größeren Beträgen nach Rußland zurückfließen, und die *Zahlungsbilanz* könnte sich dadurch auch bei einer guten *Handelsbilanz* ungünstig gestalten. Hierbei würden auch die Goldbestände der Staatsbank

[1]) Die Unterschiede zwischen den Zentralbanken des älteren und des neueren Typus unter spezieller Berücksichtigung der russischen Staatsbank erörtert Schulze-Gävernitz in seinen „Volkswirtschaftlichen Studien aus Rußland". Ferner behandelt Migulin in seinem Werke „Der russische Staatskredit" u. s. w. eingehend die Organisation und die Operationen der russischen Staatsbank.

[2]) Migulin will sogar die bereits vor dem Kriege durch Gewähr langfristigen Kredits gegen Wechsel, in Form von Darlehen, Beleihung von Fonds u. s. w. festgelegten Beträge auf ca. 200 Mill. Rubel berechnen, was wohl zu hoch gegriffen ist. Eine bedeutende Rolle spielte die Unterstützung von Unternehmungen, die während der industriellen Krisis in Schwierigkeiten gerieten und von der Staatsbank gegen Wechsel durch Beleihung ihrer Aktien und in Form von Darlehen große Beträge erhalten haben. Während des Krieges wäre es natürlich noch sehr viel schwieriger, diese Beträge zu realisieren.

— und um so eher, da die Bank Goldtratten auf das Ausland innerhalb der Goldpunkte verkauft — in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn sie auch ihrerseits aus den Renteien und dem Verkehr Gold an sich ziehen könnte. Das Zurückfließen russischer Werte aus dem Auslande bezeichnet denn auch Schulze-Gävernitz als die Hauptgefahr für die russische Goldwährung. Eine solche Gefahr braucht allerdings nicht einzutreten; so waren die russischen Werte auch nach vier Kriegsmonaten noch nicht einmal so weit gefallen, daß von einem eigentlichen Kriegskurs die Rede sein konnte. Dann aber wäre die Gefahr da, wenn die Reichsrentei zunächst durch Zurückziehung ihres Kontokorrents behufs Bestreitung von Kriegsausgaben den Goldbestand der Staatsbank stark verminderte, oder wenn statt des Goldes größere Mengen neuen Papiergeldes in den Verkehr gebracht würden. Gerade letzteres würde auf den Kurs der Staatspapiere sehr ungünstig einwirken, weil das Vertrauen zur Aufrechterhaltung der Goldwährung vermindert würde. Je mehr aber die Regierung den Goldfond der Staatsbank zu Kriegszwecken heranzöge, um so mehr steigerte sich auch die Gefahr der anderweitigen Inanspruchnahme und Verminderung der Goldbestände. Trotz der Größe des Goldfonds ließe sich also nicht sagen, wieviel Gold der Regierung zu Kriegszwecken schließlich zur Verfügung stehen würde oder wieviel Papiergeld sie ohne Preisgabe der Goldwährung in Umlauf setzen könnte. Tatsächlich waren vom 1. Februar a. St. bis zum 23. Mai a. St., von wo an der Erlös der Pariser Anleihe einzufließen begann, ca. 72 Mill. Rubel Papiergeld in den Verkehr gebracht worden, während Gold im Betrage von 73,7 Mill. Rubel abgeflossen war. Das Kontokurrent der Reichsbank hatte sich allerdings um einen größeren Betrag vermindert — um 180 Mill. Rubel —, so daß es auf 239 Mill. zurückgegangen war. Daß die Barbestände der Staatsbank sich nicht um den gleichen Betrag vermindert hatten, erklärt sich aus einer entsprechenden, in der ersten Hälfte des Jahres gewöhnlich eintretenden Abnahme der Diskontierung von Wechseln, der Beleihung von Fonds und Waren. Die betreffenden Beträge waren übrigens zum 23. Mai noch immer größer, als am entsprechenden Datum des Vorjahres.

Aber wenn sich auch nicht sagen läßt, wieviel Gold die Regierung schließlich zu Kriegszwecken verwenden könnte, so schafft doch schon allein die Tatsache, daß ein so bedeutender Goldfond vorhanden ist und eine ebenfalls sehr bedeutende Menge Gold sich im Verkehr befindet, dem russischen Staat eine sehr günstige Position und kommt vor allem auch seinem Kredit zugute. So hat denn bereits zu verhältnismäßig günstigen Bedingungen die Pariser Anleihe abgeschlossen werden können, und ihre Realisierung hat sich erfolgreich vollzogen. Das Weitere wird natürlich vom Verlauf und von der Dauer des Krieges, von dem etwaigen Eintritt weiterer Verwicklungen u. s. w. abhängen. In jedem Fall aber bietet der Goldfond der Staatsbank mit den freien Barbeständen der Reichsrentei dem russischen Staat einen starken Rückhalt; er stellt einen Kriegsschatz dar, wie ihn Rußland noch niemals besessen hat. Die finanzielle Position Rußlands ist somit sehr viel günstiger als in früheren Kriegen, mögen auch die Kriegsausgaben heutzutage weit größere sein.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Briefe des Kanzlers Friedrich von Müller an Wasily Andrejewitsch Joukowsky.

Herausgegeben
von
Adelheid von Schorn.

Am 14. April 1902 waren es fünfzig Jahre, daß Joukowsky in Baden-Baden die Augen schloß. In Rußland wurde dieser Tag zu seinem Andenken gefeiert, aber auch in Deutschland muß man immer wieder die Gelegenheit ergreifen, seine edle Gestalt und sein schönes Wirken zu beleuchten, um es vor der Vergessenheit zu bewahren. Die nachfolgenden Briefe des weimarischen Kanzlers von Müller an Joukowsky sind mir von dem Sohne des letzteren, Paul von Joukowsky, zum Zweck der Veröffentlichung übergeben worden. Die Notizen, die ich hier über das Leben seines Vaters bringe, entnahm ich seinen Mitteilungen und dem Vortrag des Geh. Regierungsrats Haape, der in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" am 31. August und 1. September 1899 veröffentlicht ist.

Wasily Joukowsky wurde am 29. Januar 1783 als Sohn des Gutsherrn auf Mischensk im Gouvernement Joula geboren. Seine Mutter war eine Tscherkessin. Er wurde in der adeligen Pension bei der Universität Moskau erzogen und versuchte sich schon dort in Dichtungen und Übersetzungen. 1806 ließ er das „Lied der Barden am Grabe der sieggekrönten Slawen" drucken. 1808 übernahm er die Redaktion des „Europäischen Boten", in dem er seinen Lesern nur das Beste bringen, ihren Geschmack bilden, sie an ernste Lektüre gewöhnen wollte. Wie hoch er den Beruf des Dichters auffaßte, spricht er in folgenden Zeilen aus:

Hier such ich nicht das Glück und nicht den Ruhm,
Die mächt'ge Schwinge aber will ich sein,
Verwandte Herzen himmelan zu tragen,
Die Morgenröte, die den Sieg des Tags
Verkündet, will ich sein und der Entzünder
Erhabener Gedanken und die Stimme
Der Wahrheit, die Arznei gequälter Seelen.

Joukowsky übersetzte manches aus dem Englischen von Walter Scott und Byron, Dramen von Scribe aus dem Französischen, und vieles von Goethe, Herder (Cid), Uhland, Rückert, Mathisson, Hebbel. Vor allem aber war Schiller sein Liebling. Er übertrug so viele von seinen Gedichten, daß Professor von Wiskowatow in seiner Gedächtnisrede auf Joukowsky sagen konnte: „Er lehrte uns Schiller wie einen einheimischen Dichter verstehen und lieben."

Im Kriege gegen Napoleon 1812 trat er als Leutnant in die Moskausche Landwehr und machte die Schlacht bei Borodino mit. Er begeisterte seine Mitstreiter durch seine Lieder, namentlich durch sein großes Gedicht: „Der Sänger im russischen Kriegslager". (Übersetzt mit mehreren andern Gedichten Joukowskys von K. F. v. d. Borg: „Poetische Erzeugnisse der Russen".) Seine Erkrankung am Typhus verhinderte ihn, die letzte Hälfte des Krieges mitzumachen. Nach seiner Genesung dichtete er die Hymne „Gott schütze den Zaren", die, von Lwoff in Musik gesetzt, zur Volkshymne der Russen geworden ist. Auch sonst wurden seine Lieder mehrfach komponiert und viel gesungen. In späterer Zeit komponierte Rubinstein das von Bodenstedt ins Deutsche übertragene Gedicht: „Die Nacht". In dem Diplom, mit dem die Universität Dorpat ihm den Doktortitel h. c. verlieh, heißt es: „Der Herr Titularrat und Ritter Wasily Joukowsky ist gegenwärtig einer der ersten Dichter Rußlands, allgemein als derjenige bekannt, der, vertraut mit dem Geiste der besten Dichter und Philosophen des Auslandes, vieles zur höheren Geisteskultur in Rußland beiträgt."

Im September 1815 wurde Joukowsky als Vorleser und literarischer Berater der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna berufen, die in Pawlowsk einen Kreis von bedeutenden Gelehrten und Künstlern um sich versammelte. Besonders zu Puschkin trat Joukowsky dort in nähere Beziehung und war dem jüngeren Manne bis zu dessen frühem Tode ein treuer, väterlicher Freund. Kaiser Alexander I. verlieh ihm schon damals in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen eine lebenslängliche Pension von 4000 Rubel. 1817 wurde er Lehrer der russischen Sprache bei der Großfürstin Alexandra Feodorowna, der Gemahlin des nachmaligen Kaisers Nikolaus, der Tochter König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, der Schwester Kaiser Wilhelms I.

Joukowsky benutzte die sehr einflußreiche Stellung, die er am russischen Hofe einnahm, um Notleidenden zu helfen, Bildung zu fördern und den Geschmack zu veredeln. 1821 begleitete er die großfürstliche Familie nach Berlin und wohnte dort dem berühmten, in seiner Pracht und Poesie einzigartigen Feste bei: der Aufführung von Thomas Moores „Lalla Rookh", mit Dekorationen von Schinkel und Musik von Spontini. Die lebenden Bilder wurden von den Mitgliedern des Hofes dargestellt, die Titelrolle von der jungen Großfürstin, die in ihrer Schönheit alle Welt entzückte. Hier knüpfte sich auch das freundschaftliche Verhältnis zu dem genialen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., an, der ihm oft schrieb, ihn mehrfach zu sich einlud und ihm sein Bild schenkte. Eine Aufführung der „Jungfrau von Orléans", die er auf der Hofbühne sah, veranlaßte Joukowsky, das Werk ins Russische zu übersetzen, womit er zugleich den fünffüßigen Jambus in die russische Poesie einführte.

Er lernte auf dieser Reise viele der bedeutendsten deutschen Männer kennen, u. a. in Stuttgart Sulpiz Boisserée, der ihn (6. Oktober 1821[1]) mit folgenden Worten bei Goethe einführte:

... Ehe ich schließe, muß ich Ihnen die Bekanntschaft eines Herrn v. Joukowsky aus dem Gefolge der Großfürstin Alexandra, geb. Prinzessin von Preußen, rühmen. Dieser geistreiche Mann hat den regsten Sinn für Kunst und Poesie, und namentlich für das, was die Deutschen darin geleistet haben. Er kennt Ihre und Schillers Werke nicht nur, sondern er hat vieles davon ins Russische übersetzt. Ehe er nach Petersburg zurückkehrt, will er noch die Rheinreise machen, und so wird er in etwa fünf Wochen bei Ihnen eintreffen, wo er dann gar sehr wünscht, das Glück Ihrer persönlichen Unterhaltung zu genießen.

Goethe war zur Zeit in Jena, und damit ihn Joukowsky wenigstens eine Stunde sprechen könne, ließ ihn die Erbgroßherzogin Maria Paulowna in einem Vierspänner dorthin fahren, wie Goethe am 18. November an Boisserée schreibt. Über den zweiten Besuch, den Joukowsky im September 1827 zusammen mit dem Maler Gerhard von Reutern Goethe abstattete, berichtet der Kanzler von Müller[2]):

Goethe war durch Joukowskys und von Reuterns Besuch so freundlich bewegt, daß ich ihn fast nie liebenswürdiger, milder und mitteilender gesehen. Was er diesen Freunden nur irgend Angenehmes, Inniges, Förderndes an Urteil, Wink, Beifall, Liebe zuwenden konnte, holte er hervor oder sprach es aus.

Zwei Tage blieben die beiden diesmal in Weimar, gefesselt von den Bitten des alten Herrn, der ihnen sagte: „Meine Zeit ist so eingerichtet, daß für Freunde immer genug da ist." Joukowsky gab seinen bewegten Empfindungen in den Worten Ausdruck, die Müller in seinem weiter unten mitgeteilten ersten Briefe erwähnt:

Dem guten, großen Manne.

Du Schöpfer großer Offenbarungen! Treu werde ich in meiner Seele bewahren den Zauber dieser Augenblicke, die so glücklich in Deiner Nähe dahinschwanden.

Nicht vom Untergang spricht Deine herrlich flammende Abendsonne! Du bist ein Jüngling auf der Gotteserde und Dein Geist schaffet noch, wie er schaffte.

Ich trage in meinem Herzen die Hoffnung, Dir noch einmal hier zu begegnen! Noch lange wird Dein Genius sein der Erde bekanntes Gewand nicht ablegen.

In dem fernen Norden verschönerte Deine Muse mir die Erde! Und mein Genius Goethe gab Leben meinem Leben!

O warum vergönnte mir nicht mein Schicksal, Dir in meinem Frühling zu begegnen! Dann hätte meine Seele ihre Flamme an der Deinigen entzündet.

Dann hätte eine ganz andre wunderherrliche Welt sich um mich gestaltet, und dann vielleicht auch von mir wäre eine Kunde zu der Nachwelt gelangt: Er war ein Dichter!

Im Jahre 1824 erhielt Joukowsky von der Großfürstin Alexandra den Auftrag, die junge Gemahlin des Großfürsten Michael, Helene, geb. Prinzessin von Württemberg, im Russischen zu unterrichten und sich für die Erziehung ihres Sohnes, des nachmaligen Kaisers Alexander II., vorzubereiten. Joukowsky schrieb darüber:

---

[1]) Sulpiz Boisserée, Briefwechsel mit Goethe. S. 321.

[2]) „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller". Herausgegeben von Burkhardt. Zweite Auflage. S. 206 ff.

Ich muß selbst lernen, um zu lehren. Meine Seele ist wie neu belebt; ich kann mich glücklich preisen, in eine so ehrenvolle Stellung gekommen zu sein, wie meine gegenwärtige ist Für mich hat längst das Wort Glück eine andre Bedeutung, einen andern Inhalt — es ist eine zu erfüllende Pflicht.

1825 bestieg Kaiser Nikolaus den russischen Thron, 1828 starb die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna. Joukowskys Gedicht „Die Erscheinung" bezieht sich auf diesen Trauerfall und besingt seine Gönnerin, die nunmehrige Kaiserin. Da es eines der wenigen Gedichte ist, die er selbst verdeutscht oder ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben hat, setze ich es als charakteristische Probe seiner Dichtkunst hierher:

Eine Seraphgestalt erschien mir,
Strahlend von morgendlicher Klarheit,
Friedebringend, mit goldenem Fittich,
Traurig ihr Blick, doch voll Milde,
Sinnend ihr Antlitz und doch reizend!
Das jugendliche Haupt
Umwehte der leichten Locken Spiel,
Umglänzten weiße Rosen . . .
Und — wie von glückverkündendem Ufer
Einst die Taube zur heiligen Arche
Mit dem Ölzweig des Friedens —
So schwebte die hehre Erscheinung vorüber.
Holder Seraph, was bringst du? Wohin willst du?
Ha, ich ahn es! Heil deiner Bahn,
Und gesegnet, himmlischer Bote, deine Bestimmung!
Sehnsuchtsvoll wirst du erwartet und erscheinst
Wie allwaltender Gottheit Offenbarung.
Du erblickst sie, die Scharen der Verwaisten
Und die trostlosen Kinder
Und die Tränen der Liebe.
Mit neuer Hoffnung füllst du für sie
Die verödete Welt,
Nun die ihnen alles war, jene Verklärte
Ihren irdischen Lauf vollendet
Und, heimgerufen zum Himmel,
Von der Erde den ewigen Abschied nahm.
Ja, du bist es, der ihre Klagen zu stillen,
Jetzt des Wohltuns heiliges Amt geworden,
Du, die den heimgekehrten Engel
Uns auf Erden ersetzen soll.

Im Jahre 1837 begleitete Joukowsky seinen Zögling auf einer Reise durch Rußland, das der künftige Herrscher kennen lernen sollte. Daß er es war, der in dem jungen Herzen den Wunsch erweckte, die Leibeigenschaft aufzuheben, unterliegt keinem Zweifel, denn er selbst hatte längst den Bauern auf seinem Gute die Freiheit geschenkt. 1839 reisten sie durch Europa und hielten sich längere Zeit in Italien auf. In Weimar war Joukowsky oft, denn der Verkehr der nahverwandten Höfe war damals ein sehr reger. Er kam in der Begleitung des Großfürsten oder auch allein, denn er fand hier die alten Freunde, die mit schwärmerischer Liebe und Verehrung an ihm hingen. Die letzte Reise, die Joukowsky mit dem Großfürsten machte, war nach Darmstadt,

wo dieser sich 1840 mit Maria, der Tochter des Großherzogs Ludwig von Hessen, verlobte. Nach fünfundzwanzigjährigem Dienst nahm der Erzieher seinen Abschied. Er suchte von da aus Gerhard von Reutern in Düsseldorf auf und fand hier das Glück seiner letzten Lebensjahre in der Verbindung mit Elisabeth von Reutern, der neunzehnjährigen Tochter seines Freundes, die eine herzliche Liebe zu dem älteren Manne faßte. Bis 1844 lebten sie in Düsseldorf, dann einige Jahre in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., um im Jahre 1848 nach Baden-Baden überzusiedeln. Auch hier war Joukowsky noch literarisch tätig; in seinem Aufsatz: „Joseph von Radowitz, wie ihn seine Freunde kennen", entwarf er ein schönes Charakterbild dieses Staatsmannes, verteidigte ihn gegen manchen Vorwurf und Angriff, zeigte aber zugleich auch seine große Kenntnis deutscher Verhältnisse, seinen scharfen Blick in die Zukunft: „Zur Einheit kann Deutschland nur gelangen unter Preußens Führung."

Eine Reminiszenz an Joukowskys Aufenthalt in Baden-Baden muß sich dort noch finden. Im Anfang der achtziger Jahre malte des Dichters Sohn, Paul von Joukowsky, eine Darstellung aus der von seinem Vater übersetzten Rückertschen Parabel: „Es ging ein Mann aus Syrerland" auf die Füllung einer Tür im Atelier des Bildhauers Kopf, während dieser ein Medaillon des Malers modellierte und Schreiberin dieser Zeilen den beiden Künstlern vorlas. Das Türbild ist wohl noch im jetzigen Kunstmuseum zu sehen, in das bekanntlich das Kopfsche Atelier umgewandelt worden.

Die letzte Arbeit Joukowskys: „Ahasver, der ewige Jude", ist Bruchstück geblieben; am 14. April 1852 entschlief der Dichter; und wie sehr ihn seine Zeitgenossen als einen ihrer Besten betrauerten, wird man aus den nachfolgenden Briefen entnehmen. Seine sterblichen Reste wurden auf dem Friedhof zu Baden-Baden beigesetzt und ungefähr ein Jahr später nach St. Petersburg überführt, wo sie neben der Ruhestätte des Dichters Karamsin im Newskykloster beerdigt wurden. In dem Erbbegräbnis zu Baden ruht jetzt auch seine Tochter, Alexandra von Wörmann, die im Herbst 1899 dort verschied. Elisabeth von Joukowsky, geb. von Reutern, lebte noch einige Jahre mit ihren Kindern in Moskau und liegt dort begraben. Diese Stadt hat Paul von Joukowsky, nachdem er als Maler in Italien, Paris, Bayreuth und Weimar geweilt, seit zehn Jahren zu seiner Heimat gemacht und dort im Auftrage des Kaisers Alexander III. auf dem heiligen Kreml das Denkmal für Alexander II. errichtet.

Briefe des Kanzlers von Müller an Joukowsky.

I. Weimar 27. Apr. 28.

Wie gerne benutze ich den Anlaß, Ihnen, Hochverehrter Freund! unsers Herzogs Bernhard[1]) Reise durch Herrn Hofmarschall von Bielke zu übersenden, auf die Sie

[1]) Herzog Bernhard, zweiter Sohn des Großherzogs Carl August, geb. 1792, unter seinem Vater Oberst im Feldzug von 1814, zeichnete sich, in niederländische Dienste getreten, bei Waterloo rühmlichst aus, ward 1829 Divisionär in Gent, führte als Generalleutnant 1830 die holländischen Truppen gegen die Belgier, war 1848—1853 Oberbefehlshaber der Kolonialtruppen in Niederländisch Indien, starb 1862. Das hier erwähnte Tagebuch einer durch Nordamerika (1825 26) unternommenen Reise ward von Luden herausgegeben und erschien 1828 (Weimar, zwei Bände).

hier praenumerirten, um zugleich mich selbst Ihrem wohlwollenden Andenken zurückzurufen! Sehnlichst haben wir alle, die wir uns hier zu den Ihrigen rechnen, bey jedem Wanderer aus Norden nach Kunde von Ihrem Ergehn geforscht, treulichste Wünsche Ihnen fortwährend gewidmet.

Ihre köstlichen, salbungsvollen Abschiedsworte an Goethe haben ihn hoch erfreut, ja erbaut. Oft gedenkt er Ihrer mit treuer Neigung und Achtung, forscht oft bey mir nach Kunde von Ihnen und beklagt gleich mir deren zu entbehren. Geist und Gesundheit sind ihm frisch geblieben, in wenig Tagen wird die 3. Lieferung seiner Werke erscheinen und darin viel Neues. Am zweyten Theil des Faust, der sich in fünf Abtheilungen spaltet, wovon Helena als die dritte anzusehen ist, arbeitet er fortwährend.

Von des Königs von Baiern Besuch bey ihm am 28. August, von dem poetischen „Nachruf an Weimar" dieses königl. Sängers, den er mir wenig Tage später aus Brückenau zusandte, werden Sie noch in Berlin gehört und gelesen haben. Goethe wünschte, daß ich, gleichsam in seinem und Weimars Namen, darauf antworten möge, und so entstand das anliegende Gedicht, das aus dem eben unter der Presse befindlichen neusten Hefte von „Kunst und Alterthum" besonders abgedruckt worden. Mögen Sie es freundlich aufnehmen, nachsichtig und wohlwollend beurtheilen!

Ohne Zweifel darf ich es nur Ihrer kräftigen und gütigen Verwendung zuschreiben, daß Jakobis zu Düsseldorf alte, blinde Schwiegermutter vor einiger Zeit abschriftl. beigeschlossenes Schreiben des Fürsten Wolkonski erhielt, durch welches sie in den Genuß der ihr seit 1806 entzogenen Pension von 300 Rubeln wieder eingesetzt ist, Aber leider! nur vom 1. Dec. vor. J. an, die bedeutenden Rückstände sind übergangen. Für die gute alte Frau, die wohl nur noch wenige Lebenstage zu hoffen hat, da sie hoch in den Achtzigen steht, sind diese Rückstände aber gerade von höchster Wichtigkeit. Sollte die Gerechtigkeit und Großmuth des Kaisers ihr diese nicht noch gewähren wollen oder wenigstens einen Theil davon? Ich wage es, im dankbaren Vertrauen auf Ihre Güte und Nachsicht, zwey Schreiben der Wittwe an S. Kaiserl. Majestät und an den Fürsten Wolkonski anzuschließen und gehorsamst zu bitten, daß Sie solche, nach genommener Einsicht, mit einem beliebigen Pettschaft siegeln und übergeben möchten. Sie werden ermessen, ob es besser sey, beyde dem Fürsten Wolkonski zu übergeben oder jedes einzeln. Sie erzeigen durch Ihre Verwendung einer sehr würdigen Familie eine große Wohlthat, mir selbst auch verschaffen Sie große Beruhigung. Verzeihung für die Plage, die ich Ihnen mache und innigsten Dank im Voraus!

Goethe, Gräfin Egloffstein und Frl. Sylvester tragen mir herzlichste Grüße auf. Meine Seele findet sich erfrischt, so oft ich Ihres Hierseyns gedenke! Innigste Wünsche eilen zu Ihnen hin! Unwandelbar mit treuster Verehrung und Freundschaft der Ihrigste v. Müller.

Was hören Sie von Tourgenieff?[1]) Ist er noch in Italien?

II.

Weimar d. 18. Juni 28.

Wie lebhaft erfreut hat mich Ihre Zuschrift, Verehrter Freund! und wie lieb war es mir, daß wenig Tage darauf Ihnen der Beweiß zukommen mußte, daß ich Ihre ungemeine Güte in der Jakobischen Angelegenheit aufs dankbarste erkenne. Ich wiederhole jetzt den Ausdruck dieses Gefühls; Ihre Fürsorge wird ferner walten und späterhin zur rechten Zeit, das übersandte neue Mémoire übergeben; denn daß jetzt, in Abwesenheit Ihres glorreichen, erhabenen Kaisers kein Moment dazu ist, begreife ich gar wohl. . . . .

[1]) Russischer Alterthumsforscher, geb. 1784, starb 1845.

Was soll ich Ihnen von dem namenlosen Schmerz sagen, den uns allen der schnelle Tod unseres geliebten Souverains[1]) gebracht hat? Sie haben ähnliches selbst empfunden, ja Ihnen klingt die Saite, die ich berühre, von selbst an! — [illegible]

Mir ward der bittere, furchtbare Auftrag, die Schreckenskunde Goethen zu hinterbringen. Tief erschüttert rief er aus:

„Das hätte ich nicht erleben sollen."

Doch männlich faßte er sich bald und bestrebt sich nun eifrigst, alles beyzutragen, das Andenken des verklärten Fürsten zu verherrlichen.

Möge der Himmel nur unsern geliebten neuen Landes Herrn und Seine erhabene Gemahlin, denen unsre Herzen so treu als warm entgegen schlagen, glücklich und bald zu uns zurückführen[2]).

Hofmaler Stieler von München, eigends vom König von Baiern abgesendet, hat uns kürzlich ein unvergleichlich schönes und treues Bild von Goethe geschaffen, von dem ich Ihnen bald möglichst einen Stein-Abdruck senden werde. Einstweilen füge ich noch einige Abdrücke von dem verehrten Capo d'Istrias[3]) bey. . . . . .

III.

Weimar 1. October 28.

Ich benutze die traurigste aller Courier-Veranlassungen, Ihnen, hochverehrter Freund! ein Lebenszeichen zu geben, Ihnen meinen, Goethe's und der edlen Gräfin Egloffstein herzlichsten Gruß auszurichten.

Seit diesem Sommer — was haben wir wieder erlebt! Welche Wechselfälle eines blutigen, gefahrvollen Krieges[4]), welche Verluste einzelner, theurer Menschen! Constantin Benkendorf, mein Jugendfreund, hat mich tief geschmerzt. An dem Tode unseres Großherzogs haben Sie gewiß auch innigen Antheil genommen. Und nun das unerwartet-plötzliche Ableben der hochverehrten Kaiserin-Mutter — welcher furchtbare Schlag für so Viele, für unsere Großherzogin Marie am meisten! Kaum hatte die frohe Kunde von Varna's Fall sie für so lange Sorgen belohnt und erfreut! Mitten im tiefsten Schmerz scheint die vortreffliche Fürstin jedoch ihren unersetzlichen Verlust mit mehr Ergebung und Fassung zu tragen, als früher den ihres Kaiserl. Bruders, so daß man, zur Zeit wenigstens, für ihre Gesundheit ohne Sorge seyn darf.

Außer ihrer Familie hat sie noch Niemand gesehen. Welcher Contrast gegen die wenige Tage vorher ihr gewordene Freude über die Verlobung der liebenswürdigen Princes Auguste mit einem gleich ausgezeichneten edlen Prinzen[5]). Goethe flüchtete nach dem Tode seines fürstl. Freundes nach Dornburg, fünf Stunden von hier an der Saale, einem romantischen Lustschloß des hochseel. Großherzogs.

Dort erkräftigte er sich im erneuten Studium der Botanik und Geologie und blieb der Welt — doch nicht dem Besuche näherer Freunde — abgeschlossen bis Mitte Septembers. Zwölf köstliche Briefe von ihm empfing ich in dieser Zeit, köstliche Denkmale eines hohen, mit dem Schmerze kämpfenden — und ihn durch frische Thätigkeit überwindenden Gemüthes. Ein Stammbuchblatt, was er vor kurzem einem Freunde sandte, lege ich bey. Wir dürfen nächstes Jahr eine Fortsetzung seiner Metamorphose der Pflanzen, als Frucht des Dornburger Stillebens, erwarten. Er grüßt Sie auf das allerherzlichste.

[1]) Carl August war am 14. Juni gestorben.

[2]) Carl Friedrich und Maria Paulowna waren in Rußland.

[3]) Geboren in Korfu 1776, russischer Staatsmann und Minister, seit 1827 erwählter Präsident von Griechenland, 1830 in den Wirren des jungen Staatswesens ermordet.

[4]) Der griechische Unabhängigkeitskrieg, der erst nach dem Eingreifen Rußlands, Frankreichs und Englands im folgenden Jahre (1829) durch den Frieden von Adrianopel beendet ward.

[5]) Das nachmalige Kaiserpaar Wilhelm I. und Kaiserin Augusta.

Herzog Bernhards Reise haben Sie doch erhalten? Wie hat sie Ihnen zugesagt? Ich habe diesen geistvollen Prinzen im September zu Gent besucht und mehrere Wochen zu Amsterdam und Düsseldorf verweilt. Meine Denkschrift auf den Großherzog glaube ich Ihnen schon gesendet zu haben. . . . .

Goethe hat soeben von Wichmann in Berlin die herrliche Büste Ihrer gnädigen Kaiserin bekommen und erquickt sich daran unaussprechlich. . . .

IV.

Weimar 14. Oct. 1837.

Die Erinnerung an Sie, theuerster Mann! hat mich in den langen Jahren, die seit Ihrem letzten Hierseyn im Jahre 1833 verflossen, nie verlassen, obschon kein sichtbares Zeichen wechselseitigen Andenkens uns zukam. Während ich im stillen Weimarischen Kreise meist nur in der Vergangenheit lebte und den Blick oft mit Sehnsucht in die Ferne richtete, haben Sie, im grosartigen Berufe, reiche Saaten für die Zukunft ausgestreut und noch jüngst unermeßliche Gebiete in zweyen Welttheilen durchflogen, den künftigen Herrscher in seine künftige Bestimmung einzuweihen . . .

Auch Turgéneff, mit dem ich schöne Tage bey der Jubelfeier zu Göttingen genoß, mußte mir viel — und konnte mir Erfreuliches von Ihnen berichten. Aber alles dieß konnte den Wunsch Sie wieder zu sehen nicht stillen, nur steigern! Nach so großen Reiseanstrengungen — sollte ich denken — müßte eine kleine Reise nach Deutschland Ihnen mehr wie heitere Erholung erscheinen und gewiß Ihrer Gesundheit sehr zusagen. . . . .

Ich sende Ihnen in beifolgendem — ziemlich seltenen Medaillon das beste Abbild

„des großen, guten Mannes"

dem Sie so innig huldigten, überzeugt, daß es Ihnen von Werth sein wird. Und wer wäre solches Besitzes würdiger? Sodann füge ich das Lied und die Composition — die höchst gelungene — bey, die ich bey Goethe's Todtenfeyer in der Freimaurer-Loge aufführen ließ. Ja, es ist Trost zu denken:

Der Adler schüttelt vom Flügel den Staub
Und kehret zur Sonne zurück.

Endlich folgen von mir einige Stanzen an den trefflichen Übersetzer des Ariost und des Tasso, Gries, als er seine neueste Ausgabe des letzteren unsrer erhabenen Fürstin widmete, mit einem wehmüthigen Schwanengesang. Ich empfehle Ihnen sehr die neuste Ausgabe von Goethe's Werken, 4 Bände in Quart, mit zwölf Stahlstichen, bey Cotta; Sie finden 103 noch nie gedruckte Gedichte und prosaisch. Aufsätze darin, unter denen das unvergleichliche Fragment des „ewigen Juden". Ich wünschte sehr, daß diese neue und schönste Edition in Petersburg verbreitet würde. Zu Ostern gedenke ich Goethe's Briefwechsel mit Knebel und Graf Reinhard herauszugeben, in 4 Bänden, Octav, der Herrliches die Fülle enthält; später werden meine „Zehn Jahre aus Goethe's Leben, 1776—86" folgen, dessen Entwurf ich letzten Winter schon unsrer Fürstin, in ihrem literarischen Abendcirkel, vorlas.

Tourgéneff erzählte mir viel von Ihrem Journal „les Contemporains" und von andern Blüthen Ihrer Muse. Wer doch nur Russisch gelernt hätte! Aber der Übersetzer würde sich wohl finden, wenn wir nur erst das Original hätten!

Und nun noch das herzlichste Lebewohl! Der Genius alles Schönen und Guten sey fortwährend mit Ihnen! Lassen Sie mich bald vernehmen, daß Sie meiner noch freundlich gedenken. Der Ihrigste von Müller.

Ich lege auch noch Abschrift eines merkwürdigen Briefes von Goethe aus Rom an die verewigte Herzogin Luise von S. Weimar bey, als Probe der reichen Schätze, die noch in unserm Archiv verborgen liegen.

V.

Weimar, 23. Feb. 39.

Wie könnte ich unsern Erbgroßherzog[1]) nach Wien abreisen lassen, ohne seinen Begleitern die herzlichsten Grüße für Sie, Hochverehrter Freund! und ein schriftliches Zeichen treusten Andenkens mitzugeben!

Zuvörderst lebhaften, immerwährenden Dank für Ihren inhaltsreichen Brief aus Venedig, der mir von hohem Werthe ist. Wie rein und zart haben Sie den Faden fortgesponnen, der im flüchtigen Gespräch zwischen uns sich verknüpfte und welches vestes Gewebe von grosartigen Ideen, so wie von frommen und das Gemüth beruhigenden Ansichten ist daraus hervorgegangen! — Kästner[2]) bestätigte mir auch in diesen Tagen Ihr Wohlbefinden und Ihre Zufriedenheit mit Ihrem Aufenthalte in Rom. Er beklagt nur lebhaft, Sie schon wieder zu verlieren. Und daß Sie Julie Egloffstein viel gesehen, ist ihrer jetzt hier anwesenden Schwester Lina von großem Werth. Die letztere sagt Ihnen Tausend Schönes und Liebes. Fräulein Stein[3]) schließt sich aus ganzer Seele an; wie werden Sie sich wundern — wenn ich Ihnen — wiewohl noch zur Zeit sub rosa — melde, daß sie seit wenigen Tagen eine sehr glückliche Braut unsres Hofraths Schorn[4]) ist! Gewiß nehmen Sie treuen Antheil; beide edle Menschen sind einander werth und ihre Verbindung verspricht auch unsern geselligen Verhältnissen einen dauernden Schmuck.

Was mich betrifft, so bin ich seit den letzten drei Monaten ein sehr geplagter Landtagsmann; es fehlt nicht an Gelegenheit dabei, Gutes zu schaffen und Nachtheiliges zu bekämpfen, aber meine ganze Zeit wird dadurch absorbirt. Von literarischen Neuigkeiten empfehle ich Ihnen die splendide neue Ausgabe des Cid von Herder (bei Cotta), und Immermanns „Münchhausen", obgleich er im ersten Buche die Geißel der Satyre und Kritik über viele unsrer neuesten Schriftsteller, namentlich über Raupach, allzu leidenschaftlich schwingt. Sodann „Schillers Leben und Geistesentwicklung von D. Hoffmeister", zwey treffliche Bände, Stuttgart, bei Balg. Wenn Sie über Stuttgart reisen, werden Sie die nun vollendete Statue Schillers zu beschauen nicht versäumen, die am 10. Mai feierlichst aufgestellt werden wird.

Wie viel Herrliches und Großartiges werden Sie zu Neapel, Rom, Florenz erschaut und in Ihr inneres Heiligthum aufgenommen haben! Trostlos bin ich, daß durch Ihre jetzige Reiseroute mir der Mitgenuß oder besser der verklärte Nachgenuß aus Ihren Erzählungen versagt ist! Lassen Sie mich manchmal ein schriftlich Wort der Entschädigung hören; es wird mich erfrischen und erbauen. Gute Sterne geleiten Sie nach dem stolzen Albion und heimwärts; noch jubelnder will ich sie preisen, wenn sie dem theuren Freunde einst wieder nach Weimar zu leuchten! Eckermann, Schorn, meine Frau, Sohn und Schwiegertochter wollen Ihnen angelegentlichst empfohlen seyn. Die Frau Großherzogin spricht oft und in vollster Anerkennung von Ihnen, auch steht ein gewißer Beschluß für Sie längst vest.

In Wien würde die Bekanntschaft mit dem edlen Grillparzer Sie sehr interessiren; er lebt aber zu sehr zurückgezogen. Wenn Sie ihn sehen oder aufsuchen, sagen Sie ihm recht viel Herzliches von mir.

Immerfort mit voller Seele der Ihrigste von Müller.

Könnten Sie nicht einmal unsern Erbgroßherzog im Gespräch auf Eckermann bringen und den Gedanken hinwerfen, daß er ihn mit sich nach England nähme? Gewiß würde er gute Früchte davon ärndten. Aber es müßte nur als augenblicklicher Gedanke von Ihnen hervortreten.

---

[1]) Nachmals, seit 1853, Großherzog Carl Alexander.

[2]) Der sogenannte „römische" Kestner, Sohn von Goethes Lotte, langjähriger Legationsrat in Rom.

[3]) Henriette von Stein aus Nordheim bei Meiningen, Hoffräulein der Großherzogin Maria Paulowna.

[4]) Ludwig Schorn, Kunsthistoriker, seit 1833 in Weimar, Herausgeber des Cottaschen Kunstblattes.

VI.

Weimar, 8/9. 40.

Allerherzlichsten Glückwunsch voraus, mein theurer, geliebter Freund!

Ungemein erfreut hat mich und die Meinen diese Kunde Ihrer Verlobung, die Ihnen die heiterste Zukunft verspricht und sie mit den gemüthlichsten, reinsten Empfindungen ausfüllen und schmücken wird. Nur Minuten lang habe ich leider Ihre Braut gesehen, aber alles läßt mich annehmen, daß sie von den trefflichen Eltern die Anmuth der äußern Gestalt nicht nur, sondern auch jene edlen geistigen und sittlichen Eigenschaften zur Mitgift empfangen habe, die Jene allen denen, welche sie kennen, so werth und theuer macht. . . . .

Wie tief Immermanns plötzliches Scheiden mich erschüttert und betrübt hat, ermessen Sie leicht. Es war ein Schreckensblitz aus heitrem Himmel. Wie froh, wie überglücklich in seiner Häuslichkeit hatte ich ihn noch am 7. Aug. gefunden! Wie zerreißt das Schicksal der verehrten, edlen Wittwe mir das Herz! Dank, daß Sie meiner am Grabhügel des Theuren treulich gedachten! Den Stock, den Sie mir wieder mitbringen werden, will ich als ein Heiligthum bewahren, da der Entschwundene ihn einige Tage getragen und auf seinen Fortbesitz Wert gelegt hatte. Ist doch seinem Knopfe das Symbol der Treue aufgedrückt! H. v. Siebel hat mir alle Details der Krankheit aufs gütigste mitgetheilt. Welch' ein Verlust für die ganze literarische Welt und welch' ein noch größerer für seine Freunde! — — . . . .

VII.

Weimar, d. 14. März 41.

. . . . Wie viel Dank bin ich Ihnen noch schuldig für die Maske Immermanns! Sie ist sehr charakteristisch und hat etwas mildes, beruhigendes. Die Wittwe hat Gott sey Dank 400 Thaler Pension erhalten und ich war so glücklich durch Humbold dazu beitragen zu können. Freiligrath und andere Freunde des Verewigten geben nächstens eine eigne Schrift zu seinem Ehrengedächtniß heraus[1]); ich habe auch einen Aufsatz beigesteuert, den Sie dahier finden sollen, wenn Ihr Wiedererscheinen uns beglücken wird. Aber durch die Vermählung Ihres Thronfolgers wird wahrscheinlich Ihre Reise verzögert werden. . . . .

VIII.

Weimar, 7. März 1842.

. . . . Zudem unsres geliebten Schorns Krankheit und plötzliches Scheiden! Wie viel wir alle, wie viel ganz Deutschland an ihm verloren, brauche ich Ihnen, die ihn kannten und hochschätzten, nicht erst auseinander zu setzen. Es ist ein schrecklicher Verlust; noch am Vorabend seines Todes ahndeten die Aerzte bey seinem schmerzlichen Gichtleiden keine Gefahr. In der Nacht trat der Gichtstoff zurück und auf die edlern Organe; schon am Nachmittag des nächsten Tages entschlief er, doch sanft, in Betäubung, ohne Klage und Kampf.

Die Trauer der edlen Wittwe ist unsäglich, doch voll Standhaftigkeit, Würde und ruhiger Ergebung. Sie ist ein Muster von Seelengröße. Schreiben Sie ihr ein Wort, es wird ihr wohlthun. Die innige Freude unserer Fürstin über die Verlobung ihres Sohnes[2]) ward durch diesen Unglücksfall grausam gestört. Meine Sorge um Frau von Schorn und ihre Kinder, um die nächsten Einrichtungen und Maaßregeln, raubten mir alle Zeit, welche die eignen Familienleiden mir noch übrig ließen. . . . .

[1]) Karl Immermann, Blätter der Erinnerung an ihn. Stuttgart 1842. Mit Beiträgen von Gottfried Kinkel, Kanzler von Müller, C. L. B. Wolff, und vor allem dem schönen Schlußgedicht von Freiligrath, das an Immermanns Schilderung eines Besuches im Goethe-Haus zu Weimar anknüpft.

[2]) Mit Sophie, Prinzessin der Niederlande.

IX.

Weimar 25. Okt. 42.

. . . . Frau von Schorn hat von Ihrem Schreiben an mich den wohlthuendsten Eindruck empfangen. Nicht Ihre innige Theilnahme blos, sondern ganz vorzüglich die tiefgefühlte religiöse Sinnesweise, mit der Sie sich aussprechen findet in der Seele dieser edlen Dulderin den reinsten Anklang.

. . . . Ich habe Schorns Biographie geschrieben und werde sie Ihnen so bald sie gedruckt ist übersenden. Freilich konnte ich mich als Laie dabey weniger auf eine Würdigung seiner Verdienste um die Kunst einlassen als auf seine Darstellung als Mensch, aber diese hoffe ich treu gegeben zu haben.

Tausend Dank, mein Bester! für die herrliche Poesie, die Sie mir gesendet. Sie spricht mein Gefühl selbst noch mehr an als die Raffaelis. — Und vielleicht kommt es auch mit daher, daß aus Ihrer Hand alles zweifach zur edelsten Poesie wird!

Aber wie wahr sagen Sie auch: „la vie c'est un beau tableau, dont la souffrance fait le cadre“. . . . .

X.

Weimar 22. Nov. 1842.

. . . . Die Vermählungsfeierlichkeiten[1]) machten einige Diversion, mit lebhafter Freude kann ich Ihnen sagen, daß unsere Erbgroßherzogin nicht liebenswürdiger seyn könnte als sie ist. Geist und Bildung, Sinn für das Ernste im Leben und heiterste Naivität vereinigen sich in ihr aufs harmonischste. Man vergißt über ihrer Anmuth gar leicht, daß sie nicht schön ist und das Graziöse ihres Wesens verleiht ihr einen ganz eigenthümlichen Reitz. . . . .

XI.

Weimar d. 12. August 1848.

. . . . Maltitz[2]) brachte mir von Zeit zu Zeit Ihre lieben Grüße und theilte mir seine Übersetzung Ihrer trefflichen Aufsätze über Faust mit, die mir viel zu denken gaben und mich wahrhaft erbauten. Fahren Sie nur ja fort, solche einzelne Stellen im Faust nach Ihrer Anschauungsweise zu entwickeln und aufzuhellen; es ist gar zu schön zu gewahren, welchen unerschöpflichen Quell zu Betrachtung und Gefühlen der Faust Männern Ihres Geistes und Herzens darbietet. Dabei muß ich Ihnen doch auch mittheilen, daß Goethe die Retschischen Darstellungen denen von Cornelius vorzog. . . .

Hier enden die Briefe des Kanzlers von Müller, der am 21. Oktober 1849 starb; es findet sich nur noch ein, vom 23. Oktober datiertes, an Herrn von Maltitz gerichtetes Schreiben Joukowskys, in dem dieser der Trauer über den Tod des geliebten Freundes und der Hoffnung Ausdruck gibt, es möge auch uns dereinst beim Scheiden so viel Herzensfrische bleiben, und denen, die wir verlassen müssen, ein Lebewohl oder vielmehr ein „Auf Wiedersehen!“ zu sagen.

[1]) Die Vermählung des Erbgroßherzogs Carl Alexander mit Prinzessin Sophie hatte am 8. Oktober stattgefunden.

[2]) Apollonius Freiherr von Maltitz, geb. 1795, seit 1841 russischer Geschäftsträger in Weimar, woselbst er 1870 starb. Seine Schriften, vornehmlich humoristischer Art, erfreuten sich ihrer Zeit einer gewissen Beliebtheit.

Der Pelikan.

Zwei Menschen reisten im italienischen Lande. Sie hielten sich so viel als möglich von den großen Städten fern: nicht aus Menschenscheu, denn großes Glück ist wie der Panzer des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel; aber es war in der Vollendung des Frühlings wie ein Ermatten auch über sie gekommen, und in den kleinen, verfallenen Nestern, wo das Land mit tausend blühenden Obstbäumen, die Abhänge hinan, gegen die grauen Mauern zu Felde zog, ließen sich die letzten Tropfen mit trägeren, tieferen Zügen trinken. Da war keine katalogisierte Kunst, keine verwirrenden Schatten der Geschichte, kein Menschengedränge und Peitschenknallen, sie aufzuschrecken, wenn sie durch die Natur schlafwandelten, die als heimlich Verbündete sie aus traumschweren Lidern anzublinzeln schien ... die alte Mutter, die alles begreift.

Sie gingen meist planlos ins silbrige Land hinein, die Hügel auf und ab, auf steinigen Pfaden, über die der Schattentanz der Oliven zitterte. So kamen sie eines Tages zu einem ländlichen Kirchlein, bei dem ein paar verfallene Denkmäler standen und lagen, von Monatsrosen und wildem Salbei umgeben; seitwärts ein niedriges Mäuerchen mit hölzernem Gattertor, durch das man den Herrn Pfarrer sehen konnte, wie er, mit geschürztem Kleide, die Gießkanne in der Hand, zwischen Artischocken, Broccoli und süßduftendem Goldlack einherging, segenspendend. Als er die Fremden erblickte, öffnete er die Tür und zog zugleich wie selbstverständlich den schweren Schlüssel aus der Tasche, denn in dem Kirchlein war ein schönes Grabmal von berühmter Hand, das weiß und unverletzt in der Verlassenheit ruhte, wie das in Italien nicht selten ist, wo man in weltvergessenen Winkeln die zartesten Wunder findet, als sei die Schönheit mit zerrissener Perlenschnur durchs Land gegangen, unachtsam, wie die schimmernden Tropfen hierhin und dorthin rollten.

Sie schritten in die Dämmerung der Kirche. Überall schälte sich der weiße Bewurf von den Mauern, daß die zartroten Backsteine und einzelne Überreste von frühen, kindlichen Fresken sichtbar wurden; hier eine flehende Hand, ein Stückchen blauer Mantel, dort ein Teil eines Apfelbaumes, mit Früchten und Vögeln besetzt ... die Kirche war vor etwa dreißig Jahren geputzt und gestriegelt worden, und ein häßlicher Altar glänzte im Bewußtsein seiner frischen Ölfarbe und vergoldeten Zierate ... die alten, bunten Fenster waren durch weiße ersetzt — es war alles ganz nüchtern und leer. Da — in einer Seitenkapelle — fiel gleichsam ein Vorhang hinter ihnen zusammen:

das Grabmal lag hier, so rührend in seiner wehrlosen Schönheit, und hatte — wie einst eine reine Jungfrau eine ganze Stadt vor der Pest bewahrte — das verwitterte Kapellchen vor Kelle und Kalktopf geschützt.

Eine Schwester hatte es ihrem Bruder errichten lassen in jener Zeit, da sich sowohl Böses wie Gutes meist in Werken aussprach, da man durch Werke selig oder unselig wurde, und es wahrscheinlich mehr Sünden der Tat als der Gedanken gegeben hat. Die Furchen des feinen, nachdenklichen Gesichts waren leicht bestaubt; in jeder Falte des Gewands, zwischen den ums Schwert gefalteten Fingern, hatte sich Staub angesammelt; so war der Ausdruck, trotz des dämmrigen Lichtes, das durch ein buntes Fenster drang, merkwürdig deutlich, gleichsam unterstrichen. Es lag freundlich freigebige, durchaus menschliche Güte in den Mundwinkeln, ein kleiner Zug der Selbstironie schien in den Wangen zu zucken, hinüberzuwinken ins achtzehnte Jahrhundert; die Stirn aber war entschlossen und sorgenvoll, und die kraftvollen Hände, zum Nehmen wie zum Geben gleich tauglich, würden wohl nicht lange die betende Stellung bewahrt haben, hätten sie's gefühlt, wie jemand den feinziselierten Schwertknauf spielend berührte.

Die sinnende Frau fühlte einen kühlen Schauer, wie schmerzliches Entzücken, vom Herzen bis in die Fußspitzen rieseln, als habe sie durch eine Türspalte etwas unendlich Wonnevolles erblickt. An der Mauer gegenüber war die Grabstelle der Schwester, eine lateinische Inschrift an der Wand, und auf der Erde, da, wo der Sarg versenkt war, eine Marmorplatte, mit Wappen und kühnem Federgekräusel geschmückt. Sie hatte nur noch wenig Jahre nach dem Bruder gelebt, alles, was er gestiftet und erschaffen, weitergepflegt, und hier bei seiner Ruhestätte, in der spitzfindigen Demut jener Zeit, als Franziskanerin gekleidet, die ewige Stille gefunden, nachdem sie ihr Gut in Almosen verteilt, im Hofe ihres Landhauses täglich die Bettler gespeist und den Krüppeln die Wunden gewaschen.

Und nun war das alles vorbei — nur die Marmortafel erzählte noch davon, und durch das bunte Fenster flimmerten Regenbogenlichter wie ein Schmetterlingsschwarm über die Ranken und Zacken des Wappenschilds.

Da trat die Frau zu dem Grabmal des Bruders zurück und legte ihre Hand in die sanfte Mulde zwischen Schulter und Brustwölbung, den Fleck, erschaffen, um ein schlafendes Haupt aufzunehmen, und bei Frauen eben groß genug, um ein Kinderköpfchen zu stützen . . .

Und wieder ging ihr dieser seltsame Stich durchs Herz wie eine unwillkürliche Seligkeit, die man nicht erklären, nicht festhalten kann, des Morgens, kurz vor Erwachen, wenn der Traumfaden immer feiner wird und plötzlich abreißt wie ein Märchen ohne Schluß.

Als sie nun wieder aus der Kirche herauskamen, sah die Frau zu einem kunstvoll, in gelblichem Marmor geschnittenen Reste über dem Türbogen empor, darin sich ein Pelikan für seine Jungen die Brust zerfleischt.

„Das ist," sprach der Pfarrer, ihrem Blick folgend, „unsre heilige Mutter Kirche, die sich den Sündern hingibt wie der Pelikan seinen Kleinen."

„Wie katholisch!" — dachte die Frau. „Dieser freundliche Mann will

jedem, der mit den Wellen kämpft, ein Ruder hinhalten, ihn daran zurückziehen in die große Familienarche. Seine Religion hat so viel Schnörkel und Winkel und Ruhepunkte wie die alten gotischen Dome, in deren Türmen die Tauben der Venus nisten."

Dann schnitt der Herr Pfarrer ein Goldlackſträußchen ab, und wenn sie mit ihm allein gewesen wäre, würde sie vielleicht ein verschämtes Kreuz geschlagen haben; denn es tat ihr leid, daß er gemerkt hatte, sie gehöre nicht zu seiner Kirche, und sie machte gern jedermann, der ihr nahe kam, eine Freude, wofür sie oft ihre Bequemlichkeit, vielleicht noch leichter ihre Grundsätze drangab, besonders da sie sich über dieses offizielle Ameublement ihrer Seele nie recht Rechenschaft gegeben hatte.

Darum hätte sie dies poetische Symbol — das niemandem weh tat und dem alten Pfarrer heilig war — gern ausgedrückt; aber sie verpaßte den Augenblick, und wenn man in Gefühlssachen erst nachdenkt, so unterbleiben sie. Sie wurde rot und dachte „Schauspielerei!"

Nach wenig Jahren kam sie allein an denselben Ort. Es war im Hochsommer, und den ganzen Tag ging die schrille Säge der Zikaden von allen Bäumen. Die Feigen waren reif, an jeder hing ein goldener Bernsteintropfen — aber Blumen gab es nicht mehr, und die Hecken an Wegen waren staubbepudert und leblos; es würde noch viele Wochen dauern bis der Regen kam. Die Luft schmeckte förmlich nach Staub, und das heiße, schwarze Kleid der Einsamen war ganz grau an den Säumen; sie mußte an jungen Buchwald denken im Norden, wenn sich die Kronen nach einem Regenschauer wonnig dehnen und schütteln, daß die letzten großen Tropfen hinuntergleiten in den braunen, vorjährigen Blätterteppich, oder an die Wiesen daheim, ungemähte Juniwiesen, wo ein Bach zwischen Erlen und Haseln durchschlüpfte, durchsichtig braun, mit goldenen Lichtern. Ihre Bekannten hatten längst die Stadt verlassen, aber das Losreißen wurde ihr so schwer wie immer. Nun war die Zeit, daß überall die fliegenden Buden der Limonadenverkäufer aus der Erde schossen, mit bunten Flaschen und baumelnden Zitronen geschmückt; die armen Kinder gingen und kauften sich Eis, löffelweis, für einen Centesimo; und das Schwesterchen leckte und der große Bruder leckte, aber eigentlich tat er nur so, damit das Schwesterchen alles bekäme. Die Militärmusik spielte, die schönen, sonngebräunten Ammen, die mit ihren bunten, getollten Haarbändern an ein Georginenbeet erinnerten, stolzierten auf und ab, ihre Bambini mit den Samtaugen gleichsam streichelnd, und aus all den dunklen Rembrandt-Höhlen der Schreiner- und Schusterbuden tauchten alte und junge Gestalten auf und verlegten ihr Leben mehr und mehr auf die Straße. Es war, als sei man mitten in eine Komödie von Goldoni versetzt, oder als sollte im nächsten Augenblick die Musik zum „Liebestrank" einsetzen und Doktor Dulcamara auf seinem Wunderkarren auf den Platz rollen.

Nun war die Zeit, daß alle Statuen, alle Bilder in den stillen, verlassenen Galerien ihr zuzuwinken schienen: „Wie, du willst auch gehen? Bleibe, wir sind allein, wir wachen auf, haben lange Gespräche, heidnische Götter und

christliche Götter . . . uns alle hat die Schönheit in ihrem Mantel getragen, und wir verstehen einander. Willst du nicht zuhören? All die langweiligen Leute sind ja weg, die so klug tun und uns mit Sternchen versehen, als ob sie uns Orden verleihen könnten!"

Besonders die verlassenen Klostergänge der Kirchen hatten es ihr angetan, jeder mit seinem sonnigen, grünen Fleck in der Mitte, und darüber ein Stückchen blauer Himmel und ab und zu ein Taubenflug. „Je t'aime, dit l'essaim des colombes, qui passe" . . . Wo hatte sie das doch gelesen — es trieb ihr eine Blutwelle zum Herzen, rauschend — wie mit bebenden Flügeln.

In den Klosterhöfen schimmerten noch die fedrigen Sterne der Myrten, aber die welken Oleanderblüten lagen gebräunt, wie verwundet, auf den Steinplatten der Kreuzgänge verstreut. Überall destillierte die Sonne ihr feinstes, berauschendstes Öl aus all den grauen, unscheinbaren Kräutern und Büschen, als wolle sie das kühle Kirchendunkel, mit heißer Lebensluft durch jede Fuge und Spalte dringend, überlisten und bezwingen.

Es war gegen Abend, als der kleine Einspänner stehen blieb und die Frau ausstieg, ihr langes Kleid aufraffend, um das letzte, steile Stück hinaufzugehen. Der Himmel öffnete seine Perlmutterschalen über der mattatmenden Welt. Der kleine Garten war leer, der Priester fortgegangen, aber die Kirche stand offen, und drinnen putzte der Sakristan den Altar mit neuen Papierlilien. Die Frau schritt, ohne sich umzusehen, links in die kleine Kapelle; dort war es schon beinahe Nacht, aber der stille Mann schimmerte so treugeduldig, als warte er auf eine Antwort und sähe nun doch ein, daß er sich für heute bescheiden müsse.

Und auf seinem Antlitz fand sie das gute, etwas sorgenvolle Lächeln wieder; ja, noch lebendiger schien es ihr, als ob das Herz, der heimliche Brunnenmeister, immer noch, still geschäftig, seine Eimer vollschöpfe und ausgösse in all die feinen, lechzenden Kanäle des ruhenden Körpers.

Ja — da war auch die kleine Mulde zwischen der Schulter und der wölbenden Brust, groß genug, daß sie den Kopf hineindrücken könnte und auch zu Stein erstarren; ein Vers fiel ihr ein:

Reich treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor meinem Ende
Nicht wieder fort von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Land, wohin wir ziehen,
Ein Himmel mir und dir!

Ihr war, als müßte er nun bald aufstehen, um ihr zu helfen, mit ihr hinaustreten in den schwülen Abend, daß der Himmel endlich seinen Bann lösen möchte und Regen niedersenden, der alles fortschwemmt: all den Staub und die Müdigkeit und die trägen Dünste — und ihre eigenen bohrenden Gedanken . . . Da fühlte sie Tränen in der Kehle und biß sich in die Lippen, denn sie wußte ja, weinen war ihr keine Erlösung.

Schritte hallten durch die Kirche, bis sie am Eingang der Kapelle still wurden: es war der Sakristan, welcher fortgehen wollte; sie drehte sich um und ging zurück durch die Kirche, bis sie tastend den schweren Ledervorhang fand. Nun stand sie draußen und suchte in der windstillen Luft nach einem kühlen Atemzug. Über ihr leuchtete das Nest des Pelikans rosig im letzten Tagesschimmer. Da schien es ihr, als sei's ein Sinnbild der Frauenliebe, die so gerne alles hingibt und jedes Glück mit Schmerz und Tränen und Gefahr aufwiegen muß . . . Aber wer gab je genug!

„Ob uns das gutgeschrieben wird, daß wir schon hier alles so teuer erkaufen," dachte sie und lächelte vor sich hin. „Wie heißt es doch immer in den Zeitungen? — Dem Verurteilten soll die Untersuchungshaft angerechnet werden wegen mildernder Umstände —"

Sie blickte wieder hinauf zu der alten Pelikanmutter:

„Bei uns daheim hing ein Beil am Stadttor — darunter stand: ‚Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet später selber Not, den schlag man mit der Keule tot.' Das war sehr alt und doch ganz moderne Weisheit."

Sie stand da, die Arme niederhängend, die Hände verschlungen, und ihre Augen blickten hin, groß und klar wie Brunnen. Und die Sonne sank. Es war ein Dunst über der heißen Erde, die ihr zu Füßen dunkelte; nur über der Tür das Nest des Pelikans schimmerte noch schwach rosig.

„Bin ich meiner Mutter dankbar, daß sie mich in dies rätselhafte Leben brachte? Maskenfeste in Labyrinthen, hier und da ein Umschlingen — bleibe, ach, bleibe — nein, ich muß gehen — und hier und da reden zwei dieselbe Sprache, bis sich der Weg wieder teilt . . . dann wieder Einsamkeit und fremde Zungen. Und wenn man dann gar nicht mehr zu jemanden sagen kann: ‚Es war alles gut, Schatten und Licht, Frohes und Trübes, nur Dank fühle ich, und Dank sei dir heute und immer,' oder wenn man im Morgengrauen erwacht und an die Augen von Schwerkranken denkt, wie sie auch den Tag erwarteten, der keine Hoffnung brachte, und die Fensterscheiben fingen an, hell zu werden . . . o, das! da wäre es doch besser, man hätte nie ins Licht geschaut."

Es war noch dunkler geworden, auch das steinerne Nest über ihr sah geisterhaft und kalt hinaus in die graue Luft, wo die ersten Fledermäuse hin und herzuckten. Sie blickte noch einmal hinauf: „Mutter Kirche" — dachte sie — „ob es wirklich Menschen gibt, die so etwas trösten kann, und doch sagen es manche, die gewiß ganz ehrlich sind. Aber wie heißt der Zement, der die Kirchen zusammenhält, die sonst vielleicht längst zerbröckelt wären? Sehnsucht nach den Toten!" . . .

Dann ging sie langsam den steinigen Weg zurück, hinunter zwischen hohen Mauern, über denen dunkle Köpfe sichtbar wurden; ein kleiner Spitz lief oben eine Weile entlang und gab ihr kläffend das Geleit.

Die Zikaden waren verstummt, aber aus allen Gräben und Mauerritzen fingen die Grillen an zu zirpen, fein und zart, als bäten sie um Regen. Das war Heimatsmusik, die schwächer wurde, je mehr sie sich der Stadt näherte. Und sie schlang die Hände im Schoße fest ineinander und fuhr mit trockenen Augen durch den schwülen, schweren Abend.

Graf Gobineau.

1. Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique. Par Ernest Seillière. Paris, Librairie Plon. 1903.
2. Joseph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk. Von Liz. Dr. Eugen Kretzer. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Der Graf Gobineau darf wohl eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neueren Literatur genannt werden, schon insofern, als er, der Franzose, doch gleichsam in Deutschland entdeckt worden ist, und als man erst jetzt, fast ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, sich ernstlich mit ihm in seinem Vaterlande zu beschäftigen anfängt. So sehr war er in Frankreich unbekannt oder unbeachtet geblieben, daß ihn Vapereaus „Dictionnaire des Contemporains" vom Ende der sechziger Jahre nicht einmal nennt, obwohl er sein Hauptwerk damals längst schon geschrieben hatte und im diplomatischen Dienst seines Vaterlandes bereits einen hohen Rang einnahm. Es bedurfte der zufälligen Begegnung mit Richard Wagner und der Propaganda der Schule von Bayreuth, um ihn, den so lange Verkannten, aus dem bisherigen Dunkel zu erheben, ihn mit allen Mitteln der ecclesia militans, der Beredsamkeit, der bedingungslosen Hingebung, der Übertreibungen selbst in das rechte Licht zu setzen und als einen der Paladine des Meisters zu glorifizieren. Und wir haben uns nicht darüber zu beklagen; denn alles in Betracht gezogen, verlohnt es sich in der Tat, die Bekanntschaft des Grafen Gobineau zu machen, sowohl seiner Persönlichkeit wie seiner Werke.

Graf Joseph Arthur von Gobineau ward am 14. Juli 1816 zu Ville d'Avray geboren, und zwar, wenn man seiner „Histoire d'Ottar-Jarl" glauben dürfte, als Abkömmling eines norwegischen Königsgeschlechts, das seinen Ursprung auf den Göttervater Odin zurückführt. Doch wird diese „Geschichte" wohl eher ein Roman zu nennen und sicher nur so viel sein, daß die Familie, durch Handel und Gewerbe reich geworden, im 16. Jahrhundert das „de" annahm, im 17. und 18. zu forensischen Ehren emporstieg und den Grafentitel erhielt. Gobineaus Großvater noch war Parlamentsrat von Bordeaux gewesen; sein Vater, Offizier der Garde Royale, wie sein Oheim, der einen noch stärkeren Einfluß auf ihn ausübte, waren strenge Katholiken, starre Legitimisten und stolz auf ihren Adel. Er begann als Schriftsteller und ließ, mit den Vorstudien zu seinem Hauptwerke beschäftigt, kleinere Beiträge im „Journal des Débats" und in der „Revue des Deux Mondes" erscheinen, welche die Aufmerksamkeit Charles de Rémusats und Alexis de Tocquevilles auf den jugendlichen Verfasser lenkten. Während seines kurzen Ministeriums unter dem Prinzen Napoleon machte Tocqueville ihn zu seinem Kabinettschef, und von da ab, die Geschicke Frankreichs teilend, hat Gobineau Kaisertum und Republik bei den verschiedensten Regierungen vertreten. Von 1852—1854 war er Gesandtschaftsattaché in Bern, in Hannover — sein erstes Werk hat er dem König Georg V. gewidmet — in Frankfurt a. M.; dann, zehn Jahre lang, zuerst Sekretär der Gesandtschaft, hierauf

Gesandter und bevollmächtigter Minister in Teheran, von 1864—1868 in Athen, 1869/70 in Rio de Janeiro und endlich 1872—1877 in Stockholm. Die beiden Züge, die seiner Jugendbildung das eigentümliche Gepräge, seiner völkerpsychologischen Theorie die Grundlage gaben, nämlich die starke Sympathie für das Germanentum einerseits, für den Orient anderseits, scheinen auch in seiner amtlichen Laufbahn gewaltet zu haben: sie begann in Deutschland, erreichte ihren Höhepunkt in Persien und fand ihren Abschluß in Schweden-Norwegen. Aus dem Dienst geschieden, verbrachte Gobineau die letzten fünf Jahre seines Lebens in Rom (er starb 1882 in Turin), und ihr wichtigstes Ereignis ist die Bekanntschaft mit Richard Wagner, die bald intime Freundschaft ward und den Grafen mehrfach nach Bayreuth führte. Von hier ist sein Ruhm ausgegangen; langsam, stetig ist er gewachsen und, wie denn alles in diesem Kreise leicht mystische Formen annimmt, zu einem wahren Kultus geworden. Richard Wagner, so heißt es, war für Gobineau „prädestiniert", und wie eine Mission hat der Meister es einem der Seinen, dem Professor Schemann, übertragen, „dem deutschen Volke den Arierhelden Gobineau zu schenken". Eine ganze Gobineau-Literatur ist seitdem entstanden: Professor Schemann hat einige seiner hauptsächlichsten Werke vortrefflich übersetzt und einige andre aus seinem Nachlaß herausgegeben; Dr. Kretzer ihm in der Sammlung „Männer der Zeit" das interessante Lebensbild gewidmet, dessen Titel wir weiter oben genannt haben. Eine Gobineau-Vereinigung hat sich 1894 gebildet, „die es sich zum Ziel gesetzt, den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen Gobineau zu möglichst weiter Verbreitung und zu möglichst tiefer Wirkung auf die werdende Weltanschauung der kommenden Zeit zu verhelfen" (Kretzer, S. 262); und im Jahre 1898 hat, im Namen dieser Vereinigung, einer ihrer Vorsitzenden, Professor Schemann, auf das einsame Grab in Turin einen Kranz niedergelegt mit der Widmung (deutsch und französisch):

Dem Grafen Gobineau,
Dem Edelmann echter Art,
Dem großen Denker und Dichter,
Zum Gruß von seinen Getreuen.

Damit verglichen verhält Frankreich, das doch, nach anfänglicher Ablehnung, im Richard Wagner-Enthusiasmus Deutschland kaum nachsteht, Gobineau gegenüber sich immer noch recht reserviert. Eines seiner schönsten Bücher z. B., „La Renaissance", bei uns durch Schemanns Übersetzung in Reclams Universal-Bibliothek, man könnte sagen: zum Gemeingut des deutschen Publikums geworden, hat es dort nicht über die erste Auflage von 1877 gebracht. Doch machen sich neuerdings Zeichen bemerkbar, daß der Anstoß von Deutschland her auch jenseits des Rheins nicht ohne Nachwirkung geblieben ist. Schon sind mehrere von Frankreichs geistigen Kapazitäten, unter ihnen Paul Bourget, der deutschen Gobineau-Vereinigung beigetreten; immer häufiger begegnen wir in den französischen Zeitschriften Aufsätzen über den bisher mißachteten Kompatrioten, und jetzt eben ist das Buch Seillières erschienen, das, auf einem erschöpfenden Studium des vorliegenden Materials beruhend, Gobineau zum erstenmal zum Gegenstand einer streng wissenschaftlichen Untersuchung macht. Freilich wollen die Gobineau-Jünger von der „offiziellen Gelehrtenwelt" nicht viel wissen; verächtlich sehen sie herab auf „die offiziellen wissenschaftlichen Tagesgrößen, welche in ihrem Spezialitätenkultus befangen bleiben" (Kretzer, S. 136, 158). Aber wenn Gobineaus Rassentheorie Wert haben soll, muß sie die Kritik vertragen können; diese jedoch lehnen seine „Getreuen" ab, für die er über der Wissenschaft steht, ein Hellseher, ein Prophet ist. Daher denn auch der Standpunkt hüben und drüben sehr verschieden. Ein Unterton von Ironie geht durch Seillières ganzes Buch: wie die Persönlichkeit Gobineaus, „aimable, séduissant, bienveillant encore, toujours légèrement puéril", erscheint ihm auch sein Werk. Er hält es keineswegs für ein unbedeutendes — er würde ihm sonst nicht einen Band von 450 Seiten gewidmet haben. Eingehend analysiert er Gobineaus Hauptwerk, den „Essai sur l'inégalité des races humaines",

prüft er auf ihren Wahrheitsgehalt die darin niedergelegten und ausgeführten Hypothesen über die ursprünglich ungleichen Rassen und die Folgen ihrer Blutmischung. In einer sehr gründlichen Einleitung behandelt er den Ursprung des historischen Arianismus und die im 18. Jahrhundert mit Leibniz einsetzende Reaktion des deutschen Germanismus gegen den französischen Zeltismus. Er zitiert aus Herders „Ideen" (achtzehntes Buch, VI, 7) den Satz, daß „in der Geschichte der Welt die Gemeinverfassung germanischer Völker gleichsam die feste Hilfe gewesen, in der sich die übergebliebene Kultur vorm Sturm der Zeiten schützte, der Gemeingeist Europas entwickelte und zu einer Wirkung auf alle Weltgegenden unsrer Erde langsam und verborgen reifte". Diese Tatsache verknüpft Gobineau mit oder erklärt sie vielmehr aus der Rassenmischung: den obersten Rang nimmt die weiße Rasse ein und innerhalb derselben die arische Familie, die jedoch durch Kreuzung mit der gelben und schwarzen Rasse degeneriert ist. Je nach dem Maße, als sie noch arisches Blut in ihren Adern bewahrt hat, bestimmt sich ihr Recht auf Herrschaft und Eroberung: am reinsten hat dies Blut sich in den teutonischen Völkerschaften erhalten, und unter diesen sind die „raptores orbis", die Engländer (Tacitus — Agricola, 30 — allerdings legt diesen Ausdruck einem Britannier gegen die Römer in den Mund), „à proprement dire, la seule nation ariane, qui vive encore de nos jours". Hier haben wir im Keim, was sich in unsrer Zeit zum Imperialismus entwickelt hat, jener auf Expansion gerichteten Bewegung, die wir jetzt vornehmlich durch die germano-anglo-sächsische Welt gehen sehen: „l'impérialisme c'est l'esprit de la conquête"; und darin erblickt Seillière das Verdienst Gobineaus, daß er die Theorie der Rassenkreuzung, aus der die Superiorität oder Inferiorität der Völker sich ergibt, zum erstenmal „reinlich (nettement) systematisiert" hat und dadurch zu Betrachtungen über „die geistige Sphäre anregt, in der die Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts sich wahrscheinlich akklimatisieren müssen". Aber Seillière ist ein scharfer Kritiker, und unerbittlich weist er dem Werke Widersprüche, Irrtümer und Trugschlüsse nach. Er will „einen gewissen Enthusiasmus, der nur zu sehr geneigt ist, sich auf gewagten Wegen zu verlieren, auf ein richtiges Maß zurückführen". Und das scheint angesichts der deutschen Gobineau-Literatur nicht ganz unberechtigt. Auch Kretzer spricht von „Christus, dem Arier", auch ihm ist „die arische Herkunft Jesu Christi . . . ein Postulat für jeden Sehenden" (S. 130/31), so daß man nicht umhin kann, Seillière beizupflichten, wenn er (S. 272) sagt, daß es in der Natur Gobineaus gelegen habe und ein gemeinsamer Zug seiner Anhänger sei, „de juger arian tout ce qui lui paraissait noble et sympathique dans l'humanité". Dennoch wird es dieser Schule schwer, die Entstehung des Christentums in Einklang zu bringen mit der Theorie ihres Lehrers vom Ursprung der Zivilisation. Gobineau hilft sich mit einem Sophismus: es gibt keine „christliche Zivilisation"; „das Christentum ist nicht zivilisatorisch, außer insofern es den Menschen besonnener und milder macht;" und Kretzer beschränkt die Aufgabe des Christentums darauf, zwischen Grausamkeit und Mitleid „einen schmalen Weg zu eröffnen" (S. 124). Er selber scheint mehr nach der ersteren Seite zu neigen, wenn er z. B. die Heimatliebe aus der deutschen Seele eliminieren will, jene „Sorte von slawischem, an der Scholle haftendem Patriotismus, welche zu Gobineaus Zeiten noch ein Freiligrath in lächerlichster Weise in seinem gutgemeinten, aber albernen Gedicht ‚Die Auswanderer' verherrlichen konnte . . ."

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar . . .

Gott behüte und bewahre das deutsche Volk davor, daß ihm die Liebe zur Heimat verloren gehe, und daß es ihm jemals an Dichtern fehle, die diesem Gefühl einen so reinen und ergreifenden Ausdruck geben, wie Freiligrath getan hat! Von der Sammlung kleinerer Dichtungen Gobineaus „L'Aphroëssa" heißt es bei Kretzer (S. 205), sie sei, äußerlich betrachtet, etwa im Genre Byrons und Victor Hugos, „aber einfacher, inniger und tiefer zugleich"; der Roman „L'abbaye de Typhaines" erinnert an

Walter Scott, „aber nicht an dessen Schwächen“ (S. 206). Und was soll man erst sagen, wenn Kretzer meint, daß man nur Herders „Ideen“ dem „Essai“ Gobineaus „zur Seite stellen könnte“ (S. 140), und Schemann gar die „Renaissance“ (im Vorwort zur deutschen Übersetzung, S. 21) das „einzig in Betracht kommende Seitenstück dichterischer Historiographie“ zu Shakespeares Königsdramen nennt?

Es ist kein Zufall und geschieht sicherlich nicht aus Wohlwollen für Gobineau, daß die französische Kritik ihn nicht länger als quantité négligeable behandelt; überall in den Werken von Richard Wagner, von Nietzsche, von Chamberlain, die man gegenwärtig in Frankreich eifrig liest, studiert und kommentiert, begegnete man seinem Namen; sogar Schopenhauer schon hat ihn einmal (in den „Parerga“) mit Anerkennung erwähnt. Man mußte daher die Notwendigkeit empfinden, sich mit ihm, der ganz außerhalb der französischen Ideenwelt steht und fast ganz der deutschen angehört, auseinanderzusetzen. Seillière unterscheidet zwei Strömungen der neueren deutschen Geschichtsphilosophie: den politischen und aristokratischen Arianismus Gobineaus und Nietzsches, den philosophischen und religiösen Schopenhauers und der Wagnerschule, zu der Chamberlain gehört. Ihm und den „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ hat Seillière neuerdings („Revue des Deux mondes“, Dezember 1903 und Januar 1904) eine Studie gewidmet, in der er „die imperialistische Religion“ unter die kritische Lupe nimmt, wie zuvor den „historischen Arianismus“. Man weiß, welch außerordentliches Glück Chamberlains „geistreicher Dilettantismus“ beim großen Publikum gemacht hat; es ist darum nicht uninteressant, sein Verhältnis zu Gobineau zu untersuchen. Schon Seillière bezeichnet den ethnischen Gesichtspunkt der „Grundlagen“ als „presque entièrement gobinien“ (p. 670). Kretzer geht weiter; er behauptet (S. 51), „Chamberlains Buch wäre ohne Gobineau einfach unmöglich gewesen“, und fährt fort (S. 152): „Ob es gentlemanlike war, daß Chamberlain der französischen Quelle seines unverdienten Ruhmes kaum anders als mit den verächtlichsten Ausdrücken unter groben Mißverständnissen oder Entstellungen gedenkt, darüber dürfte unter den Deutschen, die heute für Gobineaus Werk eintreten, voraussichtlich nur eine übereinstimmende Meinung herrschen.“

Hierauf erwidert Chamberlain in einem im „Mercure de France“ (Februar 1904, p. 570—573) abgedruckten Briefe: „Gobineau, der Rechtsgelehrter und Historiker war, und vollständig unwissend in der Biologie ist, nimmt seinen Ausgangspunkt von dem Dogma der uranfänglichen, reinen Rasse, deren eine allein seit ihrem Ursprung adlig ist; sie ist es, die die Zivilisationen geschaffen hat; aber indem sie sich mit den andern mischte, entartete sie mehr und mehr, und wir gehen der Auflösung entgegen. Vielleicht hat Gobineau recht ... hauptsächlich bei denen, welche die Naturwissenschaften nicht studiert haben. Was mich betrifft, so betrachte ich diese ganze Hypothese Gobineaus nur wie ein Feenmärchen. Es ist mir fast unmöglich, diesen ‚Essai sur l'inégalité‘ zu lesen, so sehr ist mir diese Methode, die Geschichte a priori zu fabrizieren, unsympathisch.“ Für ihn sei die Rasse nichts Gegebenes, Feststehendes, sondern etwas naturgeschichtlich Gewordenes, Plastisches, sich Bewegendes, ein Phänomen im Sinne Darwins, das erscheint und verschwindet; ebenso wie er unter dem Wort „Germane“ den Homo europaeus, albus, sanguineus etc. Linnés verstehe, der den Kelten und Slawen in sich schließe. Keineswegs aber sei „Germane“ gleichbedeutend mit „Deutscher“ und Verherrlichung der Deutschen seine Absicht gewesen — was übrigens auch von Nietzsche so wenig wie von Gobineau selber gesagt werden kann. Ist es ein Trost für uns, daß der bekannte Professor am Collège de France, M. d'Arbois de Jubainville, in seiner jüngst erschienenen Schrift „Les Celtes depuis les temps les plus anciens“ (Paris 1904) den Nachweis zu führen sucht, daß, nach der römischen Periode, „die Eroberungen der Burgunder, Visigoten, Franken und Normannen vielleicht mehr germanisches Blut nach Frankreich gebracht haben, als davon in Deutschland zurückgeblieben ist?“ Und wenn er fortfährt, daß es heute „wahrscheinlich in Deutschland mehr gallisches

Blut gebe als in Frankreich", so stimmt das beinahe mit der Bemerkung Gobineaus überein, daß in den „Trivialitäten von Hans Sachs" etwas von dem gewesen sei, „was wir mit Recht die gallische Fröhlichkeit nennen". Wie wird später, meint Seillière witzig, der glühende Bewunderer Richard Wagners dies Wort bereut haben, da er in den „Meistersingern" dem Schuhmacher und Poeten von Nürnberg als dem Prototyp des gesunden deutschen Bürgertums Beifall klatschte!

In einem wesentlichen Punkte jedoch vermögen wir dem Urteil Seillières über Gobineau nicht beizupflichten: er unterschätzt den Dichter. Ein Werk allein wie die „Renaissance" würde hinreichen, ihm einen hohen Rang anzuweisen. Man braucht nicht so weit zu gehen wie Schemann und wird doch einräumen müssen, daß hier Menschen und Dinge der Renaissance, dieser gewaltigen, von allen Leidenschaften, edeln und unedeln, dem höchsten Kunstschaffen und dem tiefsten sittlichen Verfall erfüllten Zeit, mit tiefem Einblick in ihre so verschiedenartigen Impulse und mit großer dramatischer Kraft zu lebendigen Wirklichkeiten gemacht worden sind. Es ist wahr, daß Gobineau, wenn er gleich seine Dichtung als „Scènes historiques" bezeichnet, sich nicht immer streng an die geschichtliche Wahrheit gehalten hat, daß die Daten nicht immer stimmen, daß z. B. die Szene, in der Papst Alexander VI. den Untergang Savonarolas beschließt (1498), erst nach jener andern folgt, die „Rome Juin 1500", überschrieben ist; daß, um diese letzte Zeit des Papstes, Alfons, der Gemahl seiner Tochter Lukrezia, noch gar nicht Herzog von Ferara war, da sein Vater, Herkules I., erst 1505 starb; daß die Rückkehr Michelangelos zu Papst Julius II. in Bologna 1506 stattfand und seine Arbeiten in der Sixtina nicht eher als 1508 begannen. Allein, Gobineau hat, wo die innere Notwendigkeit es ihm zu gebieten schien — und hierin freilich Shakespeare nicht unähnlich —, von seinem Dichterrecht Gebrauch gemacht, wie dies Schuré sehr schön in seinem Essay „Le génie de la Renaissance d'après Gobineau" [1]) gelegentlich der Szene ausspricht, in der Michelangelo über den Tod Raffaels trauert: sie ist nicht historisch, aber sie gibt den Eindruck des Wahren. „Durch die Tiefe der Empfindung, durch den Schwung des Gedankens erhebt sie sich über die Geschichte und den Tumult der Leidenschaften bis zu den erhabenen Wahrheiten, die sie beherrschen [2])."

Seillière erblickt in Gobineau einen „aristokratischen Rousseau", der auf eine beschränkte Gruppe, die weiße Rasse, anwendet, was jener in seinem „Discours sur les sciences et les arts" für die ganze Menschheit behauptet hat: der „die Verderbnis Athens, den Verfall Roms und die perfide Renaissance des 16. Jahrhunderts" aus dem gleichen Grunde der verunreinigenden Rassenmischung erklärt und, indem er, „von dem feinsten Kunstempfinden beseelt, im Widerspruch mit der eignen Theorie, sich vor den Triumphen des Gedankens und der schöpferischen Imagination" verneigt, doch die Zivilisation verdammt, als der Opfer nicht wert, „die sie der menschlichen Würde auferlegt". Und steht die herrliche Schlußszene zwischen Michelangelo und Vittoria Colonna, wie Schuré bemerkt [1]), „dieser erhabene Glaube an die Seele, an ihre schöpferische und regenerierende Kraft", nicht auch in Widerspruch mit Gobineaus „übertriebener und entmutigender Rassentheorie, mit dem schwarzen Pessimismus, der sein ganzes Werk verdüstert"?

Die letzten Worte Michelangelos sind Worte der Trauer, daß so viel Großes und Herrliches, so viel Schönes dahinschwinde; aber auch der Hoffnung, daß, was verschwunden ist, nicht für immer verschwunden sein wird — non omnis moriar. Dem „auf morgen!" der geliebten Freundin erwidert der Neunundachtzigjährige: „Auf morgen . . . ja . . . wenn ich noch von dieser Welt bin . . . und wenn ich nicht mehr bin, auf Wiedersehen!" Vielleicht dürfen wir in diesen Sätzen ein Bekenntnis erblicken, das jenen von Schuré bemerkten Widerspruch aufhebt, indem es der Kultur der Renaissance gegenüber, die einer korrumpierten Gesellschaft entsprang,

[1]) Revue bleue, 13 et 20 juin 1903.
[2]) A. a. O. S. 775.

auf die höhere Einheit von Religion und Kunst hinweist, die allein imstande ist, die Menschheit zu heben. Es liegt nahe, hier an Richard Wagners Werk und die Verwandtschaft mit seinen Ideen zu denken, wie denn in dessen „Heldentum und Christentum" Gobineaus Name von ihm zuerst genannt wird.

Was aber hat uns eine andre, mehr im Hintergrunde der „Scènes historiques" gehaltene Gestalt zu sagen? Wir meinen die tragische Figur des Connétable von Bourbon, den uns Gobineau in einer Nachtszene des Lagers vor Rom zeigt. Auch hier weist Schemann die Unstimmigkeit nach, da Gobineau nur die dem Feldherrn von seinem Souverän, Franz I., widerfahrene Kränkung zur Sprache bringt und seinen dadurch veranlaßten Abfall von Frankreich und Übergang zu dessen Feinde, Karl V., als eine menschlich entschuldbare Handlung darstellt, nicht aber darin den Verrat sieht, der er wirklich war, der für sein Vaterland die unheilvollsten Folgen hatte und in Bourbons Tode beim Sturm auf Rom gleichsam seine Sühne fand. Wer jedoch, fügt Schemann hinzu, „vermag in das Innere eines solchen Schaffensvorgangs mit all seinen geheimnisvollen Motiven einzudringen? Wer es zu sagen, inwieweit hier etwa gar Schmerzenslaute aus dem eignen Leben des von seinem Vaterlande mit Undank und Verkennung belohnten Meisters in den Worten des Connétable widertönen?"

Und damit kommen wir auf das Verhältnis Gobineaus zu Frankreich.

Während seiner Lebenszeit und noch lange darüber hinaus blieb er, wie wir eingangs erwähnt, als Schriftsteller bei seiner Nation so gut wie unbekannt, und in den Kreisen, in denen man sein Jugendwerk, den „Essai sur l'inégalité des races humaines", kannte, nahm man ihn, weil man andres von ihm erwartet hatte, als er später leistete, nicht mehr ernst. Er scheiterte in seiner Jugend (1848) bei der Comédie française[1]), er scheiterte in seinem Alter (1870) bei der Académie française. Wie in der älteren Vapereaus sucht man seinen Namen vergeblich in den neueren Literaturgeschichten. Es läßt sich annehmen, daß nur die Nachfrage von Deutschland her zu einer zweiten Auflage des „Essai", seines grundlegenden Werkes, führte, die zwei Jahre nach seinem Tode (1884) erschien, und für seine letzte Dichtung, „Amadis", konnte er in Paris überhaupt keinen Verleger mehr finden; sie ward erst 1887 auf Kosten seiner Freunde gedruckt. Wir versuchen nicht, diese geflissentliche Nichtbeachtung zu erklären oder die Frage zu stellen, ob eine Erscheinung wie Graf Gobineau dem französischen Geiste jemals ganz sympathisch werden könne. In dieser Vermutung werden wir durch neuere Auslassungen von französischer Seite bestärkt. So lesen wir im „Mercure de France" (Janvier 1904, p. 265) gelegentlich einer Anzeige des Kretzerschen Werkes: „Kann man sich eine disparatere Mischung denken? Dieser katholische Edelmann, dessen legitimistische Verwandte sich geweigert hatten, der Juliregierung zu dienen, tritt in seine Karriere unter dem zweiten Kaiserreich, bewahrt aber seine ganze Sympathie den Persern und dem demokratischen Deutschland Luthers." Es ist möglich, daß die laute Anerkennung, die er hier findet, seine Landsleute noch immer verstimmt „gegen diesen guten Gobineau", wie seinerzeit ihn ein diplomatischer Kollege genannt hat.

Kein Wunder aber, daß er das Verhalten seiner Landsleute, die sein Lebenswerk ignorierten, bitter empfand, daß er sie beschuldigte, sie wollten ihn totschweigen. Aber ungleich dem Connétable von Bourbon hat er sein Vaterland nicht entgelten lassen, was dieses, nach seiner und der Seinigen Meinung, unrecht an ihm getan; er ist kein Abtrünniger geworden. Legitimist und Katholik, hat er es allerdings über sich vermocht, zuerst einem Napoleoniden und dann der Republik zu dienen. Aber über jeder Regierung stand ihm doch dies Frankreich, das Revolution und Kaiser-

[1]) Die Tragödie, um die es sich dabei handelte, „Alexandre le Macédonien", ist, aus dem Nachlaß Gobineaus durch Schemann herausgegeben, 1901 bei Karl J. Trübner in Straßburg erschienen und in deutscher Übersetzung Mai 1903 in Weimar aufgeführt worden, aber ohne sonderlichen Erfolg. Eine vor mehreren Jahren in Berlin geplante szenische Darstellung der „Renaissance" hat sich nicht verwirklichen lassen: jetzt soll, heißt es, eine solche vom „Künstlerbund Hagen" in Wien versucht werden.

reich überdauert und dem er, als der Orkan des Jahres 1870 ihn auf Urlaub in der Heimat überraschte, die Treue des Sohnes bewährt hat. Ob er, den ein witziger Kopf damals den „Alceſt des Patriotismus“ nannte, den Sturz des Kaiſerreiches wirklich vorausgeſehen und ſich von ihm, wie ſeine deutſchen Biographen behaupten, bereits innerlich abgewandt habe, will ſein franzöſiſcher Kritiker unentſchieden laſſen. Sicher aber liegt doch in jenem Bonmot ausgeſprochen, daß man auch ihm das „quelque chose de noble et d'héroique“ des Molièreſchen „Misanthrope“ zugeſtand, und daß er, wie Seillière ausdrücklich betont (S. 300), ſeinen Pflichten als Franzoſe ſich in dieſen Tagen der Prüfung gewachſen erwieſen hat. „Maire ſeiner Kommune, Generalrat der Oiſe, erlangte er vom Sieger Begünſtigungen, die nach dem Waffenſtillſtand ihm die öffentlichen Dankſagungen der Stadt Beauvais eintrugen“[1]).

Dennoch bedeutete auch für Gobineau das Jahr 1870 einen Wendepunkt, nicht der Anklagen und Beſchuldigungen, ſondern der Einkehr in ſich ſelber und des Rückblicks auf die Vergangenheit. Aus dem diplomatiſchen Dienſt geſchieden, lebte er ſeit 1877 vornehmlich in Rom. Hier, nachdem er auf allen Gebieten der Literatur, als philoſophiſcher Denker, als Dichter und Erzähler Werke geſchaffen hatte, die man mehr oder weniger bewundern, aber gewiß nicht überſehen kann, wandte der erſtaunlich vielſeitig begabte, mit unerſchöpflicher Lebens- und Schaffenskraft ausgerüſtete Mann ſich einer neuen Tätigkeit zu, der Bildhauerkunſt. Seine Marmorarbeiten aus dieſer Zeit ſind, wie Kretzer zugeſteht, ſelbſt von den Freunden verſchieden beurteilt worden; die günſtigſte Meinung ſcheint die geweſen zu ſein, die Gobineaus Skulpturen mit den Zeichnungen Goethes vergleicht, um ſie — natürlich — über dieſe zu ſetzen (Kretzer, S. 258). Neben dieſer Beſchäftigung widmete Gobineau ſich in Rom dem Abſchluß ſeiner Dichtung „Amadis“, die Seillière „pages médiocres“, Schemann aber[2]) ein „Hohes Lied des Idealismus“ nennt, „wenn anders dieſer, in ſeiner praktiſchen Betätigung, als ein freudiges Verzichten auf weltlichen Lohn, als ein Vollgefühl des Triumphes auch im Unterliegen, als der Glaube an den Sieg einer ewigen Idee über irdiſche Vernichtung ſich kundgibt“. Vor allem wurden dieſe letzten fünf Jahre Gobineaus erleuchtet und erwärmt durch die Freundſchaft mit Richard Wagner, die begeiſterte Aufnahme, die er in deſſen Kreiſe fand, und die Gewißheit, daß jetzt, wo ſein Leben zu Ende ging, ſein Stern erſt aufgehe.

J. R.

[1]) Kretzer a. a. O., S. 30.
[2]) Aſiatiſche Novellen, S. 20.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die Zusammenkunft des Königs von England mit dem deutschen Kaiser, die während der Kieler Woche stattfand, hat einen in jeder Hinsicht befriedigenden Verlauf genommen. Von vornherein stand fest, daß ein politisches Abkommen nicht getroffen werden solle. Für Deutschland lag zu einem solchen kein Anlaß vor, zumal da hinsichtlich der Zustimmung zu den zwischen Frankreich und England über Ägypten getroffenen Vereinbarungen bereits vor dem Kieler Besuche des Königs Eduard die Verhandlungen zum Abschlusse gebracht worden waren. Diese Zustimmung konnte um so eher erfolgen, als Deutschland dieselben Rechte in Ägypten zugesichert erhält wie Frankreich in seinem mit England getroffenen Abkommen. Von andern Vereinbarungen zwischen Deutschland und England war in Kiel überhaupt nicht die Rede, weshalb es durchaus unverständlich erscheint, daß einzelne englische Organe in dieser Hinsicht warnen zu müssen glaubten. Das in London zwischen Deutschland und England abgeschlossene Schiedsabkommen ist ein neues Glied in der Reihe internationaler Vereinbarungen, das, ohne eine besondere politische Tragweite zu beanspruchen, doch als friedliches Symptom gewürdigt zu werden verdient.

Völlig unzutreffend war dagegen eine Meldung, wonach der König von England und der deutsche Kaiser in Kiel sich ins Einvernehmen gesetzt haben sollten, gemeinsam für die Aufrechterhaltung des Friedens zu wirken. Wie anerkennenswert ein solches friedliches Streben für jede einzelne Macht auch sein mag, würde es doch im Hinblick auf den russisch-japanischen Krieg nicht an Mißdeutungen fehlen, falls Deutschland und England etwa eine gemeinsame friedliche Intervention vereinbart hätten. Deutschland ist vielmehr nach wie vor entschlossen, volle Neutralität zu wahren. Allerdings ist diese Neutralität Deutschlands für Rußland von besonderem Werte, weil dieses mit Rücksicht auf das freundnachbarliche Verhalten der Großmacht an seiner westlichen Grenze in der Lage ist, diese Grenze von den eigenen Truppen zu entblößen, die dann im fernen Osten nützliche Verwendung finden können. Bemerkenswert sind die Ausführungen eines Moskauer Organs, der „Rodnaja Retsch", die sich unter andrem, wie folgt, vernehmen läßt: „Jedenfalls nötigen die Handlungen Deutschlands und seines Kaisers die Freunde Japans, sich jedes entschiedenen Schrittes zu ungunsten Rußlands zu enthalten. Das ist ein sehr wertvoller Dienst, den wir höchstens von unsern französischen Verbündeten, aber keineswegs von Deutschland erwarten konnten, das bis jetzt als uns feindlich gesinnt angesehen wurde. Durch seine politische Annäherung an unsern Erbfeind und den Hauptschuldigen des jetzigen Blutvergießens im fernen Osten, an England, hat uns Frankreich zu einer starken Enttäuschung hinsichtlich der Festigkeit und Zuverlässigkeit seiner Freundschaft veranlaßt. Selbst wenn man zugibt, daß die politische Annäherung zwischen England und Frankreich eine unschuldige, rein interne Angelegenheit ist, so war doch der Augenblick für diesen Bund durchaus nicht passend gewählt, da England zu derselben Zeit eine Expedition nach Tibet ausrüstete, was Rußland nicht angenehm sein konnte."

Dem Einwande, daß Frankreich für Rußland große finanzielle Opfer gebracht habe, wird mit der Bemerkung begegnet, daß es durchaus noch kein Freundschaftszeichen sei, wenn man seine Kapitalien zu hohen Prozenten in zuverlässige Hände gebe. „Deutschland aber", heißt es noch, „zeigt ein wahrhaft freundschaftliches Verhalten, das uns teuer sein muß, da diese Freundschaft in einem Augenblick des Ungemachs erwiesen wird. Wahre Freunde erkennt man ja gerade im Ungemach."

Wenn als feststehend gelten darf, daß der König von England und der deutsche Kaiser keine gemeinsame friedliche Aktion verabredet haben, die in Rußland oder Japan als eine Einmischung angesehen werden könnte, so erhellt doch aus den in Kiel ausgetauschten Trinksprüchen, deren herzlicher Charakter immer stärker zur Erscheinung gelangte, daß beide Monarchen von der friedlichsten Gesinnung beseelt sind. Auch in England muß sich die Überzeugung Bahn brechen, daß Deutschlands junge Kriegsflotte bei allen Fortschritten doch selbst in Zukunft nicht in Rivalität mit der ersten Flotte der Welt, der englischen, treten will. Wie die deutsche Marine unter andern wichtigen Aufgaben auch mit dem Schutze des deutschen Handels betraut ist, gehört es allerdings zu dessen unveräußerlichen Rechten, die friedlichen Wettkämpfe mit jedem andern, auch dem englischen, fortzusetzen. Hierin darf jedoch für die übrigen Mächte nur ein Ansporn zur Fortentwicklung erblickt werden.

In der Abschließung von Handelsverträgen soll dieser friedliche Wettbewerb ebenfalls seinen Ausdruck finden. Wie Deutschland bereits die neuen Handelsverträge mit Italien und Belgien unterzeichnete, haben sich auch die Aussichten für den Handelsvertrag mit Rußland günstiger gestaltet. Nachdem die bezüglichen Verhandlungen durch Bevollmächtigte der beiden Staaten erst in St. Petersburg und dann in Berlin eine Zeitlang geführt worden sind, hieß es, daß Rußland zu ihrer Fortsetzung einladen werde. Auf diplomatischem Wege ist dann über die hauptsächlichsten Streitpunkte verhandelt worden, unter denen die Minimalzölle auf Getreide besonders hervorgehoben werden müssen. Die oberste Leitung der Handelsvertragsverhandlungen wurde vom Kaiser Nikolaus II. dem früheren Finanzminister von Witte, auch nachdem dieser eine andre Stellung erhalten hatte, überlassen. Als ein Erfolg verheißendes Anzeichen darf es daher angesehen werden, daß Herr von Witte in Deutschland eingetroffen ist, um mit der Reichsregierung persönliche Fühlung wegen der Fortführung der Verhandlungen zu nehmen. Gerade weil noch erhebliche Schwierigkeiten überwunden werden müssen, bürgt die Persönlichkeit des Herrn von Witte, der stärksten wirtschaftlichen Autorität in Rußland, dafür, daß wie von deutscher auch von russischer Seite der beste Wille bekundet wird, zu einem günstigen Ergebnisse zu gelangen.

Erwartet werden darf, daß dieses Ergebnis den Interessen der beiden wirtschaftlich in hohem Maße aufeinander angewiesenen Länder entspricht und ihre Handelsbeziehungen auf eine feste und dauerhafte Grundlage stellt. Wohl ist darauf hingewiesen worden, daß die durch den russisch-japanischen Krieg geschaffene politische Lage auf die Vertragsverhandlungen eingewirkt und die Geneigtheit in Rußland zu einer handelspolitischen Einigung mit Deutschland gefördert hat. Hieraus darf gefolgert werden, daß die Loyalität der deutschen Diplomatie gegenüber Rußland sich in vollem Maße bewährt hat. Allerdings werden auch Rußlands wirtschaftliche Interessen durchaus gewahrt, wenn, wie erwartet werden darf, die Handelsvertragsverhandlungen zu einem günstigen Abschlusse führen. Deutschland ist eben eines der bedeutendsten Absatzgebiete für das russische Getreide. Wie ein russisches Organ eine charakteristische Parallele zwischen Deutschland und Frankreich im Hinblick auf das Verhalten beider Mächte nach dem Ausbruche des russisch-japanischen Krieges zieht, darf auch hervorgehoben werden, daß das russische Getreide, namentlich Roggen, in Deutschland weit besseren Absatz findet als in Frankreich. Selbst französische Organe mußten zugestehen, daß die französische Bevölkerung trotz des Freundschafts- und Bundesverhältnisses zu Rußland sich nicht bereit finden lassen würde, das Weizenbrot mit Roggenbrot zu vertauschen, um den russischen Absatz zu erleichtern.

Da es nicht an Stimmen fehlen wird, die die Reise des Herrn von Witte nach Deutschland auch dadurch begründen wollen, daß der frühere russische Finanzminister zugleich eine neue Anleihe vorbereiten oder die Eventualitäten des russisch-japanischen Krieges mit dem leitenden deutschen Staatsmanne erörtern wolle, kann nach zuverlässigen Mitteilungen betont werden, daß Herr von Witte lediglich behufs Fortführung der Handelsvertragsverhandlungen nach Deutschland gekommen ist, weil es geschickter Hände bedarf, um das wirtschaftliche Werk zu einem Rußland und Deutschland befriedigenden Abschlusse zu bringen.

Mag immerhin die durch den Krieg gegen Japan geschaffene politische Lage der Geneigtheit in Rußland zu einer handelspolitischen Einigung mit Deutschland förderlich gewesen sein, so darf doch auch daran festgehalten werden, daß Rußland bisher noch gar nicht in der Lage gewesen ist, das Gros seiner Truppen ins Feld rücken zu lassen. Erst sobald dies geschehen sein wird, könnte man einen Maßstab für die weitere Entwicklung des Krieges gewinnen. Die Tapferkeit, mit der sich die militärischen Streitkräfte Rußlands zu Wasser und zu Lande bisher bereits gegen der Zahl nach überlegene japanische bewährt haben, gestattet einen Rückschluß auf die späteren Phasen des Krieges. Rußland muß freilich, wie von kompetenten Beurteilern betont wird, seine Truppen in großem Maßstabe mobilisieren, damit das bisher bestehende numerische Übergewicht der Japaner ausgeglichen werde. Ebenso würde die Überlegenheit der Japaner zur See, die vom jäh überraschenden Beginne des Krieges an unverkennbar war, durch das Eintreffen der russischen Ostseeflotte in den ostasiatischen Gewässern aufgehoben werden können. Überdies müssen die Japaner mit inneren Schwierigkeiten rechnen. So veröffentlicht das „Journal des Débats" eine beachtenswerte Korrespondenz aus Nagasaki, in der die Hindernisse gekennzeichnet werden, die sich für die Verpflegung der japanischen Bevölkerung daraus ergeben, daß alle für den Militärdienst tauglichen männlichen Feldarbeiter bereits unter den Waffen stehen. Nicht bloß die Industrie ist durch die Mobilisierung aller waffenfähigen Mannschaften wesentlich beeinträchtigt worden, sondern auch der für die Verpflegung der Japaner ungemein wichtige Reisbau verfügt selbst nicht annähernd über die erforderlichen Arbeitskräfte. „Man wird wohl", heißt es in den „Débats", „auf den Reisfeldern die weibliche Arbeit zu bestimmten Epochen verwerten, aber die Arbeit der Männer kann nicht entbehrt werden. Die Reisproduktion wird also eine starke Verminderung erfahren. Und vergessen wir nicht, daß der Reis Kriegskonterbande ist, wodurch die Preise für die Einfuhr in hohem Maße gesteigert werden." Es fehlt also nicht an bedeutsamen Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß die Schwere des Krieges bei den Japanern sich immer mehr geltendmachen wird.

Als Kandidat der republikanischen Partei für die im November stattfindende Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika ist vom nationalen Konvent in Chicago der gegenwärtige Präsident Roosevelt mit Einstimmigkeit designiert worden. Als Kandidat für die Vizepräsidentschaft wurde der Senator für Indiana, Fairbanks, designiert, für den sich namentlich die Vertreter New Yorks aussprachen, während Roosevelt einen andern Kandidaten — Cannon wird als solcher genannt — wohl vorgezogen hätte. Der frühere Staatssekretär des Kriegsdepartements, Root, ließ der Amtsführung des Präsidenten eine ebenso eingehende wie anerkennende Würdigung zuteil werden. Er wies auf die mannigfachen Fortschritte hin, die während der dreijährigen Präsidentschaft Roosevelts, seit dem Tage der Ermordung Mac Kinleys, erzielt worden sind. Die Herabsetzung der Steuern, die Verringerung der Staatsschuld, die bei der gesetzlichen Regelung der Trusts durchgeführten Reformen, das wachsende Gedeihen von Handel und Landwirtschaft wurden zugunsten der Kandidatur Roosevelts geltendgemacht. Nicht minder betonte der frühere Staatssekretär im Kriegsdepartement, welchen Impuls Roosevelt dem Bau von Kriegsschiffen, der Heeresorganisation und der Neugestaltung des Milizsystems gegeben habe. Auch die Einrichtung der Zivilverwaltung auf den Philippinen, die Begründung der Republik auf der Insel Cuba und die Regelung der Panamakanalangelegenheit zu-

gunsten der Vereinigten Staaten wurden in die Aktiva des Präsidentschafts-kandidaten eingestellt, dem ferner als Verdienst angerechnet wurde, daß er zur Stärkung der Monroedoktrin beigetragen, den Alaskakonflikt gelöst habe und für die Integrität Chinas eingetreten sei, indem er zugleich das Prinzip der „offenen Tür" aufrechterhalten und sich an der Propaganda zugunsten des internationalen Schiedsgerichts beteiligt habe. Der „imperialistische" Zug in der bisher von Roosevelt durchgeführten Politik fand volle Anerkennung, ohne daß sich irgendwelcher Widerspruch dagegen erhoben hätte.

Der Senator Lodge trug dem nationalen Konvent der republikanischen Partei in Chicago die vom Ausschusse für die Resolutionen gebilligten Anträge vor, die dann als platform für die bevorstehenden Wahlen genehmigt wurden. So wurde der Wunsch auf Fortentwicklung der Handelsmarine gemäß den von Roosevelt selbst auseinandergesetzten Anschauungen ausgesprochen. Dasselbe gilt von der Kriegsflotte, deren Vergrößerung im Hinblick auf die Aufrechterhaltung der Monroedoktrin geboten erscheint. Auch auf die farbigen Rassen bezieht sich die republikanische platform. Auf der einen Seite wird die Ausschließung der Chinesen verlangt; anderseits soll den Negern im Süden ein ausgedehnterer Schutz zuteil werden. Um dieses Ziel zu erreichen, sollen die Staaten, in denen praktisch die Neger ihrer Wahlrechte beraubt werden, eine verringerte Vertretung im Kongreß erhalten. Hinsichtlich des Zolltarifs bleibt die republikanische Partei schutzzöllnerisch. Ausdrücklich wird auf die Pläne Chamberlains, wie folgt, hingewiesen: „wenn das einzige freihändlerische Land unter den großen Nationen sich zugunsten einer Rückkehr zum Schutzzolle erregt, so dürfte das hauptsächliche Land des Schutzzolles nicht zaudern, diesen aufrechtzuerhalten". Die republikanische Partei will jedoch als Zugeständnis für die Gegenparteien die Handelsreziprozität überall zugelassen wissen, wo derartige, auf Wechselseitigkeit beruhende Abkommen verwirklicht werden können, die mit den Grundsätzen des Schutzzolles im Einklange stehen. Die bezüglich der Trusts gefaßte Resolution klingt recht dehnbar: ihre Berechtigung wird nämlich unter der Voraussetzung anerkannt, daß sich kein Mißbrauch aus ihnen ergibt.

Wie der frühere Staatssekretär im Kriegsdepartement den Impuls rühmte, den Roosevelt dem Bau von Kriegsschiffen und der Heeresorganisation gegeben, konnten die Anhänger des Präsidenten sich auch auf den Erfolg berufen, den die Unionsregierung in Marokko erzielte. Der amerikanische Staatsbürger Perdicaris befindet sich nach dem energischen Vorgehen der Vereinigten Staaten wieder in Freiheit. Die Demonstration des amerikanischen Geschwaders in den marokkanischen Gewässern hat sich also als wirksam erwiesen. Frankreich hat nicht unterlassen, auf den Sultan von Marokko einzuwirken, entsprechend dem französisch-englischen Abkommen. Auf die anarchischen Zustände in Marokko sind auch bei diesem Anlasse wieder grelle Streiflichter gefallen, wodurch die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt auf die jeder Kultur spottenden Vorgänge hingelenkt wird, die sich gleichsam vor den Toren Europas abspielen.

Das „Bulletin du Comité de l'Afrique française" beschäftigt sich sehr eingehend mit der marokkanischen Angelegenheit. Robert de Caix knüpft unter anderm an die in Deutschland, sei es vom Alldeutschen Verbande, sei es von der Deutschen Kolonialgesellschaft, gefaßten Resolutionen an. Der ausgezeichnete Kenner der französischen Kolonialpolitik und Weltreisende nimmt diese Kundgebungen zum Anlasse, um seinen Landsleuten nützliche Lehren zu erteilen: „Es ist weniger die marokkanische Seite des französisch-englischen Abkommens", schreibt er, „als die Art, in der dieses Abkommen bei uns interpretiert wird, die ihm die Feindseligkeit des Deutschen Reiches zuziehen könnte. Unser Abkommen mit England zielt nicht nach Dritten, es ist nicht in höherem Grade gegen Deutschland abgeschlossen, als gegen jede andre Macht. Deshalb ist nichts törichter und zugleich schädlicher, als wenn man in prahlerischem Tone wie von einer glücklich erreichten Etappe auf dem Wege zur Isolierung unsrer östlichen Nachbarn spricht . . . Es ist also ebenso überflüssig, wie

es ungeschickt ist, dem Abkommen eine Tragweite zu geben, die es nicht hat, die vielmehr geeignet wäre, uns bei der Ernte der Früchte zu stören, die wir in Wirklichkeit davon erhoffen können. Weshalb daher aufreizende Worte sprechen und anscheinend Widerstand gegen unsre Politik hervorzurufen suchen?" Robert de Caix, der auch im übrigen stets bemüht ist, die deutsch-französischen Beziehungen in versöhnlichem Sinne zu würdigen, findet in der marokkanischen Angelegenheit das richtige Maß und bemerkt weiter: „Sicherlich ist es nicht in der Umgebung der verantwortlichen Männer unsrer Politik, wo man zu dem eitlen Luxus übelwollender Ruhmredigkeit ermutigt worden wäre. Falls wir morgen mit Deutschland ein ausgedehntes Abkommen wie mit England abschließen könnten, so dürfte man nicht zögern, und man kann übrigens versichert sein, daß unsre Partner vom 8. April ebenfalls keine Bedenken hegen würden."

Zugleich liegt in der von Auguste Terrier herausgegebenen kolonialen Monatsschrift ein Aufruf des „Comité du Maroc" vor, worin betont wird, daß es um so dringlicher sei, die Aufmerksamkeit des Landes auf Marokko hinzulenken, als andre Sorgen diese Aufmerksamkeit von den marokkanischen Interessen Frankreichs ablenken könnten. „Wir müssen uns bemühen," heißt es in dem vom Prinzen Auguste d'Arenberg, Mitglied des Instituts, dem Mitgliede der Académie française E. M. de Vogué, dem Botschafter René Millet und andern angesehenen Persönlichkeiten unterzeichneten Aufrufe, „bei dieser Gelegenheit der Leichtfertigkeit, dem erregbaren Charakter unsrer öffentlichen Meinung vorzubeugen, die allzusehr von der Aktualität absorbiert wird, leider geneigt ist, sich von den großen dauernden Interessen des Landes durch die Mannigfaltigkeit der Vorgänge abziehen zu lassen, die Stoff für die Neugierde bieten."

Im öffentlichen Leben Frankreichs mangelt es allerdings weniger als je an solchen Vorgängen. Wie lebhaft wird unter anderm die Frage erörtert, ob der Beschluß der Budgetkommission der Deputiertenkammer, wonach der Kredit für die französische Botschaft beim Vatikan gestrichen werden soll, nicht lediglich ein parlamentarisches Manöver der Oppositionsparteien ist, um Zwietracht in die Reihen der Regierung selbst zu tragen! Tatsächlich verfügen diese Oppositionsparteien in der Budgetkommission über die Mehrheit, weshalb sich gar nicht absehen läßt, wie gerade bei einer solchen Gruppierung die Trennung der Kirche vom Staat durch den endgültigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Republik und dem Vatikan ernsthaft vorbereitet werden soll. Die Vermutung liegt nahe, daß die Opposition, wohl wissend, wie der Minister des Auswärtigen, Delcassé, der Finanzminister Rouvier und einige andre Mitglieder des Kabinetts in dieser Frage sich durchaus nicht im Einklange mit dem andern Teile des Ministeriums befinden, den Erisapfel mitten in die Regierung werfen wollte. Daß diese Elemente auf den Sturz des Conseilpräsidenten rechnen, erhellte aus den jüngsten parlamentarischen Vorgängen mit größter Deutlichkeit.

Inzwischen hat das Ministerium am 12. Juli in der Deputiertenkammer bei der Debatte über die Kartäuserangelegenheit den Sieg errungen. Daß von einer Korruption der Regierung in dieser vielerörterten Angelegenheit nicht die Rede sein konnte, wurde vom parlamentarischen Ausschusse selbst mit Einstimmigkeit anerkannt, obgleich dessen Mehrheit aus Gegnern des Ministeriums bestand. Mit der überwältigenden Mehrheit von 370 gegen 82 Stimmen hat die Deputiertenkammer am 12. Juli festgestellt, daß die Ehre des Konseilpräsidenten Combes und der Regierung über jeden Verdacht erhaben sei. So konnte die diesjährige ordentliche Session der französischen Kammern ohne die von den Widersachern des Ministeriums angekündigte Krise geschlossen werden.

Literarische Rundschau.

Neue Musikliteratur.

1. Johannes Brahms. Von Max Kalbeck. Erster Band 1833—1862. Wiener Verlag. 1904.
2. Das Leben Richard Wagners. Von Carl Fr. Glasenapp. Dritte Auflage. Dritter Band. Erste Abteilung. (1864—1872.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Wir haben es mit Künstlerbiographien heutzutage eilig. Kaum wartet man noch den Tod hervorragender Persönlichkeiten ab; schon bei ihren Lebzeiten setzen sich fleißige Federn in Bewegung, alles festzuhalten, was nur irgend für die Kenntnis ihrer Gewohnheiten und Eigenschaften, ihrer Art, zu schaffen und für das Geschaffene selbst wichtig sein könnte. Es liegt in diesem Eifer eine schöne Dankbarkeit. Man will die Gaben des Genies nicht still hinnehmen, sondern zeigen, daß man ihrer wert war, und auch zeigen, daß man weiß, was sich dem Ausnahmemenschen gegenüber schickt; der Kranz des Nachruhms soll aus möglichst frischen Lorbeerblättern geflochten werden, damit kein Vorwurf entstehen könne. Der Dankbarkeit gesellt sich die Ängstlichkeit und der Propagierungseifer. Das biographische Material wird so vor Verzettelung und Verdunkelung bewahrt, aber der Mangel einer historischen Distanz bringt in die Darstellung gewöhnlich eine Verschiebung der Perspektive, und die zeitliche Nähe oder gar die Gegenwart der Kämpfe um die Anerkennung des Helden gibt ihr eine Erregtheit und Leidenschaftlichkeit, die der Klarheit des Bildes sehr unzuträglich ist. An und für sich muß die Lebensbeschreibung eines Künstlers schon durch das Liebhaben des Biographen einen starken persönlichen Einschlag bekommen; klingt nun noch Krieg und Kriegsgeschrei aus der erzählenden Beschreibung heraus, dann legt sich am Ende ein so dichter Nebel über die Umwelt, daß nur sehr genau orientierte und scharfsichtige Betrachter ganz hindurch zu sehen vermögen.

Beide oben angeführte Werke haben die Vorzüge und Nachteile jener Schilderung aus nächster Nähe.

Kalbecks Brahms-Biographie ist sehr breit angelegt: der erste Band, der Brahms nur bis zu seiner Übersiedelung nach Wien begleitet, also beim neunundzwanzigsten Lebensjahre abschließt, ist 512 Seiten stark. Diese Breite scheint mir nicht das Resultat einer inneren Notwendigkeit zu sein, denn einmal ist das Leben von Brahms sehr ruhig verlaufen, hat äußere Aufregungen, wie sie Wagner bestand, nicht aufzuweisen, und dann hatte er, wie Kalbeck selbst mitteilt, gegen die Neugier zudringlicher Kundschafter und Beobachter heftigsten Widerwillen, und traf Anstalten, von Dokumenten alles zu beseitigen oder zu vernichten, was ihn persönlich anging, um der drohenden Biographie möglichst wenig Stoff zu liefern. Ich habe mich darum des Eindrucks nicht erwehren können, daß die Lust am Fabulieren und die leicht

gleitende Hand des Verfassers die hauptsächlichen Ursachen der mehr als nötig auseinanderlaufenden Darstellung sind.

Anziehend wird die Jugend des jungen Hamburgers geschildert. Von außen sieht sie kümmerlich und hart aus, und reich war sie doch an Freuden für den talentvollen Jungen, der bei Cossel, dem Ideal eines Kunstlehrers, und bei dem ehrenfesten Marxsen schnell zu einem hervorragenden Klavierspieler und langsam zu einem eigengearteten Komponisten heranreifte. Schon damals war Brahms der unbändige Drang zum Naturgenuß — den er mit Beethoven und Schubert teilt — zum Schweifen durch Wald und Flur eigen, wo die Berührung mit der lebendigen Erde ihm Kraft und neue Lust zum Schaffen und Streben gab. Dieser Drang hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet und sich oft in seltsamen Formen geäußert, die launisch scheinen könnten, wenn wir nicht wüßten, daß sie einem inneren Müssen entsprangen. So unternahm er in Detmold gleich nach dem ersten Hofkonzert eine nächtliche Wanderung in den Teutoburger Wald, in Frack und Lackstiefeln, nur von Karl v. Meysenbug begleitet. Die Schwärmer schliefen auf der Bank eines Wirtsgartens ein und kehrten erst am hellen Morgen wieder in die stille Residenz zurück. Solche nächtliche Wanderungen fielen auch später, als Brahms in Detmold festen Fuß gefußt hatte, noch vor, meist in Gesellschaft des Konzertmeisters Bargheer und der beiden Brüder Karl und Hermann v. Meysenbug.

Besonders interessant sind Kalbecks Mitteilungen über die Umstände, unter denen Brahms mit Schumann bekannt wurde, und über das Verhältnis, in dem er zu seinen Kompositionen steht. Nach der Göttinger Episode war Brahms an den Rhein gewandert, hatte in Bonn Wasielewski kennen gelernt und von diesem Empfehlungen an den Geheimen Kommerzienrat Deichmann bekommen, dessen prachtvolles Landgut in Mehlem zur Sommerzeit ein Sammelplatz von Künstlern war. In diesem gastfreundlichen Hause verweilte Brahms längere Zeit, und hier erst enthüllte sich seinen staunenden Augen und Ohren das Wesen Schumannscher Musik, von der er bis dahin so gut wie nichts kannte; denn sein Lehrer Marxsen hatte ihn dem Einfluß der „Teufelsromantiker" so fern wie möglich gehalten und ihn mit der kräftigen Kost Bachs und Beethovens groß gezogen. Wie in einem Spiegel sah er sich selbst in Schumanns Jugendwerken wieder, denn auch er hatte aus E. T. A. Hoffmanns Schriften Begeisterung getrunken, und nannte und unterschrieb sich gern „Kreisler junior" oder „Der junge Kreisler" oder „Johannes Kreisler II". Der phantastische Kapellmeister hatte bei Schumann musikalische Gestalt gewonnen, der Hauch seines Geistes wehte den Jüngling aus den Phantasiestücken, den Kreisleriana, den Sonaten, der Phantasie des älteren Meisters an und weckte heißes Entzücken und das Verlangen in ihm, den Verehrten, dem er sich trotz Joachims Empfehlung bis jetzt ferngehalten, kennen zu lernen. „Was soll ich über Schumann schreiben," ruft er dem Freunde zu, „soll ich in Lobpreisungen seines Genies und seines Charakters ausbrechen oder soll ich wehklagen, daß die Menschen wieder die große Sünde tun, einen guten Menschen und göttlichen Künstler so vielfach zu verkennen und so wenig zu verehren! Und ich selbst, wie lange beging ich diese Sünde! Erst seit meinem Wegsein aus Hamburg und besonders während meines Aufenthaltes in Mehlem lernte ich Schumanns Werke kennen und verehren. Ich möchte bei ihm Abbitte tun." Und Kalbeck bemerkt sehr richtig, daß Schumann zu Brahms hingezogen wurde nicht durch die Ähnlichkeit, sondern durch den Gegensatz der künstlerischen Persönlichkeit des genialen Jünglings zu seiner eigenen. Was ihm für gewöhnlich an neuer Musik entgegentrat, stieß ihn entweder ab oder gab sich als von seinem eigenen Schaffen abhängig zu erkennen; hier aber war etwas Neues, Selbständiges, das ihm frische Hoffnungen für die Zukunft gab und ihm den Weckruf diktierte, der eine so schwere Last auf Brahms legte.

Ja, erst aus dieser Biographie sieht man ganz, wie hart bedrückt Brahms durch Schumanns so gutgemeinten Artikel „Neue Bahnen" wurde. Der Philister

wird annehmen, dies sei eine mächtige Förderung für Brahms gewesen: fanden doch seine ersten Werke gleich einen zahlenden Verleger, war er doch mit einem Schlage bekannt geworden. Aber was will das sagen gegen die Hemmnisse, die ihm daraus erwuchsen! Ihm war plötzlich ein Maßstab aufgedrängt, den er immerfort an sein Schaffen anlegen mußte; er, der schon zu grüblerischer Selbstkritik übermäßig Veranlagte, mußte sich nun bei jedem neuen Werke, das er mit sich herumtrug, fragen: wird dies auch den Erwartungen entsprechen, die man von dir nach der Ankündigung des Meisters hegt? So wurde er innerlich gefesselt und unfrei. Und von außen kamen ihm erst recht Widerstände. Alle, die Schumann in dem Artikel unter den „Hochaufstrebenden" nicht genannt hatte, konnten ihm und Brahms gram sein, und die Gutwilligen, die etwas Schumann Ähnliches in Brahms zu sehen hofften, wurden durch die herben und eigenwilligen Weisen des gepriesenen Neulings fremdartig berührt und schüttelten zweifelnd die Köpfe. Enthusiasmus und Freundschaft hatten ihm Steine in den Weg geworfen, an die er bei jedem Schritt stieß. Wäre seine Natur nicht so urkräftig gewesen, die fortwährenden Mißerfolge, die ihm statt der von Schumann erhofften Triumphe zuteil wurden, hätten ihn gebrochen. So rang er sich durch, langsam, gestützt von einer kleinen Schar vertrauender und verstehender Freunde, unter ihnen obenan Clara Schumann und Joseph Joachim.

Was Joachim für die Propagierung der Brahmsschen Werke getan hat, ist bekannt, nur erinnert man sich nicht immer genügend daran. Schon Moser hat in seinem Joachim-Buch energisch darauf hingewiesen. Kalbeck zeigt aber auf Grund eines großen Briefmaterials, daß Joachim noch viel enger mit Brahms' ganzer Kompositionstätigkeit und künstlerischer Entwicklung verknüpft ist, als Uneingeweihte ahnen können. Trotz der Bewunderung seiner Freunde fühlte sich Brahms noch 1856 mit seinen Kompositionen sehr unzufrieden: sie kamen ihm „weitschweifig in der Form, überladen im Ausdruck, steif und ungelenk in der Bewegung" vor. Bei Marxsen hatte er, nach seiner Meinung, nur die Anfangsgründe erfaßt; das Höhere, die souveräne Freiheit im Ausdruck, die vollkommene Herrschaft über die technischen Mittel wollte er sich nun in gemeinsamer Arbeit mit einem Gleichstehenden erringen. Dazu schloß er mit Joachim ein kontrapunktisches Schutz- und Trutzbündnis. Beide wollten Studien im doppelten Kontrapunkt machen, Kanons, Fugen, Präludien, Variationen und dergleichen schreiben und sich gegenseitig die Arbeiten zur Beurteilung einschicken; jeden Sonntag sollten Sendungen gehen und kommen, den einen Sonntag sollte Joachim, den nächsten er die Arbeiten herüberschicken, immer mit eigenen Beilagen und Kritik. Warum sollten auch, fragt Brahms, ganz vernünftige, ernsthafte Leute sich nicht selbst besser belehren können und weit schöner als irgendein Philister? Solange sollten die Übungen fortgehen, bis sie beide „recht gescheut" geworden wären; und wer den Termin versäumte und einen Sonntag nichts schickte, der sollte einen Straftaler in eine zu Bücherankäufen bestimmte Kasse zahlen. Und durch viele Jahre haben die Kontrahenten ihre Verpflichtungen erfüllt, wenn auch gelegentlich ein Taler in die Bücherkasse fiel.

Man vergegenwärtige sich nur recht, welche Demut vor der Würde der Kunst hierin liegt. Zwei junge Musiker, der eine mit Lorbeern überhäuft, als der erste lebende Geigenkünstler anerkannt, als hervorragender Komponist geschätzt, der andre durch einen Meister als Messias der zeitgenössischen Tonkunst in die staunende Welt geschoben und schon von einem begeisterten Kreise von Verehrern umgeben — sie beide setzen sich auf die Schulbank, um der heißgeliebten Musik die letzten Geheimnisse abzuringen. Das ist die Bescheidenheit der Beethoven und Schubert, die auf der Höhe des Ruhms wieder zu primitiven Übungen griffen, damit ihr reiches Können immer wieder verstärkt würde.

Aber nicht nur in solchen Übungen stand Joachim Brahms bei, er war überhaupt sein vornehmlichster musikalischer Beichtvater und Berater. Jedes neue Stück wurde seinem Urteil unterbreitet, und öfter geschahen auf Joachims Rat hin ein-

greifende Änderungen; in der Instrumentierung kann der im Orchesterspiel Erfahrene sogar als Brahms' eigentlicher Lehrer gelten, denn hier stellten sich dem Klavierspieler, der auch in Klavierklang dachte, ganz besondere Schwierigkeiten entgegen. Die Leichtigkeit orchestraler Farbenmischung, die manchem Tonsetzer angeboren scheint, besaß Brahms nicht und hat sie nie errungen, seiner Instrumentierung haftet fast immer etwas Schweres und Sprödes an. Daß er den vielgliedrigen Instrumentenapparat überhaupt meistern lernte, dankt er zum großen Teil der unermüdlichen Hilfe Joachims.

Bei der wichtigen Rolle, die Schumann in Brahms' Leben gespielt hat, ist es begreiflich, daß auch in diesem Buche seiner oft gedacht wird, insbesondere ist sein Leiden und Sterben hier so ausführlich und treu geschildert wie noch nie zuvor. Während der unendlich traurigen Zeit, die Schumann in Endenich zubrachte, stand Brahms Frau Clara mit hingebender Freundschaft zur Seite, tröstete sie durch ruhige Heiterkeit, durch seine Musik, ja schon durch sein Dasein. Er besuchte öfter den Leidenden, verschwieg der Freundin das Schmerzliche und berichtete das Trostreiche; auf ihren Wunsch sah er sich einige württembergische Heilanstalten an, in denen Schumann vielleicht untergebracht werden könnte, und an ihrer Seite stand er am Sterbebett des älteren Freundes und drückte ihm die Augen zu. War es ein Wunder, daß Claras Gefühle für den genialen Jüngling wärmer und wärmer wurden, daß sie am Ende über das Freundschaftliche hinauswuchsen? Sie legte ein „Erinnerungsbüchlein für ihren lieben Freund Johannes" an, in das sie vom August bis September 1856, wo sie mitsammen eine fünfwöchige Wanderung ausführten, gepreßte Blumen und Blätter aufbewahrte und bisweilen mit kurzen Bemerkungen begleitete: „Vergißmeinnicht für Johannes" — „Für Johannes im Walde gepflückt" — „Wonniger Morgenspaziergang mit Johannes" — „Von Johannes selbst gepflückt" — liest man da. Sollte das nicht Liebe sein? Keine Liebe, die heiß begehrt, sondern ein scheues, stilles Sehnen, das der edlen Frau unbewußt ins Herz gezogen war, und das früh wieder sterben mußte, weil es von vornherein an Entsagung gebunden war.

Neben vielem Treffenden in Kalbecks allgemeinen Ausführungen finde ich auch manches, was mir seltsam erscheint und mich zum Widerspruch reizt. So sagt er zum Beispiel: „Schumanns vom Kleinen zum Großen fortschreitende Kunst hatte mit musivischer Arbeit ihre Tausende von ingeniösen, reizenden Einfällen sorgfältig aneinandergereiht, sie bewegte sich gern in engen Formen, die sie durch Vervielfachung erweiterte und vergrößerte, und war der Gefahr der Verkünstelung mit genauer Not entgangen." Hier geschieht meines Erachtens Schumann ein großes Unrecht. Abgesehen davon, daß die musikalische Kunst immer vom Kleinen zum Großen fortschreitet — ich brauche wohl nur an den ersten Satz von Beethovens C-moll-Sinfonie zu erinnern zum Beweis, was bei dieser Produktionsart entstehen kann — so verfügt Schumanns Phantasie denn doch über etwas mehr als über „ingeniöse, reizende Einfälle"; vielmehr treten uns gerade in seinen ersten Klavierwerken, in den Sonaten, besonders in der in Fis-moll, in der Phantasie, in den Phantasiestücken, in den sinfonischen Etüden und vielem andern Gedanken von einer Größe und einem Schwung entgegen, wie sie nicht allzuoft gedacht sind. Von musivischer Arbeit kann hier gar keine Rede sein; es ist ein Quellen und Drängen von innen heraus, so stark, daß der glückliche Reiche die Fülle kaum bergen kann; es ist ein Gären und Reifwerden, ein Kreisen und Gebären, ein Naturprozeß, aber kein künstliches Zusammensetzen. Hätte man den Mut, Schumann etwas vorzuwerfen, dann wäre es nicht das Zuviel, sondern das Zuwenig an Reflexion und sichtender Arbeit.

Eine ebenso grundsätzliche Verkennung wesentlicher Dinge scheint mir in dem Ausspruch zu liegen, daß Brahms es verschmähte, „mit jenen seit Mendelssohn, Chopin und Schumann beliebt gewordenen Bluetten der Klavierliteratur zu debutieren, die ihren Autoren so schnell die Türen der Salons öffneten". Historisch wäre hier zu bemerken, daß Mendelssohn seine Laufbahn als Komponist mit drei

Klavierquartetten und einer Violinsonate begann, Chopin mit einem großen Rondo und den Variationen für Klavier und Orchester über „Là ci darem la mano". Werke, die als Bluetten schwerlich zu bezeichnen sind, und daß Schumanns Abegg-Variationen, Papillons, Paganini-Kapricen, Impromptus, Davidsbündler-Tänze jede andre Wirkung eher ausübten als die Erschließung von Salons. Und dann war es bei Brahms doch nicht ein „Verschmähen" dieser oder jener Kunstform, daß er so einsetzte, wie es eben geschah, sondern ein seelisches Müssen. Er komponierte das, wozu ihn sein Herz drängte, ohne den Gedanken, etwas Bestimmtes zu wollen und etwas Andres nicht zu wollen. Endlich aber macht doch nicht der Umfang, die Größe der Form, auch die Größe des Kunstwerkes aus; die Intensität des Ausdrucks und der Wirkung sind hierfür die einzigen Gradmesser. Chopins und Schumanns „Bluetten" eröffnen ungeahnte musikalische Welten; wieviel Sinfonien der nach-Beethovenschen Zeit gibt es, von denen man dies sagen könnte?

Sobald Kalbeck auf Weimar zu sprechen kommt, verliert er vollkommen den Boden ruhiger Betrachtung unter den Füßen. Die „Weimarer Schreckensperiode", in der „sämtliche Künste miteinander verwechselt und vertauscht, die Vernunft auf den Kopf, der Aberwitz auf die Beine gestellt wurde", macht ihm unendliche Pein, und wenn man seine Schilderungen von dem „tempelschänderischen Haufen wüster Neuerer" liest oder ihn z. B. über die Arnims erzählen hört, daß „das vierblättrige Kleeblatt das Seinige zu der dort in Permanenz erklärten allgemeinen Verrücktheit" beitrug, dann könnte man wirklich auf den Gedanken kommen, Liszt und seine Umgebung seien nichts als ein Haufe Wahnsinniger gewesen. Daß es anders war, weiß die Welt. Der Tageskritiker mag in der Hitze des Gefechts gelegentlich einmal über den Strang schlagen und sich im Ausdruck übernehmen, wer aber eine große Künstlerbiographie schreibt und die geschichtliche Umgebung seines Helden zeichnen will, der müßte vorsichtiger sein. Gerade in bezug auf Weimar wäre es wohl am Platze gewesen, zu untersuchen, woher die ganze Bewegung — es war doch immerhin Bewegung! — ihren Ursprung nahm, welche Irrungen und Übertreibungen unterliefen, und was etwa Nützliches und Bleibendes aus ihr erwuchs. Kalbecks greller Farbenauftrag schädigt das Bild empfindlich.

Zudem läßt die historische Genauigkeit öfters zu wünschen übrig. Wenn Kalbeck sagt: „Was Berlioz als genialer Virtuose des Instrumentenklanges begonnen hatte, wurde mit immer wachsendem Erfolge von Liszt und Wagner fortgesetzt; sie konnten die Errungenschaften seines in der raffiniertesten Orchestertechnik aufgehenden Geistes sich um so leichter aneignen, als sie gleich ihm von keiner starken rein musikalischen Potenz dabei behindert wurden," so ist das gründlich falsch. Wagner ist in keinem Zuge von Berlioz abhängig, nicht einmal in der Instrumentierung; seine künstlerischen Tendenzen liefen denen von Berlioz schnurstracks entgegen, und wie er über den seltsamen Franzosen dachte, darüber hat er keinen Zweifel gelassen. Ebensowenig läßt sich eine Abhängigkeit Liszts von Berlioz nachweisen. Alle drei suchten nach neuen Wegen für die Kunst, das ist der einzige Zusammenhang unter ihnen; diese Wege selbst aber gingen von verschiedenen Punkten aus und führten zu verschiedenen Punkten hin. Wie man die musikalische Potenz Wagners auf eine Stufe mit der von Liszt und Berlioz stellen kann, verstehe ich nun vollends nicht. Es ist auch nicht richtig, daß die Fürstin Wittgenstein mit Liszt „von jenem Gesamtkunstwerk der Zukunft träumte, das Richard Wagner dann mit dem höchsten Aufgebot technischer Hilfsmittel, aber auch mit dem dazu gehörigen Genie zu verwirklichen trachtete". Bekanntlich hat Liszt in seinem Schaffen nie nach jenem Gesamtkunstwerk getrachtet, dann aber war die Fürstin eine entschiedene Gegnerin von Wagners Tendenzen und Kunstwerken, deren Sinn sie gar nicht begriff, sie wäre also die letzte gewesen, Liszt zu unterstützen, wenn ihn seine Neigung nach jener Seite hin gezogen hätte. So abhold war sie Wagner, daß sie zwischen ihm und Liszt Zwietracht säete und es auch erreichte, die beiden Freunde

für eine Zeitlang einander zu entfremden. Was ihren Einflüssen die Entstehung verdankt, sind Liszts kirchliche oder religiöse Werke.

Durchaus einverstanden darf man aber mit Kalbecks Auslassungen über den „Allgemeinen deutschen Musikverein" sein, den Bülow einmal den „Allgemeinen deutschen Dilettantenverein" nannte, und der in den sechziger Jahren ein gar kümmerliches Dasein fristete. Was Kalbeck hier sagt, ist nicht allein treffend, sondern auch so amüsant gefaßt, daß ich mir nicht versagen kann, es zum Teil wiederzugeben. „Der Gedanke, das von Schulze-Delitzsch ins Leben gerufene moderne Genossenschaftswesen mutatis mutandis auf künstlerisches Gebiet zu verpflanzen, war unstreitig der fruchtbarste, aber auch verhängnisvollste Einfall Brendels. Durch die Gründung des „Allgemeinen deutschen Musikvereins" wurde recht eigentlich die Clique erst zur Partei erhoben, die Partei aber statutenmäßig konsolidiert und organisch ausgestaltet. Was es an Mittel- und Halbtalenten gab, an ehrgeizigen Strebern, Unzufriedenen und Mißvergnügten, die keine Aussicht hatten, es bei der überlegenen Konkurrenz der Kapitalisten des Genies zu etwas zu bringen, strömte dem Vereine zu. Hier war auch der letzte in seiner Eigenschaft als Vereinsmitglied zu hohen Dingen berufen, hier konnte mancher, dem sonst niemand nachfragte, eine hervorragende Rolle spielen. Die Hoffnung, an einem der alljährlich anberaumten Musikfeste mit einem ‚bemerkenswerten, wenn auch ungedruckten' eigenen Werke hervorzutreten, träufelte ihr süß berauschendes Gift in viele arme Seelen, und sie verschrieben sich und ihr musikalisches Heil ohne Bedenken den neuen Göttern und ihren Propheten. Hier empfingen sie den heiß ersehnten Ruhm als Vorschuß auf Kredit oder auch als unkündbares Darlehn, ja sie konnten sich in eine Unsterblichkeitskasse einkaufen, wenn sie nur regelmäßig die verlangten Prämien und Zinsen bezahlten. Die Talentlosigkeit wurde solidarisch und verpflichtete zu gegenseitigen Liebesdiensten" . . .

Am meisten angezogen habe ich mich durch die ausführlichen Besprechungen der Brahmsschen Werke gefühlt. Vielleicht findet mancher, der Verfasser sei in der poetischen Ausdeutung hier und da zu weit gegangen, aber es geschieht das alles mit dem Spürsinn liebender Verehrung und mit so fein nachfühlendem Verständnis, daß man dem kundigen Führer mit immer neuer Freude folgt. Durch die Kenntnis kleiner, intimer Einzelheiten wird uns manch vertrautes Stück noch lieber. Wer suchte in dem bekannten holden Wiegenlied Geheimnisse? Und doch hat Brahms hier aus freundschaftlichem Gedenken eine zarte Beziehung eingeflochten. Berta Porubszky, eine junge Wienerin, war ihm aus dem Kreis anmutiger Mädchen, die in Hamburg unter seiner Leitung Chöre sangen, besonders vertraut geworden. Als sie verheiratet war, eine würdige Frau Dr. Faber, schickte er ihr nach der Geburt des zweiten Knaben das Wiegenlied, dessen Begleitung eines jener oberösterreichischen Gsangeln, die Berta in fröhlicher Gesellschaft öfter gesungen hatte, fast notengetreu widergibt: „Du moanst wohl, du moanst wohl, die Lieb laßt si zwinge?" Und in einer andern Schöpfung lernen wir durch die Darlegung seiner Entstehungsgeschichte manche Eigentümlichkeit und Sprödigkeit begreifen: in dem Klavierkonzert in D-moll. 1854 hatte Brahms lange an einem großen sinfonischen Werke gearbeitet, das schließlich auf eine Sonate für zwei Klaviere reduziert worden war. Auch in dieser Form befriedigte es den Komponisten nicht, und er machte wieder Versuche, den dort niedergelegten Gedankenstoff künstlerisch zu bezwingen. Für ein Klavierkonzert mit Orchester schien ihm das Ganze schließlich am meisten geeignet. Und nun begann ein heißes Arbeiten: das Allegro und Adagio wurden im wesentlichen beibehalten, der sarabandenartige Totenmarsch fand später im deutschen Requiem eine Stelle, als Finale erschien ein neues, konzertmäßiges Rondo. Zwischen Brahms und Joachim ging das Stück hin und her; der erfahrenere Freund schlug Verbesserungen vor, Brahms formte um, und wieder kamen Gegenvorschläge, denen Neueinkleidungen folgten, ohne daß der Komponist doch zur endgültigen Fassung gelangen konnte. Resigniert schickte er im Dezember 1857 das Konzert wieder an

Joachim: „Ich habe kein Urteil und auch keine Gewalt mehr über das Stück. Es wird nie was Gescheites daraus." Dann verlangt er's wieder zurück, um sich noch einmal darüber zu ärgern, und noch kurz vor der ersten Aufführung im Leipziger Gewandhaus glaubte er, daran feilen und bessern zu müssen. So sieht man in die Qualen des künstlerischen Schaffens hinein. Fast bei jedem der besprochenen Werke erhalten wir in irgendwelcher Art neue Aufschlüsse und Einblicke, und um dieser Bereicherung des künstlerischen Erkennens willen möchte ich dem Brahms-Buch einen weiten, willig folgenden Leserkreis wünschen.

Ganz anders als Kalbecks „Brahms" ist Glasenapps „Richard Wagner". Man kennt die Art des Autors aus den früheren Auflagen und aus den früheren Bänden. Während Kalbeck in behaglich schweifendem Erzählerton vorträgt, und alles, was er zu sagen hat, im Text unterbringt, geht Glasenapp ins Detail und gibt Schritt für Schritt ausführliche Quellennachweise und Erläuterungen in vielen Anmerkungen; dieser ist mehr philologisch, jener mehr feuilletonistisch.

Der vorliegende Band behandelt die ereignisreichste Zeit in Wagners Leben: Die Münchener Freuden und Leiden — Triebschen — Bayreuth bis zur Grundsteinlegung des Festspielhauses.

Wie eine Himmelsbotschaft war Wagner die Berufung nach München durch den jungen enthusiastischen König gekommen. Was er indessen einzig sich erhofft hatte: die Möglichkeit, unbedrängt durch kleinliche Daseinsnöte nur seinem Kunstschaffen leben zu können, das gerade fand er nicht. Auf der einen Seite sah er sich der ungeheueren Verantwortung gegenüber, dem Monarchen, der in den Schriften Wagners vollkommen aufging und von einer Reorganisation des Staates durch die Kunst in seinem Sinne träumte, ein erziehender Berater zu sein; und auf der andern Seite verbitterten ihm tausend Hemmungen das Leben und die Arbeitsfreude, trieben ihn schließlich Machenschaften niedrigster Art aus der bayrischen Hauptstadt weg in die Schweiz. Was alles in München gegen Wagner ausgesponnen wurde, durch welche Mittel man den „Günstling", der angeblich den König politisch beeinflußte, zu stürzen versuchte, das liest sich in Glasenapps Darstellung wie ein spannender Roman. Nur eine Episode sei erzählt. Der König hatte aus seinen Privateinkünften einen Fonds begründet, mittels dessen Wagners Schulden im Laufe eines Jahres getilgt werden sollten, so daß der König nun allein des Künstlers Gläubiger war. Wagner hat die Geldspenden des Königs immer nur als ein großmütiges Darlehen auf Rückzahlung mit unbestimmtem Termin angesehen, und in der Tat ist alles, was er damals erhalten hat, von ihm später in genauester Abrechnung bei Heller und Pfennig an die königliche Kabinettskasse zurückerstattet worden. Die Auszahlungen an Wagner sollten nach des Königs Absicht natürlich in aller Stille und Diskretion geschehen. Die Vollstrecker seines Willens jedoch hatten es anders beschlossen. Eigens um Aufsehen zu erregen und die öffentliche Meinung zu erbittern, wurden die 40 000 Gulden, um deren Übermittlung es sich handelte, in lauter Silbermünze derart an ihre Adresse befördert, daß der mit Geldsäcken beladene offene Wagen in Begleitung von Beamten recht auffällig und langsam durch die Straßen der Stadt bis vor das Haus des Künstlers fuhr! Die Agitation gegen Wagner begann, wie der Staatsrat Pfistermeier selbst zugestanden hat, von dem Tage an, wo die Pläne für ein großes Mustertheater auftauchten, und dadurch „die Interessen der Zivilliste gefährdet erschienen". Um diese zärtliche Fürsorge für die Zivilliste ganz zu würdigen, muß man wissen, daß seit Ludwig I. in Bayern die Beamten des königlichen Kabinetts von den jährlich erübrigten Geldern der Zivilliste und des gesamten königlichen Privatvermögens gewisse Prozente bezogen!

Wagners Leben in München hatte zwei Höhepunkte, die innerlicher und äußerlicher Art zugleich waren. Der eine: die erste, viermal wiederholte Aufführung des „Tristan", der wie die Verwirklichung eines Märchentraumes in die nüchterne Opernwelt trat. Schnorr von Carolsfeld sang ihn, und Wagner selbst war von dem Eindruck der ganzen Darstellung so überwältigt, daß er berichtete: „In der

vierten Aufführung erfaßte mich — im letzten Akte — das Gefühl des Frevels dieser ungeheuren Leistung; ich rief: ‚Dies ist die letzte Aufführung des ‚Tristan', und nie wieder darf er gegeben werden!'" Und ein zweites außerordentliches Ereignis war die erste Aufführung der „Meistersinger", der Wagner an der Seite des Königs in dessen Loge beiwohnte. Konnte ihm überhaupt eine Genugtuung gegeben werden für die Unbill, die er in München erfahren hatte, so war dies die glänzendste. Der Verfolgte, angeblich durch den Volkswillen Vertriebene, kehrte als Triumphator zurück und empfing eine Ehrung, die dem Volke zeigte, wie sein König ein Genie zu schätzen wußte.

Nach München zurückzukehren, dazu konnte sich Wagner auch hiernach nicht entschließen, denn er hatte inzwischen in Triebschen das gefunden, wonach er sich sein Leben lang gesehnt hatte, ein Heim und eine Familie, und die ihm dies bereitete, war Frau Cosima von Bülow. Schon als sie im Juli mit ihren Kindern zu Wagner nach Starnberg kam (Hans von Bülow folgte ihr acht Tage später), äußerte sich Wagner über die „tragische Ehe" des Paares: . . . „eine junge, ganz unerhört seltsam begabte Frau, Liszts wunderbares Ebenbild, nur intellektuell über ihm stehend. Wäre ich gemacht, über die Oberfläche hin mir mein Teil Annehmlichkeit von Dingen und Verhältnissen zu versichern! Das bin ich nun eben nicht, ich bin so töricht, alles so ernst zu nehmen." Hier also scheint beiden die Erkenntnis gekommen zu sein, daß sie zueinander gehörten. Die Ehe mit Bülow war aus einem fast geschwisterlichen Zusammenleben beider im Hause von Bülows Mutter herausgewachsen; was sie zusammenführte, war auf keiner Seite eine heiße, leidenschaftliche Neigung, ein mächtiger, innerer Zwang gewesen, sondern es war ein fast selbstverständliches Werben und Gewähren. Erst im Verkehr mit Wagner lernte sie verstehen, was Liebe ist, und ohne Zagen löste sie sich von Bülow, um dem zu folgen, für den sie bestimmt war. In München lebte sie zum größten Teil für und mit Wagner; in seiner Wohnung waren zwei Zimmer für sie eingerichtet, sie vertrat die Dame des Hauses an den Empfangstagen, sie besorgte seinen Briefwechsel, teilweise sogar mit dem König. Von dieser Zeit an hat sie ihm nicht nur geistig, sondern auch leiblich angehört; ihre Kinder Isolde und Eva, die Bülows Namen trugen, haben Wagner zum Vater. Bülow wußte, wie es um die beiden stand. In großherziger Entsagung gab er die Gattin frei, um des genialen Freundes willen und lieh ihr seinen Namen, bis es ihr vergönnt sein würde, sich auch gesetzlich mit Wagner zu vereinigen. Er selbst veranlaßte sie, den Vereinsamten in seinem Schweizer Exil aufzusuchen und ihm häusliches Behagen zu schaffen, sie begleitete ihn in die deutsche Schweiz, suchte mit ihm das Landhäuschen in Triebschen aus, das Wagner sechs volle Jahre, Jahre reichster Tätigkeit, beherbergen sollte, und reiste dann erst nach München zurück.

Ehe die endgültige Vereinigung Cosima von Bülows mit Wagner erfolgen konnte, galt es, noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Als Wagners erste Frau, Minna, gestorben war, dachte er gleich daran, den neuen Bund zu schließen; Bülow verlangte eine Wartezeit von zwei Jahren, solange sollte Cosima bei ihrem Vater bleiben. Dagegen gerade lehnte sich Wagner auf. Wußte er, ob ihm genug Lebenszeit zugemessen war, um zwei Jahre Glückes entbehren zu können? Und doch geschah die Übersiedelung der geliebten Frau erst nach dieser Zeit; zwei Jahre lebte sie noch im Hause Bülows, dann folgte sie Wagners Ruf nach Triebschen, wo am 6. Juni 1869 Siegfried geboren wurde, und am 25. August 1870 erhielt der Bund auch äußerlich, gesetzmäßig seine Sanktionierung.

Die Darstellung dieser Ereignisse bei Glasenapp wird getrübt durch die herkömmlichen absprechenden Redereien über die arme Minna. „Sie (Frau v. B.) sah Wagner unter dem Zwang und Druck einer unleidlichen ehelichen Verbindung, an der Seite des ‚Tristan'-Schöpfers eine Gattin ohne Schwung, ohne Glauben, ohne den allermindesten Sinn für seine Größe, ohne Verständnis für seine Stellung zur Mitwelt . . . Sie mußte sich unwillkürlich, im Gegensatz zu dem Erlebten und Wahrgenommenen

ein Bild davon ausprägen, wie die Frau beschaffen sein mußte, die in wahlverwandter Geisteshöhe dem Großen zur Seite stehen und doch ehrerbietig vor ihm sich beugen, die ihm in seinem Ringen gegen eine ganze Mitwelt eine würdige Genossin, eine Vertraute, eine Gehilfin sein konnte." Muß die Gattin des Genies so beschaffen sein? Mich dünkt, es sprächen genug Beispiele dagegen. Christiane Vulpius stand geistig gewiß nicht höher als Minna Planer, und Goethe hat sie doch herzlich lieb gehabt und mit ihr eine glückliche Ehe geführt. Wagner empfand anders — gut! Aber Minna war ihm gerade in der schwersten Zeit eine treue Genossin gewesen, und hätte ihn nie verlassen, wenn er sie nicht von sich gewiesen hätte. Ihre treue Liebe wiegt um so schwerer, als sie ihn eben nicht „verstand". Ja, wer versteht das Genie? Versteht Glasenapp Richard Wagner? Ich muß daran zweifeln. Verstände er ihn, so hätte er wohl ein wenig von dem mitleidigen Zartgefühl, das aus allen Äußerungen Wagners über Minna herausklingt, sich selbst angeeignet. Wenn zwei außerordentliche Menschen Außerordentliches tun, wie es bei der Vereinigung von Wagner und Cosima Liszt geschah, so wird keiner, der nicht etwa die geschaffenen und geltenden Moralgesetze für den Ausdruck einer unabänderlich feststehenden Sittlichkeit hält, hieran mäkeln. Den Panegyrikus jedoch, den Glasenapp diesem Ereignis widmet, halte ich für sehr unangebracht. War es unbezwingliche Liebe, was beide zueinanderführte, so hatten sie recht; müßte ich jedoch mit Glasenapp annehmen, daß Frau von Bülow Wagner folgte, weil sie sich ihrer eigentlichen Lebensaufgabe mehr und mehr bewußt geworden war („es war diejenige, welche die größere Opferkraft und Opferfreudigkeit verlangte und die höhere Pflichterfüllung auferlegte"), also mit dem Verstand, nicht mit dem Herzen entschied, dann könnte ich weniger hoch von ihr denken. Und wenn er von dieser Ehe sagt: „Es gibt kein Bündnis, welches jedem Deutschen heiliger zu sein hätte", so erscheint mir das einfach als Blasphemie.

Der Vorzug der Glasenappschen Biographie besteht einmal in der Genauigkeit der Darstellung, in der Heranziehung jeder, auch der unbedeutendsten Einzelheit aus Wagners Leben, und dann in der ungemein warmen Sprache, die aus einer wahrhaftigen Verehrung und einer bedingungslosen Hingabe an Wagners Persönlichkeit fließt — Glasenapp berührt sich in diesem Punkt mit Kalbeck, und er berührt sich auch darin mit ihm, daß er alles Gegnerische mit blindem Eifer verfolgt, und zwar noch in höherem Maße als jener. Ehrliche Gegner der Wagnerischen Bestrebungen gibt es für Glasenapp nicht, er wittert überall Niedertracht und Gemeinheit, Verschwörung wider besseres Wissen, sieht überall Gespenster. Und wollte wirklich jemand aus Überzeugung sich ablehnend verhalten haben, so wäre er eben ein unheilbarer Trottel. Glasenapp beklagt sich über den Klatsch und Tratsch, den die Zeitungen um Wagner herum verbreitet haben, und doch tut er desgleichen gegenüber der andern Partei, und er ist dabei nicht immer sehr wählerisch. Die Münchener Wechselgeschichte ohne Namensnennung (S. 78) klingt wie ein Räuberstückchen; die Verklatschung Herrn v. Hülsens, der, einer unbeglaubigten Zeitungsnotiz zufolge, vor der ersten Berliner Meistersinger-Aufführung nach Leipzig gereist sein „soll", nachdem er vergeblich sein Entlassungsgesuch, „wie verlautet", eingereicht hatte, und der vor der Abreise noch die Bekränzung des Dirigentenpultes und das Einschmuggeln blühender Wurfgeschosse verboten haben „soll", erscheint mir ziemlich unwürdig.

Mit besonders ausdrucksvollem Haß verfolgt Glasenapp Meyerbeer, nicht den Komponisten, was zu begreifen wäre, sondern den Menschen. Wollte man ihm glauben, so wäre Meyerbeer Wagners böser Engel gewesen, der ihm bei jeder Gelegenheit ein Bein zu stellen suchte. Eine geradezu absurde Form nimmt diese Verdächtigungsmanie bei der Erwähnung von Wagners Wahl zum auswärtigen Mitglied der Königlichen Akademie der Künste an. Da ich auch sonst schon wunderbare Dinge über diese Angelegenheit vernommen habe, so will ich näher auf sie eingehen und sie an der Hand des akademischen Aktenmaterials endgültig klarstellen. Wagner war 1869 zum auswärtigen Mitglied erwählt, und Glasenapp knüpft daran

folgende Betrachtung: „Neun Jahre früher zur Aufnahme in diese Körperschaft vorgeschlagen, war er ansehnlich in der Minorität geblieben. . . . Natürlich war dies unter dem Hochdruck des Einflusses des damals noch lebenden Generalmusikdirektors Meyerbeer geschehen, der zwar selbst in der betreffenden Sitzung wieder einmal nicht zugegen war, dafür aber sämtliche an der Abstimmung beteiligten Musiker der Akademie in seiner Tasche hatte. Einstimmig standen diese gegen Wagner ein und führten somit ihren eigenen ‚Durchfall' vor der Nachwelt herbei, während sämtliche Maler für den Meister eintraten und aus Empörung nun wiederum ihrerseits sämtliche, sonst noch vorgeschlagenen Kandidaten der musikalischen Sektion . . . erbarmungslos durchfallen ließen. . . . Die Zusammensetzung dieses sonderbaren Areopags war dem aktiven, an der Wahl beteiligten Personalbestande nach, im Jahre des Heils 1869 im wesentlichen die gleiche wie neun Jahre zuvor; der einzige Unterschied in der Situation war der, daß der große Wettermacher für Berlin, Paris und London inzwischen — nach zwanzigjähriger zäh ausdauernder Bekämpfung seines gefürchteten Gegners — aus dem Leben geschieden war."

In Wirklichkeit verhält sich die Sache folgendermaßen: Am 3. Oktober 1860 wurden dem Gesamtsenat von der musikalischen Sektion zu ordentlichen Mitgliedern folgende Künstler vorgeschlagen: Julius Rietz, Richard Wagner, Reithart, Halévy, Carl Eckert. Unterzeichnet war diese Vorschlagsliste von Meyerbeer, Bach, Grell, Schneider, Dorn, Commer. Protokolle über die 1860 stattgefundenen Mitgliederwahlen sind nicht mehr vorhanden, es läßt sich also nicht feststellen, wieviel Stimmen auf jeden der Kandidaten fielen. Da aber die Abstimmung eine geheime war, so würde sich auch aus den Protokollen nicht ergeben, in welchem Prozentsatz Musiker und Vertreter der bildenden Kunst — es waren ja nicht nur Maler dabei, wie Glasenapp anzunehmen scheint — für oder gegen Wagner gestimmt haben. Was darüber umläuft, ist nichts als unkontrollierbarer Klatsch. Soviel jedoch ist sicher: hätten „sämtliche" Maler ꝛc. für ihn gestimmt, dann wären die paar Musiker an die Wand gedrückt und Wagner Mitglied geworden. Es muß also wohl anders verlaufen sein. Und da die Musiker, unter ihnen der so geschmähte Meyerbeer, Wagner selbst vorgeschlagen hatten, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie auch für ihn gestimmt haben. Sodann fand am 26. Mai 1865 eine Wahl statt, von der Glasenapp nichts weiß. Hierbei erhielt Wagner 21 Stimmen (22 waren zur Majorität erforderlich), und 12 standen gegen ihn. Gewählt wurde mit 29 Stimmen Kiel. Von Musikern waren in dieser Sitzung anwesend: Bach, Taubert, Grell, Commer, Ries. Meyerbeer war damals schon tot — und merkwürdigerweise fiel Wagner wieder durch. Bei der Sitzung am 20. April 1869, wo Richard Wagner allein von allen Kandidaten die erforderliche Stimmenmehrheit erzielte, stimmten von Musikern mit: Grell, Kiel, Dorn, Taubert, Commer. Von dem, was Glasenapp vorbringt, ist also nur richtig, daß Wagner 1860 nicht gewählt, 1869 dagegen gewählt wurde, alles andre hat er sich rein aus den Fingern gesogen oder vagen Gerüchten nachgesprochen: den Einfluß Meyerbeers, das Eintreten sämtlicher „Maler" für Wagner, und so weiter. Und hier muß ich mich denn doch fragen, wie es möglich war, solche Verdächtigungen auszusprechen, ohne auch nur den Schatten eines Beweises für sie erbringen zu können.

Wie bequem ist der Fanatismus, wie schwer sachliches Erkennen!

Carl Krebs.

Helmolts Weltgeschichte.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit einer Anzahl von Gelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899 ff.

Man kann nicht leugnen, daß die bisherigen „Weltgeschichten" ohne Ausnahme nichts andres gewesen sind als Geschichten der weißen Rasse, mit kleinen — honoris et nominis causa — angehängten Abschnitten über China, Japan und Indien und etlichen gelegentlichen Bemerkungen über die andern Völker der Erde. Die hinter dieser Behandlungsweise stehende Gesamtauffassung war natürlich die, daß die weiße Rasse eigentlich allein den Menschen im vollen Sinne darstelle und ihr die Herrschaft über die Erde beschieden sei, wie dies Heinrich von Treitschke ausgesprochen hat: „Mit voller Sicherheit läßt sich heute sagen, daß die Rassenaristokratie der europäischen Völker und ihrer Abkömmlinge dereinst fast den gesamten Erdball beherrschen wird." Durch diese Auffassung erhält die Weltgeschichte einen teleologischen Grundzug; alles ist von Anfang an auf die Eroberung des Erdballs durch die Weißen angelegt; was diesem Ziele dient, ist zweckmäßig und des Lobes wert; was dieses Ziel verhindert, ist unzweckmäßig und verdient Tadel und Zurückweisung.

Der Berichterstatter ist heute noch nicht davon überzeugt, daß diese Auffassung falsch ist, und daß sie „das Augenblickliche für das Dauernde, das Besondere für das Allgemeine ausgibt", wie dies Helmolt S. 5 des ersten Bandes seiner „Weltgeschichte" annimmt. Aber es ist ohne weiteres zuzugeben, daß es wohl einmal des Versuches wert war, eine „Weltgeschichte" von dem andern Ausgangspunkt aus zu schreiben, nach dem sie erstlich wirklich die Geschichte der Welt, d. h. aller Völker, auch der „wilden" und „halbwilden", sein und zweitens das gute Recht auch dieser Völker und ihre Befähigung zu höheren Entwicklungsstufen anerkennen, also auf jene teleologische Betrachtung bewußt verzichten soll. Diese neue „Weltgeschichte" beruft sich auf Ernst Renan, der schrieb: „In der Geschichte gibt es trübe Tage, aber keine unfruchtbaren," und — mit mehr Recht wohl — auf Alexander von Humboldt, dem der Gedanke widerstrebte, daß einige Menschenstämme weniger zur vollen Entwicklung tauglich sein sollten als andre.

Wenn diese Auffassungsweise durchgeführt werden sollte, so war freilich von vornherein keine andre Anordnung des Stoffes möglich als eine ethno-geographische: die Völker dürfen nicht dann erwähnt und besprochen werden, wenn sie mit den Weißen und deren „überlegener" Kultur in Berührung kommen; sondern als Wesen sui juris müssen sie für sich angeschaut werden, auf den Schauplätzen, wo sie uns überhaupt begegnen, wo sie ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. So gliedert sich der Stoff folgendermaßen in acht Bände: 1. Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean. 2. Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. 3. Westasien. Afrika. 4. Die Mittelmeervölker; Entstehung des Christentums und östliche Entfaltung desselben. 5. Osteuropa. Das Slawentum. 6. Mittel- und Nordeuropa; Germanen und Romanen. Westliche Entfaltung des Christentums. 7. Westeuropa bis 1789. 8. Westeuropa im 19. Jahrhundert. Der Atlantische Ozean.

Bis jetzt liegen vollendet sechs Bände vor (I. II. III. IV. VII. VIII.): zwei und ein „Ergänzungsband" (als neunter des Ganzen) stehen noch aus. In diesem Ergänzungsband, der ursprünglich nicht in Aussicht genommen war, sollen geboten werden: ein methodologischer Rückblick auf die Ergebnisse der „Weltgeschichte"; eine Übersicht der hauptsächlichsten Quellen; eine Anleitung zum Studium der „Weltgeschichte" und endlich (neben den dankenswerten Einzelregistern zu jedem Band) ein Gesamtregister zu sämtlichen Bänden. Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß die Anfügung dieses neunten Bandes, der eine Art Rechenschaftsablage

und Gebrauchsanweisung geben soll, von Helmolt erst beschlossen worden ist, als auch ihm mit dem Fortschreiten des Werkes zum Bewußtsein kam, daß seine „Weltgeschichte" an einem erheblichen Fehler leide. Die rein nach Völkern und Weltteilen sich gliedernde Anordnung ist wesentlich räumlich; das Wesen der Geschichte aber ist Fortschritt in der Zeit. So gerät die „Weltgeschichte" mit dem Grundprinzip der Geschichte in einen gewissen Widerspruch; sie muß z. B. im ersten Bande, der Amerika behandelt, die Kolonisation dieses Weltteils durch europäische Völker (Spanier, Portugiesen, Franzosen, Holländer, Engländer) erörtern, die hier wie aus der Pistole geschossen erscheinen und erst im sechsten Band in ihrem geschichtlichen Werden vorgeführt werden. Ebenso wird im ersten Band (S. 401—410) die christliche Mission behandelt, während das Christentum erst bei den Mittelmeerländern im vierten Band zur Darstellung kommt, aber auch hier geographisch zerrissen, da seine Entfaltung im Westen erst in den sechsten Band (Mittel- und Nordeuropa) gehört. Am wenigsten werden von diesem inneren Zwiespalt der siebente und achte Band betroffen, die sich fast lesen wie irgendeine andre Weltgeschichte auch. Wenn wir so die unvermeidliche Schattenseite der neuen „Weltgeschichte" empfinden, so gebührt es sich doch, auch ihrer glänzenden Lichtseiten zu gedenken. Nirgends sonst findet man diese gleichmäßige, liebevolle Behandlung aller Völker der Erde; selbst die „Histoire générale" von Lavisse und Rambaud kann sich in diesem Betracht mit der „Weltgeschichte" nicht messen, schon weil sie das ganze Altertum bis 395 n. Chr. planmäßig außer Betracht läßt. Von welch unmittelbarem Interesse für die Gegenwart ist aber z. B. die ausführliche Darstellung der Geschichte der „gelben Rasse", wie sie Band II bietet; was das jetzt so viel genannte Tibet in der Menschheitsentwicklung eigentlich bedeutet, das erfahren wir (von Spezialwerken abgesehen) nur bei Helmolt. Und vielleicht wird auch das als Vorzug lebhaft empfunden werden, daß die geschichtliche Darstellung überall bis auf die jüngste Gegenwart fortgeführt ist. Hiervon aber weiter zu schreiben, verbietet sich für den Unterzeichneten von selbst, da er, trotz seiner grundsätzlichen Bedenken, doch in Würdigung des eigentümlichen Vorzugs der „Weltgeschichte" sich unter ihre Mitarbeiter eingereiht und die Geschichte Westeuropas von 1866—1902 verfaßt hat.

Gottlob Egelhaaf.

ρ. **The Life of His Majesty William the Second, German Emperor.** With a sketch of His Hohenzollern Ancestors. By William Jacks, L. L. D. Glasgow, James Mac Lehose & Sons. 1904.

Die Tatsache, daß ein englischer Schriftsteller, unbeirrt durch die vorherrschende Tagesstimmung seines Landes, die jüngste Phase preußisch-deutscher Geschichte liebevoll, ja mit einem gewissen Enthusiasmus behandelt, ist erfreulich und anerkennenswert. Auch über seine Qualifikation in deutscher Literatur und Sprache läßt Mr. Jacks uns nicht im Zweifel: sowohl auf dem Titelblatt wie in einem Appendix von „Stimmen der Presse" werden wir darüber belehrt, daß er ein Leben des Fürsten Bismarck geschrieben und Lessings „Nathan der Weise" übersetzt hat. Was ihm zu fehlen scheint, ist Geschmack. Es charakterisiert den Verfasser wie sein Buch, daß er nach und neben den Bildern des Großen Kurfürsten, Friedrich des Großen, Kaiser Wilhelms I., Bismarcks, Moltkes, Kaiser Friedrichs III. und Wilhelms II., der Kaiserin und des Kronprinzen — sein eigenes Porträt gibt, „William Jacks, L. L. D.". Desgleichen ist von der Komposition des Buches nicht viel Gutes zu sagen; es beginnt, zwar nicht, wie die alten Chroniken, mit der Erschaffung der Welt, aber doch mit den Cimbern und Teutonen und ersetzt, was ihm an Gründlichkeit abgeht, durch Weitschweifigkeit und Wortreichtum. Der Stil ist schwülstig, wie wenn es z. B. von der Königin Luise heißt: „Ihr Name wird immer unter den lieblichsten (sweetest) auf den Lippen der Zeit bleiben." Die Charakteristiken sind verschwommen und ungenau: Friedrich Wilhelm II. ist „an amiable, gifted and well enough meaning man". und Friedrich Wilhelm III. fast ebenso: „a man of great gifts, well meaning" u. s. w. Der Minister Friedberg wird auf S. 111 „a certain Dr. Friedberg" und auf S. 112 „this contemptible old lawyer" genannt. Das Einzige, was diesem Buche Inhalt verleiht, sind die Reden und Erlasse Kaiser Wilhelms II., die in charakteristischer Reihenfolge, zum Teil in deutschem Wortlaut, gegeben sind. Sehr hübsch ist das Faksimile eines Briefes, den der zehnjährige Prinz Wilhelm (Cannes, 30. Dezember 1869) seinem kaiserlichen Großvater geschrieben hat.

ρ. **Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895—1900.** Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Erster Teil. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1904.

Diese Publikationen bilden eine unschätzbare Quelle für die Geschichte Berlins. Sie reichen zurück bis zum Jahre 1842, in dem der erste dieser Berichte, die Zeit von 1829—1840 umfassend, erschien; der zweite (1853) behandelte die Jahre 1841—1850; der dritte (1863) das Dezennium 1851—1860. In der erweiterten Gestalt, wie wir sie heute kennen, und in kürzeren Zwischenräumen ward 1879 die Arbeit wieder aufgenommen, deren Leitung bis zu seinem am 12. Dezember 1893 erfolgten Tode in den Händen des trefflichen Bürgermeisters Hermann Duncker lag. Seitdem ist an seine Stelle als Herausgeber dieser Berichte der Geh. Regierungsrat Stadtrat Ernst Friedel getreten, ein Mann, der um die Kenntnis vom geschichtlichen Leben Berlins und sein Bildungswesen sich die größten Verdienste erworben hat; ihm verdanken wir u. a. das Märkische Museum, und seiner Initiative vor allem ist es zuzuschreiben, daß die Wohnstätten der berühmten Männer, die einst hier gewirkt haben, oder wo die alten Häuser (wie dies ja leider nur zu häufig der Fall ist) durch neue verdrängt worden, wenigstens diese durch die Stadt mit Gedenktafeln bezeichnet sind. Der neue Band der Verwaltungsberichte, die nunmehr einander in regelmäßigen Abständen von fünf Jahren folgen, schließt sich seinen Vorgängern würdig an, kein geringes Lob, wenn man bedenkt, um wie viel schwieriger die Aufgabe mit der ans Fabelhafte grenzenden Entwicklung der Stadt geworden ist. Als der erste Bericht (1829) erschien, zählte sie 242 000 Einwohner; in der Publikation von 1879 wird es mit einem gewiß nicht ungerechtfertigten Stolze hervorgehoben, daß die Bevölkerung in siebenundvierzig Jahren (bis 1876) um mehr als 304 Prozent, d. h. auf 979 860, gestiegen; aber sie hat nur vierundzwanzig Jahre gebraucht, um sich mehr als zu verdoppeln, und am 1. Dezember 1900 bereits die zweite Million fast erreicht. Denn auch in diesem Betracht gilt das alte Wort „ce n'est que le premier pas qui coûte". Der Band, den eine vorzüglich gelungene Photogravüre des unvergessenen Oberbürgermeisters Zelle schmückt, erstreckt sich über so viele Gebiete, daß wir in dieser Notiz nicht daran denken können, den Reichtum seines Inhalts auch nur anzudeuten. Wir beschränken uns darauf, dem Magistrat hiesiger königlichen Haupt- und Residenzstadt unsern aufrichtigen Dank auszusprechen für ein Werk, das einen Einblick in den Verwaltungsorganismus dieses großartigen Gemeinwesens verstattet und uns mit den Kräften des self-government bekannt macht, die ihn beleben und mit so bewundernswerter Präzision funktionieren lassen.

λ. **Luthers Leben.** Von Adolf Hausrath. Erster Band. Berlin, G. Grote. 1904.

Wir haben in Deutschland eine Reihe guter Luther-Biographien, vor allem, um die neueren zu nennen, die von Julius Köstlin und Theodor Kolde; gleichwohl ist das Buch des feinsinnigen und gelehrten Heidelberger Professors hochwillkommen. Nicht nur deswegen, weil der Reichtum der Seele Luthers so groß ist, daß viele an seiner Darstellung arbeiten können, dürfen, ja müssen, wenn er in seiner Fülle erkannt werden soll; sondern auch deswegen, weil dem plumpen Dominikaner Denifle mit seinem aus Borniertheit und Fanatismus geborenen Zerrbild Luthers auf protestantischer Seite nicht bloß durch einzelne Aufsätze und Streitschriften, sondern durch ein neues Gesamtbild des großen Mannes geantwortet werden mußte. Das hat Hausrath in ausgezeichneter Weise getan; gleich die Vorrede zu dem Werke,

welche eine Charakteristik Luthers nach seinen oft sich widersprechenden und damit sich ergänzenden Hauptseiten entwirft, ist ein Meisterstück geschichtlicher Plastik. „In der Einheit seines Lebenszwecks, der alles auf die Frage bezieht: wie bekommen wir einen gnädigen Gott?“ lag die Sicherheit seiner Lebensführung. Weil er nichts für sich wollte, über alle sich kreuzenden Gesichtspunkte hinaus war und nur nach dem fragte, was das Wort Gottes verlange, ist er nie im Zweifel, was zu tun sei, nie zwiespältig in sich, nie bekümmert um die Zukunft. Wir haben zu glauben, zu bekennen und nötigenfalls zu leiden: das ist die einfachste Sache der Welt, und darum schaut er heiter zu, wie der Kanzler Brück das Firmament mit seiner Staatsweisheit stützt, daß es nicht einfalle, wie Magister Philippus sich grämt, der Kurfürst seufzt, der Landgraf flucht. Der liebe Gott lebt ja und wird alles besorgen.“ Der erste Band reicht bis 1523. Sobald der zweite Band vorliegt, werden wir auf das ganze Werk ausführlicher zurückkommen. Es ist der philosophischen Fakultät der Ruperto Carola gewidmet, die dem Verfasser bei der letzten Jahrhundertfeier dieser Hochschule den Doktorhut verehrte und der er den Geist freier Forschung für alle Zeit wünscht, der sie seit Schlossers und Häussers Tagen beseelte.

β. **Ludwig Feuerbachs Sämtliche Werke.** Neu herausgegeben von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl. Erster Band: Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1903.

Sämtliche Schriften Feuerbachs, die das Problem der Unsterblichkeit behandeln, sind in diesem ersten Bande der neuen Gesamtausgabe seiner Werke enthalten, von den abstraktpantheistischen „Todesgedanken“, die den Sechsundzwanzigjährigen noch in starker Abhängigkeit von dem übermächtigen Einflusse Hegels zeigen, bis zu der kleinen, 1866 erschienenen Abhandlung: „Kritik der gewöhnlichen Erklärungen von den insbesondere volks- und altertümlichen Unsterblichkeitsvorstellungen“, in der der Zweiundsiebzigjährige im Anschluß an die Grundgedanken, die sein bedeutendstes Werk über Unsterblichkeit beherrschen, eigentlich nur Zusätze zu diesen Grundgedanken und nähere Ausführungen derselben liefert. Gerade dies, die Zusammenstellung alles dessen, was Feuerbach im Verlauf seines Lebens über diesen Gegenstand geschrieben und veröffentlicht hat, gibt dem vorliegenden Bande seine Bedeutung. Denn da sich Feuerbach mit diesem Problem — wie Jodl in seinem Vorwort mit Recht hervorhebt — vom Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit an bis zu ihrem Schlusse beschäftigt hat, so erhalten wir durch die Zusammenstellung einen Einblick in den gesamten Verlauf seiner philosophischen Entwicklung, die der Leser hier gleichsam miterlebt, vor seinem geistigen Auge sich vollziehen sieht. — Den Höhepunkt dieser Entwicklung, die Feuerbach selbst ebenso kurz als treffend durch die Worte charakterisierte: „Gott war mein erster, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke,“ — diesen Höhepunkt bezeichnet die Abfassung seiner berühmten Schriften: „Das Wesen des Christentums“ (erschienen 1841) und „Das Wesen der Religion“ (erschienen 1845); ihnen beiden aber schließt sich unmittelbar die bedeutendste seiner Unsterblichkeitsschriften: „Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie“ (erschienen 1846) an; wie in jenen Religion und Christentum, so will er in dieser die „Verneinung des Todesgedankens“, den Gedanken der Unsterblichkeit, anthropologisch oder genauer noch: psychologisch aus dem Wünschen und Begehren des Menschen heraus erklären. Diese Schrift bildet die wertvollste des vorliegenden Bandes. Einen besonderen Reiz üben die geistvollen Aphorismen aus, die Feuerbach selbst humoristisch-philosophische genannt und unter der Kollektivbezeichnung „Der Schriftsteller und der Mensch“ zusammengefaßt hat. Sie stehen im engsten Verwandtschaftsverhältnis zu den berühmten Schopenhauerschen Aphorismen: wer die liebt, wird auch an jenen seine Freude haben.

γ. **Weltgeschichte seit der Völkerwanderung.** Von Professor Theodor Lindner, Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta. 1903.

Dieser Band des groß angelegten Werkes reicht von Kaiser Friedrichs II. Anfängen bis zum Ende der konziliaren Reformbewegung, also etwa von 1215—1449. Die außereuropäischen Völker sind hier nur gelegentlich berücksichtigt: der Mongolensturm hat schon im zweiten Bande seine Darstellung gefunden. Um so eingehender wird die Entwicklung Europas in dem genannten Zeitraum behandelt. Lebendig tritt die einzigartige Natur des Papsttums hervor; nirgends in der Geschichte ist sonst eine geistliche Macht zu finden, die gleichberechtigt neben die höchste weltliche Macht sich stellt und sie schließlich niederzwingt. Der Kaiser von Byzanz behauptete stets den Vorrang vor dem dortigen Patriarchen; die Kalifen waren weltliche und geistliche Herrscher in einer Person, ebenso der Mikado von Japan und der Kaiser von China; der Dalai Lama von Tibet kommt erst später auf. Unter den Gegnern des Papsttums ragt Kaiser Friedrich II. hervor; er wußte scharf zwischen Geistlichem und Weltlichem zu scheiden und wollte hier herrschen und dort sich unterordnen; auch das übrigens nicht, ohne dem Papsttum die allgemeine Kirche und ihr Konzil entgegenzustellen. Übrigens war er kein Deutscher, sondern ein orientalischer Selbstherrscher, der die Untertanen als seiner freien Verfügung unterstehend ansah und sie nur planmäßig, nicht überlegt, ausnutzte. Bei seinem Kampf gegen die Kurie fand er weithin Zustimmung; der französische Adel verband sich 1246 gegen den Klerus; in Lyon erhoben die Engländer heftig Klage über die Habsucht Innocenz' IV., aber der mittelalterliche Geist mit seiner Verquickung von Weltlichem und Geistlichem war den Ansprüchen der Päpste günstig, oder er rief sie gar erst hervor; jedenfalls entschied er ihren Sieg.

δ. **Moderner Cicerone.** Rom. III. Die Umgebung. Von Thassilo von Scheffer.

Mit 86 Abbildungen und einer Karte. Stuttgart, Berlin und Leipzig. „Union", Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Dies dritte Bändchen der von uns bereits mehrfach lobend erwähnten Kollektion wird denen, die sich in der landschaftlich so schönen, an Denkmälern der Kunst und Geschichte so reichen Umgebung Roms orientieren wollen, ein guter und nützlicher Führer sein. Der Verfasser hat das Gebiet, das er mit uns durchwandert, in vier, durch die Natur selbst gegebene Abschnitte geteilt: die Campagna, das Sabinergebirge, das Albanergebirge, die Seeküste, und überall erweist er sich als gründlicher Kenner, der aus eigener langer Erfahrung spricht und, wenn er gleich bei der unerschöpflichen Fülle des Materials die Dinge nur berühren kann, doch immer den rechten Gesichtspunkt angibt. Seine Schilderungen haben Kolorit, und ohne daß sie sich in aufdringliche Breite verlieren, lassen sie doch nichts außer acht, was dem Reisenden zur Belehrung und Genuß, zur Vorbereitung oder Erinnerung dienen kann. Die Gräber und Aquädukte der Campagna, die Villen und Kirchen vor den Toren, die Palastruinen und Wasserfälle von Tivoli, der ernste Albaner-, der liebliche Nemisee mit den malerischen Ortschaften ringsum, die Küste des Meeres, das man von hier aus wie einen silbernen Streifen am Horizonte schimmern sieht, die steilen Höhen und einsamen Bergpfade bis nach Subiaco und Palestrina hin — die Römerstraße, die mittelalterlichen Kastelle, von uralten Bäumen umrauscht — die Trümmer und Schutthaufen, umsponnen von einer nie versiegenden Vegetation: wem würde nicht warm ums Herz, wenn er daran nur denkt? Diese Wärme haucht auch aus dem kleinen Buch, das durch zahlreiche, sehr hübsche Abbildungen nach Originalphotographien, namentlich Alinaris, noch ungemein belebt wird.

7. **Griechenland.** Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit einem Panorama von Athen, 2 Karten, 19 Plänen, 5 Grundrissen und 2 Tafeln. Vierte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1904.

Wer einmal unter Baedekers Führung Griechenland bereist hat, ist voll des Lobes über die Fülle praktischer und wissenschaftlicher Belehrung, die das bewährte Reisehandbuch spendet. Auch die neue Auflage zeigt, daß es mit der archäologischen Erforschung des Landes Schritt hält, und ermöglicht die touristische Erschließung neuer Gebiete; so sind die Inseln Thera und Kreta, auf denen durch erfolgreiche Ausgrabungen der letzte Jahre wichtige Entdeckungen gemacht worden sind, neu in den Plan des Buches aufgenommen worden. Daß in bezug auf Karten, Pläne, Verkehrsverhältnisse, Statistik, und was sonst dem Reisenden zu Nutz und Frommen ist, die neue Auflage bereichert und berichtigt wurde, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, da die Verdienste des Verlags in dieser Richtung unbestritten sind. So wird das Buch auch fernerhin den Reisenden, die in wachsender Zahl nach Hellas pilgern, unschätzbare Dienste leisten. Aber auch für denjenigen, der von der Heimat aus die Erforschung oder Entwicklung des Landes verfolgt, ist das Buch ein zuverlässiges und nützliches Nachschlagewerk. Es liegt in der Natur der Sache, daß die archäologischen Interessen im Vordergrund stehen, und daher mag es kommen, daß man in den Literaturangaben und Abschnitten, welche die Gegenwart betreffen, gelegentlich noch Wünsche zu äußern hat. So würde es sich empfehlen, S. XLV Anm., etwa noch Gregorovius' „Geschichte von Athen" S. 252, die Monographie von B. Schmidt über Zante zu nennen sowie, unter Kreta einige Literatur über die in den letzten Jahren so oft behandelte Insel zu geben (man vergl. z. B. den inhaltreichen Aufsatz von E. Fabricius in der „Geographischen Zeitschrift", Bd. III). Vor allem aber sollte eine so vorsintflutliche Bemerkung, wie sie S. XXVIII über die neugriechischen Dialekte zu lesen ist, heute nicht mehr in einem Buche begegnen, das mit Erfolg bestrebt ist, überall das Beste und Richtigste zu bieten.

ρσ. **Correspondence between Ralph Waldo Emerson and Herman Grimm.** Edited by Frederick William Holls. Boston and New York, Houghton and Company. 1903. (Mit den Bildnissen Emersons und Grimms.)

Wer die Schriften Herman Grimms kennt, weiß, daß Emerson auf sie, namentlich durch seine „Representative men", einen großen Einfluß geübt hat. Grimm lernte, noch nicht ein Dreißiger damals, in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts zuerst Emersons Schriften kennen: er übersetzt sie ins Deutsche, spricht öffentlich bei uns über den Verfasser, führt ihn als Vertreter der amerikanischen Kultur in die „Unüberwindlichen Mächte" ein, begegnet ihm persönlich 1873 in Florenz und schreibt ihm, als er in hohem Alter stirbt, einen Nachruf. Natürlich sind auch Briefe zwischen Emerson und Grimm über den Ozean hin- und hergegangen, aber weniger zahlreich freilich als man nach der inneren Verwandtschaft und Berührung beider Männer erwarten möchte. Die nicht lückenlos erhaltenen Blätter hat der (inzwischen verstorbene) Herausgeber in Deutschland und Amerika zusammengebracht und daraus eine englisch-amerikanisch hergerichtete Publikation gemacht. Grimms Briefe, zwar im deutschen Wortlaute abgedruckt, sind doch sofort daneben auf der mitlaufenden Seite ins Englische übertragen, während Emersons Briefen die gleiche Gunst oder Ungunst nicht zuteil geworden ist. Leider weist von Grimms Briefen der Abdruck eine sonderbare Fehlerhaftigkeit auf, am schlimmsten ist es auf Seite 37. Trotzdem werden diese sichtbaren Zeugnisse des Verkehrs zwischen Emerson und Grimm immer ihren Wert behalten und für beide Männer biographisch zu verwenden sein. Grimm beginnt die Korrespondenz 1856, schickt seine eigenen Schriften an ihn und empfängt dafür die Emersons zurück; Emersons Briefe sind zuerst freundlich, dann schreiten sie zu freimütiger Anerkennung vor; mit dem Jahre 1871 hören sie gänzlich auf. Noch später hat mit Emersons Nachkommen Grimms Zusammenhang fortbestanden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baedeker. — Palästina und Syrien, nebst den Hauptrouten durch Mesopotamien und Babylonien. Handbuch für Reisende. Herausgegeben von K. Baedeker. Mit 20 Karten und 52 Plänen. Sechste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1904.

Bechtolsheim. — Dreikönigsabend. Komödie in 5 Akten von Hans Freiherrn von Bechtolsheim. Würzburg, Stahelsche Verlagsanstalt. O. J.

Beier. — Marine-Allerlei. Marinehumoresken von Theodor Beier (John Wilmers). Berlin, Boll & Pickardt. 1904.

Bleibtreu. — Mars la Tour—Vionville. Von Carl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Bode-Knapp. — Meisterwerke der Malerei. Herausgegeben von Wilhelm Bode und Fritz Knapp. Zwölfte und dreizehnte Lieferung. Berlin, Richard Bong, Kunstverlag.

Bordeaux. — La Bosnie populaire. Par Albert Bordeaux. Ouvrage accompagné de 12 gravures et d'une carte. Paris. Plon. 1904.

Böttcher. — Im Banne der Engländerei. Betrachtungen über das Liebesverhältnis zwischen Deutschland und England. Von Karl Böttcher. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. 1904.

Böttcher. — Der Nabob auf Capri. Roman von Karl Böttcher. Bremerhaven, L. v. Vangerow. O. J.

Brandt. — Fremde Früchte. Sienkiewicz. — Hearn. — Kipling. — Gorki. Essays von M. von Brandt. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

delle Grazie. — Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Sechster Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Denkschrift über das deutsche Privatschulwesen. Herausgegeben auf Veranlassung des ersten und vierten deutschen Privatschultages von dem Vorstande des Allgemeinen deutschen Privatschulvereins. Zweite Auflage. Leipzig 1904.

Dorr. — Mikroskopische Faltungsformen. Ein physikalisches Experiment. Mitgeteilt von R. Dorr. Mit 4 Tafeln und 31 Textfiguren. Danzig, A. W. Kafemann, G. m. b. H. 1904.

Droucker. — Erinnerungen an Anton Rubinstein. Bemerkungen, Andeutungen und Besprechungen (mit vielen Notenbeispielen) in seiner Klasse im St. Petersburger Konservatorium. Von Sandra Droucker. Leipzig, Bartholf Senff. 1904.

Du Bois-Reymond. Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem Englischen Tramping with Tramps von Josiah Flynt. Von Lili du Bois-Reymond. Berlin, J. Guttentag. 1904.

Ebner-Eschenbach. Ein kleiner Roman. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Ebner-Eschenbach. — Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Ebner-Eschenbach. Zwei Komteſſen. Von Marie von Ebner Eschenbach. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Firmaturi. — Voci dell' Infinito. Di Caterina Firmaturi di Chiosi. Palermo, Alberto Reber. 1904.

Fournier. — Napoleon I. Eine Biographie. Von August Fournier. Erster Band. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1904.

Francé. Die Weiterentwicklung des Darwinismus. Eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen. Von R. H. Francé. Mit 53 Abbildungen. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. 1904.

Gaudig. Didaktische Ketzereien. Von H. Gaudig. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Gefficken. — Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken von Johannes Geffcken. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Gerhard. — Die volkswirtschaftliche Entwicklung des Südens der Vereinigten Staaten von Amerika von 1860—1901. Von Hermann Gerhard. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Gleichen-Rußwurm. — Pfiffelings Reise- und Liebesabenteuer. Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. Illustriert von E. Stübner. Berlin, Boll & Pickardt. 1904.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Achtzehnter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zweiter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Greizenach. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gräf. — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Hans Gerhard Gräf. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Zweiter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütter & Loening. 1904.

Gyp. — Wenn Frauen lieben. Roman von Gyp. Einzig berechtigte Übersetzung von Fritz Waldstein. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Halbert. — Das Rätsel: Jude. Der Roman eines modernen Juden. Von A. Halbert. Zweite Auflage. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 1904.

Hauptmann. — Wie Seine Hoheit verbebelte. Roman von Hans Hauptmann. Braunschweig, Richard Sattler. 1904.

Heisler. — Gedanken über das Denken. Von Hermann Heisler. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Homberg et Jousselin. — Le chevalier d'Eon (1728 à 1810). D'après des documents inédits par Octave Homberg et Fernand Jousselin. Avec deux portraits et un facsimilé. Paris, Plon. 1904.

Hoh. — Goldene Kätie. Eine Künstlernovelle. Von Senna Hoh. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 1904.

Janke. — Treue liegt. Novelletten und Skizzen von E. F. Janke. Liegnitz, Kommissionsverlag Carl Seyffahrt. 1904.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheideschen Kostümbibliothek. Mit Abbildungen. Lieferung 23 und 24. Berlin, Franz Lipperheide. 1904.

Krafft. Die Aufgaben der Aufnahmeprüfung 1904 für die Kriegsakademie. Besprechungen und Lösungen. Zugleich erster Nachtrag zum Handbuch für die Vorbereitung zur Kriegsakademie. Von Krafft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Kurtz. — Woran sollen wir glauben? Entscheidung der religiösen Glaubensfrage nach neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Von Robert Kurtz. Pößneck i. Th., Bruno Feigenspan. O. J.

Laser. — Der moderne Dirigent. Von Arthur Laser. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Maeterlinck. — Der doppelte Garten. Von Maurice Maeterlinck. Autorisierte Ausgabe, ins Deutsche übertragen von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig. 1904.

Meyers Reisebücher. — Deutsche Alpen. Zweiter Teil. Achte Auflage. Mit 27 Karten, 5 Plänen und 9 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1904.

Meyers Reisebücher. — Thüringen und der Frankenwald. Siebzehnte Auflage. Bearbeitet unter Mitwirkung des Thüringerwald-Vereins. Große Ausgabe. Mit 16 Karten, 11 Plänen und 2 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1904.

Münz. — Goethe als Erzieher. Von Bernhard Münz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Nauticus. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, unter teilweiser Benutzung amtlichen Materials herausgegeben von Nauticus. Sechster Jahrgang. 1904. Mit 18 Tafeln, 17 Skizzen und 3 Kartenbeilagen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Niemann. — Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman von August Niemann. Berlin-Leipzig, W. Vobach & Co. O. J.

Oloff. — Die Religionen der Völker und Gelehrten aller Zeiten. Ein Laienbrevier von Robert Oloff. Berlin, Hermann Walther. 1904.

Pflug. Anno Neunzehnhundertdrei. In Freilichtmalerei von E. K. Pflug. Leipzig und Wien. J. Eisenstein & Co. O. J.

Pohle. — P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Joseph Pohle. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit einem Porträt und Faksimile Secchis, einer farbigen Spektraltafel und 37 Abbildungen im Text. Köln, J. P. Bachem. 1904.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Christofora.

Novelle

von

Helene Raff.

„Emerenz, he! Hörst nicht? — Verschläfst die Zeit? Emerenz, Emerenz!“ Zu allen Tageszeiten schrillte die ärgerliche Stimme der Bäuerin so durch das Haus. Auf den Ruf vernahm man alsbald im steingepflasterten Hausflur das Geräusch sich nähernder Tritte — doch schienen es nicht die Tritte eines Mädchens zu sein: sie hallten gewichtig wie die eines Mannes. Ging dann die Tür auf, so war es dennoch ein Mädchen, das sich gebückten Hauptes hereinschob — aber freilich was für eines!

Die Emerenz ragte in die Welt hinein mit einem Gliederbau, der einem ungewöhnlich stattlichen Burschen Ehre gemacht hätte. Sie war, mit einem Bibelworte zu reden, „eines Hauptes länger als alles Volk“. Und wie die Länge, so war die Breite, denn alles an ihr stand im Verhältnis; trotzdem wirkte das Ganze unverhältnismäßig. Es half ihr nichts, daß die Züge des Gesichtes an sich wohlgebildet waren und die weitgeöffneten Augen mit einem feuchten, sanften Schimmer, gleich denen eines treuen Hundes, dreinschauten. Der Eindruck, den sie machte, blieb doch immer der eines Bildes, das dem Maler aus Versehen überlebensgroß geraten ist.

Außer ihrer auffälligen Gestalt besaß Emerenz nicht viel auf der Welt. Nur einen Notpfennig im Betrag von ein paar hundert Kronen hatten ihre Eltern, für deren Seelenheil sie fleißig betete, ihr hinterlassen. Diese waren der Tochter, die ihnen in späten Jahren noch geschenkt worden, sehr zugetan gewesen, freilich nach Bauernweise, ohne viele Worte. Sie murrten nur bisweilen, wenn die junge Riesin neues Gewand brauchte. Der Vater pflegte zu sagen, er sei schuld, indem er sich zu sehr einen Buben nach seinem Ebenbild gewünscht; drum sei die ihm vermeinte Dirn so mannsmäßig ausgefallen. Er selbst war einer der Stärksten im ganzen Unterinntal, kam aber durch eine Prozeßsache, in die er sich zu böser Stunde hatte hineinhetzen lassen, so ziemlich um alles — und die Erregung hierüber verursachte ihm einen Schlaganfall, dem er erlag. Sein Weib vermochte sich in die veränderten Verhältnisse um

keinen Preis zu finden; sie grämte sich, kränkelte und schied nach Jahresfrist gleichfalls aus dem Leben, so treulich Emerenz sich auch bemüht hatte, sie zu stützen und zu trösten.

Seitdem lebte die Tochter mit einem ihr versippten Ehepaar zusammen, das die Waise, angeblich aus Freundschaft und Barmherzigkeit, zu sich genommen hatte. Häufig, wenn sie schlechter Laune war, schalt die Reitnerin — dies war der Bäuerin Name —, daß gerade ihnen auferlegt sei, ein Maul mit durchzufüttern, das für drei esse. Daß die Emerenz zum Entgelt von früh bis spät auch für drei arbeiten mußte, wurde nicht in Betracht gezogen. Sie selbst hatte sich deshalb schon gewöhnt, ihre Kräfte tunlichst anzustrengen und ihren Appetit in bescheidenen Grenzen zu halten. — Ihre Schlafkammer befand sich unter dem Dache und war so niedrig, daß sie nicht aufrecht darin stehen konnte; es hatte kaum mehr darin Platz als ein Bett, ein wackliger Tisch und eine Kleidertruhe, die zugleich als Sitz diente. Über dieser, mit Herzen und bunten Blumen bemalten Truhe war ein kleines Heiligenbild an die Wand genagelt: der heilige Christoforus, das Christkind auf seinen Schultern durch das Wasser tragend. Neben dem Stücklein Spiegelglas, das über dem Tische hing, bildete dieser Farbdruck den einzigen Schmuck der armseligen getünchten Kammer.

Als Emerenz noch zur Schule gegangen, aber schon ein über ihr Alter hochaufgeschossenes Ding gewesen war, hatte der Herr Pfarrer die Geschichte des heiligen Christoforus im Religionsunterricht erzählt.

„Also der Reprobus — manche sagen auch: Offerus hätte er geheißen — war ein Heide und ein mordsstarker Kerl. So einer wie der, meine lieben Kindeln, ist euch noch nicht vorgekommen: wie ein Turm so hoch und breit wie ein Haus."

Da war eine kleine Unruhe entstanden, denn die Pfoseler-Stanzl, ein naseweises Dirnchen, hatte der Emerenz zugeraunt: „Gerad so ein Trumm wie du" — und die Nächsten, die das gehört hatten, kicherten, während der Emerenz vor Scham die Tränen aufstiegen.

„Wollt's Ruh geben, ihr Fratzen!" — schalt der Herr Pfarrer. „Für seine Figur kann niemand, daß ihr's wißt; die gibt der Herrgott! Also daß ich weiter sag: der Reprobus hat sich drauf versteift, er will nur dem Mächtigsten dienen und ist bei einem mächtigen Kaiser in Dienst eingestanden. Jetzt sieht er einmal, wie grad vom Teufel — Gott behüt uns vor ihm! — die Red ist, daß der Herr Kaiser ganz furchtsam schaut und sich segnet. Das kommt dem Reprobus gespaßig vor, und er fragt so lang, bis der Kaiser ihm erzählt, wie groß dem Gottseibeiuns seine Macht und List ist, und daß sich jeder mit Recht vor ihm fürchten und hüten soll. ‚Holla' — sagt der Reprobus — ‚dann ist der ja stärker als du; pfüt dich Gott, mich hast gesehn!' — Und er macht sich davon und sucht sich den höllischen Feind. Richtig, in einem großen Wald ist der Hörndelbub ihm entgegengekommen, ganz schwarz im Gesicht und mit großem Gefolge, wie ein Fürst. Er redet den Reprobus an und fragt, was er sucht. ‚Den Teufel' — hat der Lümmel, der starke, gesagt. ‚Der bin ich' — lacht der und nimmt ihn gleich mit sich, so daß also

der Reprobus nun sein Diener war. Einmal so ziehen sie miteinander über Land; da steht ein Kreuz am Weg — da bekommt der Schwarze eine ganz höllische Angst und macht einen Hupfer auf die andre Seiten. Das ist dem Reprobus aufgefallen, und er hat darauf bestanden, daß ihm der Teufel den Grund sagt. Der hat's nicht gern getan, weil er vom Wahrheitreden kein Freund ist, aber endlich hat er's doch einbestanden, daß er sich vor dem Kreuz fürchtet, weil Mariä Sohn, der daran hängt, mächtiger ist als die ganze Hölle. ‚So sag ich dir den Dienst auf' — spricht Reprobus, — ‚nun soll Mariä Sohn mein Herr sein.' — Und er wandert wieder davon und kommt zu einem frommen Einsiedel, der hat ihm den christlichen Glauben erzählt und ihn geheißen, daß er Christo dienen soll mit guten Werken. Da hat der Reprobus sich angewöhnt, durch das große Wasser, das da in der Nähe war, hindurchzuwaten und die Wanderer hinüberzutragen, Gott zu lieb. Einmal bei Nacht, da hört er sich rufen und denkt, es will einer hinüber, und geht hin — da ist aber niemand. So geht's ein paarmal, zuletzt sieht er ein Kindel am Wasser stehn. Das nimmt er auf seine Schultern und stapft durchs Wasser. Wie er mitten drin ist, spürt er ganz erschrocken, daß das Kind immer schwerer wird und ihn ganz unterdrücken will, und er keucht und zerarbeitet sich und sinkt ins Meer bis an den Hals. Aber doch kam er hinüber. Da offenbarte ihm das Kind, daß es der Herr Christus selbst sei und daß der Reprobus in ihm die ganze Welt getragen hätte. Nun könnt ihr euch die Freud von dem starken Menschen denken, daß sich der Herr ihm selbst geoffenbart hatte. Und er zog durch alle Länder und lehrte die Heiden an Christus glauben und erlitt dafür einen seligen Märtyrertod; darum ist er heilig gesprochen. Und Christoforus nennen wir ihn, weil das so viel heißt wie: der Christum getragen hat. — Du verhöllter Bub, wart, dir lern ich's acht geben!"

Dies letztere galt dem Vernagger-Lenz, der sich statt des Zuhörens damit beschäftigt hatte, der Stanzl kleine Papierkügelchen in den Nacken zu stecken und nun dafür vom Herrn Pfarrer bei den Ohren genommen wurde. Die Emerenz dagegen saß ganz versunken da, mit offenem Mund und heißen Wangen, auf denen die Tränen von vorhin getrocknet waren. Sie fühlte sich persönlich getröstet, daß ein Mensch, der gleich ihr das Mißgeschick eines ungeschlachten Körperbaus gehabt hatte, dennoch solcher himmlischen Gnade teilhaftig geworden war.

Die Wirkung der Geschichte auf ihre Schulgenossen zeigte sich beim Heimwege nur darin, daß einer der Buben, sie von rückwärts am Haar zupfend, zu ihr sagte: „Du, wenn du erst ganz groß bist, du hättest 's richtige Weib für'n heiligen Stoffele abgeben." Der Vernagger-Lenz, obwohl sonst auch ein Quälgeist der Emerenz, war heute in der Laune, sie zu beschützen, und hieb auf den andern ein. Sie wälzten sich raufend am Boden — Lenz schien zu unterliegen — da mischte die Ursache des Streites, die von ihrer Kraft nie für sich selbst Gebrauch machte, sich angstvoll ein und riß den auf Lenz Knienden hinweg. Lenz war flink in der Höhe, zeigte seinem Gegner die Zunge und sagte ärgerlich verweisend zu dem Mädchen: „Du, steck deine großen Pratzen nicht hinein; das geht dich gar nix an, wenn Buben raufen."

Bei allmählichem Heranwachsen ward Emerenz gewahr, daß es sie überhaupt nur anging, wenn etwas besonders Mühsames zu verrichten oder ihre Größe gerade einmal von Nutzen war. So hatten die Gespielen, darunter Lenz und Stanzl, sie angestiftet, den Marillenbaum (Aprikosenbaum) im Pfarrgarten zu plündern, weil sie allein, auf dem untersten Ast hockend, bis in die obersten Zweige reichen konnte. Als aber unversehens der geistliche Herr im Garten erschien, liefen die Untenstehenden mit den Früchten, die Emerenz ihnen herabgeworfen hatte, davon, und sie, die nicht so schnell herabkam, nahm das verdiente Ausschelten und Ohrbeuteln für alle in Empfang. Ihr Schluchzen besänftigte übrigens bald den Zorn des wohlwollenden Geistlichen; er ermahnte sie, künftig nicht mehr durch Naschhaftigkeit sich zu dergleichen verleiten zu lassen. „Ich hab's net woll'n" — stammelte sie — „halt die andern haben mich geschickt, weil ich die Längste bin." — „Ach was!" — sagte er zwischen Ärger und Lachen — „so ein Mordsmädel und laßt sich schicken — wirst wohl von alloanig wissen, was recht ist? Und die Größe und Kraft muß man, wie alle Gottesgaben, nur zum Guten anwenden, verstehst?" — „Ja" — sagte Emerenz andächtig — „so wie der heilige Christoffel." — Die Auslegung belustigte den freundlichen alten Herrn. „Ist schon recht, daß du auf den denkst; bloß mit mit'n Teufelsdienst brauchst nicht erst anzufangen; weißt: ein Mann und gar ein Heiliger klaubt sich hernach leichter wieder zusamm' als eine junge Dirn." Er entließ sie ohne weitere Strafe, und übers Jahr, zu ihrer ersten Kommunion, schenkte er ihr, gleichsam als Vorbild, den buntgedruckten heiligen Christoforus, den sie fortan in hohen Ehren hielt.

Außer bei dem Pfarrer genoß Emerenz nur bei ganz wenigen Zuneigung und gute Behandlung. Für die meisten bildete ihre Erscheinung eine Zielscheibe des Spottes, ja ein Ärgernis, weil es sie ungehörig dünkte, daß eine Magd, die Tochter eines verarmten Kleinbauern, so viel Platz auf Erden beanspruchte. Es schien nötig, sie zu ducken, da sie wider Willen so gewichtig auftrat und auf die andern herabsah. Die Vereinsamung, in der sich Emerenz demzufolge befand, tat ihr wie ein innerliches Hungern; denn obschon sie in keiner gefühlvollen Umgebung aufgewachsen, war ihr Herz zärtlich und weich. Bisweilen zog sie sich scheu in sich zurück, dann wieder suchte sie durch rührende Dienstfertigkeit und Schmiegsamkeit den Fehler ihrer Größe auszugleichen. Je nachdem ward sie damit abgewiesen oder ausgenützt und ausgelacht. Lob erntete sie selten, eher das Gegenteil, wenn sie zu einer feineren Arbeit sich ungeschickt anstellte. Daß sie selbst zornig und gewalttätig aufgetreten wäre, wußte niemand zu melden; ein einziges Mal, noch zu Lebzeiten ihrer Eltern, hatte sie einen Karrenzieher angegriffen, der seinen Hund unbarmherzig schlug — und damals, hieß es, sei sie zum Fürchten wild gewesen.

Nun lebte sie als ein herrenlos zugelaufenes Lasttier im Hause der Verwandten dahin; und im stillen verlangte es sie unbeschreiblich nach wirklicher Heimat und Zugehörigkeit.

Eines Nachts oder vielmehr schon gegen Morgen geschah etwas Bedeutsames für Emerenz und den ganzen Ort. Es war im Frühling, und plötzliches Tauwetter war eingetreten, so daß jedermann Hochwasser prophezeite.

Schon öfters hatte es sich ereignet, daß der Inn von heute auf morgen seinen Ufern entschwoll und, verderbenbringend, sich über die Wiesen und Häuser der Anwohner herwälzte. Trotzdem diese also vorbereitet waren, entstand doch Schrecken und Verwirrung, als das gurgelnde Rauschen des Wassers und das Läuten der Sturmglocke die Dörfler vom abermaligen Steigen des Flusses benachrichtigte. In fieberhafter Eile suchte jeder sich und seine Habe zu retten — die Häuser freilich konnte man nicht davontragen: ein großer Teil stand binnen kürzester Frist mitten im Wasser, dazu auch die Kirche. Emerenz, die daheim für nichts zu sorgen hatte, denn das Reitnersche Anwesen lag hoch und vom Flusse weit entfernt, hatte sich unter die Rettungsbeflissenen gemischt und half, wo sie konnte. Da hörte sie, wie der alte Pfarrer bestürzt dem Mesner zurief: man habe ja das höchste Gut am Altar vergessen. Die zunächst Stehenden sahen einander betreten und zaudernd an; es war ein gefährliches Unternehmen, jetzt noch gerade durch die Überschwemmung hindurchzuwaten. Aber schon hatte Emerenz Schuhe und Strümpfe abgestreift — ehe man es dachte, stand sie in dem lehmfarbigen Gestrudel drin und kämpfte sich rüstig vorwärts, einen starken Pfahl, der ihr irgendwie in die Hände kam, als Stütze brauchend. Sie erreichte die Kirchtüre — da ging ihr das Wasser bis über den Gurt herauf und als sie wieder heraustrat, die goldglänzende Monstranz fest und doch ehrfürchtig an sich drückend, spülte es schon an ihre Schultern.

Allerhand aufgeregte Zurufe wurden laut. „Net auslassen, Emerenz! — Jessas, sie ischt schon ein Viech! — Die Dirn tut's den Manderleuten zuvor!" — Die Strömung hatte unheimliche Gewalt: sie riß dem Mädchen den Pfahl hinweg; doch Emerenz selbst hielt sich tapfer im Gleichgewicht. Stetig, wenngleich mühsam, stieg sie daher, ihr güldenes Heiligtum mit beiden Händen umklammernd und es unverwandt anschauend, mit einem Blick treuherzigen Vertrauens, daß der Herrgott sie so wenig sinken lassen werde wie sie ihn.

Verfeinerte und nachdenkliche Zuschauer würden von dem Bilde der starken Magd mit ihrer heiligen Bürde, die sie so andächtig trug, erbaut und an altdeutsche Meister gemahnt worden sein. Solche waren aber nicht zur Stelle, als Emerenz glücklich aufs Trockene kam und dem Pfarrer tief knirend die Monstranz übergab, indem sie etwas atemlos hervorstieß: „Da sein auch die Schlüsseln, Hochwürden; die waren noch gesteckt — drum hab ich s' eing'schoben." — Der alte Geistliche segnete sie und bemerkte gutmütig: sie sei wahrhaftig bestrebt, ihrem Lieblingsheiligen nachzueifern. „Man könnte dich auch schon Christofora heißen, weil du Christum getragen hast." — Die Übrigen bewiesen wenig Teilnahme mehr, nachdem die Sache gut abgelaufen war. Im Gegenteil mißgönnten etliche dem Mädchen sein Hervortreten, zumal diejenigen Männer und Burschen, die ihr hätten zuvorkommen können. Aber auch die, welche nicht zur Hand gewesen waren, empfanden ihr Heldentum wie etwas Beschämendes, und die weiblichen Ortsangehörigen urteilten: mit solchen Armen und Beinen habe man es leicht, derartige Stückeln zu verrichten.

Immerhin sagten einige zu ihr, sie sei brav. Hiervon schon erfreut, eilte die triefnasse Emerenz so schnell sie konnte nach Hause — da faßte sie jemand

von rücklings beim Arm. Sie wandte sich um. „Ja, was wär denn das — du bist's, Lenz?" — „Grad eben bin ich zukommen," versetzte der Bursche, „und hab's gesehn, was für eine Resche du geworden bist. — Ja so: dich friert's — du mußt ins Trockene — also pfüat Gott!" — Er bot ihr die Hand und sah sie so wohlgefällig an, daß sie ganz verschämt wurde und ihm nur noch im Davonrennen eilig zurief: „Laß dich fein bald anschauen!"

Der Lenz, der erst seit kurzer Zeit vom Militär zurück war, nahm sich schon fest vor, die Jugendfreundschaft zu erneuern. So ein Madl wie das war ihm noch nicht leicht vorgekommen! Freilich wohl, so ungeschlacht hätte sie nicht zu sein brauchen, aber eine gute Haut schien sie noch immer zu sein — eine die einem viel zu lieb täte, wenn —

* * *

Diese Ansicht ließ Lenz auch andern Burschen gegenüber durchblicken; diese aber schüttelten sich und meinten: mit so einem Grenadier könne man kein Gespusi anfangen, da werde der Mann nicht Herr, so wie sich's gehört! — Der Lenz meinte lachend, das käme bloß auf den Richtigen an und wurde durch solche Reden erst recht angereizt. Demgemäß rief er, wo er konnte, der Emerenz einen Gruß oder ein Scherzwort über den Zaun; denn er war auf einem Hofe eingestanden, der dem Reitneranwesen zunächst lag. Sein Dienstherr hielt auf Ausnützung der Zeit und schickte die Knechte, wenn es auf seinen Äckern nichts zu tun gab, zur Aushilfe bei irgendeinen durch das Hochwasser Geschädigten. Dem Lenz mißfiel das gründlich; so kräftig er war, liebte er keine strenge Arbeit, sondern bevorzugte allerhand brotlose, staunenerweckende Künste. Er verstand wagehalsige Turnerstückchen auszuführen, den Mägden Geldstücke aus den Haaren zu ziehen, Feuer zu essen und Messer zu schlucken — mit solchen täuschend vorgespiegelten Dingen unterhielt er das Gesinde am Feierabend, daß das Lachen und Schreien bis ins Nachbarhaus gehört ward. Die Reitnerin, welche ihre Zeit, außer der Pflege ihrer Hühner und dem Klatsch mit den Gevatterinnen, meist auf fleißigen Kirchenbesuch verwandte, war überzeugt, daß der Lenz nur mit Hilfe des Satans dergleichen zuwege brächte. Ihr Mann, ein eingetrockneter Alter, der wenig sprach und nur trachtete, möglichst häufig einen Gulden den schon zusammengescharrten beizufügen, verabscheute den Lenz, weil dieser ein leichtsinniger Vergeuder und überhaupt, nach Aussage seines Bauern, zur Liederlichkeit geneigt war. So mußte Emerenz viel Schlimmes über den Jugendgenossen anhören; das veranlaßte sie, aus Gerechtigkeit und auch aus Dankbarkeit, seine Partei zu nehmen, weil er einmal die ihre genommen. Überdies war er verwaist wie sie; und sie setzte deshalb mehr den Mangel guter Anleitung als guten Willens bei ihm voraus. Er konnte einen ja so lieb und offen anschauen!

Am meisten bekümmerte es sie, wenn sie ihn zusammen mit ihrer beider Schulgenossin, der Pfoseler-Stanzl, nennen hörte oder ihn mit dieser irgendwo antraf. Die Stanzl war der Emerenz gerades Gegenteil, zierlich und behende, dabei durchtrieben wie keine. Der Lenz empfand dies übrigens auch, aber er gehörte zu denen, die ein Weiberrock allemal in angenehme Aufregung

versetzt, und die Stanzl verstand besonders, ihn darin zu erhalten, obschon er sie nicht hätte heiraten mögen, denn sie war ihm zu sehr auf ihr eigenes Vergnügen bedacht.

Einmal mußte Emerenz in den Wald, um Laub zur Streu fürs Vieh zu holen. Es herrschte eine brütende Schwüle zwischen den Stämmen, durch deren Wipfel nur manchmal ein leises Rauschen ging; sonst war alles still; deshalb erschrak Emerenz förmlich, als unversehens der Lenz vor ihr auftauchte. Er stutzte gleichfalls und hatte auf ihr Befragen, was er hier treibe, anfangs verlegene Ausreden, ehe er gestand: ein bisl Hasenfangen hätte er probieren wollen. — „Aber so 'was" — sagte Emerenz strafend — „mein Vater hat alleweil gesagt, mit solchene Geschichten kunnt's tückisch hinausgehn." — Und sie nahm sich das Herz, ein paar wohlgemeinte Reden daranzuknüpfen über Zeitversäumnis und gefährliche Einfälle im Müßiggang; aber er tat ihr förmlich leid, als er beinahe wild ausbrach: „Wirst wohl net denken, daß mir's um die paar Haserln ischt? Um die Freiheit ischt's mir. Weil die meine Leidenschaft ischt. Und von einer Leidenschaft, da laßt man net — da hört sich's Gescheitsein auf!"

Emerenz erwiderte nichts; der starke Harzduft der Fichten beengte ihr mit einem Male die Brust. Derweil redete Lenz unter lebhaftem Selbstbedauern davon, wie nötig eine Lustbarkeit und eine Hetz ihm zu Zeiten sei. „Grad plagen sollst dich wie ein Hund den ganzen Tag; der Bauer läßt einen ja net aufschnaufen. Mich freut das Ding nimmer — im Fall ich wieder einen Gusto kriegen soll zur Bauernarbeit, müßt's schon für mich selbst sein — und a brav's Weib zur Gesellin." — Unter Herzklopfen bat sie ihn nun, er möge ihr versprechen, dennoch für jetzt keine Dummheiten anzufangen; das wollte er ihr nur zusagen, wenn ein Bußl unter den Vertrag gedruckt würde — und er streckte lachend den Arm nach ihr aus. Sie sträubte sich gegen seinen Griff — das machte ihn hitziger, und so rangen sie eine kurze Weile miteinander, halb im Scherz, halb im Ernst, denn Emerenz spürte plötzlich zu ihrer Herzensangst, daß sie das Bußl nicht ungern hergäbe und sich auch ihrer selbst erwehren müßte. Bei ihrer beiderseitigen Kraft kam es zu keinem Entscheid; Lenz ließ endlich von dem Mädchen ab — zwischen seinen Brauen stand eine ärgerliche Falte. — „Du bist grob" — schalt er — „aber ich weiß schon was: beim nächsten Tanzen tu ich dich nochmal schön um's Bußl bitten; leicht krieg ich's dann."

Emerenz hätte vor Freude beinah aufgejauchzt: das war das erstemal, daß jemand nach Kuß und Tanz von ihr begehrte. Die Burschen fragten ihr, um ihrer Anmutlosigkeit willen, bei etwaigen festlichen Anlässen nichts nach, so daß sie sich schon förmlich gefürchtet hatte vor einer in Aussicht stehenden Hochzeit, zu der sie als weitläufige Verwandte des Bräutigams geladen war. Wenn aber der Lenz dort sein Wort wahr machte! — „Geh zu, du föppelst mich", meinte sie und sah ihm zaghaft ins Gesicht, das der Mond hell beschien, denn sie waren aus dem Walde heraus und dem Dorfe ganz nah gekommen. Er lachte wieder. „Mußt halt abwarten! Gute Nacht, du ganz Starke!"

Diese Nacht schlief Emerenz unruhig wie nie zuvor, und so viel auch die Reitnerin schelten mochte, sie tat in den nächsten Wochen alles verkehrt, zumal wenn sie des Lenz ansichtig wurde, der ihr dann verständnisvoll zublinzelte und sie anrief: „Denkst auf'n Sonntag?" — Sie dachte fast an nichts andres mehr, so klopften alle Adern ihres überstarken Körpers nach junger Freude und Liebesluft.

Der für die Hochzeit festgesetzte Sonntag erschien, und Emerenz kleidete sich dazu nach besten Kräften in einen dunkelblauen, weiten, etwas vertragenen Rock, einer ungeheuren schwarzseidenen Schürze und einem neuen Brusttuch, das sie von ihren sauer ersparten Kreuzern gekauft. So angetan begab sie sich erst in die Kirche, wo das hochzeitliche Paar den Segen erhielt, dann ins Wirtshaus zu dem schier endlosen Festmahl. Es waren Leute, die es vermochten; darum wurden alle Arten Braten aufgetischt, Knödel von mindestens viererlei Sorten, Zuspeisen in Fülle und dergleichen mehr. Während die Nachbarn der Emerenz sich die Menge des Guten, die sie nicht zwingen konnten, zum Mitnehmen in die Sacktücher einbanden, saß sie selbst klopfenden Herzens da und harrte des Tanzes. Bald gewahrte sie unter den Burschen auch Lenz, der sich jedoch vorläufig nicht um sie kümmerte. Die erste, mit der er zum Tanze antrat, war die Pfoseler-Stanzl. „So, so" — meinte eines der zuschauenden Weiber — „geht er ihr wieder zu! Ischt also doch wahr, daß sie was haben miteinand."

Emerenz wurde rot und blaß: sie sah kläglichen Blicks auf die Stanzl. Die war eine schlanke, hübsche Gestalt unter Mittelgröße, so flink wie ein Kätzchen; sie tanzte wie keine zweite und erwarb sich Beifall, so oft sie sich mit Lenz im Kreise herumschwang.

Endlich, als er die hochatmende Stanzl einmal aus seinem Arm gelassen, begegnete Lenz dem bittenden großen Auge der Emerenz. Eine leichte Verlegenheit malte sich in seinem Gesicht; doch nahm er sich zusammen, räusperte sich und trat vor sie hin mit der Frage, ob es erlaubt sei. — Sie nickte glücklich, und sie begannen den Tanz. Emerenz war von Natur schwerfällig — der Bursche hatte Mühe, sie zu führen und zu drehen; dazu steckte sie, wie übergroße Menschen manchmal pflegen, den Kopf zwischen die Schultern und hielt sich vornüber geneigt. Schon beim Antreten des Paares war hie und da gekichert worden; während des Walzers, den sie mühsam ausführten, steigerte sich die Heiterkeit, und plötzlich schrie einer dem Lenz zu: „Herrschaft no'mal, Lenz, seit wenn derfscht du an Balm tragen?" — Der „Palm" war eine lange Stange, an der ein Riesenstrauß von Ölzweigen, Weidenkätzchen u. dergl. befestigt war; sie ward zu Ostern umhergetragen, und sie aufzustellen, machte den Burschen immer einige Mühe. Ehe Lenz der Anspielung etwas entgegnen konnte, mischte ein andrer sich ein, und es schien, als ob es zu Tätlichkeiten kommen sollte. Hiergegen aber legten der Wirt und der Hochzeiter sich so nachdrücklich ins Mittel, daß die Parteien unwillig voneinander ablassen mußten. Lenz kehrte zu Emerenz zurück und bot ihr mit halb trotziger, halb verlegener Miene die Hand, um nochmals anzutreten. Sie wich zurück. „Laß das," sagte sie gepreßten Tones, „mit mir geht's net." — Er murmelte irgend

etwas und steuerte dann auf die Stanzl zu, die soeben einer Nachbarin mit einem Seitenblick auf Emerenz die Bemerkung machte: „wenn eins so beschaffen sei, täte es gescheiter vom Tanzboden zu bleiben". Sie empfing Lenz schnippisch und drehte ihm den Rücken mit der kurzen Abfertigung, daß sie nimmer tanzen möge. Bei diesem Vorsatz blieb sie jedoch nicht; sondern als gleich darnach ein andrer sie aufzufordern kam, nahm sie ihn an und drehte sich lustig mit ihm im Landlertakt. Das verdroß den Lenz über die Maßen; er hörte überhaupt zu tanzen auf, zog die widerstrebende Emerenz an einen Tisch und begann, sich an den Wein zu halten, ward dabei immer lauter und auffälliger, und als schließlich eben die Stanzl mit ihrem jetzigen Tänzer vorbeiwalzte, streckte er einen Fuß vor, so daß das Paar darüber stolperte und zu Boden schlug. Nun kam es wirklich zum Kampf. Stühle und Gläser knackten, Hüte und Joppen lagen zerstampft am Boden. Man hörte den Brautvater heftig aufbegehren, was für eine Manier das sei — und daß der Herr Pfarrer ganz recht habe, wenn er bei solchen, wie die Burschen von heutzutage wären, das Tanzen nicht gern sähe.

Als es — diesmal nach geraumer Zeit — gelang, die Ergrimmten auseinanderzureißen, waren viele davon mehr oder minder verletzt. Auch der Lenz blutete aus einer Kopfwunde und ging mit den andern zum Bader hinüber, sich verbinden zu lassen. Der Schmerz machte ihn ziemlich nüchtern, und nur ein großer Ärger über die Stanzl blieb ihm von seinem vorigen Rausch zurück. Er besaß außer dem Wunsch, es sich möglichst wohlgehen zu lassen ohne besondere Anstrengung, auch ein starkes Selbstgefühl; und die Verletzung desselben beschloß er der Dirne, mit der er bisher geliebelt, gehörig einzutränken.

Da er an die Wegscheide kam, wo man zum Hause seines Bauern abzweigte, sah er an der Ecke, unter einer Art Holzschuppen, eine große Gestalt stehen. Sie stotterte beklommen hervor, daß sie nur hätte erfahren wollen, ob ihm kein schlimmer Schaden geschehen sei — und daß es ihr herzlich leid täte, den ersten Anlaß zu dem Streit abgegeben zu haben.

Die stille Gedrücktheit, mit der sie das sagte, rührte den Burschen, und in aller Geschwindigkeit erwog er, wie viel besser ein Mann doch mit ihr versehen wäre als mit der hoffärtigen Stanzl. Die Tröpfe, die ihn heute wegen ihr ausgelacht hatten, würden sich noch wundern über seine Gescheitheit, wenn er ein Weib hätte, so arbeitsam wie ein Pferd und so treu wie ein Hund. Ohne viel Besinnen nahm er sie in den Arm und erklärte ganz wohlgemut: er verlange sich jetzt das Bußl, das er nach dem Tanzen von ihr zu kriegen hätte, und zwar dürfte es seinetwegen gleich ein Brautbußl sein!

Emerenz konnte nur stammeln — sie faßte kaum das Glück, daß sie trotz ihrer Ungeschlachtheit einen Mann haben sollte wie andre. Und sie umfaßte ihn mit einer unbeholfenen Inbrunst, die ihren Leib wie im Sturm erbeben ließ, so daß dem Lenz dabei fast etwas unbehaglich wurde.

* * *

Die Nachricht, daß der Lenz und die Emerenz zusammen heiraten wollten, wurde von den Nächstbeteiligten nicht eben freundlich aufgenommen.

Der Bauer, bei dem Lenz in Dienst stand, hatte ihm am Morgen nach der Rauferei wegen dieser und ähnlicher mißliebiger Vorfälle den Standpunkt klarmachen wollen. Lenz unterbrach ihn sofort, indem er ihn aufsagte. Er sei des Dienens schon lange satt und wolle außerdem heiraten. — „So so," sagte der Bauer, indem er ihm gelassen den Rücken kehrte, „da wird sich's ja weisen, ob du zum Manne taugst. Als Knecht bist nix nutz."

Derweil stand die Reitnerin mit zusammengeschlagenen Händen vor der aus Verlegenheit hochroten Emerenz. „Jetzt sag mir, du: bist a Narr worden oder net? Er hat nix und kann nix; mit deinen paar Kreuzerlen ischt er fertig bis zun'n ersten Nachbel (Nachtmahl), und was fangt's nachher an miteinand? Kannst dir net auskopfen, daß er drauf spekuliert, du sollst ihn verhalten, anstatt umgekehrt? Denn er mag ja nix tun, der Zoch, der keinnützige —"

„Bitt schön, Bäurin," unterbrach Emerenz angstvoll, „tut's nix reden wider ihn! Er hat mich ja gern — und ich, ich hab ihn gern."

Die Reitnerin jammerte förmlich. „Dir ischt meinsid 's Hirnschmalz eintrocknet! Hätt ich des je denkt, daß du so ein verliebter Patsch bist!" — Als all ihre Vorstellungen nicht verfingen, tat sie noch ganz ernst und ruhig den Ausspruch, daß sie vorgehabt hätten, der Emerenz, falls sie bei ihnen geblieben wäre, ihren Besitz zu vermachen, daß daraus aber nichts werden könnte, wenn die Magd solch einen Loter heirate. Emerenz dankte ihr die Absicht — die Liebe, nach der sie sich so lange gesehnt hatte, war ihr nicht feil.

Also ward von des Mädchens Sparpfennig die sehr bescheidene Aussteuer beschafft, eine Stube mit einer Kammer in einem Handwerkerhaus gemietet und die kleine Hochzeit ausgerichtet.

Die Pfoseler-Stanzl hatte überall ihre Ansicht kundgetan, daß der Lenz der dümmste Lapp sei, der ihr je vorgekommen. Viele jedoch waren der gegenteiligen Meinung. Und anfänglich schien es, als ob keine von beiden Parteien recht bekäme, denn von den neuen Ehegatten schien keines sich für übervorteilt zu halten.

Emerenz fühlte gar nicht, daß sie die Arbeit von Zweien verrichtete. Sie hatte ja auch doppelte Kraft, und es war so süß, diese für den eigenen Hausstand statt für Fremde auszunützen. Sie taglöhnerte von früh bis spät, wo man sie haben wollte; der Lenz tat angeblich dasselbe, nur daß er es lässig betrieb und deshalb auch weniger Leute fand, die ihn verwenden mochten. Er gedieh trefflich dabei und prahlte in den Wirtshäusern den übrigen Gästen, die er jetzt wie einst mit Schwatzen und Kunststücken unterhielt, viel von seinem Wohlbefinden vor.

Allmählich begann Emerenz doch einzusehen, wie schwer es sei, einen Hausstand zu erhalten, wenn ihrer zwei satt werden wollen und nur eins die Arme rührt. Sie machte daher ihrem Mann freundliche Vorstellungen, womit sie aber übel ankam. Er sah darin einen Versuch von ihr, sich die Herrschaft anzueignen, und gab ihr grobe Reden, bis sie sich angewöhnte zu schweigen. Leider jedoch entstand zu bald eine neue Ursache, die ihr das Schweigen erschwerte. Auf seinen Vergnügungszügen war Lenz der Stanzl

mehrmals begegnet, und aus einer gewissen gereizten Schnödigkeit, die sie ihm bezeigte, hatte er gemerkt, daß seine Heirat ihr leid sei. Das schmeichelte ihm dermaßen und ging ihm so glatt hinunter, daß er nicht ruhte, bis er mit ihr versöhnt war. Von da an fand er nicht für unerlaubt, der hübschen Dirne wieder nachzusteigen, teils zu ihrem Troste, teils weil der Mensch doch eine Veränderung haben müßte und sein Weib anfing, ihm langweilig zu werden.

Als schadenfrohe Zungen der Emerenz dies hinterbrachten, konnte sie sich nicht bezwingen: sie stellte ihren Mann zur Rede. „Ist's wahr: du gehst zu der Pfoseler-Dirn?"

„Wer hat das wieder aufbracht?" fuhr Lenz empor.

„Sie sagen's alle — mir tut's so and (weh) wie du's net glauben kannst."

„Z'wegn was bist so dumm und hörst auf jede Ratscherei im Ort. Halt dir die Ohren zu und mach dir kein Kopfweh über das, was dich net angeht."

„Lenz! Wenn mein Mann zu andre Menscher lauft, das soll mich net angehn?"

Lenz warf den Stuhl herum, daß es krachte. „Soll ich leicht mit niemand dischkurieren dürfen? So lang deine Krippen (Gestalt) ischt, so wenig Verstand ischt drin. Jetz gibst eine Ruh und bist stad — oder —

Aber Emerenz schwieg nicht; sie mußte ihren Kummer und ihre Eifersucht vom Herzen reden. Ein heftiges Wort gab das andre: schließlich kochte der Zorn des Mannes über. „Du bringst einen auseinander, bis man kein Mensch nimmer ist!" schrie er und schlug ihr mit geballter Faust ins Gesicht.

Einen Augenblick reckte Emerenz sich empor. Alles an ihr spannte sich an wie zur Vergeltung; aber dann ging ein Ausdruck trostloser Traurigkeit über ihr Gesicht und sie setzte sich stumm in eine Ecke, abgewandt von Lenz, der, um sich ein unbekümmertes Ansehen zu geben, pfeifend die Stube verließ.

Kurz danach kehrte die Reitnerin bei ihrer einstigen Magd ein; nach ihrer Gewohnheit erkundigte sie sich, wie es Emerenz gehe, und vergaß nicht, ein paar bissige Bemerkungen über Lenz einzustreuen. Emerenz konnte, so sehr sie sich Mühe gab, ihre Verstörung nicht verbergen; auch mußte sie notgedrungen ihren Platz in der dämmrigen Ecke verlassen, und da gewahrte die andre, wie hoch geschwollen und dunkelgefärbt die eine Wange des jungen Weibes war. „Wie schaust du denn aus? Grad als ob dich wer — haut dich epper dein Mann?" — Als in das arme Gesicht vor ihr feurige Röte stieg, fuhr die Alte mit erregter, fast kreischender Stimme fort: „Und das laßt du dir gefallen?"

Emerenz ließ den Kopf hängen. „Ich hab ihn halt zu gern", murmelte sie schmerzlich. Es war ihr alter einziger Grund.

Am nächsten Tage schon wußte es das ganze Dorf: der Lenz schlage sein Weib, und sie sei auch dumm genug, es zu erleiden. Die Leute begriffen es kaum und sahen Emerenz dafür über die Achsel an. Lenz aber, so oft sie von nun ab wagte, sich in sein Tun und Lassen einzumischen, mißhandelte sie, sowohl um ihr die Vorwürfe abzugewöhnen, als aus böser Freude an der Wehrlosigkeit des von Natur so wehrhaften Geschöpfes.

Dennoch schien es nach einer Weile, als sollte es besser zwischen den Eheleuten werden: da das Jahr zur Neige ging, wurde ihnen ein Kind geschenkt. Emerenz war überselig, auch Lenz lachte vergnügt beim Anblick seines Buben und blieb sogar einige Tage daheim. Aber das hatte keinen Bestand, denn der Aufenthalt im Hause war nicht vergnüglich. Emerenz, deren feste Absicht es gewesen war, gleich wieder an die Arbeit zu gehen, hatte doch etwas länger gekränkelt, und dies, zusammen mit den Kosten, die das Kleine verursachte, zog viele Sorgen nach sich. Es hatte dies und jenes verkauft werden müssen, um bar Geld zu beschaffen; und wenn ein Loch mit Mühe gestopft war, ging ein andres auf. Das Bübchen, statt ein Prachtkind zu sein, wie man nach seinen Eltern hätte erwarten dürfen, schien ein gebrechliches Ding; es wimmerte beständig und sah aus der Wiege heraus mit einem greisenhaften verschrumpfelten Gesichtchen wie ein alter Mann, dessen Erfahrung das Leben nicht mehr behagt.

Die Weiber, die es zu besichtigen kamen, flossen über von Weisheit und unfehlbaren Ratschlägen, insbesondere steckten sie die Köpfe zusammen und meinten: daran sei der Kummer schuld, den Emerenz beständig gehabt habe, wenn sie sich schon nicht beklage. Die Krankheit des Kindes zog übrigens noch den Übelstand nach sich, daß seine Mutter in ihrer Angst um es wiederum mehr zu Hause sein mußte, als für ihren Erwerb gut war.

Der Vater erschien bisweilen in der Stube, hob sein Söhnchen aus der Wiege und wollte mit ihm scherzen; wenn es jedoch weinte und sein Köpfchen zurückwarf, tat er irgend eine ärgerliche Äußerung über den „letscheten Fratz" und räumte eilig das Feld.

Es war ganz spät in der Nacht, daß Emerenz noch bei ihrem Kinde aufsaß; sie hatte eine Nähterei in den Händen, mit der es langsam voranrückte, weil sie der Feldarbeit mehr gewohnt war. Mit einem Ohre horchte sie auf die Atemzüge des Kleinen, der einen besonders schlechten Tag gehabt hatte, mit dem andern auf die Schritte ihres Mannes, der wohl bald nach Hause kommen würde. Sie empfand heute ein besonderes Bedürfnis nach Trost und Ansprache: der Bub hatte am Nachmittag einen Anfall von Gichtern gehabt, daß sie gemeint, es sei sein letztes — nun, gottlob, lag er ruhiger.

Wenn es nur bald gesund werden möchte! Es war doch ihr Einzigstes, ihre größte Freude auf der Welt! Und das Stillhocken war auch nichts nutz für sie. Abgesehen davon, daß man nichts verdiente, kamen einem lauter traurige Gedanken dabei. — Nun mußte der Lenz gewiß gleich heimkommen! — Da strampelte das Bübchen seine Zudecke weg. — „Willst still liegen, Gockel, du kleiner!" — schallt die Mutter und hüllte ihn wieder ein — indem sah sie die zuckenden Bewegungen seiner Händchen und das Klägliche in seinen Äuglein — „Jesus, mir scheint, die Gichter heben wieder an!"

Wirklich traten die Krämpfe ein, heftiger als zuvor. Emerenz lief, von Angst gehetzt, zu den Schuhmachersleuten, in deren Hause sie wohnte. „Schuster, tu mir um Gottes willen die Lieb und spring nach meinem Mann! Beim untern Wirt wird er sein."

Der Mann hatte Mitleid und willfahrte ihr sogleich, während seine Frau mit ihr hinüber in die Stube lief, dem kranken Kinde beizustehen.

Nach einer Weile kam die Schusterin herüber, um irgend etwas zu holen, das dem immer schlechter werdenden Kleinen gut tun sollte — da traf sie ihren Mann eben wiedergekehrt. Er nahm sie beiseite und sagte ihr: „Du, im Wirtshaus gesessen ischt er net. Wo er aber sein tät, sag ich ihr auch net — sie derbarmt mich." — Sie nickte ihm bedeutungsvoll zu und begab sich zu Emerenz zurück, in deren Stübchen sich mittlerweile noch andre Teilnehmende angesammelt hatten. Sie taten sämtlich, was sie vermochten, um zu raten und zu helfen — nach einer Stunde war der Kleine tot.

Emerenz hielt ihn auf dem Schoße und streichelte ihn beständig, als könne er es noch fühlen. Zuerst war sie über die kleine Leiche hingefallen, wie niedergeschlagen vom Blitz; die Anwesenden hatten einen furchtbaren Ausbruch erwartet — aber plötzlich hatte sie sich gefaßt und war seitdem merkwürdig ruhig. Da sie nichts weiter helfen konnten, schüttelten die Nachbarn ihr die Hand, sprengten Weihwasser aus dem kleinen Kessel an der Tür über das tote Knäbchen und gingen davon.

Bald danach vernahm die unbeweglich sitzende Frau einen wohlbekannten Tritt. Während sie sich rasch erhob, hatte Lenz schon die Türe aufgeklinkt und stand vor ihr.

Ein Blick sagte ihm, was geschehen war; er wich, wie betäubt von Schrecken, zurück. Aber zugleich mit dem Schrecken malte sich auf seinen Zügen eine seltsame Unsicherheit, etwas wie schlecht verhehltes Schuldbewußtsein. Emerenz las es ganz deutlich — sie legte ihr Kind in die Wiege und schritt auf ihren Mann zu.

Ohne ein Wort zu verlieren, packte sie plötzlich seine Arme mit einem gewaltsamen unwiderstehlichen Griff und drängte den vor Überraschung keines Widerstandes Mächtigen zur Türe hinaus, die sie hinter ihm zuriegelte.

* * *

Es war nach diesem, als sei etwas zwischen ihnen entzweigerissen. Lenz versuchte nicht, es der Emerenz tätlich heimzuzahlen, daß sie ihn hinausgestoßen — er getraute sich nicht mehr. Aber er verzieh es ihr nicht. Sie selbst dagegen hatte das Gefühl, als ob sie mit ihrem Bübchen auch die eigentliche Liebe zu ihrem Manne in den Sarg gelegt hätte. Jetzt mußte sie eben bei ihm aushalten, weil sie sein Weib war, aus Pflicht und des Sakramentes wegen — sagte sie sich.

Das Begräbnis des Kleinen hatte ihrer beider Habe vollends aufgezehrt. Sie hätten betteln gehen dürfen, aber das würde Emerenz nicht gelitten haben, so lang sie noch den Arbeitskarren ziehen konnte — freilich ohne die Hoffnung und Freudigkeit von einst. Die Nachbarn bedauerten sie und tadelten zugleich ihren Unverstand, daß sie so einen Lumpen geheiratet hätte. Es war schnell ruchbar geworden, wo der Lenz die Sterbenacht seines Kindes zugebracht hatte; das dadurch entstandene Ärgernis hatte sogar die Eltern der Stanzl, denen es bisher am bequemsten erschienen war, der verzogenen Tochter durch die Finger zu sehen, einigermaßen aufgerüttelt. Ihr Vater hatte ihr in den deutlichsten Worten ihren Lebenswandel vorgehalten und seiner Ermahnung

sogar handgreiflichen Nachdruck verliehen; statt hierdurch eingeschüchtert zu werden, hatte die Dirne sich aber wie gabig (verrückt) gebärdet und geschrien: sie gehe auf und davon. Richtig war sie des andern Morgens verschwunden; es hieß, sie sei einer herumziehenden Gesellschaft, Seiltänzern oder dergleichen, zugelaufen, die in der Nähe Vorstellungen gegeben hatte.

Der alte Pfoseler sagte überall: seinetwegen brauche das liederliche Weibermensch nimmermehr heimzukommen.

Nach Stanzls Flucht schien der Lenz eine Zeitlang in sich zu gehen und gesetzter zu werden; er versuchte auch wieder zu arbeiten. Emerenz sah das mit einem schwachen Freudenschimmer — sie war schon geneigt zu denken, daß er im Grunde doch nicht schlimm und auf ein leidliches Leben mit ihm noch zu hoffen sei. „Vielleicht hat mein Buberl das unserm Herrgott abgebettelt! Es heißt ja, wenn so ein Unschuldiges hart verstirbt, hilft es mit jedem Schnaufer einer armen Seele im Fegfeuer — warum nicht der lebendigen Seel von seinem Vater?“ — so dachte sie. — Die andern aber teilten ihre Zuversicht nicht: sie mochten mit Lenz nichts zu schaffen haben und hielten sich um seinetwillen selbst der Emerenz fern — denn Unglück und Armut gelten bei vielen für ansteckend.

Daraufhin setzte sich Lenz einmal zu seinem Weibe und sprach so eingehend und freundlich mit ihr, wie seit langem nicht. Sie sähe doch wohl selbst, daß es ihnen nicht glückte, sich heraufzuarbeiten; er sei einmal nicht für die Bauernarbeit gemacht, und die Lackeln hier am Ort paßten für ihn so wenig, wie er für sie. Da wär es vernünftiger, das Ding einmal wo anders zu probieren, statt hier bis in die Ewigkeit arme Häuter zu bleiben. In einem ganz nahe gelegenen Stadtl hätte er einen braven Herrn getroffen, der ein großes Hauswesen und Geschäft besäße, wo es für ein Paar junge rüstige Leute Arbeit genug gäbe. Der wollte sie beide in Dienst nehmen; und die Emerenz sollte nun gescheit sein und ihr Ja dazu geben.

Er war in letzter Zeit mehrmals auswärts gewesen, und die Frau hatte sich schon gesorgt, auf welchen Wegen er etwa wäre; darum erleichterte sie die Botschaft, daß er ihnen beiden einen Dienst ausgemacht.

Freilich kam es ihr bitter hart an, daß sie von dem Heimatort, den sie nie verlassen hatte, fort sollte, aber sie sagte sich, daß es von ihrer Einwilligung wahrscheinlich abhinge, ob Lenz künftig sich ordentlich aufführen würde — auch war sie gern bereit, ihm als dem Manne zu folgen, wenn es nur mit Ehren geschehen könnte. Deshalb antwortete sie ihm: was ihm recht sei, sollte ihr recht sein.

Sie rüsteten alsbald zum Fortziehen, was leicht getan war, da sie fast nichts besaßen, als was sie auf dem Leibe trugen. Emerenz hatte sich noch abgedarbt, was sie vermochte, um den Schustersleuten den größten Teil der Miete zu zahlen, die sie schon länger schuldig geblieben waren. Einen zahmen Kreuzschnabel, den sie ihres Bübchens wegen angeschafft hatte, weil dieser Vogel im Rufe stand, Kinderkrankheiten an sich zu nehmen, ließ sie fliegen. Sie sah ihm nach, wie er sich zwitschernd in der blendenden Luft verlor und schnitt dann alle aufgegangenen Blüten ihrer roten Nelkenstöcke ab, um sie

hinaus auf den Kirchhof zu bringen. Die Stöcke selbst trug sie der Schusterin hinüber. Abschied genommen hatte sie bald; die Schustersleute schüttelten ihr die Hand und wünschten, es möge ihr gut gehen; die Reitnerischen waren sehr unwirsch beim „Pfüat Gott"-Sagen und wiederholten ihr nochmals: „Hättest ihn allein laufen lassen — wär gescheiter!"

Auf dem Kirchhofe hatte sie eine ganze Weile gekniet und die Nelken auf die Gräber ihrer Eltern und ihres Kindes verteilt. Sie war den Blumen fast neidisch, daß sie dableiben durften, während sie fort mußte.

Wie sie kaum fertig war, mahnte sie ein ungeduldiger Pfiff ihres Mannes von der Straße her zum Aufbruch — sie fuhr hastig empor und sprang nochmals heim, um ihr Bündel zu nehmen und zu sehen, ob nichts vergessen wäre. An der Wand steckte noch der in Farben gedruckte heilige Christoforus, der sie aus ihrer Mädchenkammer getreulich herbegleitet hatte; sie nahm ihn ab und schob ihn vorne in ihr steifes Mieder, damit er nicht zerknittert würde. Dann holte sie ihren Mann ein, und sie gingen nebeneinander her bis zur nächsten Bahnstation.

Der Lenz gab sich ein gewaltiges Ansehen, nun sie vom Dorfe fort waren. Er hatte auch das Fahrgeld für sie beide schon in Bereitschaft — das hatte ihr künftiger Herr ihm zum voraus gegeben, bedeutete er sie.

Seit ihrer Kindheit, als der Vater sie einmal mitgenommen, war Emerenz nie mit der Bahn gefahren. Das eintönige Geräusch der Räder und die schüttelnde Bewegung betäubten sie ein wenig, so daß sie in einen traumhaften aber wohligen Zustand geriet. Mitunter flüsterte sie ehrfürchtig: „Ah, da ist's schön!" — und berührte mit der Hand das Knie des ihr gegenübersitzenden Lenz, um ihn auf eine der vorbeisausenden Burgen und Ortschaften aufmerksam zu machen.

Endlich erschien zur Rechten ein altersgrauer, runder Turm, an den eine ansehnliche Menge von Häusern sich anschloß. „So, da wären wir" — sagte Lenz und stieg leichtfüßig aus dem Wagen, während Emerenz etwas bedächtiger ihm mit ihrem Bündel folgte. Er zeigte ihr, voranschreitend, den Weg ins Städtchen hinein, durch die kleinen mittelalterlichen Gassen; seine Augen spähten dabei scharf die Häuser ab, bis sie ein weitvorspringendes Wirtsschild gewahrten, das in der Sonne glänzte. Unter diesem geleitete er sie in einen halbdämmerigen Hausflur und von da in die „Schwemme"[1]) des Wirtshauses, wo ein Haufen Leute von jeder Art trinkend und rauchend beisammen saß.

Der Lenz gebärdete sich unnötig geräuschvoll beim Bestellen eines halben Liters Wein und war überhaupt von einer aufgeregten Lebhaftigkeit. Kaum hatten die beiden ihren Platz gewählt, so erhob sich von einem der benachbarten Tische ein kleiner untersetzter Mann, der auf sie zugesteuert kam. Der Lenz fuhr sogleich in die Höhe und begrüßte sich mit dem Fremden äußerst freundschaftlich. „Grüß Gott, Riffl, du siehst, ich halt Wort! Da wär ich, und sell ischt mein Weib — grad ein bisl dasig ischt s' noch von der Fahrt." — Der Fremde, der übrigens anständig gekleidet war, lächelte Emerenz an und

[1]) So heißt in Tirol die Trinkstube für das gewöhnliche Volk.

bot ihr die Hand; dann wendete er sich zu Lenz zurück und erging sich in den größten Lobsprüchen der von so viel Zungenfertigkeit ganz betroffenen Frau. „Ei ja, Herrgott Saxendi, das wohl ist eine! Ein Prachtweib, sag ich! So ein paar Armerln laßt man sich gefallen; die derkraften noch was. Respekt vor dir, mein lieber Vernagger; auf dich ist freilich Verlaß, wie sich's jetzt ausweist. Ich hab mir denkt', so ein kleines Bröckl übertrieben wirst schon haben; aber nix da! Mit der heben wir eine Ehr auf, das wird eine Kraft ersten Ranges; wir werden schon einig werden miteinand."

Das alles sprudelte er in einem etwas künstlichen Hochdeutsch hervor, nur mit den anklingenden heimischen Kehllauten gewürzt. Die Emerenz, die aus seinen Worten erkannte, daß er ihr neuer Dienstherr sei und daß — zu ihrem leisen Wohlgefühl — ihr Mann sie ihm gerühmt habe, versetzte treuherzig: „Ich mach meine Danksagung, Herr Vater — will schon fleißig dazu schauen, daß ees alleweil zufrieden seids."

Das gefiel dem Kleinen sichtlich; er klopfte ihr wohlwollend auf die Schulter, wobei er sich ein wenig strecken mußte, und bestellte noch einen halben Liter Wein mit dem Bemerken, den zahle er zum Einstand. Die Stimmung zwischen den dreien ward nun immer behaglicher, besonders der Neugekommene schwatzte unaufhörlich; was der Emerenz davon wunderlich und unverständlich schien, schob sie darauf, daß die Städter ein andrer Menschenschlag seien und daß die Reitnerin immer gesagt hatte: „Von die Stadtleut hat jeder ein Radl zu viel im Kopf."

Endlich stand der Dicke auf und sagte, nun sollten sie mitgehen nach seinem Heimwesen. Sie traten auf die Straße — Emerenz schaute zwischen den Häusern hindurch nach den zackigen Häuptern der von gegenüber hereinlugenden Berge, die vom letzten Strahl der Nachmittagssonne angeglänzt wurden. Sie hatte das Empfinden, die Berge seien mit ihr gewandert von daheim.

Daß Markt im Städtchen war, hatten die Männer ihr bereits gesagt. Deshalb wunderte es sie nicht, daß sie auf dem Hauptplatz sich fest zusammenschließen mußten, um einander im Gedränge nicht zu verlieren. Ein Karussell war aufgeschlagen, das von einem mageren Pferd im Kreise getrieben wurde; neben dem Gaul stand die Besitzerin und orgelte auf einem öfters versagenden Leierkasten die Tanzweisen herunter, nach denen die fahrenden Kinder lustig herumflogen. Auch ein Kasperletheater war zur Stelle und dabei ein anatomisches Theater, dessen Außenseite mit allerlei greulichen Bildern von Mordtaten und Hinrichtungen bemalt war. In verschiedenen andren Buden wurden Eßwaren, Geschirr und ähnliches an offenen Tischen feilgehalten. Die Verkäufer erschöpften ihre ganze Überredungskunst; das Stadt- und Landvolk stand unschlüssig herum, namentlich die Bauern fragten angelegentlich nach Preis und Haltbarkeit, um sich dann im Moment der Entscheidung eilfertig zurückzuziehen.

Mit einem Male tauchte aus dem Gewühl eine bekannte Erscheinung auf: die Stanzl, die Lenz sofort als alten Freund begrüßte und auch Emerenz die Hand bieten wollte. Diese wich finster vor ihr zurück und stieß den Lenz an, der das Mädchen ganz gemütlich zum Plaudern und Mitgehen veranlaßte.

„Du, mit der haben wir nix zu schaffen! Laß sie laufen — was muß der Herr denn denken von uns?“ — „In der Stadt sein die Leut net so dumm wie bei uns“ — gab Lenz gereizt zurück — „fangst schon wieder zu'n Eifern an?“

Sie schwieg, um kein Aufsehen zu machen, zumal ihr dicker Brotherr der Dirne gleichmütig zunickte und sich weiter nicht um sie zu kümmern schien. Emerenz' Trost war, daß das verhaßte Ding, das übrigens mit einem kurzen seidenen Röckchen und mächtigen falschen Ohrringen aufgedonnert war, sich doch bald von ihnen trennen müßte.

Der Herr „Riffl“, wie Lenz ihn nannte, führte seine beiden Begleiter nach einer Ecke des Platzes, wo eine der stattlichsten Buden aufgerichtet stand. Als sie daran hinkamen, sprang ein sonderbar geputzter Mann, in eng anliegendem, gestreiftem Anzug und mit roten Schnörkeln auf seinem völlig weiß gefärbten Gesicht, dem beleibten Anführer entgegen und hieß ihn schnell hineingehen. Die — er nannte einen Frauennamen — gebärde sich wie toll, wolle schon heute nicht mehr auftreten und schreie: brauche man sie künftig nicht, so brauche man sie heute auch nicht.

Mit einem Fluch hastete der Riffl die paar Stufen, die in das Bretterhaus führten, empor. Emerenz, die den ganzen Vorgang nicht begriff, richtete ihren vom ungewohnt reichlichen Trunke ermüdeten Kopf plötzlich auf und sah Lenz an. Auf dem ganzen Wege hatte er fast nicht mit ihr gesprochen, sogar ihren Blick vermieden; jetzt begegnete sein Auge dem ihrigen mit einem sonderbaren Ausdruck von Unruhe und Unsicherheit. Sie wußte nicht, was ihr auf einmal den Atem benahm. „Gehn wir doch auch nachschauen!“ — stieß sie rasch hervor und war die Stufen hinauf, ehe Lenz und die ihm beispringende Stanzl sie hindern konnten.

Ein wüster Lärm scholl ihr entgegen; eine heisere Frauenstimme und die hohe des Riffl überschrien einander. Während Emerenz sich noch verwirrt auf der Art von Schaubühne umsah, auf der sie stand und die mit allerhand glänzendem, unechtem Kram ausgeschmückt war, wurde ein Vorhang, der in das Innere der Bude führte, ungestüm aufgerissen. Ein Weib sprang heraus, annähernd so groß wie Emerenz, aber so wenig bekleidet, wie diese noch kein Menschenwesen gesehen hatte: nur ein fleischfarbener Überzug umschloß ihre hageren Glieder, und ein perlengestickter Schurz hing von den Hüften herab. Sie deutete auf Emerenz und kreischte wütend: „Also da steht's ja, die Neue, zuwegen der man mich hinauswirft; nachher kann s' in der heutigen Vorstellung auch schon auftreten.“

Emerenz schrie auf und fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopfe: wie ein Blitz traf sie das Verständnis! Sie wankte auf Lenz zu, der ihr gefolgt war und in peinlichster Verlegenheit dastand — sie packte ihn beim Arme — „du, red was!“ würgte sie aus trockener Kehle hervor.

„Ich hab dir's net gleich sagen mögen, es ist schließlich ein Brot wie jedes andre; du wirst gut zahlt und kommst von die faden Bauerntröpf fort — schau, ich hab mich auch daher verdingt“ — redete Lenz nun hastig und beschwichtigend auf sie ein. Die Stanzl, die sich im Hintergrund gehalten, fügte hinzu: „Ich auch — als Tanzkünstlerin; aber du, als Riesin oder wildes

Weib, verdienst dir noch mehr." — „Net wahr is's", schrie das bisherige „wilde Weib" erbittert dazwischen.

Emerenz hatte das Wort „Menschenwürde" in ihrem Leben weder gehört noch genannt, aber deutlich empfand sie, was in ihr beschimpft werden sollte. Sie bebte vor Schmerz und Wut. „Das hast mir antun wollen, du?" keuchte sie dem Lenz entgegen, „solch eine Schand!" Ihr versagte die Stimme.

„Oho," begehrte nun der Riffl tiefbeleidigt auf, „da gibt's keine Schand net. Mein Spezialitätentheater ist's erste auf der Welt, daß du's fein weißt. Und das wird wohl anständig gehandelt sein, wenn man einem Trampel wie dir sein schönes Geld zahlt dafür, daß er sich bloß anschaun läßt und ein paar Kraftstückln ausführt. Andre wären noch froh drum!"

Emerenz sah ihn von ihrer Höhe herunter an. „Ich geh!" sagte sie einfach und machte Anstalt dazu; doch beide Männer vertraten ihr den Weg, indes die Stanzl dem Lenz spöttisch zurief: „Da hast's jetz — hab ich dir net zuvor gesagt: sie macht uns Geschichten?"

„Was da!" Lenz faßte seine Frau rauh bei den Handgelenken. „Mein Weib bist und hast gelobt, du willst mir folgen!" „Und der Lenz hat mit mir Kontrakt gemacht für euch alle zwei!"

„Parieren mußt, hast verstanden!"

Da wallte ein rasender Zorn in Emerenz auf, alles Gefühl ihrer Demütigung überflammend. „Verkauft hast mich!" schrie sie Lenz ins Gesicht, der sie beständig festzuhalten strebte — „abgekartet hast's heimlicherweis mit deiner Spießgesellin! Und du traust dir noch, dich drauf zu versteifen, daß ich dein Weib bin. Weil ich's bin, hab ich alles derlitten und ertragen bis heut, hab mir die Haut von den Händen geschunden für dich; so hab ich unsern Ehstand geehrt. Du aber ehrst nix auf Erden und im Himmel, dich net, mich net, noch auch's Andenken von unsern Buberl! Was, halten willst mich? Laß los, du Fallot, sag ich! Laß los! Judas!"

Mit einem gewaltigen Ruck befreite sie sich von ihm und von Riffl. Sie war wie umgewandelt: ihre Augen rollten und ihre Wangen brannten, in der straff angespannten Gestalt lag etwas unsäglich Drohendes. Aber Lenz, wild gemacht durch die Beschämung, die sie ihm zugefügt, packte sie nochmals an — da verzerrte sich ihr Gesicht: mit einem furchtbaren Stoß schleuderte sie ihn von sich, daß er zurücktaumelte und mit dem Kopfe aufschlug. Zeternd sprang Stanzl ihm bei, während Emerenz die Stufen der Bühne hinab ins Freie stürzte. Bei einer flüchtigen Kopfwendung gewahrte sie noch, wie das halbnackte Weib, das dem Streit schadenfroh zugesehen, ihr eine deutende Bewegung in schräger Richtung machte. Dorthin lief die Gehetzte, so schnell sie konnte, der Riffl ihr nach unter schrillen Rufen: „Halt auf, halt auf!" Der ganze mit Menschen angefüllte Platz geriet in Unruhe.

„Was ham's denn? Hat wer g'stohlen? Oder brennt's? Lauft's, lauft's: aus einer Menascheri ischt a Bär auskommen! — Nix, nix: seid's stad! — A Bär!" — So wogte es durcheinander, und im Bemühen, zu schauen oder zu entrinnen, versperrte eins dem andern den Weg, was auch Riffls Verfolgung sehr beeinträchtigte. Dazu kam die hereinbrechende Dunkelheit;

an dem Karussell waren bereits Lichter in farbigen Glaskugeln angezündet, aber sie blendeten und ließen die Umgebung noch dunkler erscheinen.

Emerenz lief, lief wie um ihr Leben; einmal stellte sich irgendeiner ihr entgegen — sie warf ihn zur Seite, wirklich einem Bärenweibchen gleich, das sich retten will vor dem Jäger. Durch finstere Seitengassen ging ihre Flucht — hinter ihr verhallte der verworrene Lärm; noch einmal sah sie von weitem den Lampenkranz des Karussells sich im Kreise drehen wie einen Irrlichtertanz. Und nun plötzlich tauchten lange schwarze Bergrücken auf, weites Wiesenland darunter — sie stand im Freien.

* * *

Erst jetzt wurde sie sich klar bewußt, wie ganz betrogen und verlassen sie sei. Aber sie hatte keine Zeit zum Jammer; sie mußte fort. Wohin? Heim? — Nein, sie konnte nicht heim: sie schämte sich zu sehr! Dann fiel ihr ein, daß sie ja nichts zur Zehrung hatte, sogar ihr Bündel hatte sie dort drüben verloren — gleichviel! Sie würde schon durchkommen. All diese verworrenen Gedanken dachte sie in rastlosem Vorwärtsschreiten, bisweilen strauchelte sie, raffte sich dann auf und eilte weiter. Ein paar verspätete Marktbesucher, die des Weges kamen, wichen vor der großen, dunklen Gestalt mißtrauisch, beinahe furchtsam zur Seite. So wanderte sie die ganze Nacht. Anfangs war sie, nach der Form der Berge und nach dem in geringer Entfernung vorbeirasselnden erleuchteten Bahnzuge sich richtend, der breiten Straße gefolgt. Dann bog sie zur Linken ab und gelangte auf einen langsam ansteigenden Bergpfad.

Eben erhob sich aus allen Sträuchern erwachendes Vogelzwitschern — eine zarte Helle, der Morgenröte voraufgehend, übergoß die Zinnen und Zacken ringsum mit verheißungsvollem Licht. Emerenz fühlte ihre Glieder so schwer wie Blei: todmüde setzte sie sich auf einen Stein am Wege, stützte den Kopf in beide Hände und begann lautlos, bitterlich zu weinen.

Die feierliche Einsamkeit und der frische Morgenwind, unter dem sie erschauerte, machten es ihr zur Gewißheit, daß das Ganze kein Traum, sondern grausame Wahrheit sei. Sie gestand es sich jetzt ganz hart und offen ein, wie sie aus Verlangen nach einem richtigen Frauenlos und nach Untertänigkeit sich geradezu weggeworfen hatte an einen, der sie nicht wahrhaft lieb hatte, sondern nur etwa als ein großes gezähmtes Tier betrachtete. Sonst hätte er ihr nie zugemutet, sich vor jedem, der ein paar Heller bezahlte, so zur Schau zu stellen, wie das schamlose lange Weib in der Bude es fertig brachte. Er war ihr der liebste aller Menschen gewesen. Er war der böseste aller Menschen!

Mitten im Weinen brach sie kurz ab, schluckte die Tränen nieder und erhob sich. „Die Leut täten höchstens recht lachen, wenn sie's sähen, wie so ein baumstarkes Weibermensch am Boden hockt und heult." — Diese bittere Vorstellung ließ ihren Gram verstummen. Sie schritt wieder fürbaß, gerade vor ihr stand an dem sich allmählich rötenden Himmel ein blasser Stern, dessen Funkeln ihr eine gewisse Zuversicht einflößte: „Nun heißt's halt Unterstand suchen", dachte sie und fragte darum in einzelnen Bauernhöfen, die sie

unterwegs antraf, vergeblich an. Sie machte dabei die Erfahrung, daß ihr Aussehen diejenigen, die sie nicht von klein auf gekannt hatten, erst recht in Erstaunen setzte. Wo sie anklopfte, starrte man sie mit offenem Munde an; eine Bäuerin äußerte sogar: nun sehe sie es wohl, daß ihr Aehndl recht gehabt, und daß es wirklich Fanggen (Wildweiber) im Lande gebe.

Dieselbe Frau jedoch gab ihr auf ihre Bitten Milch und Brot und freute sich, wie die Verschmachtete sich daran labte. Während Emerenz aß, hörte man ein Stöhnen aus dem offenen Stubenfenster, unter dem die Fremde saß. „Das ist mein Bub," sagte die Bäuerin, „der hat am Sonntag gerauft beim Wirt an der Seespitz, und einer hat's ihm bös versetzt. Wird schon wieder heil werden mit Gottes und seiner Mutter Beistand. Ja so; ihr Riesenleut seid's ja Heiden, oder du net? Das freut mich — also pfüat Gott! Zahlen darfst nix."

Emerenz dankte und pilgerte weiter. Die Erwähnung des verwundeten Burschen hatte ihr die Frage im Innern erweckt, ob Lenz, als er stürzte, zu Schaden gekommen sei? Sie fühlte kein Bedauern bei dieser Vorstellung, nur eine grimmige Schadenfreude. „Geschäh ihm recht", dachte sie und preßte finster die Lippen zusammen.

So gelangte sie an den Rand eines großen Sees, der wie ein riesiger Edelstein von dunkelgrünlichem Blau inmitten umgrenzender Berge lag. Sie suchte Obdach in den verstreuten Häusern, ward auch hier mehrmals abgewiesen, bis der Wirt eines der Hauptgasthäuser sie als Magd dingte.

Die Emerenz schaffte von früh bis spät, gleichviel was, wenn sie sich nur so müde machen konnte, daß sie des Abends aufs Bett fiel und von nichts mehr wußte. Um ihrer stillen arbeitsamen Art willen faßte ihr Dienstherr Zutrauen zu ihr und bot ihr an, ob sie nicht neben dem dafür bestellten Knecht die Stadtleute, die im Sommer kämen, auf dem See herumrudern wolle. „Von dir weiß ich doch: du hast nie keinen Rausch", setzte er hinzu.

Der Emerenz war es gleich; sie ließ sich von dem Knechte die Handgriffe des Ruderns zeigen und stellte sich überraschend gut dazu an. Als nun die Zeit kam, wo, wie alljährlich, viele Fremde sich einfanden, waren diese von dem hünenmäßigen Aussehen des Frauenzimmers noch mehr betroffen, als anfänglich das Hausgesinde gewesen, und einer fragte den andern: „Haben Sie schon den kolossalen weiblichen Bootsknecht gesehen?" Es gehörte bald zu den Spezialvergnügungen der Sommerfrischler, sich von ihr fahren zu lassen; und das Gasthaus, in dem sie diente, ward um ihretwillen berühmt, wie etwa ein andres durch einen witzig groben Wirt oder einen zahmen Gemsbock. Sie kümmerte sich wenig darum, sondern versah gewissenhaft ihr Amt, wohl wissend, daß sie auch hier in einer Weise zur Schau stand — aber ihr geschah damit nicht viel weher, als ihr ohnedies ums Herz war.

Die Herbigkeit ihres bisherigen Lebens hatte eine Wandlung in ihrem ganzen Wesen hervorgebracht. Sie machte keine Versuche mehr, durch gebückte Haltung ihr unglückliches Längenmaß zu vermindern, sondern ging gerade einher, als wollte sie sagen: In Gottesnamen, so ist's: gewöhnt euch daran! Eben dies, verbunden mit dem traurigen Blick ihrer Augen, half ihrem Aus-

sehen zu achtunggebietender Wirkung bei eindrucksfähigen Gemütern. Ein junger Professor, der mit seiner schönen jungen Frau sich viel von Emerenz fahren ließ, war fast begeistert von ihr und äußerte, sie erinnere ihn an die Riesentöchter der Sage, die sich lange unwürdiger Dienstbarkeit bequemen, bis sie plötzlich, im Erwachen ihrer halbgöttlichen Kraft, das Joch von sich abschütteln.

Von allen Gästen hatte Emerenz dies Paar am liebsten, außerdem noch ein schlankes, dunkles Fräulein, eine Verwandte des Professors, die sehr ernst dreinschaute, dem Gesinde jedoch stets freundlich begegnete. Es hieß: ihr Verlobter habe sich von ihr getrennt, weil sie ihm zu gescheit gewesen. „Das gibt's also auch", dachte Emerenz, da sie die Geschichte hörte, war aber zu denkmüde, um die Betrachtung weiterzuspinnen, wie genau doch die Menschen darauf halten, daß ein jeglicher einem gewissen hergebrachten Muster entspreche, und wie scharf sie jede, selbst ungewollte Abweichung hiervon ahnden.

Als die drei gleichzeitig abreisten, war Emerenz recht betrübt und zögerte noch eine Zeitlang an dem Ufer, an das sie die Scheidenden übergesetzt. Dann bestieg sie ihren Kahn und schickte sich an, vom Lande zu stoßen — da rief eine Stimme hinter ihr: „Geh, tu warten auf mich!" Sie sah sich um und bemerkte einen jungen Menschen, der eilfertig der Fähre zustrebte. Er hatte ein hübsches, regelmäßiges Gesicht, doch bei seinem Näherkommen gewahrte sie mit Schrecken, daß er von äußerst kümmerlichem, kränklichem Bau und obendrein auf einer Seite verwachsen war.

Der Krüppel kletterte mit freundlichem Gruß in den Kahn. Es fiel der Ruderin auf, wie sanft und hell seine Stimme war. Er hatte ein Ränzchen bei sich, das zu schleppen ihm Mühe gemacht haben mußte; denn er trocknete sich tiefatmend die Stirn, während Emerenz die Ruder einsetzte. Eine Weile sah er bewundernd der Bewegung ihrer kräftigen Arme zu; dann meinte er gutmütig: „Wegen so an Dreckl, wie ich bin, zahlt sich schier die Fahrt nicht aus; aber dafür tust dir auch net hart mit mir."

Emerenz streifte ihn mit einem mitleidigen Blick und erkundigte sich, ob er am gleichen Ufer mit ihr wohne; sie habe ihn ja noch nie gesehen.

„Mich übersieht eins leicht", scherzte er und gab hierauf Bescheid, er sei ganz nah vom Gasthaus drüben daheim, der Sohn eines Schnitzers, und habe auch das Handwerk selbst erlernt. Aber er lasse sich nicht zu viel auf der Gasse blicken, weil ihm die Leute so nachliefen.

„Ja, die Leut sind alleweil so viel fein," sagte Emerenz hart, „die kenn ich auch." — „Ach, geh!" — machte er in ungläubigem Ton und sah sie ehrfürchtig an. Hierauf bemerkte er: so gar streng müsse man's ja auch nicht nehmen — die mehrern verstünden es nicht besser. Er möchte immer seinen Eltern die Gelassenheit beibringen können, wenn über ihn gespottet würde; die gerieten allemal ganz auseinander. „Gar der Vater tut ganz wild und hebt zu'n Hadern an mit unsern Herrgott, daß ihn der so gestraft hat."

Emerenz wollte ihre Meinung über den Vater sagen, bezwang sich aber und fragte nur: „Du tust dir solchene Reden, scheint's, nicht zu Gemüt nehmen?"

„Schau," versetzte er friedsam, „mein heiliger Schutzpatron, den haben die verhöllten Heiden gar in Öl gesotten, und im Kessel drin hat er Gott gelobt — werd wohl ich mein bißl Kreuz erleiden können ohne Aufbegehren!" — „Also Vitus wär nachher dein Namen?" — „Ja, Veitl."

Inzwischen waren sie dem jenseitigen Ufer ganz nahe gekommen; an der Landungsstelle lungerte ein Trüppchen von Bauern und Sommerfrischlern herum, die befremdete, neugierige Blicke auf die Ankommenden hefteten. „Jetz wird die Gaudi groß," sagte Vitus mit unveränderter Heiterkeit, „wir schauen aber auch mitsammen aus wie's Kamel und der Aff, — das heißt" — er verbesserte sich erschrocken — „nicht z'wegen deiner, halt weil ich so minder bin." Der Empfang entsprach jedoch seiner Erwartung nur insofern, als die Herumstehenden das Lachen beim Aussteigen des seltsamen Paares kaum verbeißen konnten. Der junge Mann nickte allen vertraulich zu und hockte mühselig seinen Ranzen auf, nachdem er vergebliche Versuche gemacht, Emerenz ein paar Kreuzer aufzudrängen. „Auslass'n tust!" sagte sie und nahm ihm einfach den Ranzen weg — „den trag ich dir heim." — Damit schritt sie festen Fußes voran, während er wie ein Hündchen ihr folgte.

Sie erreichten das unansehnliche Haus von Vitus' Eltern, auf dessen einer Seite ein wenig tragender Spalierbirnbaum seine Zweige breitete. Über der Haustür befand sich eine schmerzhafte Mutter Gottes unter Glas; dabei stand der Vers geschrieben:

Gewiß ist der Tod, ungewiß ist der Tag;
Die Stund auch niemand wissen mag.
Drum bau auf Gott und denk dabei,
Daß jede Stund die letzte sei;
Im Leiden habe frohen Mut
Und liebe den, der Leid dir tut!

Eine verrunzelte, gebeugte Frau kam ihnen entgegen. „Gottlob, daß du da bischt, Veitl; schier wär der Vater grantig worden." — Der Sohn ließ sich darauf eiligst seinen Ranzen von Emerenz geben und bot ihr unter vielen herzlichen Danksagungen Lebewohl. In der Stube begrüßte ihn eine rauhe, laute Männerstimme mit scheltenden Worten. Die Mutter, die mit Emerenz im Flur stehengeblieben war, sagte dieser inzwischen auch „Vergelt's Gott", in so wehmütiger Weise, als ob alles, was mit ihrem Sohn zusammenhänge, für sie ein Unglück bedeute. Emerenz fragte, ob er denn von klein auf so gewesen wäre. — Die Alte zog die Schultern ein und spähte ängstlich nach der Stubentür, ehe sie die geflüsterte Erklärung abgab, das sei nicht der Fall. Aber ihr Mann hätte halt manchmal seinen Rausch, und da hätte er eines Abends den Buben, der auf dem Tische gesessen, über die Tischkante hinabgestoßen. Das sei nun zwanzig Jahre her, aber seitdem wäre der Veitl, der damals sieben alt gewesen, kaum mehr gewachsen, und das Rückgrat hätte sich ihm verkrümmt. Ihr Mann, dem das natürlich arg sei, könnte ihn deswegen kaum vor Augen sehen, obschon es ein so braver Bursch sei. Ja, ja, was man ausstehen müßte auf der Welt!

Noch nie fast, trotz ihrer eignen Geschicke, war Emerenz so voll unruhigen Grübelns gewesen, wie da sie das Häuschen der Schnitzersleute verließ. So

arm konnte eins dran sein! Und so lieblos durfte mit ihm umgegangen werden! Sie fand sich förmlich ungerecht bevorzugt im Vergleich mit Vitus; denn sie hatte sich gegen angetanes Übel doch nachdrücklich zu wehren vermocht, während er —

Sie wußte es einzurichten, daß einige ihrer Fahrgäste im Schnitzerhäuschen einkauften und Bestellungen machten. Dadurch erwarb sie sich selbst das Recht, während des einsamen Winters fleißig dort vorzusprechen und sich nach dem neuen Bekannten umzusehen. Sie hatte das Gefühl, daß sie ihn beschützen müßte. Das konnte sie nun freilich nicht. Sie konnte nicht hindern, daß der ärmlichste Winkel ihm zur Schlafstätte diente, noch daß er die schmalsten Bissen im Hause erhielt. Aber wenn sie ihm etwas Gutes brachte, das sie geschenkt bekommen oder von ihrem eignen Gelde gekauft hatte, so rührte er es nicht an, ehe er seinen Eltern und Geschwistern, die ihn sämtlich geringschätzig behandelten, davon abgegeben. — „Ich bring dir nix mehr," drohte Emerenz geärgert; doch er schaute sie bittend an: „Ich kann einmal net so neidig sein — weißt: für mich allein freut mich nix." — Oft, wenn die verkrüppelte Seite ihn schmerzte, mußte er liegen; seine Hände feierten indes nicht dabei, sondern schnitzten emsig die zierlichsten Figürlein, Menschen und Tiere, alle in lebhaften Gebärden und Stellungen. „Weil ich mich selbst oft net rühren kann," erklärte er der Emerenz, „muß ich die Lebfrischen doch irgendwo auslass'n; drum schnitz ich sie halt in die Manderln hinein."

Hinter dem Rücken des Vaters, der darob zu schelten pflegte, schenkte Vitus bisweilen ein solch selbstgefertigtes Spielwerk den Kindern der Nachbarschaft, die ihm alle freund waren, mit wenigen Ausnahmen. Einmal war Emerenz Zeuge, wie ein halbwüchsiger Unband den im Garten sitzenden Vitus mit einem Stein warf und davonlief. Empört wollte sie ihm nach, aber Vitus hielt sie zurück. „Ist halt ein dummer Bub," meinte er, „der wird schon noch anders." Wirklich traf sie später den Missetäter ganz artig in Vitus' Gesellschaft an, ihm mit glänzenden Augen bei der Arbeit zusehend. „Du kommst einmal von Mund auf in Himmel," versicherte sie ihrem verwachsenen Freund bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten. Schier verlegen wehrte er ab. „Geh zu, der Himmel will Gewalt leiden!"

Es war ihr ganz erstaunlich, wie friedsam und fast glücklich ihr in Vitus' Nähe zu Mut war. Dort verließ sie sogar der Gedanke, der ihr viele Tage und Nächte verbitterte, der Gedanke, was denn werden sollte, wenn ihr Mann sie fände und holte? — So oft sie sich die Frage vorlegte, hatte sie nur die eine Antwort: „Ich geh net mit, und wenn's ein Unglück geben sollt."

* * *

Wenn Vitus bettlägerig war, so konnte er bestellte Schnitzwaren nicht selbst abliefern; und seine Geschwister zeigten sich nicht immer bereitwillig hierzu. Deshalb hatte Emerenz, seit es wieder Frühjahr geworden, ihm schon ein paarmal den Dienst getan, wenn sie es einrichten konnte. So nahm sie auch eines Tages, als sie von ihrem Herrn ohnehin nach der Seespitz geschickt wurde, in ihrem Kahn einen geschnitzten Heiligen mit, den der Wirt daselbst

bei Vitus bestellt hatte. Sie wurde wohl aufgenommen, und die Wirtin nötigte ihr für den Botendienst Brot und Wein auf. Bei ihr aufhalten konnte die Frau sich nicht, denn es war Sonntag und die große Gaststube um so voller, als herumziehende „Künstler" eine Vorstellung darin gaben. Trotz des Widerstrebens von seiten Emerenz', der jedes solche Schauspiel verhaßt war, führte die gefällige Wirtin sie an einen Platz nahe der Tür, von wo man das meiste sehen konnte.

Erst trat ein schmucker, noch ziemlich junger Mann in etwas geckenhaftem Nationalkostüm auf und gab einige „Gesangl'n" zum besten, wobei er sich selbst auf der Zither begleitete. Sodann wurde ein Duett mit Tanz angekündigt, und an der Seite des Sängers erschien ein Mädchen, bei deren Anblick Emerenz beinahe das Herz stille stand: es war die Stanzl!

Die erste Regung der Schifferin war, sofort der Stube und dem Hause den Rücken zu kehren, aber sie brachte es nicht über sich. Sie mußte zuvor wissen, ob jene allein hier war oder —

Sie sah nichts von dem Tanz, noch von den verliebten Mienen, die, nach dem Urteil der Anwesenden, die Tanzenden einander machten, — sie wartete.

Jetzt trat ein zweiter Tänzer auf — sie zitterte bereits am ganzen Leibe — traute sich kaum, ihn anzusehen — da sah sie ein wildfremdes Gesicht. — Lenz war nicht dabei.

Emerenz suchte die Wirtin wieder auf und bat sie, ihr doch die Dirn, die vorhin gesungen, in einer Tanzpause herauszurufen; sie erwarte sie hinterm Haus im Freien.

Sie hatte nicht lange zu warten, da erschien die Stanzl, offenbar sehr verwundert, wer nach ihr verlange. Unangenehm überrascht, stutzte sie beim Anblick der großen Frau; sie machte einen Schritt rückwärts, aber Emerenz hielt sie beim Arme fest. „Wo ist der Lenz?" stieß sie atemlos hervor.

„Wo werd er sein!" — Stanzl zog die Schultern in die Höhe. — „Tot ischt er halt."

„Tot?" — Der Emerenz fielen plötzlich die Arme schlaff am Leib herunter.

„Freilich — Gott tröst'n!" bekräftigte die Stanzl und setzte mit einem Anflug alter Gehässigkeit hinzu: „Eigentlich zuwegen deiner." Auf den großen, staunenden Blick der andern hin begann sie zu erzählen: „Also wie du auf und davon bist dazumal, haben der Lenz und der Riffl einen Mordsskandal kriegt miteinand. Ich hab mich dreingelegt und zu'n Guten geredt; daraufhin hat der Lenz bleiben dürfen und ischt auch dablieben; aber so viel nutz wie zuerst war er nimmer, denn seit dem Stoß, wo du ihm geben hast, hat er's alleweil auf der Brust gehabt. Über eine Zeit nachher hat er sich einbildet, der Riffl sähet mich zu gern —"

Sie stockte, — es schien ihr doch etwas peinlich zu sein, die Eifersucht des Lenz auf sie vor seinem Weibe zu erwähnen.

„Also, kurz gesagt, nachher hat sich das Warteln (Wörteln) zwischen die zwei wieder angehebt, und einmal nach der Vorstellung derwischt der Lenz den Riffl, wie er mich grad hätt bussen wollen. Der Lenz fahrt drein und

schreit, das verbitt er sich; der andre schreit, das geht ihn gar nix an und er wär ein trauriger Hanswurst und überhaupts bloß geduldet da, denn wegen seiner hätt er ihn net angaschiert. Die Hauptbedingung vom Kontrakt, die Riesin, wär er ihm schuldig blieben — und er soll seinem verloffenen Weib nur nachlaufen. Jetzt packt der Lenz den Riffl beim Krawattl und wirft ihn hin und kniet ihm auf d' Brust 'nauf — ganz weiß ist er gewest vor Zorn — der Riffl in der Angst tappt ihm nach der Gurgl und kreilt sich mit den Fingern ein und druckt, was er kann. Da laßt mittendrin der Lenz aus, haut mit den Armen in die Luft — und da seh ich, wie ihm's Blut aus 'n Mund lauft —"

Ein zitternder Laut, zwischen Stöhnen und Schluchzen, kam über die Lippen der Emerenz; die Stanzl aber fuhr fort:

„Ja, und ich hab nachher Leut zusammengeschrien, und ein Doktor hat her müss'n, der hat gesagt: mit'n Lenz steht's schlecht — da wär was zerrissen, ein Blutgefäß oder so was — und er müßt' schon länger einen Schaden haben. Ich hätt ihn wohl verpflegen woll'n — aber mein! Den Riffl hab'n s' eingesperrt, obschon er nachher gar net viel kriegt hat, weil er's doch in Notwehr getan hat; aber während der Untersuchungshaft hat unsre Gesellschaft sich aufgelöst, und ich hab mir selbst hart 'tan. Da ischt mir nix übrigblieben als ihn heimschaffen lassen in unsern Ort, weil er doch dort zuständig war —"

Vom Hause her schrie jemand aus vollem Halse nach der Stanzl. — „Komm schon!" rief diese mitten aus ihrem Bericht heraus und schickte sich eilig dazu an; aber Emerenz verlegte ihr den Weg. „Bitt schön, nur noch eins! Und daheim?"

„Daheim ischt er nach ein paar Wochen verstorben! Die Gemeinde hat ihn müssen begraben lass'n! Jetzt, mein ich, hätten wir ausgeredt." Damit rannte die Stanzl davon, um wieder aufzutreten.

Emerenz stand ein paar Minuten regungslos; dann begab sie sich langsamen Schrittes zu ihrem Boot zurück. Ja, nun war freilich ausgeredet! —

Sie war ganz frei! — Aber der Mensch, der so elend ums Leben gekommen, war ihr, trotz allem Bösen, das er ihr angetan, einmal lieb gewesen und hatte teil an ihrem Kind. Darum drückte all sein Verschulden an ihr nun nicht so auf ihre Seele als die Schuld, die die scharfe Zunge der Stanzl ihr an seinem Tode beigemessen. — Die Ruder ächzten unter ihrem krampfhaft festen Griff; der Ton klang ihr jedesmal wie ein Klagelaut. Mit leisen Schauern fiel ihr bei, daß der Lenz noch nicht einmal eine fromme Fürbitte von ihr empfangen habe, und halblaut begann sie, die Sterbegebete zu murmeln.

Vitus war allein, da sie kam, ihm über ihren Botengang zu berichten. Sobald er ihrer ansichtig ward, sagte er ihr auf den Kopf zu, ihr müßte etwas geschehen sein. „Ich bin Witfrau worden," antwortete sie und erzählte ihm alles, was sie sonst keinem Menschen gesagt hatte. Es tat ihr wohl, sich einmal das Ganze von Herzen zu reden. Mit seinen hellen, weichen Augen sah er sie an und sagte am Ende: „Siehst, immer wenn die andern für gewiß

angenommen haben, daß du ledig bist, hab ich denkt, mir kommt's anders vor. Und immer hab ich gemeint, dir muß 's bös gegangen sein. Nun aber hat's ja ein End."

„Sell weiß ich net," sagte Emerenz still. „Früher hab ich mir fest einbildet, alles Unrecht war an ihm. Jetzt muß ich sinnieren, ob an mir keins war." — „Das wär Unverstand," versetzte Vitus ruhig. „Weißt: du hast ihm doch allweil nachgeben, bis du gesehn hast, er will dich machen, wie er ischt. Das wär doch rein das Verkehrte, daß der Bessere dem Schlimmeren den Willen tun muß. Desweg'n will ich ihm aber net noch schiecke Reden anhängen, dem armen Tropf. Er hat seine Schulden noch abzahlt vor'n Versterben, das mußt dir zum Trost sagen lassen. Ich mein überhaupt 's, mit der Höll' und 'n Fegfeuer ischt's net so fürchtig arg, wie's einem oft hingestellt wird. Die Welt brennt und schneidet einen ja schon, daß es g'langt. Folg mir und mach weder dir noch dein' toten Mann einen Vorwurf! Der Herrgott — darauf möcht ich's Jurament ablegen — macht euch alle zwei keinen, sondern hat mit seiner Menschheit grad Lieb und Erbarmnis."

Während er sprach, fühlte Emerenz wieder den Frieden, der von ihm ausging. Sie stand auf und gab ihm die Hand. „Du bist der beste und gescheiteste Mensch, den ich mir weiß," sagte sie aus wärmster Überzeugung heraus. Er zog seine Hand verlegen zurück und errötete wie ein Kind. Emerenz aber ging getröstet nach Hause.

Das nächste Mal, als sie ihn aufsuchte, bat sie ihn, ihr ein Schreiben verfassen zu helfen an den Ortsvorstand ihrer Gemeinde, daß das Grab ihres verstorbenen Mannes ein wenig hergerichtet und beim Pfarramt auf eine heilige Messe für ihn angetragen werde. — „Ich hab die ganze Zeit gespart," erklärte sie, „für ein schönes Kreuz auf mein' Buberl sein Grab. Jetzt muß ich halt noch mehr hausen und zusehen, daß der Lenz auch eins kriegt; so daliegen kann ich ihn doch net lassen."

Vitus half ihr getreulich, sagte aber unterm Schreiben: „Ich muß dir's zurückgeben, was du mir neulich gesagt hast: du bist der beste Mensch! Dein Mann seliger ist frei zum Bedauern, daß er's net eingekannt hat, was er hat an dir." Er sah sie dabei mit einem so glänzenden Blick an, daß sie sich hastig umwandte und ihre Absicht aussprach, sie wolle übrigens auch einmal selbst heimgehen und nach den Gräbern sehen. „Aber nicht jetzt, wo's all die Fremden hat," meinte er. Nein, im Spätjahr wollte sie gehen. — Inzwischen wurde der Brief vollendet und ging ab.

Vitus kränkelte ein paarmal während des Sommers, und in diesen Zeiten war ihm niemand so hilfreich wie Emerenz. Er war ganz selig darob, und nach seiner Genesung versicherte er, das sei ihm ein wahrer Trost, daß nun niemand mehr kommen könnte, um sie hinwegzuholen. Emerenz meinte, dazu hätte wohl auch kaum einer Lust. „Ja," sagte Vitus, „mit so großen Menschinnen weiß man's net, wie man dran ischt. Bei einem Bauern in früherer Zeit ischt auch einmal eine als Magd eingestanden, so eine von deiner Statur. Jetzt, wie der Bauer einmal übers Joch geht, mit einer Kraxe[1]) am Rücken,

[1]) Kraxe = Tragkorb.

ruft eine Stimme — gesehen hat er niemand — ihm zu: „Jochtraga! Sag daheim, die Rohrinta soll hoamkommen, die Hochrinta sei g'storbn.“ „Wie er heimkommt, verzählt er das Ding; da tut die Dirn einen lauten Schrei, lauft aus der Stub'n und — weg war s'!“

„Das ischt eine Sag,“ meinte Emerenz. Indem wurde heftig an die Tür geklopft; Vitus Mutter steckte den Kopf herein. „Ischt die Emerenz da? Emerenz, sollst gleich ins Gasthaus kommen, ein Bot ischt da für dich.“ — Aufs höchste betroffen, machte Emerenz, daß sie heimkam; im Kreise des gaffenden Gesindes saß in der Küche des Gasthauses ein Bote vom Landgericht. Er betrachtete sie mit Amtsmiene von allen Seiten und fragte, ob sie wirklich die Emerentia Vernagger sei, gebürtig von da und da.

Ja, wahrhaftig, das könne sie beschwören. Alsdann hätte er ihr ein Schreiben zu überbringen wegen einer Verlassenschaft. Emerenz sah ihn zweifelhaft an und bemerkte: so viel sie wisse, könne ihr Mann, den Gott tröste, nichts hinterlassen haben als etwan Schulden. — Das sei nicht seine Sache, meinte der Bote, der Herr Landrichter würde ihr das schon vererplizieren — geladen sei sie hiermit.

So mußte Emerenz nächsten Tages den ziemlich weiten Weg antreten zum Landgericht, voll unruhiger Gedanken. Bei ihrem Eintritt schienen die Herren droben zwar etwas überrascht von ihrem Anblick, doch ließen sie nichts verlauten, und einer kam sogleich zur Sache, indem er ihr mitteilte, die vor kurzer Zeit verstorbene Aloysia Reitner habe sie zur Erbin eingesetzt. Die Emerenz mußte sich am Stuhle halten, um nicht umzusinken vor Betäubung. „Die Reitnermahm! Meine Bäuerin! Ja, Herrgott, ischt sie denn tot?“

Einer der Schreiber brachte alsbald die Papiere und Beglaubigungen zum Vorschein, aus denen hervorging, daß der alte Reitner schon bald nach dem Wegzug der Vernaggerischen verstorben und seine Witwe vor Monatsfrist ihm gefolgt sei. Hierauf ward der Emerenz der letzte Willen der Erblasserin vorgelesen. Derselbe besagte, daß jene zwar, nachdem ihre einstige Magd und gewissermaßen Ziehtochter eine so erzdumme Heirat getan, ihr nicht ein Kreuzerle hätte hinterlassen wollen. Weil aber aufgekommen, daß die Emerenz den Lotter hätte laufen lassen, denn er sei der Gemeinde ohne sein Weib eingeliefert worden, so müsse sie, die Reitnerin, nimmer besorgen, daß ihr sauer Erspartes ihm in die Hände falle. Und deshalb sollte, in Ermangelung eigener Kinder, ihr Anwesen und aller Besitz der Emerenz vermacht sein, mit Ausnahme einer Summe, die der Kirche zufalle zum Guten. Die Emerenz, deren Aufenthalt die Herren vom Gericht schon ausmitteln würden, solle fleißig auf die Hennen schauen und auf den Fack (Schwein), sie wisse ja damit Bescheid. — Dieses Schriftstück war, nachdem Emerenz' Schreiben an ihre Heimatbehörde eingetroffen, von dieser sogleich dem Landgericht übermittelt worden. Der Herr, der es der Schisserin vorlas, fügte einen Glückwunsch hinzu und die Bemerkung, daß Emerenz sich nun in ihre Heimat begeben müsse, zum Antritt der Erbschaft.

Eine Abschrift des Testamentes ward ihr eingehändigt. Ganz benommen, wie im Traum, kehrte Emerenz zurück, woher sie gekommen. Nicht in das

Gasthaus — sie empfand vor allem das Verlangen, Vitus die überwältigende Nachricht mitzuteilen. Sie riß die Tür auf, so daß er förmlich zusammenfuhr.

„Vitus, ich bin Bäuerin! Ich hab ein Heimatl! So viel Gut's hat die selige Reitnermahm an mir tan! Ich will ihr auch so viel Vaterunser beten! Vitus, was sagst nachher?"

Er war leichenblaß; seine Augen, die sonst so strahlen konnten, wenn einem andern Fröhliches widerfuhr, blickten starr. „Jetz gehst halt fort," sagte er langsam und tonlos. Der Emerenz war mit einem Male alle Freude vergangen. „Ja, — aber Vitus."

Plötzlich warf er den Kopf zurück und begann jammervoll zu schluchzen, ganz gegen seine sonstige Ergebung und Ruhe. Sie war ganz bestürzt und faßte seine beiden Hände.

„Aber Vitus, du glaubst wohl net, ich tät dich hier lassen? Du mußt mit, anderst gib ich keine Ruh, und arbeiten kannst drunten so gut wie da! Mein schönstes Kamerl sollst haben — wirst wohl net zu hoffärtig sein, daß du's annimmst!"

Er bewegte traurig den Kopf. „Zu hoffärtig net! Aber du, Emerenz, du bist mir zu lieb!" Und ehe sie in ihrer Betroffenheit etwas dazwischenreden konnte, fuhr er fort:

„Ich hab's gar net gewußt, net wissen wollen, aber jetzt kenn ich's zu genau: weil du wegziehst, geht mein Einzigstes dahin! Und mein Elend ischt, daß ich net sagen darf: Emerenz, auf Dableiben oder Mitgehn — heirat mich! Ein jeder Mann mit gesunden Gliedern könnt sich's getrauen, ein Krüppel aber kann's net! O lieber Gott, warum muß ich so sein, grad ich?"

„Vitus," unterbrach ihn Emerenz ganz sanft, „muß denn alleweil geheiratet sein?"

Er starrte sie an; sie aber sprach weiter, indem sie sacht seine lockigen Haare streichelte: „Dir hat der Herrgott freilich 's Heiraten verwehrt, mir aber auch! Ich hätt's nie tun sollen und tu's kein zweites Mal; das kann ich dir schwören, denn ich taug auch net dazu. Aber daß wir gut Freund sind, und daß auch du mir so lieb bist wie kein Mensch zuvor — nein, wahrhaftig, keiner — wer kann uns das verwehren?" — Vitus hatte sich gefaßt, doch nun kam sein Stolz zum Wort. „So, und nachher hättst du noch Schand zuwegen meiner, wenn die Leut dann sagen: sie, als Witfrau, hat einen Junggesellen bei ihr wohnen, der sie gern sieht!"

Emerenz sah ihn mit einem fast mütterlichen Mitleid an, das sich seltsam in ihre bisher vor ihm gehegte Hochachtung mischte. „Vitus, ich mein: früher hättst du gesagt, die Leut muß man schwätzen lassen; und wer ein rein's Gewissen hat, kann Gott loben selbst im heißen Kessel drin. Das hab ich von dir gelernt, überhaupts so viel, wie net einmal durch die Stadtleut im Gasthaus, was doch gewiß die ganz Gescheiten sein. Willst heut einen andren vorstellen?"

„Es geht net," beharrte er störrisch und trostlos. „Net der Leut wegen, ich bring's net über mich."

Sie stand auf. „Pfüat Gott, Vitus. Heut bist net recht, du," sagte sie und ging mit dem Bewußtsein, daß er sich nun selbst helfen müßte, aber daß sie beide zusammengehörten, wie immer es werden möchte.

Ihr Dienstherr beglückwünschte sie herzlich, und ebenso beklagte er ihr bevorstehendes Scheiden. Alle Leute im Hause kamen, ihr die Hand zu schütteln und sogar die feinen Gäste; es schien, daß jegliches ihr wohlgewollt hatte.

Sie packte ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, ganz wie schon einmal, darunter auch den heiligen Christoforus, den sie als einziges Eigentum mit hergebracht. Im Anschauen des kleinen Bildes und im Erinnern an Vitus' Widerstand kam ihr eine nachdenkliche Betrachtung: „Ja, mein: eigentlich ischt's ganze Leben so ein Stapfen durchs wilde Wasser — mußt halt schau'n, daß der Herrgott dabei bleibt und dir hinüber hilft."

Sie rüstete alles auf den bestimmten Tag. Als derselbe angebrochen war, trat sie reisefertig nochmals vor Vitus hin. Er sah blaß und verwacht aus: der Kampf in seinem Innern war ihm nicht erleichtert worden dadurch, daß er offenherziger Weise gegen die Seinen etwas von Emerenz Anerbieten hatte verlauten lassen. Die Mutter hätte ihn noch am ungernsten hergegeben; die Geschwister aber und der Vater zumal, dem seine Gegenwart ein Vorwurf war, hatten es ihm förmlich verübelt, daß er nicht sogleich zum Mitgehn bereit gewesen.

Dennoch, als Emerenz ihn fragte: „Hast dich besonnen, Vitus?" erwiderte er in fast flehendem Tone: „Ich kann net."

„Also gut," sagte sie entschlossen, „nachher auf Wiedersehn! Denn ich komm wieder — darauf kannst dich verlassen! Sobald ich mein Sach halbwegs in der Ordnung hab, komm ich nachfragen, ob mein bester Freund mich wirklich allein laßt und sich immer noch net besonnen hat. Vor mir kriegst keine Ruh, das sag ich dir schon."

Vitus' Angehörige, die nicht begriffen, daß er ihnen auf der Schüssel sitzen bleiben sollte, statt der Frau zu folgen, die doch jetzt toll Geld hatte, brachen ungesäumt in laute Vorwürfe aus über seinen Unverstand, während er selbst vor Erregung stumm war. „Müßt's ihn net schimpfen!" sagte Emerenz, „er hat sonst allm Gewalt über sich gehabt — das hat ihn so in Respekt gesetzt bei mir — grad jetzt läßt er aus!" Damit verließ sie die Stube, um ihre Reise anzutreten.

Sie wanderte um den ganzen See herum; sie wollte die Straße wieder gehn, auf der sie so fremd und verlassen angekommen war. Damals hatte sie gedacht, für sie führe jeder Weg ins Unglück. Heute war ihr zu Mut, als ob, wenn sie auch blind in der Irre liefe, doch alles recht werden müßte.

Ein Stück war sie gegangen. Da plötzlich deuchte ihr, sie höre sich beim Namen rufen. Sie wandte den Kopf — hinter ihr her kam winkend, keuchend eine wohlbekannte schmächtige Gestalt heran. — „Vitus!" — Sie warf einfach zu Boden, was sie in Händen hielt und streckte sie ihm beide entgegen. Und da war er schon bei ihr und rief atemlos: „Da bin ich! Ich geh hin, wohin und so weit du magst!"

Emerenz traute noch nicht recht. „Haben dich die andern geschickt?“ — Er schüttelte den Kopf und sah sie mit der alten freundlichen Klarheit an. „Nein,“ sagte er, „das bißl Sekieren hätt ich schon ausgehalten. Ich bin da, weil ich dir zeigen will, daß ich net uns allen zwei'n das Leben schwer machen möcht. Ich will sein, wo du bist und zu dir stehen, geht's wie's geht, mein Wort drauf.“

Da stieß Emerenz einen lauten Jauchzer aus — sie faßte ihn an den Schultern, sie hätte Lust gehabt, ihn hoch zu heben wie ein erbeutetes Kleinod. „Den Besten und Klügsten hab ich dich schon geheißen — jetzt sag ich dir's: du bist auch der Stärkste, den ich mir weiß, stärker als ich oder irgend wer!“ — Aber während sie ihn strahlend anblickte, wurde sie erst gewahr, wie müde und abgejagt er war, und das mußte er selbst zugeben, obschon er jemanden gefunden hatte, der ihn über den See gesetzt, damit er ihr schneller nachkäme. — „Ich leid's net, daß du noch weiter laufst, so verhetzt wie du bist,“ sprach Emerenz entschlossen, „bis halbwegs zur Bahnstation wenigstens mußt dich tragen lassen von mir!“

Er sträubte sich nach allen Kräften, aber diesmal bestand sie unerschüttert auf ihrem Sinne, bis er es geschehen ließ, daß sie sich niederduckte und ihn auf ihren Rücken lud. „Du druckst net schwer,“ versicherte sie und fügte glücklich lachend hinzu: „So gehn wir ganz recht, weil man's gleich sieht, daß dein Köpfel über dem meinigen steht.“

Und wie sie ihn so dahintrug, kam ihr unwillkürlich eine Erinnerung, die bis jetzt reinste und ehrenvollste ihres Lebens. Sie sah sich wieder in dem trüben, ungestümen Wasser des ausgetretenen Flusses stehen, mit dem höchsten Gut in Händen. „Ich seh, daß du auf nix vergißt,“ dachte sie bei sich, „ich hab dich getragen, dafür vergönnst mir's jetzt, daß ich mir auch einmal eine Herzensfreud heimtragen darf.“

* * *

Die Verwunderung in Emerenz' Heimatdorfe war nicht gering, als sie ankam, um von ihrem Eigentum Besitz zu nehmen und gleich einen Hausgenossen mitbrachte. Es fehlte nicht an bösen Worten: mit einem Lotter, hieß es, sei sie fortgezogen, mit einem andern komme sie heim. Und das Gerede über sie beide ward so laut, daß Emerenz wegen des Ärgernisses, das sie verursachte, vor den Herrn Pfarrer zitiert wurde. Es war nicht ihr alter Seelsorger mehr, sondern ein ganz junger Herr, der sich erst kurz im Amte befand und noch Fühlung mit seinen Pfarrkindern suchte. Emerenz hörte seine lange Rede geduldig an; als er geendet hatte, versetzte sie: „Entschuldigen Hochwürden, das trifft net zu auf uns, sonst täten wir heiraten. Mir sind die verliebten Geschichten durch meinen Ehstand gründlich austrieben worden, und der Vitus ischt überhaupts net so.“

Der Geistliche blickte sie starr an ob dieser so fest und überzeugend gegebenen, doch nicht ganz wahrscheinlichen Antwort. Plötzlich fiel ihm etwas bei. „Hör, bist du nicht dieselbe, die bei der Wassersnot vor drei Jahren das Sanktissimum gerettet hat? Mein seliger Herr Vorgänger hat es im

Kirchenbuch vermerkt." — Emerenz bejahte, daß sie es gewesen. Er betrachtete sie eingehender: die hünenhafte Frau mit den ernsten, offenen Zügen erschien ihm in einem neuen Lichte. „Es ist gut," sprach er dann, „ich werde euch einmal aufsuchen nächster Tage." Als Emerenz schon an der Türe war, kam er ihr nochmals nach.

„Mir scheint," sprach er, ein wenig im salbungsvollen Seminarton, aber doch mit einem Anflug wirklicher Wärme, „den du getragen hast, hat dich nicht untergehn lassen, wennschon sein Joch oft schwer war." Sie neigte zustimmend den Kopf, und er segnete sie.

Da der Pfarrer seinen Vorsatz ausführte und das ungleiche Paar im Reitneranwesen heimsuchte, hatte er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß in Vitus' verkümmertem Körper eine selten wohlgebildete Seele wohnte. Und er war von der Unterredung, die er mit dem Burschen pflog, so angetan, daß er ihm eine größere Schnitzarbeit für die Kirche übertrug.

Trotz dieses Vorgehens des Geistlichen gab es noch so manche, die sich geflissentlich der neuen Bäuerin und ihrem Freunde fernhielten. Doch war es merkwürdig, wie ihre Zahl sich stetig verminderte. Zuerst waren es die Kinder, auf die Vitus' Wesen die gewohnte Anziehungskraft übte; ihnen folgten allmählich die Alten, zumal wenn sie Rat und Tat brauchten. Beides war vereinigt zu finden in dem Reitneranwesen, das den Beinamen „Stoffeleshof" erhielt, denn Vitus hatte, um Emerenz zu erfreuen, einen von ihm geschnitzten heiligen Christof über der Tür angebracht. Und wie nach ehemaligem Glauben einer vor Tod und Unheil gefeit war an dem Tage, da er ein Bild dieses riesigen Heiligen gesehen, so konnten, die da unter ihm durch die Tür eingingen, auch hoffen, Hilfe zu finden bei der starken Hausherrin und ihrem verwachsenen Hausgenossen, ohne dessen Zustimmung sie nichts vornahm. Die Leute gewöhnten sich daran, daß dies so sein mußte, und dunkel empfanden sie die Berechtigung davon: daß jede Kraft ihr eigentliches Ziel erreicht, indem sie der Herrschaft des Guten sich unterwirft.

So blieb auch Emerenz fortan von Spott über ihre ungewöhnliche Gestalt verschont. Sie wirkte nicht mehr unverhältnismäßig, seit ihre Seele, dem Leibe entsprechend, über Durchschnittsgröße hinausgewachsen war.

Eduard Mörike.

Zu seinem hundertsten Geburtstag[1]).

Von

Bruno Golz.

In der Schack-Galerie hängt ein wundersames Bild. Tief im einsamen Eichenwald ruht ein Jüngling und stößt ins Horn. Es ist ein Bild des deutschesten der Maler, Moritz' von Schwind. Der Waldhornklang dieses Bildchens schallt durch Schwinds ganzes Schaffen und hallt auch im Wirken des Dichters, der mit dem Maler im gleichen Jahre geboren ward und dessen hundertsten Geburtstag das deutsche Volk im gleichen Jahre feiern darf, anno domini 1904. — Keine deutsche Kunstbewegung hat aus sich selbst heraus so wenig Bleibendes vollbracht und trotz mancher mit ihr verbundenen Gefahr auf die Folgezeit doch so befruchtend gewirkt wie die Romantik. Sie, die aus dem Gegensatz zu dem „ökonomischen" Zeitprinzip geboren war und abwechselnd nach Griechenland, England, Spanien oder in das Land der Träume flüchtete, fand — als der Boden der Heimat erdröhnte unter dem Schritt des Eroberers — die verlorene Liebe zum Vaterlande wieder, und begann nun — wie einst im deutschen Elsaß der junge Goethe — auf die Märchen und Lieder des Volkes zu lauschen. Was die Brüder Grimm, was Arnim und Brentano aus dem Munde der ältesten Mütterchen an unvergänglichen Schätzen gesammelt hatten, ein Jungborn sollte es werden: für unsre lieben Märchenmaler, Richter und Schwind, für unsre Lieblingsliederdichter, Eichendorff und Mörike. — Als Ludwig Richter Schwinds letzte große Schöpfung „Die schöne Melusine" sah, schrieb er: „Die ‚Melusine' ist das wehmütige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht alles auf äußeren Glanz und Schein, mit wenig oder gar keinem idealen Gehalt. Wo der Glaube an die höchsten Dinge schwindet, wo unser heiliger Christen-

[1]) Aus der Literatur über Mörike fühle ich mich den Besprechungen und Gedenkreden seines Landsmannes Fr. Th. Vischer, der Würdigung Bächtolds in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" und den neueren Biographien von Karl Fischer und Harry Maync zu Dank verpflichtet.

glaube nicht die Grundlage bildet, nicht die Zentralsonne ist, entsprießt kein lebenquellender Frühling mehr, entstehen nur künstlich glänzende Treibhausfrüchte einzelner Talente. Das ist meine feste Überzeugung! Und darüber ließe sich gar viel sagen und schreiben; aber wer versteht es, und wer nimmt es auf?" Heute dämmert das Verstehen dessen mählich wieder, und auch an der Hingabe, es in sich aufzunehmen, fehlt es nicht. Zwar der heilige Christenglaube bildet nicht mehr die Grundlage unsrer Kunst — obwohl er stark genug nachschwingt bei Thoma und Steinhausen, Gebhardt und Uhde —, doch der Glaube an die höchsten Dinge, an die höchsten und tiefsten, an die, die ihre Wurzeln bis in das Herz des Volkes hinabsenken und sich von da aufgipfeln in das Reich pantheistischer Idealität, dieser Glaube erwacht zu neuem Leben. Die Zeiten, von denen Richter klagte, daß sie nur auf äußeren Glanz und Schein ausgingen, sind — bis auf gewisse Kunstbestrebungen — vorüber, und vorüber wird auch trotz all ihrer nicht zu leugnenden Verdienste die Zeit gehen, in der man die künstlerische Technik statt als Mittel zum Zweck als Endzweck erachtete. „Wenn einer an einem schönen Bäumle so recht sein Lieb und Freud hat," hat Schwind einmal zu Richter gesagt, „da zeichnet er all sein Lieb und Freud mit, und 's Bäumle schaut dann ganz anders aus, als wenn's ein Esel schön abschmiert." Freilich, freilich: sind denn das noch richtige Bäume, diese lieblichen Buchen, die weiland Pfalzgräfin Genoveva und ihren Schmerzenreich und die Hirschkuh dazu so freundlich umfangen, diese knorrigen Eichen, aus deren wildem Wurzelwerk der grimme Rübezahl schurft, aus deren Höhlung das Goldhaar der treuen Schwester flutet? In solchen Nöten nach einer Antwort uns umsehend, finden wir selbige in den Gedichten von Richters und insbesondere Schwinds Freunde, in den Gedichten unsres hundertjährigen Geburtstagskindes, Eduard Mörikes:

Gestern entschlief ich im Wald, da sah ich im Traume das kleine
Mädchen, mit dem ich als Kind immer am liebsten verkehrt.
Und sie zeigte mir hoch im Gipfel der Eiche den Kuckuck,
Wie ihn die Kindheit denkt, prächtig gefiedert und groß.
„Drum! Dies ist der wahrhaftige Kuckuck!" rief ich. — „Wer sagte
Mir doch neulich, er sei klein nur, unscheinbar und grau?"

Solcher Art also ist Mörikes „ideale Wahrheit": ein Kuckuck, „wie ihn die Kindheit denkt". In den sehnsüchtigen Klang des Waldhorns fällt der schalkhafte Ruf des Kuckucks ein.

Die Sehnsucht, das treibende Motiv der Romantik, beseelt als eine Grundstimmung Mörikes gesamtes Schaffen. „Ist denn die Kunst," fragt Mörikes Maler Nolten, „etwas andres als ein Versuch, das zu ersetzen, was uns die Wirklichkeit versagt? Muß demnach Sehnsucht nun einmal das Element des Künstlers sein, warum bin ich zu tadeln, wenn ich darauf denke, mir dieses Gefühl so ungetrübt und jung als möglich zu bewahren, indem ich freiwillig verzichte, bevor ich verliere?" Diese Sehnsucht ließ den jungen Mörike und seinen Freund Bauer sich einspinnen in die Vorstellung jenes fernen Wunderlandes „Orplid", dessen nebelfeuchter Strand wieder und wieder in Mörikes Dichtung auftaucht. Aber Mörike fühlte selber die Gefahr einer

so weltabgewandten Kunst. „Eine mönchische Philosophie" nennt Larkens die von dem Malerfreunde vorgetragene Kunst- und Lebensauffassung. Hatte doch Larkens von dem Wesen seines Freundes ein ganz andres Bild gewonnen und ihn an ein früheres Gespräch über die Kunst erinnert: „Es handelte sich unter anderm, weißt du, um das Verhältnis des christlichen Künstlergemüts zum Geist der Antike, vielmehr der ganzen poetischen Empfindungsweise des Altertums, um die Möglichkeit einer beinahe gleich liebevollen Ausbildung beider Richtungen in einem und demselben Geiste. Wie gern erkannte ich an, daß deiner Kunst von seiten der Romantik, die dir nun einmal im Blute sitzt, kein Schaden erwachse. Du hast, so dachte ich, ein für allemal die Blume der Alten rein vom schön schlanken Stengel abgepflückt, sie blüht dir unverwelklich am Busen und mischt ihren stärkenden Geruch in deine Phantasie; du magst nun schaffen, was du willst, nichts Ungesundes, nichts Verzwicktes wird von dir ausgehen." So sollte und könnte es sein nach Larkens' Meinung, doch leider drohe Nolten einer ungesunden „Entsagung" anheimzufallen. „Du ziehst dich schmerzhaft ins Schneckenhaus zurück," mußte Larkens dem Freunde vorwerfen, „und sagst dir unterwegs zum Troste: du bringst deiner Kunst ein Opfer. Du fürchtest den Schmerz der Leidenschaft sowie das Überschwängliche in ihren Freuden. Zum Teufel aber! Ist der Künstler nicht ganz eigentlich dazu gemacht, beides in seinem höchsten Maß auf sich zu laden? Wie? Du, ein Maler, willst eine Welt hinstellen mit ihrer tausendfachen Pein und Wonne, und steckst dir vorsichtig die Grenzen aus, wie weit du dich mitfreuen und mitleiden wolleſt? Ich sage dir, das heißt die See befahren und sein Schiff nicht wollen vom Wasser netzen lassen!" Dieses Gespräch zwischen den beiden Freunden in Mörikes erstem und umfangreichstem Werk, seinem Roman „Maler Nolten", ist von tiefer Bedeutung für die Beurteilung von Mörikes innerstem Wesen; freilich gibt es noch keinen Aufschluß darüber, woher denn die Furcht vor den Affekten eigentlich stamme; erst der Verlauf des Romans rückt uns der Antwort näher. — Der nach Art des „Wilhelm Meister" als Bildungsroman angelegte „Maler Nolten", der, wie bei Goethe die Schauspiel-, so die Malkunst zum Ausgang der Bildungsbestrebungen hätte nehmen sollen und darin ein Nachfahr zahlreicher romantischer Bildungsromane und ein nicht unwürdiger Vorfahr von Kellers „Grünem Heinrich" geworden wäre, Mörikes „Maler Nolten" bricht als Bildungsroman ab und lenkt in die Bahnen von Goethes „Wahlverwandtschaften" ein. Im „Wilhelm Meister" waren die Welten des klaren, nach Ausbildung strebenden sittlichen Bewußtseins und des dämonischen Trieblebens noch gesondert gewesen; in den „Wahlverwandtschaften" gerieten sie in Konflikt. Das gleiche geschieht im Verlauf des „Maler Nolten", indessen mit eigentümlichen Unterschieden, die in Zusammenhang stehen mit verwandten und doch abweichenden Grundeigenschaften beider Dichter. — Goethe und Mörike gemeinsam ist eine Sensibilität, eine Feinfühligkeit, die auf jeden Reiz reagierte. Erst ihre allseitige Reizbarkeit hat beide Dichter befähigt, besonders als Lyriker eine Universalität des Empfindungslebens zu entfalten, die — unter sich zwar wieder verschieden bemessen — über das Empfindungsleben des drittgrößten deutschen Lyrikers,

Eichendorffs, bei weitem hinausgeht. Die eine Note findet sich jedoch bei Eichendorff ebenso wie bei Goethe und Mörike: wohl mit als Folge der jedem Künstler — nur mehr oder minder — innewohnenden Reizbarkeit ein verstärktes Gefühl der Abhängigkeit von dämonischen Naturgewalten, ein Gefühl, das auch dem Volksliede nichts weniger als fremd ist. Die Romantik hatte dies Gefühl zu einer Art Naturmystik erweitert, die gerade im Schwabenlande, der Heimat Mörikes, in nächster Nähe seiner Pfarre, in Weinsberg bei Justinus Kerner, ihre wunderlichsten Blüten trieb. Sotane Vorliebe der Romantik für die Nachtseiten der Natur hat allerdings unsern Mörike in seinem eingeborenen Hange zu mystischen Vorstellungen höchstens gestärkt. Mochte nun sein mystischer Hang zunächst auch durchaus seinem träumerischen Sinn entsprechen und er sich willig den Eindrücken hingeben, die jenen Hang zu rechtfertigen schienen — gesteigert mußten solche Eindrücke die Harmonie seiner reizbaren Seele bedrohen. So sucht er ihnen denn und den Affekten überhaupt zu entfliehen, gleichwie Goethe zumal das große tragische Geschehen mied. Aber weder Goethe noch Mörike ist es gelungen. Von der furchtbaren Gewalt, mit der die Dämonen hereinbrachen oder doch — wie Mörike fühlte — hätten hereinbrechen können, zeugen vor allem beider Romane, die „Wahlverwandtschaften" und der „Maler Nolten". — Dringt man freilich bis in den Kern der Romane, so enthüllen sich eigentümliche Unterschiede. Goethe hatte den Dämon mehr in der, von den Reizen entfachten, Glut des Begehrens gesehen; Mörike sah ihn mehr in der, mit den Reizen verbundenen, Glut des Begehrtwerdens. Und zwar entwickelt sich bei Mörike das — an sich psychologisch motivierte — Gefühl der Abhängigkeit von einer begehrenden (in der Zigeunerin verkörperten) Außenmacht so stark, daß Nolten diesem Gefühl wie einer Schicksalsgewalt erliegt, während Goethe seine eigentliche Hauptgestalt, Ottilie, zum sittlichen Siege über ihr eigenes Begehren, zu einer — allerdings tödlichen — Entsagung führt. Insofern jedoch nähern sich wieder beide Dichter, als sie im künstlerischen Ausdruck des romantisch gefärbten Dämonischen nach einem Stile streben, der lebhaft an die Worte erinnert, mit denen Larkens von der Kunst seines Freundes sprach: daß sie ihm dazu berufen scheine, das christliche Künstlergemüt mit dem Geist der Antike zu verschmelzen.

Völlig gelungen ist Mörike die Verschmelzung erst in seinen (bereits den Roman durchwirkenden) Gedichten! In dem weiten Kreise ihrer Empfindungen waltet — wie etwa in der „Schlimmen Gret" und dem lockenden „Siebennixenchor" — auch das Dämonische. Zuweilen bricht es als tieftraurige Todesvorstellung durch grüner Landschaft Sommerflor oder — wie in Mörikes Mozart-Novelle — durch den heiteren Glanz eines Septembertages plötzlich herein und erhebt sich wohl auch selbst zu der, von Mörike so überwältigend ausgedrückten, Wirkung jenes Mozartschen Chorals „Dein Lachen endet vor der Morgenröte": „Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht." Statt in den Klängen der Musik, wie der vom Dämon ergriffene Dichter der „Marienbader Elegie",

findet Mörike, wie Eichendorff, dann erst Trost vor dem Kreuze des Erlösers. Mörikes christliches Künstlergemüt zeigt dabei keine Spur dogmatischer, geschweige denn konfessioneller Fesseln; sogar in die Grenzen der herkömmlichen Moral fühlt es sich nicht gebannt. Der Dichter, dessen Nolten „mit Wollust an dem kühnen Anblick des feurig aufgeregten Himmels" hing, vermochte auch — vielleicht aus dem Gegensatz zu dem eigenen Wesen — der Natur eines Don Juan gerecht zu werden und — gleich Goethe — Napoleons dämonischer Größe seine Bewunderung nicht zu versagen. Das Spezifische seiner Lyrik liegt indessen nicht im Dämonischen. — Die Zigeunerin des Romans wird zur mignonhaften Peregrina, das Dämonische zur Sehnsucht, die ja Nolten als das Element des Künstlers bezeichnet hatte. Den Dichter zieht es mit Eichendorff und seinen Malerfreunden Richter und Schwind hinaus in den Wald, um seinem Leben und Weben tiefsinnig zu lauschen. In Busch und Baum spürt er wie Goethe den Odem der Gottheit, und die Wellen, Wolken und Winde sprechen heimlich zum Träumer und führen ihn mit nach Orplid, dem Wunderland, dem Land der „blauen Blume". „Elementargeister, den Mond anbetend" oder „Nixen, einen Hirsch tränkend" oder „Elfenreigen", die Bilder und Bildchen von Schwind — so ungefähr würde Mörike seine Orplid-Visionen gemalt haben, hätte seine zeichnerische Gabe dazu ausgereicht. — Verhalten wie diese Töne der Sehnsucht sind auch andre Klänge in Mörikes Lyrik. Unbeirrt durch das, was doch Mörike selber seinen Larkens der versuchten „Entsagung" Noltens entgegenhalten ließ, betet der Dichter:

Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überſchütten!

Überschüttet ihn der Himmel trotzdem mit Freuden oder Leiden, so dämpft er wenigstens ihren Ausdruck. Welche verschwiegene Freude atmet „Schön Rothtraut", und wie bebt in stillem Weh das Mägdlein am Herde! Schier vertrauter noch ist ihm jene Stimmung: „halb ist es Lust, halb ist es Klage", von der eins seiner allerschönsten Gedichte, „Im Frühling", singt. Dann aber liegt in der Mitten von Mörikes Lyrik (andeutungsweise auch schon von seinem „Nolten") noch das Reich „holden Bescheidens", der Idylle. — Wie Eichendorff und Richter und Schwind und so viele viele unsrer Dichter und Maler liebt Mörike die Welt des Kleinen; ja, er bevölkert sie mit Geschöpflein, dergleichen doch nirgends zu finden. Als Schwind einmal bei Eisenach im Annatal spazieren ging und ein Freund lachend sagte, hier sehe es wirklich aus, als hätten Erdmännlein den Weg gebahnt und hausten hier, meinte Schwind ganz ernst: „Glauben Sie das nicht? Ich glaub's." Auch Mörike hat an die Geschöpfe und Geschöpflein seiner Einbildungskraft geglaubt, ohne natürlich die Geschöpflein des lieben Herrgotts zu mißachten. Von dem großen Lyriker des deutschen Mittelalters, von Herrn Walther von der Vogelweide, wird erzählt, er habe angeordnet, daß auf seinem Grabe den Vögelchen Nahrung gestreut werde. Diese Anekdote hätte auch zu Mörikes Ehren erfunden werden können. Wie kannte und liebte er die Vögelchen: von der Nachtigall bis zum Kuckuck und dem famosen „Johann Jakob Wendehals"! „Richtige Gold-

und Silberfäde ziehe sie heraus," sagte er zu Storm, auf zwei Rotkehlchen und sein schlafendes Töchterlein deutend; „sie singe so leise, sie wollen das Kind nit wecke." So leise singt er selber gar zu gern. Jeder süßliche, sentimentale oder gar unwahre Ton mußte ihm da doch zuwider sein. Über Heine hat er geäußert: „Er ist ein Dichter ganz und gar, aber nit eine Viertelstund könnt ich mit ihm leben wegen der Lüg seines ganzen Wesens," und über ein gelegentliches Zusammensein mit Geibel gibt es eine bezeichnende Anekdote. „Welch ein Schauspiel, lieber Mörike!" soll der damalige Lieblingslyriker des deutschen Volkes angesichts leuchtender Wolkenflocken, Mörikes Arm ergreifend, schwärmerisch gerufen haben, worauf Mörike, fast erschreckt, entgegnete: „Das heißt man bei uns Schäfle." Bekannt ist ja die Art seiner „Restauration nach Durchlesung eines Manuskriptes mit Gedichten": er zog einen herzhaften Rettich aus und fraß ihn auf bis auf den Schwanz. Denn in diesem mystisch gearteten, mimosenhaft empfindlichen Mann, der das Dämonische mehr in der Gestalt des Begehrtwerdens als des Begehrens kannte, der den Affekt floh oder doch zu dämpfen suchte, der sich am liebsten in weltferne Träume einspann oder sich mit holdem Bescheiden begnügte, — in ihm lebte jeweilig ein so urkräftiges Behagen auf, ein so drastischer, in tausend Narreteien und Schnurrpfeifereien sich ergehender Humor, fast wie der seines Freundes Schwind. Die Mörike eigentümliche Mischung scheinbar widerstrebender Elemente erinnert von ferne sogar an eine ähnliche — nur so unvergleichlich festere, heldenhaftere — im Wesen des großen Reformators. „Zu dem, was Du über den Luther sagst," schrieb Mörike an Hartlaub, „kann man hinzusetzen, wie wunderbar sich bei ihm so tagheller Verstand, so eine freundliche Papa-Natur, so lachender Humor mit diesem durchdringenden, brünstigen Blick in die mystische Welt, so rauhborstige Derbe mit der äußersten Zartheit verbindet." In dem besonderen Bereich von Mörikes Humor wiederholt sich die eigentümliche Verbindung seiner Wesenselemente; Schwind meinte: „Wenn man Ihnen eine Statue setzte, so müßte am Sockel auf einer Seite . . . ‚Der sichere Mann' angebracht sein, der mit der Kohle in sein scheuertorenes Buch schreibt, mit des Teufels Schweif als Merkzeichen, und auf der andern ‚schön Dorothea' mit der Feder des heiligen Michael schreibend, was sie selbst nicht weiß." Die ganze Welt aber von Mörikes Humor, der dem Duftigen und Graziösen wie bei Gelegenheit auch dem Drolligen und Knolligen gleich gerecht wird (nur im Vorbeispazieren sei hier das Prosamärchen vom Stuttgarter Hutzelmännlein mit der hineingewobenen Geschichte von der schönen Lau erwähnt) überragt turmhoch jener köstliche Hahn, an den kein rechter Deutscher denken kann, ohne daß ihm das Herz lacht. In Knüttelversen spricht er zu uns, der Hahn der Kleversulzbacher Pfarre, in dem elastischen „deutschen Vers", dem wir schon die Fassung zweier so verschiedener Kleinodien wie Goethes „Faust" und Schillers „Wallensteins Lager" verdanken; das dritte Kleinod des „deutschen Verses" ist eben Mörikes „alter Turmhahn".

Damit stehen wir vor der wichtigen Frage nach dem Stil von Mörikes Lyrik. Verrieten es nicht die Gedichte, so würden wir es aus der wundervollen Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" erfahren, daß Mörikes

Welt wie die Malerwelt Schwinds durchklungen von Frau Musika ist. Doch bedenklichen Schaden hatte bereits die Musik in der deutschen Dichtung gestiftet: die Romantiker — nicht die vom Schlage des volksliedmäßigen Eichendorff, wohl aber die modisch à la Tieck frisierten — versuchten eine musikalische Lyrik zu schaffen, in der alle Anschauung zu sehnsüchtigen Tönen zerfließen sollte. Da kam dem christlichen Künstlergemüt Mörikes der Geist der Antike zu Hilfe, dem musikalischen Gemüt der plastische Geist, der freilich in Mörikes trotz aller Sehnsucht „naivem" Sinn von vornherein einen Bundesgenossen fand. Seine Plastik offenbart sich so recht in der Art, wie Mörike neben dem Visionären oder gelegentlich (z. B. im Gespräch mit Storm) neben dem Abstrakten musikalische Eindrücke gegenständlich zu machen weiß. Den dämonischen Eindruck von Mozarts „Don Juan" vermag er ebenso anschaulich wiederzugeben wie den scherzhaften eines Musikstückes von Haydn, das er den Komplimentenmacher zu nennen pflegte: „es ist eben, als wenn zwei Herren, der eine mit dem Hut in der Hand, sich unter der Türe verabschieden; sie können nicht anders und fangen immer von vorne an zu schwatzen: die Herren tragen Zöpfchen." Ein Gedicht wie Mörikes „Auf eine Lampe" könnte sehr wohl von dem größten Plastiker der deutschen Lyrik, von Conrad Ferdinand Meyer, stammen; andre muten wie Dichtungen der griechischen Anakreontiker, Catulls oder Theokrits an. Nicht nur Mörikes eminente Gegenständlichkeit verweist auf den mitwirkenden Einfluß griechischen Geistes, auch in der Form zeigt sich Mörike des öfteren vom Griechentum abhängig — nicht immer zu seinem Heil. Im „Märchen vom sichern Mann" möchte man den Hexameter kaum missen; zuweilen jedoch kann man es einem Schwind gar nicht so verübeln, wenn er über den Schaden wettert, „den der ganz unberechtigte Vorzug der Antike mit allen seinen Folgen in unsrer Kunst angerichtet habe und noch anrichte", und sich eines verstohlenen Kopfnickens nicht erwehren, wenn ein so früher und eifriger Bewunderer Mörikes wie Storm meint: „Der Verfasser schnupft zwar nicht, aber unleugbar ist es, daß er Lateinisch und vortrefflich Griechisch kann; und das von ihm verspottete ‚Schulschmäcklein' kommt hie und da, wenn auch in stets graziöser oder bewußt humoristischer Weise, in seinen eigenen Gedichten zur Erscheinung." Indessen, der Hexameter des „sichern Mannes" schließt ja nicht den Knüttelvers des „alten Turmhahnes" aus, der Verkehr mit der Antike nicht den traulichen Umgang mit der — auch im Ausdruck der Sehnsucht noch „naiven" und so Mörike doppelt verwandten — deutschen Volksdichtung, insbesondere mit dem deutschen Volksliede! So ziemlich alle Töne des Volksliedes, nicht zum wenigsten die humoristischen, klingen bei Mörike wieder, reiner und feiner und immer doch volkstümlich (die bloße symbolische Andeutung statt des breiten Gefühlsergusses ist ja auch ein Kennzeichen der Volksdichtung). „Jung Volker, der Räuberhauptmann, mit Fiedel und mit Flint" — wir glauben's gar nicht, daß Mörike diese Gestalt erst erfunden habe. Den „kleinen Bären", den Mörike einmal Hartlaub aufzubinden sucht, wie er zu dem reizenden Liede „Wir Schwestern zwei, wir schönen" gekommen sei, wir würden ihn gar nicht merken, fügte nicht Mörike hinzu: „Ich wollte nur, daß Du das Liedchen unbefangen lesen sollst

und mir dann schreiben, ob es den Eindruck eines Volksliedes auf Dich machte oder nur halb oder gar nicht." Derselbe Storm, der Mörike selber ein Zöpfchen anhing, hat an andrer Stelle denn auch eine Definition der „lyrischen Form" geliefert, von der ich überzeugt bin, daß er sie mit im Hinblick auf die lyrische Form gerade Mörikes gegeben habe. In Mörikes vollendetsten Gedichten — und deren sind viele — verschmilzt wie nur noch in Goethes Lyrik die strenge Plastik der antiken Kunstpoesie mit dem musikalischen Element des deutschen Volksliedes und erzeugt eine Form, die man mit Storm definieren kann als „den Kontur, der den lebendigen Leib beschließt".

Was Mörike in lyrischer Form vollendet, minder vollendet in der epischen seines großen (später einer Umarbeitung unterzogenen) Romanes gelang, den seine Brust bewegenden Empfindungsgehalt zur Idealität des Kunstwerks zu erheben, — in seinem Leben ist es ihm nicht geglückt. „Du ziehst dich schmerzhaft ins Schneckenhaus zurück!" Die Gefahr, die darin lag, zeigt sich allerdings auch in der Dichtung, wo sie zwar bisweilen durchbrochen wird oder gar statt als Gefahr als eigenster Vorzug erscheint, immerhin im Mangel einer bedeutenden Entwicklung zum Ausdruck kommt. Stärker jedoch zeigt sich die Gefahr in Mörikes Leben. Sein großer dramatischer Zeitgenosse, Friedrich Hebbel, berichtet von einem Besuch bei Mörike: „Nach dem innigen ‚Gott lohn's', das er mir zurief, hat mein Besuch ihm wohlgetan, obgleich er mir erklärte, daß meine Unterhaltung ihn wie ein Bergsturz überkäme, und daß er sich einem so ‚ganzen Menschen' wie ich ebensowenig gewachsen fühle wie einer Darstellung des ‚Lear', die ihn immer krank mache." Ach, er hat sich so manchem nicht gewachsen gefühlt und, indem er seine seelische Harmonie nur zu oft der Bedrohung zu entziehen suchte, seine Leidensfähigkeit, diese Folge seiner künstlerischen Reizbarkeit, noch vermehrt und sich allmählich um die Früchte des Lebens betrogen! In der Zeit seiner romantischen Liebe für das geheimnisvolle Urbild der Zigeunerin des „Nolten" und der Peregrina der Lyrik flüchtete er in den Schoß seiner Familie, „wo mich nichts verletzt, mich nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang meines innern Wesens herausstört und zwingt". Seine Verlobung, der wir liebliche Briefe und Gedichte sowie die Gestalt der Agnes im „Nolten" verdanken, ging wohl zu seinem Heile auseinander, zu seinem Unheil jedoch zerbrach ihm schließlich auch seine Ehe zwischen den Händen. Sein Humor scheint eben seiner Leidensfähigkeit nicht das Gleichgewicht gehalten zu haben — nur auf den etwa zehn Jahren seiner Pfarrei zu Kleversulzbach, auf seinem Verhältnis zu der treuen Schwester Klara und einem Freunde wie Hartlaub oder später Schwind liegt ein Schimmer der Verklärung. Immer trüber, immer ergebnisloser spann sich sonst sein Leben ab. Seit lange schon ein kranker Mann, erlebte Mörike noch seinen siebenzigsten Geburtstag. Als der traurige Tag sich seinem Ende zuneigte, erklingt plötzlich ein voller Musikakkord wie von einer Harfe; nichts zu erspähen: keine Harfe, kein Musikant; „das bedeutet mich — es ist mein letzter Geburtstag." Er war es. — Ein zu früher Tod überschattet das Leben seines Lieblinges Mozart, ein zu später Tod Mörikes wie des von ihm verehrten Uhland Leben. Auf die Bahre des einen schwäbischen Lyrikers legte

das deutsche Volk den wohlverdienten Lorbeer; der andre — sprechen wir es nur aus, auch wider Mörikes eigene Meinung: der reiche und tiefere — starb so ziemlich vergessen, gleich jener Lampe, von der er einst gesungen. Zu den wenigen, die seines Todes würdig gedachten, zählt Mörikes großer epischer Zeitgenosse, Gottfried Keller. „Wie sich ein stiller Berggeist aus einer Gegend verzieht, ohne daß man es weiß", sei Mörike geschieden, „wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre" — — Auf Mörikes Grabstein hätte man die Worte meißeln können: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst."

Fast dreißig Jahre nach seinem Tode und just hundert Jahre nach seiner Geburt bedarf es nicht mehr dieses Trostes. Die Lampe, von der er galt, strahlt — jüngst erst wieder entfacht durch die kongenialen Kompositionen Hugo Wolfs — heller denn je, und in das „fast vergessene Lustgemach" drängt eine große Gemeinde. Doch wie am 21. Januar der schlichte Betrachter eines seiner „Münchener Bilderbogen" den hundertsten Geburtstag Schwinds wohl dem Sinne des herzlieben Meisters am gemäßesten beging, so am 8. September den hundertsten Geburtstag Mörikes derjenige, der in der Dämmerstunde eines seiner zu Volksliedern gewordenen Gedichte leise vor sich hinsummt. Naht aber die Mitternachtstunde, so spitze die Ohren: dann werden die Turmhähne nicht nur im Schwabenlande sich drehen und krähen, die tausend Blätter wald-auf waldab verschwiegen rauschen und die Wasser im Schlafe noch singen

vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Aus dem Tagebuche des Grafen Joseph Alexander von Hübner.

II.[1])

März 1858.

Dienstag, 16. — Die heute früh eingelangte „Times" von gestern enthält einen giftigen Artikel gegen die französische Regierung, worin es heißt, daß die Polizei das Spitzelwesen bis aufs Äußerste treibt, daß Paris sich in einem Zustande des Schreckens und heimlicher Aufregung befindet, daß Napoleon III. nicht mehr den Mut habe, ohne starke Bedeckung auszufahren, und sich wohl hüte, seinen Wagen selbst zu lenken, wie er es zu tun pflegte. Dieser Artikel hat dem Kaiser offenbar sehr mißfallen. Ich begegnete ihm heute mittag in den Champs-Elysées. Er fuhr in seinem Phaëton im Schritt, was er sonst nie tut. Er blickte düster drein. Niel, der an seiner Seite saß, sehnte sich vielleicht nach den Laufgräben vor Sebastopol zurück, wo man weniger Gefahr lief.

Dienstag, 23. — Persigny verläßt endgültig die Londoner Botschaft. Ich schreibe diesbezüglich an den Grafen Buol: „Graf Walewski ist es, der auf seiner Abberufung bestand. Der Kaiser scheint gegen seinen Willen nachgegeben zu haben; gegen seinen Willen, erstens weil er Persigny liebt, und dann weil ihn dieser ergebene, aber unbequeme Freund, dieses enfant terrible im vollsten Sinne des Wortes in London weniger als in Paris geniert. Ich vermute, daß der abgesetzte Botschafter seine Muße nun dazu benutzen wird, die Stellung des Grafen Walewski, der unrecht hatte, daß er ihn nach Paris kommen ließ, zu untergraben."

Mittwoch, 24. — Der „Moniteur" bringt die Ernennung des Marschalls Pélissier, Herzogs von Malakoff, an Stelle Persignys. Dieser Akt wird als eine der englischen Allianz dargebrachte Huldigung angesehen und an der Börse gut aufgenommen. Meine Tochter und ich begegneten dem neuen Botschafter im Bois de Boulogne. Er strahlte vor Freude und gab uns von

[1]) Vergl. Augustheft, S. 199 ff.

weitem seine Befriedigung durch Zeichen kund. Der „Univers“ (der zeitweise Zutritt zu den Tuilerien hat) brachte gestern einen zweiten Artikel von Louis Veuillot, der gegen England Gift und Galle speit. Die in Paris lebenden Engländer waren darüber sehr erbost. Die „Times“, die sich wie eine Wetterfahne beständig nach dem Winde dreht, fiel ihrerseits über Frankreich her. Nun hat Malakoffs Ernennung dies alles geändert. Auf diese Weise werden hier die Geschäfte betrieben.

April 1858.

Gründonnerstag, 1. — Wie jeden Abend in der Karwoche mit allen Mitgliedern meiner Botschaft in der Predigt des Pater Felix S. J. in Notre-Dame. Die Bänke gegenüber der Kanzel und das Mittelschiff des alten Domes sind überfüllt. Man sieht nur Männer; unter diesen viele hohe Persönlichkeiten und ein großes Kontingent eleganter junger Herren aus dem Faubourg St. Germain, Generale und Offiziere in Uniform, einige Größen der offiziellen Welt, im allgemeinen viel junge Leute. Pater Felix, ein kleiner, untersetzter Mann, besitzt keine der physischen Eigenschaften, die man von einem Redner fordert. Seine kreischende Stimme berührt das Ohr unangenehm, seine Gesichtszüge sind nichtssagend, die Unbeweglichkeit seiner Miene ist unheimlich. Von Gebärden, Deklamation, von Begeisterung, von rednerischen Anwandlungen keine Spur. Alle diese Mittel fehlen ihm, und würde er sie auch besitzen, so dürfte er es verschmähen, sie zu gebrauchen. Er spricht mehr zur Vernunft als zum Herzen. Nicht, daß er trachtete, das zu beweisen, was der Wissenschaft ewig entgehen wird und nur durch den Glauben erfaßt werden kann; er ist zu aufgeklärt, um dieser Klippe nicht auszuweichen, an der so viele Prediger scheitern. Aber die Wirkung, die er bei seiner Zuhörerschaft hervorbringt, ist wunderbar. Beweis hierfür die zahlreichen Bekehrungen, die seine bündigen und nüchternen Worte jedes Jahr am Ende seiner Retraite bewirken.

Dienstag, 6. — Gestern hat der Kaiser das Boulevard Sebastopol feierlich eröffnet. Er war zu Pferde, zwanzig Schritte von seiner Suite entfernt und ebenso weit von der Bedeckung, die ihm vorausritt. Die sehr zahlreich erschienenen Blusenmänner, die diesen Beweis von Mut zu schätzen wußten, klatschten ihm Beifall zu. Es war seit dem Attentate der erste gute Tag. Aber das Vertrauen ist tief erschüttert. Wird er mit Österreich und England Krieg führen? Wird er in Italien die Revolution unterstützen? Das ist, was sich die Rentenbesitzer, die Kaufleute fragen. Mittlerweile schnürt jeder seinen Geldbeutel zu, und die Geschäfte stocken fast gänzlich. Heute abend Kostümball im Ministerium des Äußeren; prachtvoll, aber kühl. Die Kaiserin, in einen schwarzen Domino gehüllt, richtete einige nichtssagende Worte an mich.

Mittwoch, 7. — Die piemontesische Zeitung, das offizielle Blatt der sardinischen Regierung, veröffentlicht das Testament und ein zweites Schreiben Orsinis an den Kaiser mit der Bemerkung, daß sie diese Schriftstücke aus sicherer Quelle erhalten habe. Gleichzeitig behauptet sie, daß Kaiser Napoleon Italien günstig gesinnt sei. Ich schreibe an Buol: „Ich habe mir erlaubt,

diesbezüglich meine Eindrücke dem Grafen Walewski mitzuteilen. Das offizielle Organ der sardinischen Regierung, sagte ich ihm, bezeichnet den Kaiser als Italien gewogen; nun aber ist die Sache Italiens in den Augen des dermaligen piemontesischen Ministeriums gleichbedeutend mit dem Aufruhre mehrerer Millionen österreichischer Untertanen gegen die rechtmäßige Autorität ihres Monarchen, welcher der Alliierte des Kaisers der Franzosen ist. Derartige Behauptungen in einem offiziellen Blatte veröffentlichen heißt meines Erachtens den Kaiser verleumden und zugleich beleidigen. Der Minister gab mir zur Antwort, daß der Prinz de la Tour d'Auvergne diese Veröffentlichung streng getadelt und sich beeilt habe, die französische Regierung darauf aufmerksam zu machen, und daß er, der Graf Walewski, die Sprache des französischen Gesandten in Turin gebilligt habe.

Die Pariser Zeitungen haben es nicht gewagt, die letzten Schriften des Mörders wiederzugeben, welchen das Organ des Herrn von Cavour der italienischen Jugend als Muster empfiehlt."

Freitag, 9. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesen aufreibenden Tagen die Gedanken des Kaisers zwischen verschiedenen Absichten schwanken, und daß er die entgegengesetztesten Beschlüsse oder vielmehr die extremsten Anwandlungen in seinem Kopfe herumwälzt. Es ist meine Pflicht, den Grafen Buol in Kenntnis dieser Schwankungen zu erhalten. Ich erfülle sie gewissenhaft, indem ich dafür sorge, daß die Verzagten nicht zu sehr entmutigt und die Mutigen nicht allzu übermütig werden. Ich schreibe ihm daher in diesem Ideengange: „Bei meiner letzten Unterredung mit dem Grafen Walewski schien mir die der Form nach sehr versöhnliche Sprache des Ministers nichtsdestoweniger eine gewisse Befangenheit, um nicht Mißtrauen und Bitterkeit zu sagen, gegenüber Österreich zu verraten. Ich erkläre mir die Zunahme der schlechten Laune folgenderweise. Zwei Gründe können hierfür vorhanden sein: zuerst die feste und unabhängige Politik, welche das kaiserliche Kabinett im Orient verfolgt. Die zweite Ursache der Unzufriedenheit ist eher eine indirekte. Der Prozeß Orsini, die Briefe dieses Mörders, die Napoleon als den Herrn über Italiens Schicksal hinstellten, das unausgesetzte Treiben, das hier die italienische Nationalpartei veranstaltet, um den Kaiser in eine Einmischungspolitik in die Angelegenheiten der Halbinsel hineinzuziehen, haben momentan Napoleons Gedanken verwirrt, seiner Eigenliebe geschmeichelt und in ihm Erinnerungen und Überlieferungen aus einer andern Epoche seines Lebens wachgerufen, von denen er sich noch nicht gänzlich hat losmachen können. Also einerseits Mißtrauen gegen die vorgeblichen Eingriffe Österreichs im Orient und anderseits ein bequemer Vorwand, uns Verlegenheiten zu bereiten, uns zu beunruhigen, uns auf diese Weise von der Verfolgung unsrer angeblichen Absichten einer Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei zurückzuhalten, indem er die ohne Zweifel nur vorübergehende Aufregung, welche der Prozeß Orsini in Italien hervorgerufen hat, und aus der die sardinische Regierung Nutzen zu ziehen trachtet, im Gange erhält oder doch zum mindesten nichts dazu beiträgt, sie zu beschwichtigen. Dies ist meine Deutung der Wendung, die ich zu durchblicken glaube. Es erschien mir angezeigt, meine

Eindrücke, bevor ich sie Ihnen vorlegte, mit denen meines englischen Kollegen zu vergleichen.

„Lord Cowley denkt genau so wie ich, daß die Briefe Orsinis und der Einfluß der italienischen Nationalpartei, in welcher der Kaiser viele Freunde zählt, Se. Majestät beunruhigt, dessen Aufmerksamkeit vorübergehend auf Italien gelenkt und neuerdings die üble Laune gegen Österreich erweckt haben, weil er fühlt, daß es ihm unmöglich ist, die Hoffnungen der italienischen Nationalpartei zu verwirklichen, insolange Österreich im Besitze des lombardisch-venezianischen Königreiches ist, und daß es ihm ebenso unmöglich ist, uns um den Besitz desselben zu bringen[1]).

„Bezüglich der besonderen Angelegenheiten Roms täusche sich Napoleon nicht über die unüberwindlichen Hindernisse, auf die er beim Papste stoßen würde, wollte er es versuchen, ihm seinen Willen aufzudrängen. ‚Sie haben keinen Begriff,' sagte er zu Lord Cowley erst am vergangenen Freitag, ‚wie schwer es ist, mit dem Papste zu verhandeln. Bevor wir ihn von Gaëta nach Rom zurückbrachten, wollten wir ihm Bedingungen stellen. — Er antwortete uns: „Lasset mich auf diesem Felsen, setzet mich aus auf einer verlassenen Insel, ich bleibe immer Papst." — Am Ende waren wir gezwungen, ihn zu bitten, unter dem Schutze unsrer Soldaten und ohne jedwede Bedingung gefälligst nach Rom zurückzukehren.' Der Kaiser schien auch sehr zu bedauern, daß er genötigt war, Truppen in dem Kirchenstaate zurückzulassen. ‚Das ist eine schlechte Politik', meinte er, ‚aber der Papst bedarf einer Stütze in Rom, und wenn ich sie nicht gewähre, so würde Österreich hierzu bereit sein.' Lord Cowley denkt, daß die beste Art, um den durch die gegenwärtige Gemütsstimmung des Kaisers hervorgerufenen Schwierigkeiten vorzubeugen, darin bestände, ihm unsrerseits gar kein Mißtrauen zu zeigen, im Gegenteile, seinem Vorschlage, die Verhandlungen mit Rom wieder aufzunehmen, mit Bereitwilligkeit und Wohlwollen beizustimmen und so viel als möglich den Federkrieg in den Zeitungen über Italiens Angelegenheiten zu vermeiden."

In einem zweiten Brief an Graf Buol vom selben Datum gab ich ihm die Meinung meines englischen Kollegen über die Richtung bekannt, die Österreich und Großbritannien in den künftigen Konferenzen zu Sieben[2]) verfolgen sollten. Danach hätten sich diese Konferenzen — in diesem Punkte stimmt er mit Buol überein — nur mit den durch den Pariser Vertrag vom 30. März 1856 bezeichneten Fragen zu befassen, d. h. mit denen, die sich auf die Donaufürstentümer und auf die Donauschiffahrt beziehen, während die Angelegenheiten von Montenegro, von Serbien und die Beschwerden der Rajahs

[1]) Das war damals die Meinung in den hohen militärischen und diplomatischen Kreisen sämtlicher Hauptstädte Europas. Das unglückliche Ende des Krieges 1859 ist der Unentschlossenheit des Befehlshabers unsrer heldenmütigen Armee und der sträflichen Führung des Generals Urban zuzuschreiben, der es unterlassen hatte, seine Kräfte mit denen des Generals Clam-Gallas, die am ersten Tage der Schlacht von Magenta siegreich waren, zu vereinigen.

[2]) Die demnächst in Paris zusammentretende Konferenz der Großmächte zur Regelung der orientalischen Frage, der Donaufürstentümer ꝛc. Die Redaktion.

von Bosnien und der Herzegowina außerhalb der Konferenz im gewöhnlichen diplomatischen Wege zwischen den fünf Großmächten und der Türkei zu ordnen wären. Für seine Person teilt er die Ansicht des österreichischen Ministers des Äußeren, daß Sardinien an diesen Verhandlungen nur insolange teilnehmen könne, als sich diese mit den im Vertrage, den Sardinien mitunterzeichnet hat, erwähnten Fragen beschäftigen; er zweifelt aber, daß die öffentliche Meinung in England, die zugunsten des einzigen konstitutionellen Staates in Italien stark eingenommen ist, Malmesbury gestatten werde, diesen Gesichtspunkt einzunehmen.

Samstag, 10. — Wenn Buol sich geschmeichelt hat, daß Derby gegen Frankreich weniger nachgiebig sein werde als Palmerston, so hat er sich geirrt. Meinesteils gestehe ich, daß diese Konferenzen mich wenig erfreuen. Wenn ich sie hinter mir haben werde, will ich ein Tedeum singen; heute bin ich beim Miserere.

Sonntag, 11. — Die Ernennung von Lord Augustus Loftus zum Botschafter in Wien mißfällt daselbst mit Recht, und Buol hat Derby sagen lassen, daß es eine den Anforderungen der Lage wenig entsprechende Wahl war, daß man ihn aber aus Rücksicht für das englische Kabinett annehme. Loftus wird sonach als ein geschworener Feind Buols nach Wien kommen. Das wird die Geschäfte nicht erleichtern. Man hätte ihn entweder nicht oder, ohne ein Wort zu sagen, annehmen sollen.

Mittwoch, 14. — Der Marschall Pelissier ist gestern nach London abgereist. Seine Ernennung ist eine Artigkeit für England, die darauf berechnet ist, die infolge der Rede Mornys, der Adressen der französischen Offiziere und Walewskis Depesche an Persigny über das Asylrecht stark erschütterte englische Allianz wieder enger zusammenzuschweißen. Dieses Ziel wurde bis zu einem gewissen Grade erreicht. Die Wahl des Herzogs von Malakoff hat John Bull geschmeichelt, der tapfere Marschall hat somit den Zweck seiner Sendung erreicht, und es bleibt, wie es mir scheint, nichts übrig, als ihn wieder abzuberufen. Dieser ausgezeichnete Marschall, der trotz der Rauheit seines Charakters und der Ungeschliffenheit seiner Manieren ein Schlaukopf ist, dürfte sich kaum in der Diplomatie behaglich fühlen. Nachfolgend eine Anekdote, die den Mann kennzeichnet. Im vergangenen Herbste, gelegentlich einer Spazierfahrt in den Wäldern von Compiègne, befand er sich in dem Jagdwagen des Kaisers und der Kaiserin mit Lady Cowley, der Herzogin von Manchester, Troplong ꝛc., als er plötzlich dem Postillon zurief, anzuhalten, gelassen ausstieg und sich, horribile dictu, dem nächsten Baume näherte, und das alles in conspectu Majestatis. Groß war die Entrüstung der Augenzeugen; und der Kaiser, dem die Röte zu Gesichte stieg, was man bei ihm bisher noch nie gesehen hatte, gab den Befehl, weiterzufahren, und befahl den Hofdamen der Kaiserin, die in einem andern Wagen folgten, den Helden von Sebastopol aufzunehmen und nach Hause zu führen. Shocking! Trotzdem ist er der erste Mann des kaiserlichen Frankreichs, der Mann, der über die Armee verfügt, der Großkonnetabel am Tage, an dem der Kaiser verschwinden würde.

Graf Buol hatte hier den Wunsch aussprechen lassen, der Kaiser möge irgendeine Demonstration veranstalten, um die jenseits der Alpen verbreiteten Gerüchte über seine Absichten, die Pläne der revolutionären Partei in Italien zu unterstützen, Lügen zu strafen. Walewski bedauerte in der Unterredung, die ich diesbezüglich mit ihm hatte, die Veröffentlichung des einen Briefes und des Testaments des Königsmörders in der piemontesischen Zeitung. „Ich ließ Cavour wissen," sagte er, „daß mein Monarch darüber tief verletzt war; und er, der Minister, wird persönlich alles, was er kann, tun, um diesen Unbesonnenheiten ein Ende zu machen." Nach diesen schönen Worten schlug er aber, als der französischen Regierung unwürdig, rundweg ab, diese falschen Gerüchte im „Moniteur" zu widerlegen. Immer Ausflüchte, Bedenklichkeiten, plumpe Vorwände. Walewski würde sicher bestimmter auftreten, könnte er sich trauen, aber er traut sich nicht. Er beschränkt sich daher darauf, die beständig zwischen gut und böse schwankenden Befehle seines Herrn zu vollziehen.

Mittwoch, 21. — Beim Herzog Decazes in seinem kleinen Appartement Rue Jacob gespeist. Ich finde dort die Herzogin von Sagan, zuvor Herzogin von Dino, die trotz ihrer siebenundsechzig Jahre Reste ihrer Schönheit bewahrt hat, den russischen Botschafter Grafen Kisseleff und Drouyn de Lhuys. Letzterer entwarf mir ein Bild von Kaiser Napoleon: „Er hat," sagte er, „unersättliche Begierden und sehr wenig Fähigkeiten. Er will außergewöhnliche Dinge vollbringen und übertreibt nur alles. In bezug auf England und Österreich treibt er sein Spiel. Er geht mit ihnen um, wie er es mit den Parlamentariern vor dem Staatsstreiche gemacht hat. Er benimmt sich dem Auslande gegenüber, wie er es dazumal im eigenen Lande gewohnt war. Von Österreich verlangte er, daß es die Abgrenzungen in Italien ändere; als es dies ablehnte, begehrte er von Rußland ebensowenig durchführbare Sachen; nachher kam die Reihe an England, und da er sich überall einen Korb holte, ist er versucht, wo anders anzuklopfen und fängt einstweilen mit Cavour zu liebäugeln an." Das Bild ist nicht geschmeichelt. Sollte es ähnlich sein?

Freitag, 30. — Besuch bei der Großherzogin Stephanie im Pavillon de Flore. Ich finde sie sehr gealtert. Sie sprach mit mir über die Lage; sie ist sehr besorgt und gab mir zu verstehen, daß es nicht lange so weiter gehen könne. Als ich mich zurückzog, sagte sie mir: „Wolle Gott, daß wir uns in diesem Palaste wiedersehen."

Bei Walewski; ich las ihm eine unerhörte Depesche Buols vor, worin er von Frankreich Aufklärung über die von Cavour in der sardinischen Kammer gehaltene Rede fordert. Walewski erteilte mir die einzige von seinem Standpunkte mögliche Antwort: „Frankreich sei nicht für die Reden, die ein fremder Minister in einer ausländischen Kammer hält, verantwortlich; aber," fügte er hinzu, „es fühle sich in keiner Weise damit solidarisch".

Paris 1892. — Wenn ich mich nach so vielen Jahren an meinen fast täglichen Ideenaustausch mit meinen Freunden Cowley und Max Hatzfeld

erinnere, welche beide den Hausherrn sowie den Grund und Boden der Tuilerien sehr gut kannten, so bin ich von der Übereinstimmung unsrer Urteile betroffen, und was mir der Anmerkung wert erscheint, das ist, daß Fould, Walewski, Baroche, Malakoff, Drouyn de Lhuys und so viele andre bonapartistische Notabilitäten, ohne daß sie es gerade alle mit derselben Offenherzigkeit eingestanden hätten, unsre Ansichten teilten. Wir alle konnten schwer begreifen, daß dieser auf den Gipfel der menschlichen Ehren gelangte Mann, außer er wäre vom Wahnsinn, vom Wahnsinn des Spielers befallen, ernstlich daran denken könne, sich ohne jedweden verständlichen Grund von neuem in Abenteuer einzulassen. Doch seine Vergangenheit, neuerliche Vorkommnisse, sein Charakter, seine geistige Richtung, dieser blinde Glaube an seinen Stern boten diesbezüglich keine Garantie. Hat er nicht bei der Annahme der Präsidentschaft geschworen, die republikanische Verfassung aufrechtzuerhalten? Hat er nicht später bei feierlichen Gelegenheiten selbst an diesen Eid erinnert? Ist es wahr oder nicht, daß er schon zu jener Zeit den Staatsstreich vorbereitete, der ihn in die Tuilerien führen sollte? Wir wußten daher, was wir von seinen Versprechungen und Schwüren zu halten hatten. Nach dem Staatsstreiche fragte man sich: Hat der ehemalige Carbonaro seine Verbindungen mit der Sekte wieder aufgenommen? Hat er sich mit Cavour abgefunden? Und wenn dem so ist, wird er ihnen im Worte bleiben? Auf diese Frage war nur eine Antwort zu geben, und zwar: Das eine wie das andre ist möglich. Louis Napoleon wird, wie es ihm paßt, und nicht gemäß seinen gegen wen immer eingegangenen Verbindlichkeiten handeln. Durch diese Umstände schien mir unser Weg im voraus bezeichnet: Es ist ihm schwer, ja unmöglich zu machen, wenn wir es können, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, sollte er solche mit unsern zwei Feinden: der Revolution und Sardiniens Ehrgeiz, eingegangen sein. Fest auf dem Boden der Verträge, welche die Landesgrenzen Europas festgesetzt haben, zu beharren, willfährig bezüglich nebensächlicher Fragen zu sein, den kindischen Nörgeleien zwischen Paris und Wien, soviel es von uns abhängt, ein Ende zu machen; mit einem Worte, ihm jeden Vorwand zu einem Bruche zu nehmen, statt ihm einen solchen in die Hand zu geben, uns aber einstweilen für alle Fälle bereitzuhalten.

Kaiser Napoleon besorgte selbst durch seine geheime Diplomatie die Geschäfte der höheren auswärtigen Politik. Der am wenigsten in die Absichten seines Herrn eingeweihte Mann war gewöhnlich der Minister des Äußeren. Keiner war es weniger als Graf Walewski. Ich will hier nur ein Beispiel anführen. Eines Tages sprach der Prinz de la Tour d'Auvergne bei Cavour vor, um ihm auf Befehl seines Chefs eine vom Kaiser vorher gutgeheißene Depesche vorzulesen, in die ziemlich scharfe Beschwerden über den Vorgang des sardinischen Ministers enthalten waren. — „Mein lieber Prinz," sagt Cavour lächelnd, „ersparen Sie sich doch die Mühe, dieses Aktenstück zu lesen. Der Kaiser hat mir geschrieben; hier in dieser Lade befindet sich sein Brief. Ich weiß, woran ich mich zu halten habe." Diese ganz authentische Anekdote

wurde mir lange nach dem Sturze des Kaiserreiches erzählt[1]). Bei dem Charakter des Kaisers und diesem diplomatischen Doppelspiel waren die bei Napoleon III. beglaubigten Botschafter, wie man wohl zugeben wird, nicht auf Rosen gebettet.

Mai 1858.

Samstag, 1. — Gabelfrühstück bei Frau von Montijo mit ihrer Nichte La belle Malagueña doña Sofia de Panégas[2]). Che pezzo di donna! Es waren keine andern Gäste anwesend, und ich glaubte mich nach Spanien versetzt. Das Ministerium Derby ist in einer sehr prekären Lage, a government on tolerance. Buol fordert mich auf telegraphischem Wege auf, nach Wien zu kommen, um mich mit ihm vor der Eröffnung der Konferenzen zu besprechen.

Donnerstag, 6. — Gestern abend in Wien angekommen. Ich begab mich sogleich zu Graf Buol. Er findet mich zu sanft, anders gesagt: weich; ich finde ihn nörgelhaft. Das ist das Resumé des Austausches unsrer Gefühle. Den Spätabend beim Fürsten Metternich zugebracht, der, bis auf seine Taubheit, seine fünfundachtzig sehr gut trägt.

Freitag, 7. — Von zwölf bis ein Uhr beim Kaiser. Seine Majestät erlaubt mir, mich ganz offen auszusprechen, und antwortet mir in gleich ungezwungener Weise.

Samstag, 8. — Bei Hof gespeist. Die Kaiserin ist unbeschreiblich bezaubernd. Beim Diner waren anwesend: der Großherzog von Sachsen-Weimar mit seinem Gefolge, der Marschall Wratislaw, der Marschall Heß und dessen Frau, Graf Grünne, Graf und Gräfin Clary usw. Ihre Majestäten bewohnen jetzt die Reichskanzlei; die Gemächer sind im Stile Louis XV. ausgeschmückt, das Ganze ist einfach, aber kaiserlich. Nach dem Diner sagte ich dem Kaiser: „Majestät ließen mich von Paris ad audiendum verbum regium kommen." „Ja," antwortete er lächelnd, „das ist manchmal sehr gut." Nach dem Diner beim Erzherzog Ferdinand Max[3]); er spricht mit viel Verständnis über Italien und über viele andre Sachen; seiner Meinung nach sei die angebliche Aufregung in der Lombardei (infolge des Prozesses Orsini) von geringem Belange; auch Buol schrieb ihm anfänglich höhnisch darüber, änderte aber plötzlich den Ton und legte diesen kleinen Anzeichen von Gärung eine übertriebene Wichtigkeit bei.

Sonntag, 9. — Nach dem Diner von $7\frac{1}{2}$ bis 9 Uhr beim Kaiser. Ich finde ihn besorgt, gereizt und voll Mißtrauen bezüglich der wahren Absichten des Kaisers Napoleon, jedoch von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, den Frieden zu erhalten, gleichzeitig aber fest entschlossen, wenn es sein muß, zu den Waffen zu greifen. Obwohl ich für meinen Teil seinen Ansichten voll-

[1]) Ich sehe, daß auch vom Herausgeber der „Lettere di Camillo Cavour", 2. Edition 1884 Turin, diese Anekdote gebracht wurde.

[2]) Einige Monate darauf Marschallin, Herzogin von Malakoff.

[3]) Damals Vizekönig des lombardisch-venezianischen Königreiches, später — ach! — Kaiser von Mexiko.

kommen beipflichtete, erlaubte ich mir doch, ihm eine Bemerkung über den gereizten Ton seines Ministers gegen das Tuilerienkabinett zu machen. Einem Monarchen fortwährend zu sagen, daß man ihm mißtraue, heiße den Bruch beschleunigen. Diese Art des Vorgehens scheine mir um so weniger angezeigt, als im gegebenen Falle in Anbetracht der geistigen Richtung und des unentschlossenen Wesens Napoleon III. doch noch Aussichten vorhanden seien, einen Bruch zu vermeiden. Was mir bei meinem jugendlichen Monarchen auffällt, das ist seine vollkommene und bis ins Detail reichende Kenntnis der diplomatischen Transaktionen, die Klarheit seines Geistes, das tiefe Pflichtgefühl bei allen seinen Handlungen[1]).

Mittwoch, 12. — Ich fasse in wenigen Worten das Ergebnis meines Wiener Aufenthaltes zusammen. Als der Kaiser merkte, daß zwischen seinem leitenden Minister und seinem Botschafter in Paris Meinungsverschiedenheiten bestehen, berief er mich nach Wien, um uns einig zu machen. Buol fand mich zu willfährig; ich meinte, er sei es zu wenig, er brüskiere die Sachen und fände Gefallen daran, sich unangenehm zu zeigen. Nachdem freimütige Auseinandersetzungen stattgefunden hatten, wurde das Einvernehmen zwischen uns hergestellt, und wir schieden als gute Freunde. Wenn dieser Minister den Fehler hat, daß er im dienstlichen Verkehre nicht leicht zu behandeln ist, so ist er doch ein vollkommen ritterlicher Mann. Ich hatte die Genugtuung, die Zustimmung Sr. Majestät und die des Grafen Buol zu der von mir in Vorschlag gebrachten Art zu erhalten, in der wir die in dieser kritischen Zeit an uns gestellte Aufgabe lösen sollen, nämlich, daß wir zwar die Hoffnung nicht aufgeben, jedoch auf alles gefaßt und vorbereitet seien.

Samstag, 15. — Gestern abend nach Paris zurückgekehrt . . . Heute abend großes Fest in den Tuilerien zu Ehren der Königin von Holland und des Kronprinzen von Württemberg. Nach dem Diner sagte mir die Kaiserin: „Der Kaiser spricht nicht mehr mit Ihnen über Politik. Sie, d. h. Buol, sind zu nörgelhaft. Ich habe es Ihnen bereits vor einem Jahre in Villeneuve l'Etang gesagt." In diesem Momente trat der Kaiser an uns heran und zog mich in den anstoßenden Salon der Kaiserin, wo wir eine ungefähr drei Viertelstunden dauernde Unterredung hatten. Darüber erstattete ich meiner Regierung folgenden Bericht: „Als wir den Speisesaal verließen, näherte sich mir der Kaiser; wir begaben uns in einen Salon, wo wir allein waren, und nachdem er sich in herzlichster Weise über das Befinden Ihrer Apostolischen Majestäten erkundigt hatte, sprach sich der Kaiser, der seit dem Frieden mir gegenüber sehr zurückhaltend geworden war und mit mir seit nahezu zwei Jahren nicht mehr über Politik gesprochen hatte, aus eigener Initiative über den eigentlichen Gegenstand mit großer Offenherzigkeit aus, wie Sie es, Herr Graf, aus dem beigeschlossenen Berichte ersehen werden." Ich will es so viel als möglich versuchen, die wesentlichsten Punkte dieser Unterredung wörtlich wiederzugeben.

[1]) Und welches bis zum heutigen Tage der Hauptgrundzug seines Charakters geblieben ist. (Februar 1892.)

„Ich werde mich nicht diplomatischer Weitläufigkeiten bedienen," sagte Se. Majestät. „Ich werde Ihnen meine Meinung gerade heraus sagen, ich werde sagen, was ich denke."

„Das liebe ich, das ist die Art, sich zu verständigen oder, wenn man sich nicht verständigen könnte, wenigstens zu wissen, woran man ist. Erlauben Sie mir nur auch, Sire, daß ich Ihnen gegenüber ebenso offenherzig bin." . . .

Ich ging nun auf Italien über.

„Der Zustand in Italien war verhältnismäßig befriedigend. In der Lombardei gewann die Autorität an Boden, überall herrschte Ordnung, das Vertrauen kehrte zurück, die Spuren von 1848 verschwanden. Die Berichte ihrer Agenten in Venedig und Mailand, Sire, mußten dies bezeugen."

„Das ist wahr," sagte der Kaiser.

„Nun hat aber die Veröffentlichung der Briefe Orsinis und der Rede Cavours im „Moniteur" Italien tief erregt. Warum? Weil man darin Anhaltspunkte für eine Änderung der Politik Eurer Majestät zu erblicken glaubte. Die Bösen hoffen, und die Guten zittern von neuem; die italienischen Regierungen sind sehr beunruhigt. Es liegt in Ihrem Interesse, Sire, sie zu beruhigen. Cavour hat Sie bloßgestellt, denn er gab zu verstehen, daß, um seine Träume, d. i. die Änderung der Karte von Italien, zu verwirklichen, er und die Nationalpartei, was am Ende gleichbedeutend mit Revolutionspartei ist, daß, mit einem Worte, die Revolutionäre sämtlicher Schattierungen, wenn der günstige Moment gekommen ist, auf die Unterstützung Eurer Majestät rechnen können. Heute will man Sie, Sire, als den geheimen, in kurzer Zeit als den offenen Verbündeten der Revolutionspartei hinstellen, jener Partei, die Sie 1851 in Frankreich mit Erfolg bekämpft haben, und deren Niederlage der Ursprung Ihrer Größe war. Erlauben Sie nicht, Sire, daß solche Irrtümer bei Ihren Feinden Aufnahme finden, daß sie sich an trügerischen Hoffnungen weiden, deren Erfüllung nicht möglich ist, ohne sich selbst ins Ungewisse und Europa in Zank und Hader zu stürzen. Nichts ist gefährlicher, Sire, als Hoffnungen zu erwecken, die man zu verwirklichen nicht gewillt ist, oder die man wegen des Mangels an Mitteln nicht verwirklichen kann. Diejenigen, die auf Sie gehofft haben, werden Ihre erbittertsten Feinde sein, wenn sie zur Erkenntnis ihres Irrtums gelangen; vergessen Sie auch nicht, daß diese Leute den italienischen Sekten angehören und daß in dieser Sphäre von dem politischen Gegner zum Mörder, von der Opposition zu dem Attentate nur ein Schritt ist. Selbst von diesem Gesichtspunkt aus erscheint es mir sehr wünschenswert, daß Eure Majestät Herrn von Cavour verleugnen. Was wäre einfacher, als den italienischen Regierungen zu sagen: Beruhigt euch, ich bin derselbe geblieben, ich habe mich nicht verändert!"

„Nein," sagte der Kaiser, den Kopf schüttelnd, „nein, ich kann es nicht, ich kann mich nicht entschuldigen. Es ist kein Grund hierzu vorhanden."

„Man sagt," erwiderte ich, „daß Österreich und Frankreich niemals oder selten dieselbe Politik in Italien verfolgt haben. Meinetwegen; ich nehme an, daß jede dieser Großmächte auf der Halbinsel Freunde hat, die ihr besonders zugetan sind; aber diese Freunde haben sie immer unter den Regierungen

gesucht und nicht unter den Revolutionären, die ihre gemeinsamen und unerbittlichen Feinde sind."

„Aber ich bin gar kein Freund der italienischen Revolutionäre," rief der Kaiser aus.

Ich sagte: „Solange Zweifel, wenn auch gewiß unberechtigte, hinsichtlich der französischen Politik in Italien vorhanden sind, wäre es für Österreich schwer, auf einem andern Felde, z. B. in den orientalischen Angelegenheiten, so sehr es dies auch wünschen würde, Hand in Hand mit Frankreich einherzuschreiten."

Der Kaiser wiederholte, daß er durchaus kein Freund der italienischen Revolutionäre sei, aber daß es ihm unmöglich ist, Aufklärung zu geben; schließlich, daß er seine Politik nicht gewechselt habe.

Hiermit endete diese Unterredung.

„Ich ende', sagte ich, „dort, wo ich hätte beginnen sollen, nämlich mit dem Auftrage, welchen mir mein erhabener Herr für Eure Majestät erteilt hat. Als er mich entließ, sagte er mir: ‚Sagen Sie dem Kaiser Napoleon, daß ich immer die guten und intimen Beziehungen zu ihm zu schätzen weiß. Sagen Sie ihm auch, daß es nicht wahr ist, daß Österreich sich überall in seine Wege stelle.'"

„Ah!" gab Kaiser Napoleon zur Antwort, „der Kaiser hat Ihnen das gesagt!" und seine Züge, deren Trübsinn uns alle so betroffen hatte, erheiterten sich zum ersten Male an diesem Abende. . . .

Dieser Bericht wurde in Wien sehr gut aufgenommen.

Montag, 17. — Walewski sagt mir, daß der Kaiser ihm von dem Gespräche, das er mit mir hatte, gesprochen habe, und wiederholte die Worte seines Herrn: „Man kann Cavour aus dem Grunde kein Dementi geben, weil man eben Insinuationen nicht widerlegen kann." Ich antwortete ihm, daß es nicht die Sprache des sardinischen Ministers, sondern das Stillschweigen der französischen Regierung sei, das Italien beunruhige. Hier wäre es am Platze zu sagen: Qui tacet, consentire videtur.

Freitag, 21. — Morgen werden unsre Konferenzen eröffnet, die zu dem Zwecke einberufen wurden, um gemäß dem Pariser Vertrage das Schicksal der Fürstentümer der Moldau und Walachei endgültig zu regeln. Sie werden auch den Akt über die Schiffahrt auf der Donau auszuarbeiten haben. . . . Die Bevollmächtigten sind der alphabetischen Reihenfolge der Regierungen nach, welche sie vertreten: Baron Hübner, Graf Walewski, Lord Cowley, Graf Hatzfeld, Graf Kisseleff, Marquis Villamarina und Fuad Pascha[1]).

[1]) Wir gehen auf die weiteren Verhandlungen, die Graf Hübner im folgenden geistvoll und interessant beleuchtet, in diesem Auszuge nicht ein, beschränken uns hier vielmehr darauf, seine vom Jahre 1889 datierte Schlußbemerkung zu reproduzieren: „Die Konferenz von Paris hielt das Prinzip der Trennung (der Donaufürstentümer) aufrecht. Aber die doppelte Wahl Couzas zum Fürsten der Moldau (Januar 1859) und wenige Tage darauf zum Fürsten der Walachei, die durch die offiziellen und geheimen Agenten Frankreichs und Rußlands vorbereitet und geleitet wurde, führte de facto die Union der beiden Fürstentümer herbei. Im Jahre 1862 gab die Pforte ihre Zustimmung zur Bildung eines einzigen Ministeriums. Zu gleicher Zeit

Juni 1858.

Sonntag, 27. — Der Herzog von Melzi ist gestern aus Mailand hier eingetroffen. Er ist der Überbringer eines Briefes des Erzherzogs Ferdinand Max an den Kaiser. Dieser Prinz kündigt ihm die Sendung einer kleinen bronzenen Statue, einer Nachbildung der Statue Napoleons I. von Canova, an, welche Kaiser Franz Joseph im Volksgarten zu Mailand aufstellen zu lassen gedenkt. Ich habe für den hohen Kurier um eine Audienz nachgesucht. Sie wurde sofort bewilligt, und Cambacérès schrieb mir, daß der Kaiser mich zu sehen wünsche. Kaiser Napoleon empfing uns in St. Cloud; er war durch den Brief des Erzherzogs, den er in unsrer Gegenwart las, sichtlich geschmeichelt. Melzi zog sich sodann zurück, und ich verblieb allein mit dem Kaiser.

Mittwoch, 30. — Während dieses ganzen Monats hören die inspirierten, d. h. die besoldeten französischen Blätter nicht auf, Österreich und England anzugreifen.

Ich lege hier einen Bericht über den Stand der Dinge in Frankreich bei.

„Während meines letzten Besuches in Wien hatte ich die Ehre, Eurer Exzellenz über die innere Lage Frankreichs zu berichten. Seit meiner Rückkehr nach Paris ist nichts vorgefallen, was mein Urteil hätte ändern können. Die Regierung hat nichts getan, um die Bestürzung zu beruhigen, die durch ihre auswärtige Politik gerechtfertigt erschien, so daß eine allgemeine Beängstigung alle Geister beherrscht und den Wirrwarr, die Verlegenheit und die mehr oder weniger gänzliche Stockung der Geschäfte noch erhöht.

„Ein Zirkular des Generals Espinasse, das den Verkauf aller Güter der Wohltätigkeitsanstalten (biens hospitaliers) anordnet, hat die öffentliche Meinung in den Departements verletzt, die Geistlichkeit beunruhigt und unter den Gläubigen, nicht mit Unrecht, die traurigen Erinnerungen wachgerufen, welche sich durch den Verkauf der Güter des Klerus an die furchtbarsten Tage der ersten Revolution knüpfen. Wenn diese Maßregel schon an und für sich vom Standpunkte des Rechtes, des Anstandes, der Achtung vor dem Willen der Stifter und selbst vom Standpunkte ihrer Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit bestritten werden könnte, so war der herrische Ton des Zirkulars des Generals Espinasse, Generaladjutanten und Ministers des Innern, nicht danach angetan, das Publikum mit dem Zwecke dieses ministeriellen Aktes zu versöhnen.

„Die Regierung muß zur Stunde bereits ihren Irrtum einsehen, und ihre Freunde hoffen, daß sie ohne viel Lärm den Rückzug antreten wird. Ein andres Gesetz, das der sechzig Millionen, das im Gesetzgebenden Körper zur Verschönerung und zur Ausführung von Arbeiten und Bauten in Paris votiert wurde, hat die Eitelkeit, die Empfindlichkeit und die spezielle Sparsamkeit des französischen Provinzlers unangenehm berührt, der in seiner albernen

---

wurden die zwei Kammern jedes der beiden Fürstentümer in eine einzige vereint, und die Union war somit endgültig konstituiert. Couza, durch eine Militärverschwörung 1866 gestürzt, wurde, nachdem der Graf von Flandern die Annahme der Krone von Rumänien abgelehnt hatte, durch den Prinzen Karl von Hohenzollern ersetzt." Die Redaktion.

Unkenntnis der Menschen und Dinge der Hauptstadt sich einbildet, daß es sich nur darum handle, die Güter der Armenhäuser zu verkaufen, um die Vergnügungssucht des Pariſers zu nähren und deſſen luxuriöſen Geſchmack, der für jenen ein beſtändiger Gegenſtand des Neides und der beſcheidenen Begierden iſt, zu ſättigen. Das Preſtige der Regierung leidet daher. Aber man hätte unrecht, zu glauben, daß der Mißkredit, den einige ihrer letzten Handlungen in den Provinzen hervorgerufen haben, Dimenſionen angenommen hätte, die geeignet wären, die Behörden zu beunruhigen und die Hoffnungen zu rechtfertigen, die ein kleiner Teil der alten Parteien und die Nachzügler der Roten dieſen beizumeſſen ſcheinen. Ohne Zweifel hat die Regierung, ſeitdem ſie infolge des Attentats vom 14. Januar einen neuen Weg betreten hat, an Boden nicht gewonnen. Es beginnen gewiß viele ihrer ergebenſten und vertrauensvollſten Freunde zu ſchwanken, ja, ſelbſt Zweifel in ihren Beſtand zu ſetzen, ihre Befürchtungen durch ihre Klagen weiterzuverbreiten (nichts iſt aber anſteckender als die Angſt); dadurch vermehren ſie das Unbehagen, das ſie jedoch ſehnlichſt verſchwinden zu ſehen wünſchten. Die Wortſpiele in den Klubs, die Witze in den Salons, die Vierzeiligen auf der Straße, dieſe kleinen, vergifteten Pfeile, die man hierzulande ſo gut abzuſchießen verſteht, reizen und beunruhigen die niederen ſowie die hohen Agenten der Regierung und übertragen auf ſie, meiner Meinung nach, mit Unrecht den Zweifel an der Dauer der Verwaltung, der ſie dienen. Ich ſagte: mit Unrecht; denn die Überzeugung, daß nichts vorhanden ſei, um es an die Stelle des Beſtehenden zu ſetzen, beſteht noch immer, ſelbſt unter den ernſten Männern der alten Parteien. Abgeſehen von dem Wühlen der geheimen Geſellſchaften und von den Umtrieben der Anarchiſten, die beim erſten Aufſtande durch die Armee vernichtet werden würden, iſt keine Spur einer Verſchwörung vorhanden, ebenſo wie gar keine Wahrſcheinlichkeit beſteht, daß die gegenwärtige Generation der Bauern und die Maſſen ſich gegen einen Bonaparte erheben würden. In dieſer Beziehung, Herr Graf, iſt die Lage, ſo, wie ich ſie Ihnen mehr als einmal zu ſchildern die Ehre hatte, die gleiche geblieben. Napoleon III. hat außer einem Attentate oder einem auswärtigen Krieg nichts zu fürchten." ...

Juli 1858.

Donnerstag, 1. — Der Kaiſer iſt am 29. Juni nach Plombières abgereiſt, von wo er in den letzten Tagen des Monats zurückkehren wird. Anfangs Auguſt werden ſich Ihre Majeſtäten auf die Reiſe begeben, um Teile der Normandie und der Bretagne zu beſuchen. Vorher gehen ſie nach Cherbourg, um der Einweihung der rieſenhaften Docks beizuwohnen, deren Bau unter dem erſten Kaiſerreich in Angriff genommen, unter der Reſtauration und Louis Philipp fortgeſetzt, aber erſt unter der jetzigen Regierung mit Nachdruck vorwärtsgebracht und zu Ende geführt wurde. Die Königin von England wird dieſe Feierlichkeiten durch ihre Anweſenheit verherrlichen. Von Cherbourg begeben ſich der Kaiſer und die Kaiſerin nach Breſt und von da zum Gebrauche der Seebäder nach Biarritz.

Freitag, 2. — Gestern empfing ich und heute erwidere ich in einem kleinen Frauenkloster den Besuch der Witwe des Malers Johannes Veith, Frau Flora Veith, die ich vor 25 Jahren in Rom kennen gelernt habe. Ihr Aussehen ist das eines sechzigjährigen Engels. Es liegt etwas tief Ergreifendes in diesem trotz der schneeweißen Haare so jungfräulichen, kindlichen Gemüte. Nichts scheint eben mehr zu erhalten als die Heiligkeit.

Donnerstag, 22. — Knapp vor Eröffnung der Konferenz erfahren wir durch die belgischen Zeitungen, daß Cavour sich zum Kaiser nach Plombières begeben habe oder sich dahin begeben werde. Villamarina versichert, daß kein wahres Wort daran sei; aber die peinliche Überraschung, welche die Gesichtszüge des Grafen Walewski verrieten, läßt uns vermuten, daß die Nachricht wahr sein dürfte.

Samstag, 24. — Mein Kaiser hat dem Fürsten Adam Czartoryski die Erlaubnis erteilt, sich nach Wien zu begeben. Ich bin hocherfreut, ihm diese gute Nachricht zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit sah ich zum ersten Male den alten Palast Lambert auf der Insel St. Louis und die fast königliche Niederlassung des Führers der polnischen Emigration. Ich ging mit Fuad Pascha nach Etioles, um bei Walewski zu speisen und zu übernachten.

Es sind mir angenehme Erinnerungen an diesen herrlichen Platz zurückgeblieben. In den ersten Jahren meiner Botschaftertätigkeit begab ich mich häufig an Sonntagen in Gesellschaft der Herzogin Decazes, ältesten Tochter des Grafen St. Aulaire, dahin. Der ehemalige Pair von Frankreich und Botschafter Louis Philipps verbrachte daselbst gewöhnlich die schöne Jahreszeit. Seine beinahe hundertjährige Mutter hielt sich fast das ganze Jahr hindurch dort auf. Die Größe ihrer Denkungsart und ihre Geistesbildung im Verein mit dem feinen Benehmen der alten französischen Gesellschaft bildeten die Atmosphäre, die man hier einatmete. Manchmal geriet ich mit den Verteidigern von Ideen in Streit, welche der österreichische Codino von politischer Ketzerei angesteckt fand. Aber je mehr wir uns herumstritten, desto mehr konnte ich auf einen freundlichen Empfang für den nächsten Sonntag rechnen. Das Schloß wurde von oder für Madame de Pompadour erbaut. Als es Eigentum des Grafen und der Gräfin Walewski wurde, sagten Spaßvögel: Etioles ist dem Kultus wiedergegeben.

Freitag, 30. — Montenegro fährt fort, der Diplomatie von Pera zu schaffen zu machen. Was mich anbetrifft, so bin ich durch die Konferenz vollauf in Anspruch genommen; die Entrevue von Plombières verfolgt mich jedoch Tag und Nacht. Was haben diese zwei Verschwörer untereinander ausgemacht? Niemand — ich schließe auch Walewski nicht aus — weiß es. Ich schreibe an Buol: „Vor etwa vierzehn Tagen hat der Marquis von Villamarina ganz geheimnisvoll und ohne Angabe eines Grundes um die Verschiebung einer Sitzung der Konferenz gebeten. Später erfuhr man, daß er sich im geheimen nach Culoz bei Genua begeben habe, um dort mit Cavour zusammenzutreffen. Zur selben Zeit kündigten belgische Blätter, die weniger verschwiegen waren als Marquis von Villamarina, die Reise Cavours nach Plombières an. Vor der letzten Sitzung am Donnerstag, 22., wurde in

Gegenwart Villamarinas darüber gesprochen. Dieser Geschäftsträger hat das Faktum geleugnet und bei allem, was ihm heilig ist, geschworen, daß man nie daran gedacht habe. Nichts sei seiner Meinung nach so furchtbar als die mutwilligen Erfindungen der Presse und nichts falscher als das Gerücht von dem Besuche des Chefs des sardinischen Kabinettes beim Kaiser der Franzosen. Nun war aber Cavour drei Tage früher, d. h. Montag, den 19., abends in Plombières angekommen[1]). Er wurde Dienstag vom Kaiser empfangen und reiste tags darauf wieder ab. Graf Walewski selbst gab mir, ohne daß ich ihn interpelliert hätte, hierüber Auskunft. Diese Audienz ist weder durch seine Vermittlung verlangt noch gewährt worden.

„Nun, was hat Cavour in Plombières gesucht? Das ist es, was der Graf Walewski nicht weiß, da der Kaiser ihm in seiner Privatkorrespondenz darüber nichts mitgeteilt hat; aber er wird es bald nach der Rückkehr seines Herrn nach Paris erfahren.

„Ich gab dem Grafen Walewski zu verstehen, daß, wenn Cavour von neuem versuchen sollte, die Fackel der Zwietracht zwischen die Mächte zu schleudern — was unbedingt der Fall wäre, wenn der Name ‚Italien' in der Konferenz ausgesprochen würde —, ich mich an meine Instruktionen, die sehr bestimmt lauten, halten müßte. Diese würden selbst meine passive Anwesenheit bei einer Auseinandersetzung über die Angelegenheiten von Italien ausschließen.

„Graf Walewski gab mir von neuem die positive Versicherung, daß im Schoße der Konferenz von Italien nicht die Rede sein werde. Cavours Ziele, sagt er, erstrecken sich weiter. Es sind nicht Worte, deren er bedarf, es sind Taten. Seine Stellung ist kompromittiert, sie ist kaum mehr haltbar. Er kann nicht mehr mit der Linken gehen, ohne es mit Frankreich zu verderben. Es ist ihm unmöglich, das Entgegenkommen, das ihm die Rechte anbietet, anzunehmen, ohne sich mit der Linken zu überwerfen, in welchem Falle er die Majorität in der Kammer einbüßen würde. Um seine Lage zu retten, bedarf er eines Ereignisses, das er im Sinne der italienischen Sache auszunutzen gedenkt. . . .

„Ich brauche nicht beizufügen, daß ich die Augen offen halten und trachten werde, dieses neue Geheimnis Cavours zu ergründen."

August 1858.

Montag, 2. — Der Austritt des Generals Espinasse aus dem Ministerium und die Berufung des Prinzen Napoleon an die Spitze der Verwaltung von Algier bieten mir den Stoff zu einem Berichte an meinen Minister: „Seit dem Rücktritte des Generals Espinasse, des Repräsentanten eines wenig vernünftigen Unterdrückungssystems, das nicht danach angetan war, die Stimmung im Lande zu beruhigen, schlug die Regierung eine entgegengesetzte Richtung ein. Die in dem letzten Jahre in gewissen Grenzen gehaltene, unter

[1]) Cavour kam nicht am 19., sondern am 20. abends an, er verbrachte den 21. unter vier Augen (en tête-à-tête) mit dem Kaiser und reiste tags darauf, den 22. Juli, ab. Siehe Lettere di Camillo Cavour.

der Verwaltung des Generals Espinasse aber zu stark bevormundete Presse hat in letzter Zeit wieder eine Freiheit erlangt, deren sie sich seit dem Staatsstreiche nicht mehr zu erfreuen hatte, und die sie vollauf ausnützt, um nicht nur die fremden Regierungen anzugreifen und zu schmähen, sondern auch, um über den Ursprung und die Basis der jetzigen Macht zu diskutieren, was meiner Ansicht nach noch gefährlicher ist.

„Diese Schwankungen, dieser beständige Wechsel in Aktion und Reaktion beängstigen die ernst denkenden Männer, beunruhigen den Klerus und die Katholiken, verhindern die Wiederkehr des Vertrauens in der finanziellen und industriellen Welt und gewinnen der Regierung durchaus nicht, wie sie es vielleicht mit Unrecht hofft, die Sympathien der fortschrittlichen Partei.

„Prinz Napoleon gilt als Anhänger des Liberalismus. Seine Vergangenheit ist bekannt, und man hat die Rolle noch nicht vergessen, die er zu Ende der Februarrevolution in der National- und gesetzgebenden Versammlung gespielt hat. Seine Beziehungen zum Kaiser waren nicht immer die besten, und man fragt sich, warum ihn der Kaiser in seinen Rat berufen und ihm einen so großen Anteil an den Geschäften anvertraut habe. Ist es eine Wiederkehr der Anhänglichkeit an das einzige Mitglied seiner Familie, denn der Prinz Jérôme ist ein gebrochener Greis; hegt er den Wunsch, einen gefährlichen Rivalen zu entwaffnen und ihn auf diese Weise für den Todesfall zu einer Stütze des kaiserlichen Thrones während der Regentschaft der Kaiserin und der Minderjährigkeit seines Sohnes zu verwandeln? Der Prinz besitzt Geist, viel Initiative, vielleicht zuviel, einen eisernen Willen, der sich nicht durch Gewissensbisse abschrecken läßt; er ist keine ängstliche Seele, aber es fehlt ihm der Zusammenhang in seinen Ideen, seine Vergangenheit flößt wenig Vertrauen ein, und die Männer, mit denen er sich seit Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit umgeben hat, gehören alle der republikanischen Partei an. Was seine auswärtige Politik anbelangt, ist er ein Freund der englischen Allianz; ferner bekennt er ganz öffentlich seinen glühenden Haß gegen Österreich, seine Sympathien für die Nationalitätenpartei, besonders für die italienischen Patrioten und das Verlangen, die österreichische Monarchie anzugreifen und zu zerstückeln."

Dienstag, 3. — Ich bin müde und leidend. Der Hof ist heute nach Cherbourg und nach der Bretagne abgereist.

Freitag, 6. — Während des in Cherbourg an Bord der kaiserlichen Jacht zu Ehren der Königin Viktoria gegebenen Diners brachte der Kaiser einen Toast aus, in dem er die Freundschaft der beiden Monarchen und den Wunsch der zwei Völker, in Frieden miteinander zu leben, hervorhebt. Es waren zugegen: Prinz Albert, der Prinz von Wales, der Herzog von Cambridge, Lord Malmesbury, Lord und Lady Cowley, Graf und Gräfin Walewski. Trotz der empfindlichen Erkältung der Gefühle des französischen Publikums gegen England wurde die Königin überall ehrfurchtsvoll begrüßt. Viele Engländer kamen über den Kanal, um Zeugen dieser Begegnung zu sein. Zwischen der Trinitybay (Newfoundland) und Valentia (Irland) wurde das transatlantische Kabel gelegt. Dies ist ein Ereignis.

Sonntag, 15. — Wegen der Abwesenheit des Hofes beschäftigen und langweilen uns die üblichen Feste des heiligen Napoleonstages weniger als sonst. Galadiner im Ministerium des Äußern im großen Saale, der prachtvoll wäre, würde er nicht allzusehr an den Zierat der Oper erinnern. Viele prunkende Livreen und eine Küche, die zu wünschen übrig läßt. Das ist das Kennzeichen des Herrn und seines Hauses.

Montag, 16. — Seit meinen Prüfungen, als ich noch Student war, habe ich kein ähnliches Gefühl empfunden. Allein gegen alle dazu berufen, ein zweifelhaftes und schlecht eingeleitetes Unternehmen[1]) und zwar auf der großen europäischen Bühne zu verteidigen, fühlte ich mich ein wenig nervös, obwohl ich in der Tat das Gefühl hatte, gut vorbereitet zu sein.

Dienstag, 17. — Die Bretagner Reise hat einen unerwartet großen Erfolg. Der Kaiser wird im Lande der Cadoudals und der Larochejaqueleins, auf dem klassischen Boden der Chouans mit Enthusiasmus empfangen! Wer hätte das gedacht!

Donnerstag, 19. — Heute ist der große Tag der Unterzeichnung[2]). Vor der Konferenz suchte mich Fuad-Pascha auf, um mir zu sagen, daß er vor Kummer krank sei; daß er weder schlafen noch essen könne, seitdem er mich im Stiche gelassen habe und daß er gekommen sei, um meinen Rat einzuholen.

Fuad, ohne die Tüchtigkeit des edlen und patriotischen Aali-Pascha zu erreichen, der meiner Ansicht nach das markanteste Mitglied des Pariser Kongresses war, gilt als einer der fähigsten hohen Funktionäre der Hohen Pforte. Er ist der französischen Sprache vollkommen mächtig und hat — ich weiß nicht, wo — eine Art halbeuropäischer Erziehung genossen. Er besitzt ganz angenehme Manieren. Er ist ein schöner Mann und ein geistreicher Causeur, besucht fleißig die Salons und macht den Damen den Hof. Ich hörte ihn über die Bedeutung des Renaissance- und Rokokostiles Ludwigs XV. diskutieren und die Tugenden einer seiner Frauen rühmen, die er mit dem Weibe des guten Rates der Bibel verglich! Er, der Türke!

Während der ganzen Dauer der Konferenzen hat Graf Kisseleff beständig mit Walewski votiert; der preußische Bevollmächtigte, Graf Hatzfeld, beschränkte sich auf eine vorsichtige Neutralität, und was Sardinien anbelangt, hatte der bescheidene Cavour den Marquis Villamarina angewiesen, im voraus zu erklären, daß sein Hof alle Beschlüsse der Konferenz annehmen werde. Heute fand die neunzehnte und letzte Konferenz statt.

Samstag, 21. — Abreise nach Starhemberg.

Sonntag, 22. — Heute abend in München angekommen . . .

Bevor ich Paris verlassen habe, schrieb ich an meinen Minister: „Als ich neulich mit Graf Walewski über verschiedene Fragen sprach, kam er aus eigener Initiative mit jener Offenherzigkeit, die er manchmal im persönlichen Verkehr mit mir an den Tag legt, auf den Besuch zurück, welchen Cavour

[1]) Die Schiffahrt auf der Donau.

[2]) Der Konvention des 19. August 1858.

letzthin in Plombières abgestattet hat. ‚Cavour,‘ sagte er mir, ‚nützt diesen in den Zeitungen aus; er möchte ihm eine Tragweite geben, die er nicht hat. Der Kaiser hat mir darüber in Cherbourg gesprochen. „Man möchte glauben machen,“ sagte mir Se. Majestät, „daß ich feindliche Absichten gegen Österreich hege. Wäre dies der Fall, so würde ich bei gegebenen Umständen eine Gelegenheit benutzen, um den Bruch mit ihm herbeizuführen. . . . Ohne Zweifel ist mir Piemont sympathisch, ohne Zweifel liebe ich Italien, und ich werde den Italienern immer Beweise meiner Sympathie geben, aber nur in gewissen Grenzen und den Umständen angemessen.“ ‚Er wollte damit sagen,‘ fügte Graf Walewski hinzu, ‚daß er seine Sympathien nicht so weit treiben würde, daß der Friede gefährdet werden könnte.‘“

Paris 1892. — Ich habe soeben die Worte gelesen, welche der Kaiser dem Grafen Walewski, wahrscheinlich, damit er sie mir wiederhole, bezüglich seiner Begegnung mit Cavour gesagt hat. Sie haben damals weder einen Eindruck auf mich gemacht noch haben sie mich über seine Absichten aufgeklärt oder beruhigt. Gleich meinen bestinformierten Kollegen, gleich dem Minister des Kaisers selbst, wie ich dessen sicher bin, sah ich mich jedes Mittels beraubt, sie zu kontrollieren. Die Entrevue von Plombières blieb weiterhin ein tiefes Geheimnis. Spätere Vorfallenheiten ließen zwar erraten, daß der italienische Krieg daselbst komplottiert wurde, — ich sage nicht: beschlossen, wenigstens nicht von seiten des Kaisers Napoleon; aber eine genaue Kenntnis von dem, was dort vor sich gegangen ist, hat die Welt erst sechsundzwanzig Jahre später durch einen aus Baden-Baden, 24. Juli 1858 datierten, und in der zweiten Edition der Korrespondenz dieses Ministers veröffentlichten Brief Cavours an Viktor Emanuel erhalten[1]).

Dieser Brief trägt den Stempel der Wahrheit an sich. Die Äußerungen Napoleons III., wie sie Cavour wiedergab, entsprechen fürwahr eher den Ideen, dem Verlangen, den Anwandlungen des Jünglings von Forli oder denen des Gefangenen von Ham als denen, die man, wenigstens im Jahre 1858, von Napoleon III., dem Kaiser der Franzosen, von dem Bundesgenossen der europäischen Herrscher, von dem auf den Gipfel der Macht gelangten Manne erwarten sollte, der die hervorragende Stellung, die er inne hatte, nur noch zu befestigen brauchte, um sie zu behaupten und sie zu genießen. Aber wer immer diesen träumerischen Fürsten, diesen Spieler, diesen Verschwörer aus Neigung und Gewohnheit näher gekannt hat und mit ihm in nähere Berührung gekommen ist, muß sich sagen: Das ist er; die Ähnlichkeit des von ihm selbst gezeichneten Porträts ist frappant. Dies schließt jedoch die Frage nicht aus, ob er damals wirklich und fest entschlossen war, sich in ein Unternehmen zu stürzen, dessen Gefahren er dem eifrigen Unterhändler so treffend dargestellt hat. Und selbst wenn er für den Augenblick — was ja möglich ist — ganz entschlossen gewesen wäre, auf die Ansichten Cavours einzugehen, so mußte

[1]) Lettere di Camillo Cavour racollte ed illustrate da Luigi Chiala. Zweite Ausgabe. Turin 1884. Der Brief, vol. II, S. 560, um den es sich handelt, wurde ursprünglich in französischer Sprache geschrieben.

sich dieser immer noch fragen: Wird er auch Wort halten? In dieser Beziehung hätte sich der Minister unmöglich einer Täuschung hingeben können. Da aber Viktor Emanuel nichtsdestoweniger noch zögerte, den Weg, der so voll von Schwierigkeiten und Gefahren war, einzuschlagen, auf dem sein Minister ihn mitfortzureißen sich versuchte, so hat er vielleicht dem König gegenüber sein Vertrauen auf das Versprechen des Kaisers einigermaßen übertrieben. Diesen Vorbehalt ausgenommen, glaube ich aber, daß sein Bericht im ganzen genau ist.

Dieser Brief, der — ich wiederhole es — erst 1884 veröffentlicht wurde, ist und bleibt eines der wichtigsten historischen Dokumente, welche am meisten dazu beitragen, den Charakter und die Herrschaft des Kaisers Napoleon zu beleuchten.

Welch sonderbares Gemenge von Falschheit und Offenherzigkeit! Welch seltsamer Mangel an jedwedem moralischen Sinne in bezug auf Politik! Welche Gewandtheit in der Verstellung, welche Meisterschaft in der Verschwörungskunst! Unwillkürlich erinnert man sich an das Getriebe der italienischen Fürsten der Renaissance. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint Cavour wie ein Knabe neben ihm. Aber dafür hat dieser vor seinem kaiserlichen Freunde, der beständig zwischen den entgegengesetzten Anwandlungen hin und her schwankt, den Vorzug des Mannes, der durch eine einzige Idee geleitet wird und diese Idee allen Hindernissen zum Trotze und mit allen möglichen Mitteln verfolgt.

Er verstellt sich nicht mehr, als es sein Zweck unbedingt erfordert. Seine allgemeine Richtschnur ist: zynisch das Ziel seiner Komplotte zu gestehen oder verwegen zu lügen, meistens ohne zu hoffen und selbst ohne zu wünschen, daß er zu täuschen vermöge.

Kaiser Napoleon, der in der Wahl seiner Mittel auch nicht sehr skrupulös ist, hat nicht, wie Cavour, freie Hand. Durch die Verbindlichkeiten sehr gehindert, die der jugendliche Flüchtling mit der Sekte eingegangen war, und die zu vergessen es dem Kaiser beliebte, bis ihn das Attentat Orsini wieder daran erinnerte, jagt er Gespenstern, Träumen, die wie die dissolving views wechseln, verworrenen Ideen nach, wovon die eine die andre ausschließt, und die daher undurchführbar sind. Man ist nicht zugleich Sohn der Revolution und der ebenbürtige und geliebte Bruder der legitimen Monarchen, der Neffe des Eroberers Napoleon I. und der Gründer eines Reiches, „das der Friede ist", der Auserwählte des Volkes und der Held (freilich nur der passive) einer Militärverschwörung, einer der fünf Hüter der Verträge, die den Bestand der Staaten sichern, und der Don Quixote des Nationalitätenprinzips, das diese umwirft. Und dennoch hatte Napoleon etwas von alledem in sich. Ich denke, daß er sich, vor das Gericht der Weltgeschichte gestellt, aus eigenem Antriebe auf die erschwerenden Umstände berufen dürfte und diese auch vertreten könnte, denn seine Lage, größtenteils durch seine Schuld, aber auch wegen seines Namens und der Begleitumstände, die nicht von seinem Willen abhingen, war unhaltbar und gleichzeitig aussichtslos. Daher die Besorgnis, die ihn und seine Regierung kennzeichnet, während welcher — man muß es wohl gestehen —

die Welt so manche schlaflose Nacht verbrachte und sich im allgemeinen unsicher fühlte. Diese Besorgnis, diese fieberhafte Tätigkeit, deren Ziele wechselten, während die politischen Instinkte des Mitspielers immer die gleichen blieben und, ach, immer schlecht waren, wären sonst unerklärbar, außer man würde sie auf den reinen Wahnsinn zurückführen, von dem er, soviel ich weiß, nie befallen war. Aber hätte er selbst alle Eigenschaften eines guten und weisen Herrschers besessen, so zweifle ich sehr, daß es ihm bei der gegebenen Lage möglich gewesen wäre, in Frankreich einen soliden und dauerhaften Zustand zu schaffen.

Aus den Geldopfern, den Ängsten und den Greueln des Krieges kaum herausgekommen, sehnte sich Frankreich nach Frieden. Wenn also Napoleon III. Anwandlungen durchblicken läßt, sich in neue Abenteuer einzulassen, so ist Frankreich und mit ihm Europa sogleich beunruhigt. Sobald er dies merkt, beeilt er sich, bei was immer für einer Gelegenheit, das Publikum durch eine friedliche Rede zu beruhigen. In dieser Absicht brachte er daher in Cherbourg einen Toast aus, der die Freunde des Friedens aufatmen ließ und die Fonds an allen Börsen der Welt zum Steigen brachte, und dies einige Wochen nachdem er mit Cavour die Zerstückelung Österreichs, die Vertreibung der italienischen Fürsten des Hauses Habsburg aus ihren Staaten, den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes, mit Ausnahme von Rom und vielleicht eines kleinen Teiles des Patrimoniums des heiligen Petrus, endlich die Entthronung des Königs von Neapel komplottiert hatte!

In der geheimen Zusammenkunft zu Plombières legen sich diese beiden Verschwörer keinen Zwang auf. Was sie planen, ist nicht bloß ein Anschlag auf die Ruhe, sondern auch auf die Bedingungen der europäischen Ruhe. Es ist ein Anschlag auf jene Verträge, denen Europa die Wohltaten der Stabilität und der öffentlichen Sicherheit zu verdanken hat. Während sie ihren Streich vorbereiten, während sie um den Anteil eines jeden an der Beute schachern und diesen festsetzen, ohne zu wissen, ob überhaupt eine Beute sein wird, nennen sie ohne weiteres das Kind bei seinem wahren Namen. Es ist einfacher, es ist klarer und mithin sicherer. Denn bei derlei Unternehmungen flößen sich die Partner gegenseitig nur wenig Vertrauen ein.

Nachdem also „das Schicksal Italiens geregelt war, fragte der Kaiser, was Frankreich erhalten werde" (wörtlich). Wird es Savoyen bekommen? Ja, es ist zwar hart, die eigene Wiege zu verkaufen, aber der König wird sich hierzu bequemen. Gut. Wird es aber auch die Grafschaft Nizza erhalten? Bei dieser Frage mag man wohl annehmen, daß der sardinische Minister eine Grimasse geschnitten habe. Er fürchtet den Schmerzensschrei, den seine Freunde in der Kammer ausstoßen würden, wenn er eine italienische Provinz dem Forestiere ausliefert. Er zögert, er stottert, er gebraucht Ausflüchte, aber er verspricht nichts. Die Frage von Nizza bleibt also vor der Hand unentschieden. Der Kaiser „streichelt sogar mehrmals seinen Schnurrbart", was ein schlechtes Zeichen ist, und sagt: „Das sind für mich ganz nebensächliche Fragen. Man wird sich damit später beschäftigen." Der andre glaubt kein Wort davon. Er weiß, daß der Kaiser durchaus Savoyen, Nizza und eine Prinzessin aus

einem regierenden Hause für seinen Vetter haben will, und zwar die Prinzessin Klotilde, da er gar keine Aussicht hat, eine andre zu finden. Nachher fährt Se. Majestät fort: „Ich muß den Papst wegen der katholischen Meinung in Frankreich und den König von Neapel, um mir die Sympathien Rußlands zu erhalten, schonen." „Ganz gut," sagt Cavour, „Sie belassen Ihre Pioupious[1]) in Rom und lassen die Romagna sich erheben." So ist es, denkt sich der Kaiser[2]). Im Grunde, was kümmert ihn der Papst? Hat er nicht dem englischen Botschafter gesagt: „Es ist eine schlechte Politik, eine Garnison in Rom zu halten; ziehe ich sie aber zurück, so wird Österreich das Geschäft besorgen."

„Was den König von Neapel anbelangt," erwiderte Cavour, „so wollen wir uns nicht mit ihm befassen. Seine Untertanen werden sich seiner schon entledigen, und ist er einmal weggejagt, wen werden wir an seinen Platz setzen? Murat? Ah! der Satanas! Der Kaiser, seiner mit Kaiser Alexander II. eingegangenen Verpflichtungen vergessend oder eher ganz bereit, sie nicht zu halten, verbirgt nicht „die Freude, die er hätte, Murat den Thron seines Vaters besteigen zu sehen". Nachher suchen sie zusammen einen Grund für einen Krieg mit Österreich; „so schwer zu finden", wie Cavour unbefangen sagt. Das glaube ich gerne, da keiner vorhanden war.

Nachdem er zwei Vorschläge bezüglich des Vorgehens gemacht hatte, die beide vom Kaiser zurückgewiesen wurden, gesteht Cavour, der doch so reich an Auskunftsmitteln ist, wenn es sich handelt, im Trüben zu fischen, am Ende seines Lateins zu sein, als „der Kaiser ihm zu Hilfe kam". Er ist es, der ihm die Idee eingibt, Streit mit dem Herzog von Modena zu suchen, „der mit Recht oder Unrecht als der Sündenbock des Despotismus angesehen wird". „Das wird dem König von Sardinien eine Veranlassung geben, Massa und Carrara zu besetzen, woraus der Krieg mit Österreich folgen wird, der mit Rücksicht auf die Ursache in Frankreich und England populär sein wird."

Der zweite Teil des Briefes, der sich ausschließlich mit dem Heiratsprojekte der Prinzessin Klotilde mit dem Prinzen Napoleon befaßt, hat seine pathetische Seite. Viktor Emanuel war ein guter Vater und empfand im voraus Abneigung, vielleicht Gewissensbisse, seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben. Cavour bemüht sich, den Widerstand, den er übrigens vorausgesehen hat, zu brechen. Er rühmt die Eigenschaften des Vetters des Kaisers, besonders sein gutes Herz, und führt als Beweis hierfür die Treue zu seinen Maitressen an! Zum Beispiel: die Rachel liegt in Cannes im Sterben. Seit vier Jahren ist ihr Verhältnis mit dem Prinzen gelöst, dennoch reißt er sich los von den Pariser Faschingsfreuden, um sie noch ein letztes Mal zu sehen.

Eine sonderbare Methode, um den künftigen Schwiegervater für den Bewerber um die Hand seiner Tochter günstig zu stimmen.

---

[1]) Pioupious, Spitzname für Infanteristen.

[2]) Der Text sagt: „Diese Antwort" — über die Angelegenheiten des Papstes und des Königs von Neapel — „befriedigte den Kaiser."

Hat aber dieser liebenswürdige Prinz schon so gute und sanfte Naturanlagen, so vergessen wir nicht, gibt Cavour unter der Hand zu verstehen, daß er ein „Korse ist, viel mehr Korse als sein Vetter", der Kaiser, der doch selbst genug Korse ist, da „er nie eine Beleidigung verzeiht"! Aber der Prinz Napoleon — man mag gar nicht daran denken! Er wird dem König irgendeinen bösen Streich spielen. Nun aber, obgleich ein tapferer Soldat, liebte Viktor Emanuel dennoch nicht die Vendettas und hatte vor den Korsen eine heilige Scheu. Und dann das große Unternehmen, la megala idea, die glänzende Vission des künftigen Königreiches Oberitalien! So wurde denn die junge Prinzessin geopfert.

Beim Verlassen von Plombières konnte sich der Minister des Königs von Sardinien gewiß zu den erzielten Resultaten gratulieren, aber wie ich es gesagt habe, kannte er Napoleon III. zu gut, um sich zu schmeicheln, die Partie gewonnen zu haben. Er sah die Ungewißheiten, die Unentschlossenheiten, die Treulosigkeiten, die kleinen und großen Hinterhaltigkeiten, die beständigen Schwankungen voraus, gegen die er noch anzukämpfen haben werde, bevor er in den Hafen einlaufen würde. Aber was er vielleicht nicht vorausgesehen hat, das war sein eigenes Schicksal. Der Kaiser hatte ihm versprochen, den Degen nicht früher in die Scheide zu stecken, bevor er Österreich nicht alle seine italienischen Provinzen entrissen hätte. Dieses Versprechen hat er in der im Momente seines Abgehens nach dem Kriegsschauplatze veröffentlichten Proklamation vom 3. Mai 1859 bekräftigt, in der er die Freiheit Italiens bis zur Adria ankündigte. Aber auch diesmal, wie fast immer, hat er nicht Wort gehalten. Die Präliminarien von Villafranca, der Friede von Zürich haben Venetien bei Österreich belassen. Cavour war der Gefoppte. Zwei Jahre nach dem Feldzuge von 1859 gestorben, hat er nicht die Verwirklichung seines Planes von dem Königreiche Italien erlebt. Und doch wurde dieses Werk erfüllt, und zwar weit über seine ehrgeizigsten Pläne hinaus. Der Kaiser hat das geeinigte Oberitalien zustande gebracht, zuerst mit Frankreichs Blut und Reichtum und dann durch seine Zurückhaltung, durch seine masterly inactivity, wie man in den Tuilerien bei Beginn, nicht bei Schluß des Krieges von 1866 zu sagen pflegte. Um dem Werke die Krone aufzusetzen, erübrigte ihm nur noch, Deutschland zu vereinigen. Dies hat er bei Sedan vollbracht.

Der russische Kriegsschatz und die russischen Finanzen.

Von

Georg Tantzscher.

II.

Zu Beginn des Krieges mit Japan standen der russischen Regierung 300 Mill. Rubel freier Barbestände zur Verfügung, und die Goldbestände der Staatsbank beliefen sich mit Einschluß jener Barbestände und eines weiteren Guthabens der Reichsrentei auf mehr als 900 Mill. Rubel. Wenn auch nicht dieser ganze Betrag für den Krieg ohne weiteres verfügbar wäre, so ist es doch ein bedeutender Kriegsschatz, der von der Regierung vorsorglich angesammelt worden ist. Aber ungewiß ist, wie lange der Krieg dauern und welche Opfer er fordern wird; und in jedem Falle werden die russischen Finanzen einer stärkeren Belastung unterzogen werden. Wie werden sie bei dieser Belastung bestehen und welchen Rückhalt werden sie bei der russischen Volkswirtschaft finden, die durch den Krieg doch ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen wird?

Gerade unter den russischen Nationalökonomen gibt es nicht wenige, die geneigt wären, diese Fragen in einem für die Finanzen sehr ungünstigen Sinne zu beantworten. Immer wieder ist der Vorwurf erhoben worden und hat auch bei deutschen Publizisten einen Widerhall gefunden: die Finanzpolitik der Finanzminister Wyschnegradski und Witte hat das Land ausgesogen, damit die Einkünfte des Staates möglichst erhöht und Überschüsse erzielt werden konnten; der Wohlstand der Bevölkerung, und namentlich der bäuerlichen, ist untergraben und zugleich die Staatsschuld vermehrt worden, um den brachliegenden Goldschatz anzuhäufen; in rein fiskalischem Interesse ist ferner eine Wirtschaftspolitik verfolgt worden, die völlig einseitig Industrie, Handel und Verkehr förderte, wobei die Staatsschuld und die internationale Verschuldung Rußlands namentlich durch fieberhaft betriebene Eisenbahnbauten noch weiter vermehrt und die Finanzen zugleich durch die geringen Erträge des Bahnnetzes dauernd schwer belastet worden sind; die Landwirtschaft aber hat nicht nur die Kosten dieser Politik getragen und muß

sie noch tragen, sondern ihre Interessen und die der bäuerlichen Bevölkerung sind auch so wenig berücksichtigt worden, daß nicht einmal das Volksschulwesen gefördert worden ist.

Richtig ist, daß die russische Finanzpolitik seit dem Jahre 1887 darauf gerichtet gewesen ist, die Einkünfte des Staats möglichst zu erhöhen und Überschüsse zu erzielen. Die Steuerkraft der Bevölkerung ist dabei natürlich stärker angespannt worden; das geschah jedoch nicht in der Weise — und hierauf wird noch näher einzugehen sein —, daß gerade die bäuerliche Bevölkerung stärker herangezogen und noch dazu mit Steuern bedacht wurde, die sie als besonders drückend hätte empfinden müssen. Das Hauptgewicht wurde vielmehr auf die indirekte Besteuerung sowie auf solche Steuern und Gebühren gelegt, die weniger oder doch nicht unmittelbar die bäuerliche Bevölkerung belasteten. Sodann aber wurden der letzteren, als sich der Stand der Finanzen gebessert hatte, verschiedene Steuererleichterungen gewährt. Es wird nun häufig eingewandt, der Staat hätte die Steuerschraube überhaupt nicht stärker anziehen, sondern vielmehr eine „Steuerreform" durchführen sollen, worunter man eine Ermäßigung und Aufhebung von Steuern versteht; die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hätte dann solche Fortschritte gemacht, daß sich auch eine Festigung der Finanzen ergeben hätte. Dieser Weg war jedoch der Regierung verschlossen. Die Staatsschuld war zu bedeutend, und die Staatsausgaben stiegen — nicht zuletzt allerdings infolge des politischen Gegensatzes zu dem viel reicheren Westeuropa und namentlich dem Deutschen Reich, das in wirtschaftlichem Emporblühen steigende Beträge für Heer und Flotte aufbringen konnte. Bei einer „Steuerreform" hätten daher die Einnahmen nicht ausgereicht, und zugleich hätte der Staatskredit versagt. Außerdem aber hätte die wirtschaftliche Entwicklung sehr geringe Fortschritte gemacht, wenn sie durch Steuererleichterungen allein unterstützt worden wäre. In einem so kapitalarmen Lande und bei so schwach entwickeltem Unternehmungsgeist der Bevölkerung, ja völliger Unselbständigkeit eines großen Teils derselben, mußte der Staat in ganz besonderem Maße leitend und helfend eingreifen; er mußte die Führung übernehmen und die erforderlichen Mittel beschaffen. Gerade auch deshalb mußte der Staat danach streben, zunächst selbst finanziell zu erstarken und einen festen Mittelpunkt zu bilden, von dem aus alles übrige in Bewegung gebracht werden konnte. Ein Finanzminister, der vielgepriesene Vorgänger Wyschnegradskis und ehemalige Professor der Nationalökonomie, Bunge, hat in der Tat den Versuch gemacht, den Bauern durch Steuererleichterungen aufzuhelfen, ohne zugleich Ersatz durch ausreichende Erhöhung andrer und eine entsprechende Einführung neuer Steuern zu schaffen. Die ständigen Defizits, die schwer auf den Staatskredit drückten, gestatteten jedoch nicht ein Beharren auf diesem Wege, und es war auch gar nicht abzusehen, wann die bäuerliche Bevölkerung die ihr gewährten Erleichterungen durch wirtschaftliche Fortschritte wieder einbringen würde. Wyschnegradski aber, der darum viel Geschmähte, war einfach gezwungen, nachzuholen, was sein Vorgänger unterlassen hatte. Auch Witte mußte noch bei seinem Amtsantritt zu Steuererhöhungen greifen.

Die Budgetüberschüsse, die Wyschnegradski erzielte, sind dann zu einem großen Teil zum Ankauf von Gold verwandt worden; ebenso hat Witte den Goldfond zuerst mit Hilfe von Budgetüberschüssen vermehrt, während er in der Folge äußere Goldanleihen zu dem gleichen Zweck abschloß. Diese Verwendung der Überschüsse ist besonders heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen: man hätte diese Mittel zur Hebung der Landwirtschaft und zur Unterstützung der Bauern benutzen sollen, dann wäre das Gold von selbst ins Land geflossen, und die Goldwährung hätte eine viel sicherere Grundlage gehabt; statt dessen sei auch noch zu prohibitiven, die Landwirtschaft schwer schädigenden Zöllen gegriffen worden, um die Handels- und Zahlungsbilanz zu verbessern. Nun hätten aber die verfügbaren Mittel gar nicht zu einer derartigen Förderung der Landwirtschaft ausgereicht, daß in absehbarer Zeit genügende Mengen von Gold nach Rußland geflossen wären; alsdann aber war es ganz unmöglich, die Landwirtschaft besonders zu bevorzugen: so konnte der Staat auf Hochschutzzölle nicht verzichten, und zwar weil sonst seine Einkünfte sich vermindert hätten, und weil die Finanzen zugleich durch eine ungünstigere Handelsbilanz in Mitleidenschaft gezogen worden wären. Die bereits erzielten Überschüsse hätten also nicht nur nicht ausgereicht, sondern das Budget hätte womöglich wieder Kurzschüsse ergeben, wenn der Staat die Währungsreform durch eine Förderung der Landwirtschaft hätte herbeiführen wollen. Erst die Beseitigung der Papierwährung konnte die Finanzen und zugleich den Staatskredit so weit festigen, daß sich ausreichende Mittel zu produktiven Ausgaben beschaffen ließen. Die Währungsreform mußte daher sowohl im Interesse der Finanzen und zur Vermeidung einer noch stärkeren Anspannung der Steuerkraft des Landes als auch zur direkten Förderung der Volkswirtschaft möglichst schnell in Angriff genommen und gelöst werden. Die Inangriffnahme der Reform durch verstärkte Goldankäufe begann auch sehr bald dem Staatskredit und den Finanzen zugute zu kommen; bereits Wyschnegradski konnte Anleihen, die in ungünstigen Zeiten abgeschlossen waren, konvertieren und dadurch direkte Ersparnisse machen. Sein Nachfolger aber war in den Stand gesetzt, nicht nur die Konversionen fortzusetzen, sondern auch noch vor Durchführung der Reform Goldanleihen zu vorteilhaften Bedingungen abzuschließen und dadurch die Budgetüberschüsse für produktive Zwecke freizumachen.

Gegen die Währungsreform wird der Vorwurf erhoben, sie erfordere immer neue Opfer und erhöhe die Verschuldung Rußlands. Der Abfluß des Goldes lasse sich nur dadurch aufhalten, daß immer wieder Anleihen im Auslande aufgenommen oder Staatspapiere durch besondere Vergünstigungen, z. B. durch Erlaß der Kouponsteuer, den ausländischen Geldmärkten zugeführt würden; im Interesse der Goldwährung sei auch das ausländische Kapital nach Rußland gelockt worden. In der Tat hat die Handelsbilanz Rußlands in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts 1891—1900 verhältnismäßig geringe Überschüsse ergeben, so daß mit ihnen und mit dem in Rußland selbst gewonnenen Golde die jährlichen Zahlungen ans Ausland sich nicht hätten decken lassen. Es fielen aber gerade in jenen Zeitraum mehrere ungünstige Ernten, und zugleich war die Einfuhr hauptsächlich durch die zahlreichen industriellen

Gründungen gestiegen, die den Bedarf an Maschinen und Einrichtungsgegenständen für Fabriken bedeutend erhöhten. Die verstärkte Wareneinfuhr hing also gerade mit der verstärkten Kapitaleinfuhr zusammen. Aber auch angenommen, die Zahlungsbilanz wäre in jedem Falle passiv und Rußland unbedingt auf ausländische Anleihen angewiesen gewesen, ja es müßte auch in Zukunft bei aufeinanderfolgenden schlechten Ernten zum ausländischen Geldmarkt seine Zuflucht nehmen: welchen Zusammenhang hätte das mit der Goldwährung? Ob nun Gold- oder Papierwährung — die Zahlungsbilanz wäre in jedem Falle passiv gewesen, und das fehlende Gold hätte schließlich ebenfalls geliehen oder sonstwie ins Land gezogen werden müssen. Der Unterschied wäre nur der gewesen, daß die Anleihebedingungen sehr viel ungünstiger ausgefallen wären und es überhaupt sehr viel schwieriger geworden wäre, dem Inlande Gold zuzuführen.

Es ist ein unbestreitbarer Erfolg der russischen Finanzpolitik und der Währungsreform, daß überhaupt eine ganze Reihe von Anleihen zu vorteilhaften Bedingungen abgeschlossen werden und außerdem durch Konversionen und Einführung des Typus der unkündbaren 4%igen Rente die jährlichen Zahlungen für Verzinsung und Amortisation der Staatsschuld so weit ermäßigt werden konnten, daß sie trotz einer Zunahme der Staatsanleihen um 1748 Mill. Rubel (insgesamt 6479 Mill.) von 1892—1902 nur um 32,9 Mill. Rubel gestiegen waren[1]).

Dabei standen im Jahre 1902 nach der Berechnung Wittes[2]) dem Betrage der Staatsanleihen Vermögensanlagen in Gestalt von Eisenbahnen (verstaatlichte Privatbahnen und neue Bahnen) allein für 2251 Mill. Rubel *mehr* als im Jahre 1892 gegenüber.

Wie die Finanzpolitik und die Währungsreform, so war auch die *Wirtschaftspolitik* von den Verhältnissen vorgeschrieben. Mit der Förderung der Landwirtschaft hätte angefangen werden müssen, sagen die Gegner der tatsächlich befolgten Politik. Ihnen erwiderte der Finanzminister Witte in der Budgetvorlage von 1895:

> Die landwirtschaftliche Erwerbstätigkeit, welche für die überwiegende Masse der russischen Bevölkerung die hauptsächlichste Existenzquelle bildet, ist am allerwenigsten einer *schnellen* Beeinflussung zugänglich, da sie in ihren Grundlagen mit den verschiedensten Seiten des sich historisch gestaltet habenden Volkslebens im Zusammenhang steht.

Dieses Argument läßt sich nicht gut bestreiten. Eine *schnelle* Beeinflussung der Landwirtschaft war völlig ausgeschlossen; auf das *Tempo* der Entwicklung kam es aber angesichts der steigenden Staatsausgaben wesentlich an. Den rückständigen russischen Bauern in Trab zu bringen und die ebenso

---

[1]) Die Einführung des Typus der ewigen Rente kann nicht als ein besonderer Nachteil angesehen werden — und erst recht nicht der Aufschub der Amortisationsfristen infolge der Konversionen — nachdem jener Typus in andern Ländern längst Geltung erlangt hat; es ist nicht einzusehen, warum dieser Typus für russische Verhältnisse nicht in gleicher Weise in Betracht kommen sollte.

[2]) Budgetvorlage pro 1902.

rückständigen russischen Agrarverhältnisse so zu reformieren, daß eine intensive landwirtschaftliche Kultur möglich wird, ist eine sehr langwierige Arbeit und dazu eine Aufgabe, die sich durch die Förderung der Landwirtschaft und durch eine Agrarreform allein nicht lösen ließe. Aber auch abgesehen davon, daß Industrie, Handel und Verkehr einer viel schnelleren Beeinflussung zugänglich sind und reiche Steuererträge abwerfen, drängte sich die Förderung dieser Zweige des wirtschaftlichen Lebens von selbst auf. Infolge der internationalen Verschuldung und der Zerrüttung der Finanzen nach dem Türkenkriege war der russische Staat einfach gezwungen, den Zolltarif außerordentlich zu erhöhen; und aus denselben Gründen mußten Verkehrswesen und Handel entwickelt werden. Um die Landwirtschaft durch Erleichterung des Absatzes ihrer Produkte steuerkräftiger zu machen und den Export ins Ausland zu steigern, mußte Rußland „befahrbar" gemacht, d. h. das Schienennetz mußte so schnell als möglich ausgebaut werden. Diese Aufgabe ließ sich mit der Förderung der Industrie verknüpfen: durch Bestellungen von Eisenbahnmaterial zu hohen Preisen wurde die inländische Eisenindustrie rapid entwickelt. Die Hauptkosten dieser Wirtschaftspolitik hatte allerdings die Landwirtschaft zu tragen, — aber nicht ohne jegliche Entschädigung. Abgesehen davon, daß überschüssige Arbeitskräfte in größerer Zahl als früher im städtischen Gewerbe Beschäftigung und Verdienst fanden und neue Gebiete dem westeuropäischen Markt angeschlossen wurden, — abgesehen davon sind gerade die Eisenbahnen ein Hauptmittel, um in die träge russische bäuerliche Bevölkerung Bewegung zu bringen. S. J. Witte hielt sich an die Erfahrung, daß überall, wo Bahnlinien durchgeführt werden, die Landpreise steigen und Handel und Gewerbe sich entwickeln.

Nachdem Wyschnegradski sich fast ausschließlich auf die Festigung der Finanzen und die Anbahnung der Valutareform beschränkt hatte, hat sein Nachfolger S. J. Witte mit größter Tatkraft und außerordentlichem Unternehmungsgeist auch die wirtschaftliche Entwicklung gefördert und geleitet: die Roheisenproduktion hat sich in einem Jahrzehnt (von 1892 bis 1902) fast verdreifacht und ist von 64 auf 170 Mill. Pud gestiegen; die Ausdehnung des Bahnnetzes hat sich verdoppelt, wobei hauptsächlich inländisches Material verwandt wurde; das Bankwesen hat sich entwickelt, Häfen sind ausgebaut, technische Mittel- und Hochschulen sowie Kommerzschulen gegründet worden u. s. w. Nicht zu unterschätzen ist auch, daß Witte in seinem Ressort Schule zu machen verstanden und einen Stab tüchtiger Beamten geschaffen hat.

Die Gegner Wittes sagen allerdings, die erzielten wirtschaftlichen und finanziellen Fortschritte ruhen auf unsicherem Grunde. Rußland sei nun einmal ein Ackerbaustaat, und die Landwirtschaft sei inzwischen an den Rand des Ruins gebracht — trotz der Bahnbauten und zum Teil gerade durch dieselben. Bei dieser erbitterten Gegnerschaft kommt manches zusammen: Opposition gegen die Regierung überhaupt; Abneigung gegen die überlegene Persönlichkeit Wittes; nationalistische Schwärmerei für den russischen Bauern sowie demokratische und doktrinär-sozialistische Parteinahme für die bäuerliche Bevölkerung.

Von dieser Seite nun wird gesagt: die hohen direkten Steuern haben den Bauern wirtschaftlich zurückgebracht, da sie ihm nicht einmal gestatteten,

das für die eigene Ernährung erforderliche Getreide zurückzubehalten, geschweige denn Ersparnisse zur Verbesserung seiner Wirtschaft zu machen; die rücksichtslose Beitreibung der Steuern hat zugleich zahlreiche Bauern unmittelbar ruiniert. Die hohen Verbrauchssteuern und die Hochschutzzölle machten dann die Gegenstände des barsten Lebensbedarfs unerschwinglich. Der Mangel an Volksschulen hält den Bauern in dumpfer Unwissenheit und Passivität. Die niedrigen Exportfrachttarife und die vielen neuen Bahnen belasten das Budget und damit die Steuerkraft der Bevölkerung, da das Eisenbahnnetz steigende Zuschüsse aus der Staatskasse beansprucht.

Nicht zu leugnen ist, daß die auf dem Bauern lastenden direkten Steuern (staatliche, Landschafts- und Gemeindeabgaben) hoch sind. Von dem Finanzminister Bunge aber waren bereits zu Beginn der achtziger Jahre die Kopfsteuer und die Salzakzise, die ähnlich einer direkten Steuer wirkte, aufgehoben und die Zahlungen für die Ablösung des Bauernlandes ermäßigt worden. Weitere Erleichterungen hat dann Witte um die Mitte der neunziger Jahre gewährt, und zwar durch eine Ermäßigung der einzigen für die Bauern noch in Betracht kommenden direkten staatlichen Steuer, der Grundsteuer, um die Hälfte — vorläufig für ein Jahrzehnt — und durch Stundungen und Verfristungen von Rückständen der Zahlungen für den Loskauf des Bauernlandes. Auch die Aufhebung der Paßsteuer wäre hierher zu rechnen. Ferner ist die Beitreibung der Steuern gemildert und schließlich auch die solidarische Haftpflicht der Bauern für den Eingang der direkten Steuern beseitigt worden. Dafür sind Industrie und Handel durch eine Reform der Gewerbesteuer schärfer herangezogen worden. Was aber die indirekten Steuern betrifft, die von Witte allerdings sämtlich erhöht worden sind, so wird sich schwerlich behaupten lassen, daß der Bauer durch sie ausgesogen und ruiniert werden konnte. Die Branntwein-, Zucker- und Tabakakzise sowie der Teezoll verteuern wohl dem Bauern seine Genußmittel, aber sie zwingen ihn nicht, zu seiner Ernährung unentbehrliches Getreide oder sein Arbeitsvieh zu verkaufen. Die Zündholz- und Naphthaakzise erhöht wohl den Preis notwendiger Artikel, ist aber immerhin nicht so bedeutend und der bäuerliche Bedarf nicht so groß, daß von einer ruinösen Auflage die Rede sein könnte. Die Zölle auf Eisen und landwirtschaftliche Geräte wirkten ferner mehr nach der Richtung, daß sie den landwirtschaftlichen Fortschritt hemmten, als daß sie den Bauern geradezu aussogen. Einige Zollermäßigungen zugunsten der Landwirtschaft wurden übrigens von Witte ebenfalls gewährt. Die inzwischen außerordentlich gestiegene russische Eisenproduktion soll jetzt den Bauern mit billigem inländischem Eisen versorgen. Die Hauptursache des Darniederliegens der bäuerlichen Landwirtschaft in großen Gebieten Rußlands und der Verarmung eines Teils der Bauern ist in der Rückständigkeit des unwirtschaftlichen und indolenten russischen Bauern und in den Agrarverhältnissen, in dem Gemeindebesitz, zu suchen. Daß aber eine Agrarreform nicht schon früher in Angriff genommen worden ist, darf nicht der Finanz- und Steuerpolitik Wittes zur Last gelegt werden, sondern hängt, wie bereits angedeutet, mit nationalistischen und sozialpolitischen Tendenzen zusammen. Der Gemeindebesitz galt und gilt zum

Teil noch jetzt in einflußreichen Kreisen als ein urrussisches, nationales Institut, an das nicht gerührt werden dürfe, während gleichzeitig die sozialistischen Doktrinäre der russischen Gesellschaft in dem Gemeindebesitz einen Schutz gegen Proletarisierung des Bauern und eine wertvolle Grundlage für zukünftige Sozialreformen erblicken. So erklärt es sich denn auch, daß noch zu Beginn der neunziger Jahre ein auf die Erhaltung des Gemeindebesitzes gerichtetes Gesetz erlassen und der Austritt aus der Gemeinde noch erschwert wurde. Zu den Anhängern des Gemeindebesitzes aber pflegen gerade die erbittertsten Kritiker der Finanz- und Wirtschaftspolitik Wittes zu gehören.

Angesichts der bestehenden Agrarverhältnisse wäre es auch verfehlt, allzu große Hoffnungen auf eine Förderung des Volksschulwesens in großem Maßstabe zu setzen. Die Volksschule allein, und sei es die vollkommenste, wäre jedenfalls nicht imstande, die große bäuerliche Masse aufzurütteln und zum Fortschritt anzuspornen, wie es denn auch nicht oder nur zu einem geringen Teil der Mangel an Schulen ist, der die Bauern am wirtschaftlichen Fortschreiten hindert. Jedenfalls ist es nicht Sparsamkeit allein gewesen, die Witte abgehalten hat, größere Mittel für die Volksschule auszuwerfen; ganz vernachlässigt hat er dieses Gebiet durchaus nicht, denn die staatlichen Ausgaben für das Unterrichtswesen haben sich im Jahrzehnt 1892 bis 1902 verdoppelt, was auch der Volksschule zugute gekommen ist. Wenn Witte der Ansicht gewesen wäre, daß die schnelle Förderung der Elementarbildung mehr als eine subsidiäre Bedeutung gehabt hätte, so würde er wohl nicht Anstand genommen und es wohl auch möglich gemacht haben, größere Beträge dafür aufzubringen. Es ist ihm aber um so weniger zu verargen, daß er eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hat, als das Bestreben besteht, die Volksschule für die revolutionäre Propaganda zu verwerten und die des Lesens kundig gewordenen Bauern mit revolutionären Ideen zu speisen. Diese Zurückhaltung hätte er wohl auch gegen seinen Willen beobachten müssen. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet: die Eröffnung einer jeden neuen Volksschule ist unter den obwaltenden Verhältnissen gleichbedeutend mit einer Förderung der Ausbreitung sozialdemokratischer Ideen. Die Regierung befindet sich angesichts dessen in einer schwierigen Lage, denn daß das Schulwesen auf dem Lande überhaupt gefördert werden muß, ist ja trotz alledem keine Frage. Die bildungsfreundlichen Bestrebungen der Semstwos zu unterdrücken, wagt die Regierung denn auch nicht; sie greift zunächst zu dem Notbehelf der Unterstützung und Ausbreitung der Primärschulen des Heiligen Synods.

Wittes Eisenbahnpolitik vor allem ist es, die immer wieder und nicht ohne Erfolg angegriffen worden, und damit steht wohl auch im Zusammenhang, daß er nicht mehr Leiter des Finanzministeriums ist; daß er auch in der ostasiatischen Politik eine Sonderstellung einnahm, mag hinzugekommen sein. Ein Staatsmann von seiner Bedeutung läßt sich allerdings nicht ohne weiteres entbehren, und so ist ihm z. B. die Leitung der Handelsvertragsverhandlungen innerhalb des Finanzministeriums verblieben — eine Befugnis, wie sie wohl kaum jemals einem ausgeschiedenen Minister gelassen worden ist. Einer Persönlichkeit von den Eigenschaften Wittes bedarf es gerade

unter den gegenwärtigen Verhältnissen, und es ist daher auch kaum anzunehmen, daß seine Rolle bereits ausgespielt wäre.

Zudem wird die Bedeutung des Defizits im Eisenbahnwesen übertrieben. In erster Linie ist es allerdings auf den Bau von Bahnen zurückzuführen, deren Erträge zur Deckung der Ausgaben zunächst nicht ausreichen; außerdem kommt auch eine Verteuerung des Heizmaterials in Betracht. Zu den Bahnen mit unzureichenden Betriebseinnahmen gehören namentlich die asiatischen; einige derselben, wie z. B. die Ostchinesische Bahn, sind aber viel mehr aus strategischen Gründen erbaut worden und insoweit nicht der Wirtschaftspolitik zur Last zu legen. Die Betriebseinnahmen der Staatsbahnen zusammen mit Beiträgen und Zahlungen von Privatbahnen decken nun gegenwärtig die Betriebsausgaben und die Ausgaben für die Eisenbahnanleihen nicht mehr mit einem Überschuß, der für die stark angewachsenen jährlichen Ausgaben zur Verstärkung und Verbesserung der Eisenbahnen sowie zur Anschaffung von rollendem Material ausreicht. Das Defizit ist jedoch nicht so bedenklich, als es dargestellt wird, auch wenn man sich nicht auf den Standpunkt Wittes stellt, daß eine jede Bahn schließlich Reinerträge abwirft[1]). Vor allem darf der wirtschaftliche Nutzen der neuen Bahnen und der indirekte Gewinn, der den Finanzen aus dem Ausbau des Bahnnetzes erwächst, nicht zu gering veranschlagt werden, obgleich er sich nicht ziffernmäßig ausdrücken läßt. Gerade bei der Rückständigkeit der russischen Landwirtschaft war es nicht nur von großem Wert, der Bevölkerung auf dem flachen Lande durch Verbesserung des Verkehrswesens zu Hilfe zu kommen, sondern im Interesse der Finanzen auch geboten, gleichzeitig neue Gebiete, wie z. B. Sibirien und den Norden Rußlands, dem Weltverkehr anzugliedern — gewissermaßen auch extensive Volkswirtschaft zu treiben. Daß der Ausbau des Bahnnetzes seine Früchte getragen hat, zeigen namentlich die Ausfuhrziffern der Jahre 1902 und 1903. Die Ernte war allerdings in beiden Jahren reich ausgefallen; reiche Ernten hat es jedoch auch früher gegeben; die Ausfuhr in diesen beiden Jahren aber übertraf ihrem Werte nach den Export sämtlicher früherer Jahre. Vom 1. Januar bis zum 10. Dezember 1902 belief sie sich nach der Budgetvorlage pro 1903 auf 783 Mill. Rubel und übertraf die Einfuhr um 300 Mill. Rubel. Das Jahr 1903 hatte in dem gleichen Zeitraum sogar eine Ausfuhr von 902 Mill. Rubel — also noch 119 Mill. Rubel mehr, — und die Handelsbilanz ergab einen Überschuß von 362 Mill. Rubel. Diese Zunahme der Ausfuhr hängt ohne Zweifel mit der größeren Ausdehnung und Dichtigkeit des Bahnnetzes zusammen, ebenso wie der Rückgang des Imports zum Teil auf die Förderung der inländischen Industrie zurückzuführen war. Welche Rolle die neuen Bahnen bei der Ausfuhr spielen, läßt sich unter anderm aus dem erstaunlich schnellen Anwachsen der russischen Butterausfuhr ersehen: seit der Eröffnung der Sibirischen Bahn ist diese Ausfuhr in wenigen Jahren — von 1896 bis 1903 — von 310 000 Pud auf 2 462 000 Pud

[1]) Witte hat übrigens damit gerechnet, daß das Defizit zunächst noch zunehmen werde, und soll es Ende 1902 in einer Reichsratssitzung für das Jahr 1905 auf mehr als 80 Mill. Rubel veranschlagt haben.

gestiegen, und ihr Wert betrug im letztgenannten Jahr 36 Mill. Rubel. Ebenfalls sehr bedeutend war die Zunahme des Eierexports, der seit 1894 um 7⅓ Mill. Pud gestiegen war und im Jahre 1903 ca. 11 Mill. Pud im Gesamtwert von 55 Mill. Rubel betrug. Rußland ist gegenwärtig der erste Lieferant von Eiern auf dem Weltmarkt. In dem so schnell gesteigerten Butter- und Eierexport tritt zugleich die Fürsorge hervor, die der Verbesserung der Transportverhältnisse auf den Bahnen und den Anlagen zur Aufbewahrung leichtverderblicher Waren an den Ausfuhrpunkten zuteil geworden ist. Die Exportziffern der Jahre 1902 und 1903 sprechen dafür, daß Rußland mehr Produkte als früher auf den Weltmarkt zu bringen vermag. Ein direkter Vorteil erwächst dem Staat aus den Bahnbauten dadurch, daß die Staatsforsten sich ganz anders ausnutzen lassen: seit 1891 haben sich die Einnahmen aus ihnen fast verfünffacht und beliefen sich im Jahre 1903 auf 58 Mill. Rubel.

Angesichts dieses Ausfuhrrekords läßt sich die Behauptung, die Finanzpolitik habe die Bevölkerung „ausgesogen", keinesfalls aufrechterhalten. Die Einkünfte des Staates sind nicht auf Kosten des Gedeihens der Bevölkerung im Laufe des letzten Jahrzehnts stetig gestiegen, sondern vielmehr infolge wirtschaftlicher Fortschritte, die durch die gesamte Wirtschaftspolitik der Regierung, nicht nur durch die Förderung des Verkehrswesens allein, erzielt wurden. Das läßt sich z. B. aus der starken Zunahme der Einnahmen aus den Verbrauchssteuern ersehen. Die Eingänge aus den Verbrauchssteuern sind überall ein Maßstab für den jeweiligen Stand der Steuer- und Kaufkraft der Bevölkerung, weil es sich zum großen Teil um die Besteuerung von Gegenständen handelt, deren Verbrauch bis zu einem gewissen Grade von dem Steuerzahler eingeschränkt werden kann und in schlechten Zeiten auch tatsächlich eingeschränkt wird. Gerade in Rußland aber sind diese Steuern ein ganz besonders geeigneter Maßstab, weil Gegenstände des barsten Lebensbedarfs, wie z. B. Brod und Salz, nicht besteuert sind, und weil die Bevölkerung, einerseits sorgloser, anderseits anspruchsloser als im Westen, ihren Verbrauch bei größerem Verdienst stärker vermehrt, in ungünstigeren Zeiten aber ebenso herabsetzt. Die größere Sorglosigkeit der Bevölkerung und das starken Schwankungen unterworfene Einkommen der Bauern läßt denn auch in Rußland die Bevorzugung der indirekten Besteuerung als besonders geeignet erscheinen.

Die Erträge der indirekten Steuern, von denen seit 1893 nur die Tabakakzise (von den höheren Sorten) und die Getränkesteuern anläßlich der chinesischen Wirren erhöht wurden, sind nun nach dem Bericht der Oberverwaltung der indirekten Steuern und des Branntweinmonopols pro 1902 in Millionen Rubel gestiegen:

	Getränke	Tabak	Zucker	Petroleum	Streichhölzchen
1893	260,7	31,8	30,3	16,3	6,5
1902	316,1	45,3	81,2	29,6	8,1
Zunahme:	45,4	13,5	50,9	13,3	1,5

Die Zunahme der Steuereingänge und damit auch des Verbrauchs, die sich innerhalb eines Jahrzehnts vollzogen hat, läßt sich schwerlich anders als

durch eine Zunahme der Kaufkraft der Bevölkerung oder wenigstens breiterer Schichten derselben erklären. Eine Ausnahme macht hierbei höchstens die Getränkeakzise. Die Steigerung des Verbrauchs allein auf eine entsprechende Vermehrung der Bevölkerung zurückführen zu wollen, geht nicht gut an, abgesehen davon, daß bei einer verarmenden Bevölkerung, auch wenn sie stark zunähme, der Verbrauch mit dieser Zunahme nicht Schritt halten könnte. Die Steigerung des Verbrauchs steht eben mit der Verbesserung des Verkehrswesens und der Entwicklung des Handels in Zusammenhang — so muß z. B. das Anwachsen des Eierexports in wenigen Jahren um das Dreifache und des Butterexports um mehr als das Siebenfache auch die Kaufkraft der Produzenten vermehrt haben — und ist nicht minder durch die Förderung der Industrie bewirkt worden. Schon der Zustrom ausländischen Kapitals muß dem ganzen gewerblichen Leben einen starken Anstoß gegeben haben[1]).

Die vielen Gründungen und die schnelle Steigerung der Produktion haben zahlreichen Arbeitern Verdienst gewährt, der gesamte Handel bis herab zum Kleinhandel, das Baugewerbe, das Handwerk u. s. w. haben direkt oder indirekt durch diese Entwicklung gewonnen, neue Fabrikorte sind entstanden, die städtische Bevölkerung ist angewachsen und die ländliche wirtschaftlich gefördert worden. Sofern aber in einzelnen Gebieten die Bevölkerung infolge besonders ungünstiger Verhältnisse zurückgekommen, ist der Ausfall doch nicht so bedeutend gewesen, daß dadurch der anderwärts erzielte Fortschritt aufgehoben wäre[2]). Neben den Verbrauchssteuern kann auch die starke Zunahme der Sparkasseneinlagen[3]) als ein Beweis dafür angesehen werden, daß die

[1]) Schwanebach schätzt den während der Jahre 1894—1900 in russischen Unternehmungen angelegten Betrag ausländischen Kapitals auf 500 Mill. Rubel.

[2]) Der Verbrauch von Gegenständen des Massenkonsums wäre nach einer Schätzung in der Budgetvorlage pro 1902 von 1893—1902 in russischen Pfunden auf den Kopf der Bevölkerung, wie folgt, gestiegen: Tee von 0,73 auf 0,94, Zucker von 8,28 auf 11,20, Baumwollwaren von 3,52 auf 4,32, Petroleum von 10,6 auf 13,4, Eisen und Stahl von 25,2 auf 39,6; von den Gegenständen des Massenkonsums weise nur ein einziger keine Steigerung auf — der Branntwein, dessen Verbrauch im Laufe des ganzen Jahrzehnts um die Norm von 2½ Liter hundertgrädigen Spiritus auf jeden Einwohner geschwankt habe.

[3]) Die Staatssparkassen werden übrigens gleichfalls als ein Mittel zur „Aussaugung" der Bevölkerung bezeichnet: sie sollten die Ersparnisse der Bevölkerung an sich locken, und der Staat verwende sie dann für seine Bedürfnisse, so daß dem Kreditbedarf der Bevölkerung der Sparkassenbezirke die freien Barmittel entzogen würden. Nun ist aber die Zahl der Privatsparkassen in Rußland verschwindend gering; der Staat gibt erst dem Spartrieb Gelegenheit zur Betätigung und Entwicklung. Ferner sind so wenig Darlehns- und Vorschußkassen vorhanden, und das Kreditwesen überhaupt ist so schwach entwickelt — auch der Hypothekenkredit ist ungenügend ausgebildet und geregelt — daß der Staat gar nicht in der Lage wäre, der Bevölkerung der einzelnen Bezirke die Einlagen direkt und in größeren Beträgen zugute kommen zu lassen. Indirekt geschieht es neuerdings aber doch. Wenn der Staat die Ersparnisse auch nicht innerhalb der Bezirke, etwa gegen Hypotheken, wie in Preußen, ausleiht, so legt er sie doch wenigstens in den Pfandbriefen der Adels- und der Bauernagrarbank an, die staatliche Institute sind. Nach dem amtlichen Bericht pro 1903 waren 427 Mill. Rubel oder 60,3% in diesen Werten angelegt: ferner 216,9 Mill. oder 30,7% in Eisenbahnanleihen und 63,4 Mill. oder 8,96% in Staatspapieren. Wenn es sich hierbei auch um Werte handelt, die von staatlichen Instituten emittiert sind oder vom Staate garantiert werden, so hat doch die Anlage der Ersparnisse in ihnen eine andre Bedeutung als die in Frankreich und England übliche Anlage des größten Teils der Ersparnisse in Staatsanleihen.

Wirtschaftspolitik des letzten Jahrzehnts der Bevölkerung Nutzen gebracht hat, ebenso, daß die Eingänge aus sämtlichen Kategorien von Gebühren, soweit sie nicht ermäßigt worden sind, die Post- und Telegrapheneinnahmen, der Ertrag der Kapitalrentensteuer und andre Einkünfte bedeutend gestiegen sind.

So läßt es sich nicht gut bestreiten, daß die bedeutende Zunahme der Einkünfte des Staates seit 1893 zu einem nicht geringen Teil durch eine Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes hervorgerufen ist. Der Staat hat auch noch ein übriges getan, indem er seine Einnahmen u. a. durch die vielumstrittene Einführung des Branntweinverkaufsmonopols erhöht hat, das im Jahre 1902 einen Reingewinn von 65 Mill. Rubel ergeben hat — ein Ertrag, der wohl noch hinter den Erwartungen zurückbleibt, in jedem Fall aber um einiges steigen wird, wenn das Monopol auch in den asiatischen Gebieten des Reichs eingeführt ist und die einmaligen bedeutenden Ausgaben für die weitere Ausdehnung des Monopols aufhören.

Eine so schnelle wirtschaftliche Entwicklung wie die des letzten Jahrzehnts ist allerdings auch besonders starken Rückschlägen ausgesetzt. Man hat denn auch die industrielle Krisis der letzten Jahre, die infolge von Überproduktion und Gründungsschwindel ausbrach, als einen Beweis dafür ansehen wollen, daß die russische Industrie ein künstliches Produkt sei und daher keine Lebensfähigkeit besitze. Tatsächlich hatte jedoch der Druck der Krisis im Jahre 1903 bereits nachgelassen, wozu die guten Ernten jenes und des vorausgegangenen Jahres nicht unwesentlich beigetragen haben. Es war auch der Ertrag der Gewerbesteuer im Vergleich zu den Jahren 1901 und 1902 wieder gestiegen und belief sich auf 67,6 Mill. Rubel, nachdem er von 69,8 Mill. im Jahre 1900 bereits auf 65,9 Mill. gesunken war. Aber die Verluste nach Ausbruch der Krisis sind immerhin sehr bedeutend gewesen; nicht wenige neugegründete Unternehmungen sind eingegangen, und die Beteiligten haben schwere Vermögenseinbußen erlitten. Solche Rückschläge sind aber bei einer derartigen Entwicklung unvermeidlich. Noch bedenklicher sind vielleicht gewisse Gegensätze und soziale und politische Schäden, die die allzu schnellen Fortschritte des Ackerbaustaates auf der Bahn des modernen Industrialismus zur Folge haben: auf der einen Seite hochmoderne kapitalistische Großindustrie, auf der andern noch Feldgemeinschaft mit patriarchalischen Verhältnissen; hier die Großstadt mit den gesteigerten Anforderungen an die Selbständigkeit und Wirtschaftlichkeit des Individuums, dort der Gemeindeverband, der jene Eigenschaften nicht aufkommen und zur Entfaltung gelangen läßt. Unvermittelt stehen sich diese Gegensätze gegenüber. Die Folgen zeigen sich auf dem Gebiet der Arbeiterfrage, in den niedrigen Löhnen und der starken Ausnutzung der meist ungelernten Arbeiter — häufig nur zeitweilig in den Fabriken Arbeit suchende Bauern —, in der starken Zunahme des Proletariats, in der Verschärfung des Gegensatzes zwischen arm und reich. Der schnelle Übergang von der „Ackerbaustufe des Wirtschaftslebens“ zur „Agrikultur-Manufaktur-Periode“ hat ferner seinen Anteil daran, daß jetzt die Reihen der Revolutionäre, die noch vor kurzem fast nur aus der studierenden Jugend sich rekrutierten, immer mehr durch sozialdemokratische Fabrikarbeiter verstärkt werden. Aber

welche Schäden auch die Entwicklung des letzten Jahrzehnts mit sich bringen mag — sie war in den Verhältnissen begründet: sie entspricht der ungleichmäßigen und sprunghaften Entwicklung, die Rußland seit Peter dem Großen genommen hat; nachdem Rußland einmal in die Konkurrenz mit Westeuropa auf dem Gebiet der äußeren Politik eingetreten war, blieb nichts andres übrig, als in der inneren Entwicklung dem Westen möglichst schnell nachzukommen.

Wenn nun auch die Finanzen tatsächlich auf eine breitere Grundlage gestellt sind und der Staat über größere Einkünfte denn jemals verfügt, so könnte doch gerade bei der Schnelligkeit, mit der dieses Ergebnis erzielt ist, befürchtet werden, daß der Krieg die Erfolge der Finanz- und Wirtschaftspolitik zu einem nicht geringen Teil wieder zunichte machen wird. Äußerer und innerer Frieden taten gerade jetzt besonders not. Wohl wird durch den Krieg viel Geld in den Verkehr gebracht, und die Lieferungen werden möglichst ausschließlich dem Inlande zugewandt werden — die Förderung der Industrie hatte ja auch den Zweck, das Inland im Falle eines Krieges von dem Ausland möglichst unabhängig zu machen. Aber eine gewisse Stockung in Handel und Gewerbe ist doch unvermeidlich. Die Einleitung größerer neuer Unternehmungen wird aufgeschoben, bereits in der Ausführung begriffene werden eingeschränkt oder gar eingestellt. Der ganze Handel mit Ostasien und auch mit Sibirien ist stark beeinträchtigt. Die Kreditgewährung erleidet Einschränkungen und steht in noch größerer Abhängigkeit von der Staatsbank, die ihre Barmittel zusammenhalten muß. Industrie und Handel können auch nicht jene Unterstützung des Staates — oder wenigstens nicht in dem Maße — wie in Friedenszeiten finden, wo in Schwierigkeiten geratene Unternehmungen direkt mit staatlichen Mitteln gehalten werden. Ausschlaggebend für den Grad der Einbußen wird natürlich Dauer und Verlauf des Krieges sein. Um die russischen Finanzen aber völlig zu zerrütten, so daß z. B. der Staat seinen Verpflichtungen gegenüber dem Auslande nicht mehr nachkommen könnte, — dazu bedürfte es des Eintritts von Ereignissen, die sich jeder Voraussicht entziehen, unter anderm auch des Eintritts weiterer äußerer Verwicklungen, die vorläufig kaum zu befürchten sind. Zunächst könnten auch im Notfalle manche Steuerquellen noch stärker in Anspruch genommen, z. B. das Branntweinmonopol noch mehr ausgenutzt werden. In den innerpolitischen Verhältnissen wird vielleicht mancher anläßlich des Krieges eine Gefahr für die Finanzen erblicken wollen; eines ist jedenfalls sicher: etwaige doktrinäre Experimente würden die Finanzen nicht vertragen.

Wie schnell aber die Einwirkung des Krieges auf die russische Volkswirtschaft und die Finanzen überwunden werden wird, das wird nicht zuletzt davon abhängen, welche Förderung der russischen Landwirtschaft zuteil wird. Der Krieg hat hier eine von Witte bereits eingeleitete große Reform unterbrochen. Nach der merkantilistischen Periode sollte die Landwirtschaft an die Reihe kommen: mit den sog. kleinen Mitteln und durch eine Agrarreform sollte ihr aufgeholfen werden. Die Selbstverwaltung sollte dazu herangezogen werden, in der richtigen Erkenntnis, daß der Staat allein

diese Aufgabe nicht bewältigen könnte. Als „lokale wirtschaftliche Organe" sollten die Semstwos eine weit größere Rolle als bisher spielen und vom Staat mit größeren Mitteln ausgestattet werden; schon seit mehreren Jahren waren denn auch der Semstwo wenigstens die Ausgaben für den Unterhalt einiger rein staatlicher Organe, vor allem der Friedensgerichte, abgenommen und die frei werdenden Steuereingänge ihr überwiesen worden. Der Stand der Finanzen hatte sich in den langen Friedensjahren so gehoben, daß der Staat auch schon daran denken konnte, auf Steuerquellen zu verzichten, die in andern Ländern den städtischen Kommunen oder der Selbstverwaltung auf dem Lande zur Ausnutzung überlassen, in Rußland aber noch ganz oder zum Teil vom Staat in Anspruch genommen werden.

Vor allem sollte jetzt der Übergang von dem extensiven Betrieb der Landwirtschaft zum intensiven gefördert werden. Ein solcher Übergang ist dort ausgeschlossen, wo der Gemeindebesitz besteht: Landumteilungen, Neuverlosungen, Flurzwang und Gemengelage der Felder sind ein unüberwindliches Hindernis. Es muß daher eine Gemeinheitsteilung und eine Zusammenlegung der Grundstücke angebahnt werden, — Maßnahmen, wie sie in Preußen und andern Teilen Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgeführt worden sind. Infolge der Zunahme der Bevölkerung reichen die Landanteile bei der gegenwärtigen primitiven Bewirtschaftung vielfach nicht mehr aus, die Unsicherheit der Besitzrechte aber, der Flurzwang u. s. w. hemmen den Fortschritt; den strebsameren Bauern wird das Aufkommen übermäßig erschwert, während die große Masse, bis zu einem gewissen Grade an ihren Landanteil gefesselt, gerade in den fruchtbarsten Gebieten verarmt. In den Agrarverhältnissen und in gewissen Eigenschaften des russischen Bauern, die mit dem jahrhundertelangen herdenartigen Dasein innerhalb des Gemeindeverbandes und patriarchalischen sowie naturalwirtschaftlichen Verhältnissen zusammenhängen, ist die Hauptursache der schwierigen Lage der bäuerlichen Bevölkerung zu suchen, nicht aber in der Finanz- und Wirtschaftspolitik, die häufig, und zwar ausschließlich, verantwortlich gemacht wird. Am schlimmsten liegen die Verhältnisse im sog. Zentrum, d. h. in den mittleren Schwarzerde-, und den Wolgagouvernements, — rein landwirtschaftlichen Gebieten, in denen Gewerbe und Industrie wenig entwickelt und die dem Einfluß des heutigen wirtschaftlichen Lebens auch durch ihre geographische Lage mehr entzogen sind. Besser steht es in den nördlicheren Gouvernements, deren Bevölkerung von jeher betriebsamer gewesen ist und sich neben dem Ackerbau mit Gewerbe und Handel beschäftigt hat, ferner nach Westen und nach Süden zu, wo die bereits beginnende Auflösung des Gemeindebesitzes schnellere Fortschritte gemacht hat. Immerhin würden bei Durchführung einer Agrarreform zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden sein. Zunächst wäre den wohlhabenderen Bauern die Ausscheidung ihres Landes aus dem Gemeindeland und der Austritt der verarmten Bauern, der „vieh- und pferdelosen" Wirte, möglichst zu erleichtern. Dort, wo die Landanteile bereits zu klein geworden sind oder der Gemeinde schon bei Abtrennung des Bauernlandes zu wenig Land zugemessen war, ist das Ausscheiden eines Teils der Gemeindeglieder schon insofern erwünscht, als

der geringe Umfang der Höfe eine rationelle Wirtschaft auch in der Folge nicht gestatten würde, während der Austritt der verarmten Bauern nicht nur für diese eine Wohltat, sondern auch von nicht geringem Vorteil für die Gutswirtschaften und die Industrie wäre, denen dadurch ständige Arbeiter gesichert würden. Die Durchführung der Agrarreform wird im übrigen nicht geringe Anforderungen an die finanzielle Unterstützung der Regierung stellen, vor allem bei den Landvermessungen. Mit Ausnahme weniger Gebiete müßte ganz Rußland vermessen werden, denn eine Gemeinheitsteilung und Zusammenlegung der Grundstücke ist nicht allein dort, wo der Gemeindebesitz besteht, erforderlich. Auch außerhalb desselben existieren in großen Gebieten Gemengelage der Felder und Flurzwang und kommen auch Neuverlosungen vor, d. h. es findet von Zeit zu Zeit ein Austausch der Parzellen unter den Bauern statt, um eine Ausgleichung angesichts der verschiedenen Qualität des Bodens oder der Entfernung der Felder vom Dorf — nicht aber in bezug auf die Größe des Besitzes — herbeizuführen, mitunter auch um die gar zu arg gewordene Gemengelage zu vermindern.

Mitten in die Arbeiten zur Feststellung der Reform ist der Krieg hereingebrochen, und bereits bewilligte Kredite zum Besten der Landwirtschaft mußten zurückgezogen werden. Wie wird sich nun die Ausführung des Reformwerkes gestalten? Immer wieder, seitdem Rußland mit Peter dem Großen in die westeuropäische Politik einzugreifen begann, sind die Finanzen durch kostspielige Kriege zerrüttet und der Bevölkerung schwere Lasten auferlegt worden. Aber die Beteiligung Rußlands an den europäischen Händeln ist auch in der einen oder der andern Weise jedesmal der Anstoß zum Fortschritt gewesen und hat Rußland der Kultur des Westens nähergebracht. So hatte im vorigen Jahrhundert der Krimkrieg die Aufhebung der Leibeigenschaft und andre große Reformen im Gefolge, obgleich der Stand der Finanzen nicht günstig war, und trotz aller Unreife und allen Überschwanges der russischen Gesellschaft, die sich unter anderm in sehr bedenklichen Experimenten auf dem Gebiet der Agrarpolitik äußerten, wurde doch der Grund zu bedeutenden Fortschritten auf vielen Gebieten gelegt. Wird die Neigung zu sozialen Experimenten nach dem gegenwärtigen Kriege wieder eine Rolle spielen, oder wird von der russischen Gesellschaft praktische Arbeit geleistet werden? Wird namentlich die Agrarreform unter der festen Leitung der Regierung mit Hilfe einer neuen, tüchtigeren Generation von Gutsbesitzern und ohne alle nationalistische und sozialistische Einflüsse durchgeführt werden? Die Entscheidung dieser Frage wird für die russische Volkswirtschaft und damit auch für die russischen Finanzen von wesentlichem Einfluß sein.

Entstehung und Wert von Zeugenaussagen.

Von

Dr. **Fr. Mohr.**

Wie auf zahlreichen andern Gebieten der Wissenschaft, so hat sich auch auf dem der Psychologie der alte Satz bewahrheitet, daß es keine Erweiterung des theoretischen Wissens gibt, die nicht auf die Dauer in irgendeiner Form auch dem sogenannten praktischen Leben zugute kommt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man besonders der experimentellen Psychologie jede Möglichkeit absprach, jemals für die Erforschung und Beeinflussung praktisch wichtiger Erscheinungen verwertbar werden zu können. Und doch zeigt sich diese Verwertbarkeit heute auf Schritt und Tritt: man denke, um bloß einige Beispiele zu nennen, nur an die Untersuchungen über Ermüdung in der Schule, über die Bedeutung von Gewöhnung, Beeinflussung, Nachahmung, ferner an die bessere Methodik des Gesang-, Zeichen- und Anschauungsunterrichts, des Memorierens und an die daran sich anknüpfenden Vorschläge für eine zweckmäßigere Einrichtung des Unterrichts überhaupt, und man erinnere sich, daß auch in der Neurologie und Psychiatrie eine systematischere psychische Behandlung glücklicherweise anfängt, sich einzubürgern. Ein Gebiet aber, das vielleicht, dank verschiedenen Umständen, die unmittelbarste und fruchtbarste Anregung aus der Entwicklung der modernen Psychologie gewinnen kann und zum Teil schon gewonnen hat, ist das juristische. Wir wollen hier absehen von der Möglichkeit einer völligen Umgestaltung des Strafrechts vermittels einer vertieften Kriminalpsychologie, wollen auch nicht reden von den Streiflichtern, die neuere psychologische Untersuchungen auf die Tätigkeit der Geschworenen, der Richter, der Strafvollzugsbeamten geworfen haben, sondern uns einmal näher beschäftigen mit den psycho-physischen Vorgängen bei der Zeugenaussage[1]). Zugleich wird sich dabei Gelegenheit bieten, noch

[1]) Von der hierher gehörigen Literatur seien vor allem folgende Schriften genannt: H. Groß, „Handbuch für Untersuchungsrichter" und „Kriminalpsychologie"; ferner desselben Verfassers „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik", aus dessen reichem Inhalt hier u. a. benutzt wurden: „Zeugenprüfung" von Haußmann (I, 39), „Gerichtlich-medizinische

einiges andre, Naheliegende, zu berühren, sofern ja die Zeugenaussage nur ein besonderer Fall der Aussage überhaupt ist.

I.

Der Zeuge hat die Aufgabe, etwas Wahrgenommenes so genau wie möglich und so wahrheitsgetreu wie möglich zu berichten und zu schildern. In früheren Zeiten schien bei einer Zeugenaussage nur zweierlei denkbar: entweder man sagte bewußt die Wahrheit, oder man sagte, ebenso bewußt, die Unwahrheit. Daß viele subjektiv die Wahrheit sagen und objektiv doch die Unwahrheit behaupten könnten, daran dachte man nicht oder ließ wenigstens diese Möglichkeit nur bei zweifellos Geisteskranken offen. Glücklicherweise macht sich darin allmählich eine Wendung zum Besseren bemerkbar.

In der Tat lehrt ja schon die einfache Überlegung der psycho-physischen Vorgänge von der Auffassung eines Erlebnisses bis zu seiner Wiedergabe, daß sich dabei sehr viele Gelegenheiten zur Veränderung des objektiv Gegebenen bieten: der Zeuge nimmt zunächst etwas vermittels seiner Sinnesorgane in sich auf, das Wahrgenommene wird von ihm seinem übrigen Erfahrungsinhalte einverleibt, er verarbeitet es innerlich weiter, um es erst nach einiger Zeit wieder hervorzusuchen, in Worte zu kleiden, endlich unter gewöhnlich ganz andersartigen Umständen wieder von sich zu geben, d. h. „auszusagen", und zwar vor einem Richter, der meist weder mit dem Erlebnisse noch mit den Verhältnissen des Zeugen in einer nähern Beziehung steht.

Betrachten wir die einzelnen Stadien dieses Weges genauer! Es möge indessen vorausgeschickt sein, daß man dabei, wie in allen solchen Fällen, der Übersichtlichkeit halber Vorgänge trennen muß, die im Leben niemals getrennt vorkommen: in Wahrheit ist das psycho-physische Geschehen ein durchaus unteilbares Ganzes; seine einzelnen Teile sind nichts für sich Bestehendes, sie sind auch nichts Ruhendes, sondern sie gleichen Wellen, die mit dem Ganzen und daher auch unter sich in innigster Berührung stehen, und deren Wesen Bewegung, Fließen, Übergang, fortwährende Neugestaltung ist. Das gilt für alles Folgende und ist die notwendige Voraussetzung zu einem der Wirklichkeit sich annähernden Verständnis des Seelenlebens überhaupt.

Nichts scheint einfacher zu sein als zu sehen und zu hören: bekommen wir doch die Fähigkeit dazu gleichsam als Geschenk mit in die Wiege gelegt! Allein es geht damit wie mit anderm, was wir nur ererbt haben: wir müssen

---

Bedeutung der Suggestion" von Schrenck-Notzing (V, 1), sowie kleinere Mitteilungen von Näcke, Groß u. a. m. — Stern, „Zur Psychologie der Aussage" und die von ihm herausgegebenen „Beiträge zur Psychologie der Aussage" (darin der Aufsatz von Jaffa, „Ein psychologisches Experiment", S. 70). — Diehl, „Zum Studium der Merkfähigkeit". — Liszt, „Strafrecht und Psychologie" (Juristenzeitung 1902). — H. Görres, „Der Wahrspruch der Geschworenen und seine psychologischen Grundlagen". — Wundt, „Physiologische Psychologie" (Fünfte Aufl.); „Völkerpsychologie". Erster Band (Die Sprache): „Grundriß der Psychologie"; „Menschen- und Tierseele". — Preyer, „Die Seele des Kindes". — Ebbinghaus, „Über das Gedächtnis". — Höffding, „Psychologie in Umrissen". — Störring, „Vorlesungen über Psychopathologie". — Kräpelin, „Lehrbuch der Psychiatrie". — Karl Otto Erdmann, „Die Bedeutung des Wortes".

es erst erwerben, um es wirklich zu besitzen, um einen wirklich vollkommenen Gebrauch davon machen zu können. Tatsächlich gilt nicht nur vom künstlerischen Sehen und Hören, daß es geübt und gelernt sein will, sondern ebenso, in gewisser Hinsicht vielleicht noch mehr, vom Gebrauche des Gesichts und Gehörs[1]) im täglichen Leben und in der Wissenschaft. Zunächst ist festzustellen, daß auch bei sogenanntem „normalen" Bau der Sinnesorgane, den wir hier als gegeben voraussetzen, physiologische, von allen andern Umständen unabhängige Verschiedenheiten, teilweise sehr beträchtlicher, Art, bestehen. Beim Gehör finden sich gewaltige Unterschiede in bezug auf die Wahrnehmung von Tonhöhe, Tonintensität, Tonfarbe usw. (wobei wir vom eigentlich Musikalischen absehen wollen). Namentlich kann für unsre Frage die Tatsache von Wichtigkeit sein, daß es Menschen gibt, die von einer gewissen Tonhöhe ab (oder bis zu einer solchen) außerstande sind, etwas zu hören, während andre noch deutliche Gehörsempfindungen haben. Besonders scheint im Alter die Wahrnehmungsfähigkeit für höhere Töne abzunehmen. So ging es z. B. Robert Franz, dem Komponisten, der von einer bestimmten Grenze an erklärte, nichts mehr hören zu können. In einem solchen Fall wird, wie Groß richtig hervorhebt, der Richter sehr leicht geneigt sein, zu sagen: „Haben Sie jenes gehört, so müssen Sie doch auch dieses vernommen haben" und wird es dann als böswillige Lüge auslegen, wenn der Zeuge auf seiner Behauptung besteht. Auch im Sehen wird man ähnliche Unterschiede finden. Zum Beispiel ist die Netzhaut bei Menschen, die im übrigen unter ähnlichen Bedingungen aufgewachsen sind, für geringe Lichtintensitäten oft verschieden empfänglich. Es gibt da eine zusammenhängende Stufenfolge von der Lichtempfindlichkeit jenes Mannes, von dem erzählt wird, daß er die Jupitermonde mit bloßem Auge habe verfolgen können, bis zu dem gewöhnlichen Durchschnittsauge, das man „normal" nennt (wobei man gerade bei Zeugen gut tut, zu bedenken, daß dieser Begriff, ebenso wie der des Pathologischen, durchaus unbestimmt und nur ein Notbehelf ist). Man wird z. B. eine ganze Anzahl von Menschen finden, die völlig unfähig sind, den schwachen Lichtreflex zu sehen, der von dem durch die Sonne nicht beleuchteten Teil des Mondes während des ersten oder letzten Viertels ausstrahlt. Daß die Empfindlichkeit für Farben innerhalb physiologischer Grenzen unendlich verschieden ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Zu diesen rein physiologischen Verschiedenheiten in der Funktion unsrer Sinnesorgane, die sich, als individuelle Verschiedenheiten, nicht weiter erklären lassen, kommen nun aber als sehr wichtige Faktoren die Einflüsse der Erziehung, Umgebung, des Aufenthaltsortes, der Beschäftigung hinzu. Sie können deshalb solche Bedeutung erlangen, weil der Mensch im allgemeinen den Fonds von Kraft, der in seinen Sinneswerkzeugen liegt, lange nicht ausnützt. Für die Sehkraft ist das ja erst kürzlich wieder eingehend nachgewiesen

[1]) Daß von den andern Sinnen dasselbe zu sagen ist, dürfte selbstverständlich sein; wir gehen in dieser Arbeit nicht näher darauf ein, weil es für die hier interessierenden Fragen weniger wichtig ist.

worden; aber die tägliche Erfahrung bietet schon Beispiele genug dafür. Der von Jugend auf an das Sehen im Walde Gewöhnte wird in einer ganz andern Weise beobachten lernen als der auf weiter Meeresfläche im Sehen Geübte und beide wieder ganz anders als der Städter. So kann es vorkommen, daß der letztere, wenn er in das Milieu eines Jägers versetzt wird, ein ganz unzuverlässiger Zeuge ist, der vielleicht von dem in Frage stehenden Vorgange überhaupt nichts gesehen hat. Und der Arbeiter, dessen Ohren tagtäglich von dem betäubenden Lärm der Schmiedehämmer oder dem Klappen der Webstühle mißhandelt werden, er muß schließlich in bezug auf seine Gehörswahrnehmungen um einen ganz erheblichen Grad hinter andern Menschen zurückbleiben, was bei einander entgegenstehenden Aussagen berücksichtigt werden müßte. Auf einem andern Wege verliert wieder der in einer Großstadt lebende Gelehrte einen Teil der Schärfe seiner Sinnesorgane: will er nicht durch all das Getöse um ihn her fortwährend von seiner Arbeit abgelenkt werden, so muß er sich allmählich gewöhnen, alle für ihn unwichtigen Gehörs- und Gesichtseindrücke zu vernachlässigen. Das gelingt ihm am Ende auch; aber er hat sich nicht ungestraft gegen das Gesetz von der Übung der Organe vergangen: auch draußen, auch in Wald und Feld, auch sonst im gewöhnlichen Leben beobachtet er nicht mehr mit der frühern Sicherheit und Schärfe. Was der Arbeiter durch Überanstrengung seiner Sinneswerkzeuge verliert, geht dem Manne der geistigen Arbeit teilweise durch zu geringe Übung derselben verloren. Ganz im allgemeinen kann man sagen, daß der Großstädter, welchem Stande er auch angehöre, mit Notwendigkeit einen Teil seiner Hör- und Sehfähigkeit einbüßt. Das ist auf der einen Seite von Nutzen für ihn: er würde sonst durch die tausenderlei auf ihn einstürmenden Eindrücke in einer Weise beunruhigt, daß er sein psycho-physisches Gleichgewicht nicht lange würde aufrechterhalten können; auf der andern Seite aber bringt es den großen, erwähnten Übelstand mit sich.

Für unsern Fall wichtig ist ferner die Beobachtung, auf die von Klaußmann u. a. hingewiesen worden ist, daß jeder Mensch eine bestimmte Sehhöhe hat, die meist nicht mehr denn 75 cm höher ist als seine Körperlänge. Alles, was sich darüber befindet, wird für gewöhnlich von ihm nicht bemerkt. Klaußmann schlägt vor, man möge den Versuch machen und in einem Zimmer der eigenen Wohnung sämtliche Bilder verkehrt hängen, d. h. mit dem Kopfteil nach unten. Hierauf lasse man Leute eintreten, die schon öfters in dem Zimmer waren, also keine besondre Veranlassung haben, sich besonders umzusehen. Er glaubt versichern zu dürfen, daß unter zehn Personen vielleicht eine etwas von der Veränderung bemerke! Der Städter unterscheidet sich auch hier wieder durch eine geringere Sehhöhe vom Land- und Seemann, was natürlich mit der Beschäftigung zusammenhängt. Es kann nach dem Bisherigen nicht überraschen, daß es den wenigsten Menschen möglich ist, „zu gleicher Zeit" genau zu sehen und zu hören. Bei den meisten geschieht das eine auf Kosten des andern, ja, bei manchen wird man bemerken, daß sie bei genauem Hören überhaupt nichts Optisches auffassen, und umgekehrt. Man beobachte die Leute bei einem interessanten Vortrag oder in

einem Konzert, wie sie bemüht sind, durch Senken des Blicks, durch Anstarren eines Punktes optische Eindrücke abzuwehren.

Daß richtiges Wahrnehmen besonders in wissenschaftlicher Hinsicht gelernt und gründlich geübt sein will, kann man besonders in den naturwissenschaftlichen Fächern feststellen. Wer zum erstenmal durch ein Teleskop oder Mikroskop blickt, sieht meist anfangs sehr wenig oder gar nichts, während der Geübte die feinsten Unterschiede wahrnimmt; wer zum erstenmal menschliche oder tierische Leichname untersucht, übersieht vieles, was dem Geübten auf den ersten Blick auffällt. Wie sehr wir uns dabei auch in der Größe der Objekte irren können, bewies ein bekannter Pathologe seinen Studenten dadurch, daß er sie gleich zu Beginn seiner Übungen durch ein Mikroskop sehen und einfach die Größe des runden Gesichtsfeldes, das sie darin erblickten, nachzeichnen ließ: mindestens 5/6 sahen diesen Kreis um die Hälfte zu klein! Derartige Beispiele für die falsche Schätzung der Größe (ebenso der Form, Lage usw.) ließen sich beliebig vermehren (wobei wir von den eigentlich optischen Täuschungen ganz absehen wollen), und es ließen sich ferner, ebenfalls aus der Beobachtung des Naturforschers, Belege in Menge anführen für die Schwierigkeiten, die sich beim genaueren Unterscheiden von Farben im Anfang für die Studenten ergeben. Was für diese gilt, läßt sich, besonders bezüglich des letzten Punktes, auch auf die andern Stände übertragen. Und nun ermesse man, wie viel oft von der Aussage eines Zeugen über die Farbe der Kleidung des angeblichen Täters abhängt!

Im ganzen ergibt die Betrachtung der Leistungen der Sinneswerkzeuge des modernen Menschen ein betrübendes Resultat; zeigt sie doch, wie viel Schönes, Wissenswertes, praktisch Wichtiges uns von der Welt der Erscheinungen einfach durch mangelnde Übung bezw. Abstumpfung verloren geht. Da hat die Schule noch eine große Aufgabe vor sich.

Spielten schon bei dem bisher Besprochenen fortwährend psychologische Funktionen in die physiologische Tätigkeit der Sinnesorgane (bezw. ihrer Zentren) hinein, so ist das noch viel deutlicher der Fall bei der Wahrnehmung rascher Vorgänge. Seitdem es möglich geworden ist, mittels der Schnell- und Reihenphotographie schnell sich bewegende Objekte genauer zu verfolgen, wissen wir erst so recht, wie enge Grenzen unsern Augen in ihrer Aufnahmefähigkeit gesteckt sind. Wir haben Stellungen z. B. von Pferden, von Turnern usw. kennen gelernt, die wir früher, wenn sie uns im Bilde gezeigt worden wären, einfach für unmöglich, für völlig unnatürlich erklärt hätten. Die von uns wirklich wahrgenommenen Bewegungen sind also Kombinationen von objektiv gegebenen Eindrücken. Es kommt dabei, psychologisch betrachtet, natürlich im Grunde auf dasselbe hinaus, ob die Objekte sich rasch an uns oder ob wir (bezw. unsre Augen) uns rasch an ihnen vorüberbewegen. Zunächst erinnere man sich nun an die interessante Tatsache, deren Beobachtung in mehr als einer Hinsicht von Bedeutung für die Geschichte der Psychologie gewesen ist, daß bei der Beobachtung von Sterndurchgängen die verschiedenen Astronomen den betreffenden Stern zu verschiedener Zeit durch den Meridian gehen sahen. Diese sogenannte „persönliche Differenz" der

Astronomen findet sich natürlich auch sonst bei allen Menschen, und es ist schon aus diesem Grunde begreiflich, daß verschiedene Menschen gerade rasche Vorgänge verschieden auffassen. Indem nämlich der eine Teile des Vorgangs schon aufgefaßt hat, die beim andern erst später in den Blickpunkt des Bewußtseins treten, wird der erste im ganzen auch ein lückenloseres Bild des ganzen Hergangs bekommen als der zweite. Liegt also schon in der persönlichen Differenz der Auffassungsgeschwindigkeit eine Ursache für differierende bezw. falsche Zeugenaussagen, so kommt nun eine andre, noch weit wichtigere Tatsache hinzu. Da sie für alles Folgende von Bedeutung ist, so müssen wir sie eingehender behandeln, müssen jedoch, um sie ganz verständlich zu machen, etwas weiter ausholen. Wir gehen dabei am besten von dem einfachsten und belehrendsten Beispiele aus, von der Psychologie des Lesens. Wundts Schüler, Cattell, hat darüber sehr eingehende Untersuchungen angestellt und gefunden, daß es eine schnellere und eine langsamere Art des Lesens gibt, die sich in psychologischer Hinsicht ziemlich verschieden verhalten. Bei der letzteren wird nämlich dem einzelnen Buchstaben mehr Aufmerksamkeit zugewendet, und infolgedessen kann man bei einmaliger Darbietung[1]) eines Buchstabenkomplexes nicht mehr als höchstens sechs bis acht Buchstaben auffassen. Dagegen ist die Sache beim schnellen Lesen ganz anders. Hier wird den einzelnen Buchstaben nicht so viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet; es treten, wie man sich auszudrücken pflegt, immer nur einige Buchstaben in den Blickpunkt des Bewußtseins, während die andern halb unter dessen Schwelle bleiben. So würde natürlich ein deutliches, zusammenhängendes Lesen überhaupt nicht möglich sein, wenn nicht noch eine sehr wertvolle Hilfe in den sogenannten reproduktiven Elementen hinzukäme. Dies sind Erinnerungsbestandteile, die von frühern Eindrücken zurückgelassen worden sind, und die sich nun dem neuen Eindruck, durch den sie wieder wachgerufen werden, angliedern, ihn, der vielleicht sehr unvollständig ist, ergänzen und auf diese Weise gleichsam aus einem halben Bilde ein ganzes machen. Beim schnellen Lesen treten nun diese reproduktiven Elemente sehr stark in den Vordergrund (während sie beim langsamen natürlich auch mitwirken, aber nicht annähernd so intensiv). So werden also zwar nur immer wenige Buchstaben eines Wortes *deutlich* aufgefaßt, aber fast in demselben Augenblick strömen die reproduktiven Elemente herbei, ergänzen das betreffende Wort (dasselbe gilt auch von *Sätzen*!) und entlasten dadurch die Aufmerksamkeit um ein ganz beträchtliches. Das ist zugleich aber auch der Grund, weshalb bei diesem sogenannten assimilativen Lesen das Verlesen und das Übersehen von Druck- bezw. Schreibfehlern viel leichter vorkommt. Man darf sich dabei nicht vorstellen, daß man im ersteren Fall etwas Richtiges nur falsch lese, während man es richtig gesehen, im letzteren etwas Falsches richtig lese, weil man darüber weggesehen habe; sondern in beiden Fällen läßt sich zeigen, daß tatsächlich der betreffende ergänzte Buchstabe (der betreffende Satzteil) denselben Eindruck der Wirklichkeit

[1]) Man läßt bei solchen Experimenten durch sinnreich konstruierte Apparate einen Eindruck für kurze, genau meßbare Zeit auf das Auge wirken.

macht wie die übrigen, objektiv gegebenen: Die reproduktiven Elemente, die die Urheber solcher Fehler sind, leihen sich sozusagen von den objektiven, deutlich aufgefaßten Bestandteilen den Eindruck ihrer Realität. So wird es also beim assimilativen Lesen möglich, ein Wort von zwanzig bis dreißig Buchstaben bei Ausschluß jeder Augenbewegung scheinbar in einem Akt als ein Ganzes zu lesen, dessen einzelne Teile subjektiv alle gleich deutlich sind. Rein physiologisch betrachtet, ist es völlig unmöglich, ein Wort von diesem Umfang ohne Augenbewegungen aufzufassen; denn der Umfang der Stelle des deutlichsten Sehens entspricht einem Gesichtswinkel von $4^1/_2$ bis höchstens 5 Grad. Man sieht daraus, daß schnelles Lesen nicht etwa, wie der Laie anzunehmen geneigt sein wird, wesentlich von der Schnelligkeit der Blickbewegungen abhängt; sondern dieser physiologische Vorgang erscheint dabei viel weniger wichtig als der psychologische, d. h. die Schnelligkeit des Herbeiströmens reproduktiver Elemente. Es ist interessant, zu sehen, daß der Umfang des langsamen, „apperzeptiven" Lesens ungefähr dem Umfange der Aufmerksamkeit, dagegen der des assimilativen Lesens dem Umfang des Bewußtseins entspricht. Ganz allgemein gilt nämlich der Satz: Der Umfang der Aufmerksamkeit, d. h. die Menge der in einem einzigen Akte klar und deutlich aufgefaßten Inhalte, erstreckt sich auf sechs bis zwölf Eindrücke, der Umfang des Bewußtseins, d. h. der in einem bestimmten Augenblick in dem Bewußtsein vorhandenen Inhalte, auf sechzehn bis vierzig Eindrücke. (Dies aber nur dann, wenn die Eindrücke einfach sind, was von Buchstaben nicht ganz mit Recht behauptet werden kann.) Die Aufmerksamkeit kann sich demnach tatsächlich im gegebenen Augenblick auf mehrere Bewußtseinsinhalte richten, aber es sind ihr doch ziemlich feste und enge Grenzen gesteckt. Wird mehr von ihr verlangt, so versagt sie, und an ihre Stelle tritt ganz oder teilweise die mehr unbewußte, assoziative Tätigkeit, zu deren Gebiet eben auch die reproduktiven Elemente gehören. Es ist daher verständlich, daß diese nicht nur beim Lesen, sondern bei der Auffassung aller einigermaßen komplizierten Vorgänge eine große Rolle spielen. Es zeigt sich dabei klar die große Aktivität unsrer Auffassung, die auch da vorhanden ist, wo wir sie nicht so unmittelbar bemerken, wie bei den die Aufmerksamkeit begleitenden Spannungsgefühlen. Demnach muß es als durchaus falsch bezeichnet werden, wenn man sich vorstellt, wir verhielten uns bei der Aufnahme von Eindrücken passiv; vielmehr verarbeiten wir die uns von außen zufließenden Reize mit einer gewissen Souveränität zu psychischen Gebilden, die viel mehr und etwas ganz andres zu sein pflegen als eine einfache Summation von Eindrücken der Außenwelt.

Diese Aktivität des Seelenlebens finden wir nun, und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt unsrer Abschweifung zurück, besonders deutlich bei der Auffassung komplizierter rascher Vorgänge. Neben der „persönlichen Differenz" ist sie vor allem für die Wahrnehmung der letzteren wichtig. Einige Beispiele werden das näher beleuchten. Es kommt oft vor, daß Zeugen, die im Wirtshause Zuschauer einer Schlägerei waren, die dabei beobachteten Vorgänge ganz verschieden schildern, etwa eine durch ein Bierglas gesetzte Verletzung teils als Folge eines Schlages, teils als die eines Wurfes dar-

stellen. Beide Parteien haben offenbar nur das Aufheben und Niederfallen des Glases auf den Kopf des Verletzten deutlich aufgefaßt, das Dazwischenliegende jedoch je nach der Art, wie von ihm ähnliche Vorgänge vielleicht sonst beobachtet worden waren, ergänzt. Ein gewisser Fonds reproduktiver Elemente ist dabei offenbar notwendig: es müssen schon so und so viele Beobachtungen über die Art der Entstehung von Kopfverletzungen unter solchen Verhältnissen gemacht worden sein, wenn die Aussage mit wirklicher Sicherheit soll erfolgen können. Ein andres Beispiel sind die Meinungsverschiedenheiten anläßlich studentischer Mensuren zwischen gewandten Fechtern. Von v. Hayn (Arch. für Krim. Anthropol. Bd. I) ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß dabei oft dreierlei verschiedene Ansichten über die Art, wie ein Hieb geschlagen ward, zu finden sind, und zwar werden unter Umständen alle drei mit apodiktischer Sicherheit ausgesprochen. Auch beim Lawn-Tennis, Fußball usw. kann man solche Beobachtungen in Menge anstellen. Die subjektive Sicherheit, mit der dabei die Aussagen über die Art und Folge der Bewegungen vorgebracht werden, steht hier oft gerade bei den besten Spielern, die scheinbar am meisten zu einer Feststellung der Wahrheit befähigt sind, zum objektiven Tatbestand in schreiendstem Widerspruch. Und das ist nach dem Obigen auch durchaus erklärlich: gerade der geübte Fechter und Spieler hat einen sichern Schatz von Erinnerungsbildern der bei dem Spiel nötigen Bewegungen im Kopfe (deshalb eben ist er ein guter Spieler!); er wird daher mit besonders großer Sicherheit fehlende bezw. nur ungenau beobachtete Zwischenglieder durch diese reproduktiven Elemente ergänzen, und zwar in dem Sinne, wie bei *ihm* gerade die Bewegungen aufeinanderzufolgen pflegten, wie sie aber vielleicht gerade in dem fraglichen Falle *nicht* erfolgt sind. Es ist dieselbe Erscheinung, die uns auch beim geübten und ungeübten Leser entgegentritt: der erstere liest vielfach leichter über die Druckfehler weg als der letztere. Es scheint mir nach alledem nicht richtig, wenn Einzelne solche Zeugenaussagen durch eine Art logischer Schlußfolgerung zu erklären versuchen und es so darstellen, als ob der Zeuge sich sagte: „Der Angeklagte hat die Bewegung a gemacht, auf diese folgt gewöhnlich die Bewegung b, und letztere pflegt die Bewegung c auszulösen“ [1]). Wäre dies der psychologische Vorgang, so würde sich daraus die große Sicherheit, mit der solche Aussagen oft erfolgen, nicht erklären lassen. Diese kann vielmehr nur dann zustande kommen, wenn die Ergänzung des objektiv Gesehenen durch nicht Wirkliches, aber für wirklich Gehaltenes ohne irgendein Hineinspielen logischer Überlegungen erfolgt, d. h. eben durch die jederzeit zur Verfügung stehenden und immer und überall unsre Auffassung begleitenden und erleichternden reproduktiven Elemente. Welch große Täuschungen dadurch hervorgebracht werden können, läßt sich am unterhaltendsten an Taschenspielerkunststücken beobachten,

[1]) Daß eine derartige logische Rekonstruktion vorkommen kann, besonders wenn ein Zeuge längere Zeit Gelegenheit zur Überlegung des Sachverhaltes hatte, soll nicht geleugnet werden (der Prozeß Hüssener ist ein Beleg dafür!). Aber das Gewöhnliche ist sie nicht, und die subjektive Sicherheit muß zuerst wenigstens darunter leiden, während sie allerdings, wenn der Vorgang öfters beschrieben und erzählt worden ist, wieder größer werden kann.

die zu einem guten Teil darauf beruhen. Die praktische Wichtigkeit derartiger, durch Erinnerungsbilder hervorgerufener Irrtümer möge aber folgender Fall[1]) zeigen: Ein Großgrundbesitzer saß in großer Gesellschaft betrunken in einem Gasthause. Er ärgerte einen andern Gast durch sein Benehmen so sehr, daß dieser sich an ihm vergriff. Gleich darauf wies der Betrunkene eine Verletzung am rechten Auge auf. Bei der gerichtlichen Verhandlung bestätigte ein Teil der Zeugen auf das entschiedenste die Angaben des Beschädigten, daß er von dem Angeklagten geschlagen worden sei. Dagegen gab ein andrer Teil mit gleicher Bestimmtheit an, sie hätten von einem Schlage nichts gesehen, obwohl sie ihn hätten sehen müssen, wenn er wirklich erfolgt wäre. Gegen die letztern wurde die Anklage wegen falscher Zeugenaussagen erhoben. In der Hauptverhandlung trat noch eine Anzahl von Zeugen der Darstellung des Angeklagten bei. Dieser behauptete, er habe den Beschädigten nur geschüttelt, und die Verletzung müsse von einem damit nicht in beabsichtigtem Zusammenhange stehenden Auffallen des Kopfes auf den Tisch herrühren. Die Gegner blieben aber fest dabei, die Verletzung sei auf den von ihnen bezeugten Schlag zurückzuführen; doch konnte keiner von ihnen angeben, wo derselbe getroffen habe. Der Gerichtsarzt gab die Möglichkeit beider Entstehungsursachen zu, und da sich auf beiden Seiten mehrere unbedenkliche Zeugen gegenüberstanden, so wurden die Angeklagten freigesprochen mit der Begründung, beide Gruppen hätten wohl den Beginn, aber nicht die Durchführung des Angriffes gesehen. Der Berichterstatter fügt hinzu: „Im gegebenen Fall hatten sich glücklicherweise bereits mehrere unbedenkliche Zeugen gegenübergestanden, und dennoch hatte diese irrtümliche Wahrnehmung schon zur Erhebung der Anklage geführt; was wäre aber die Folge gewesen, wenn den bestimmten Angaben einer der beiden Gruppen nur die Aussage eines einzigen — vielleicht noch dazu nicht völlig unbefangenen — Zeugen gegenübergestanden hätte, der einen subjektiv vollständig reinen Eid geschworen und vielleicht noch dazu den Tatbestand objektiv richtig dargestellt hätte, während die Mehrzahl der Zeugen in einem der erwähnten Irrtümer verfallen gewesen wäre?"

Wir sprachen bisher nur von Gesichtswahrnehmungen. Natürlich gilt das Bisherige alles auch von denen des Gehörs. Wir hören z. B. bei einem Vortrage durchaus nicht immer jede einzelne Silbe, nicht einmal jeden einzelnen Satz, sondern ergänzen auch hier die Worte vermittels der reproduktiven Elemente. Und auch hier verhält es sich so, daß die letzteren eine um so größere Rolle spielen, je schneller die Laute an unserm Ohr vorüberrauschen, je weniger deutlich der Redner spricht, und je mehr unsre Aufmerksamkeit dem Inhalt, nicht den Worten, sich zuwendet oder auch, je mehr sie zu ermüden anfängt. Es ist daher schon aus diesem Grunde nichts Verwunderliches, wenn verschiedene Zeugen, die aufgefordert werden, einen Ausspruch oder sonst eine Folge von Gehörseindrücken genau wiederzugeben, oft in der erheblichsten Weise voneinander abweichen. Belege kennt wohl jeder genug aus seinem eigenen Leben.

[1]) Archiv für Kriminalanthropologie. Bd. I, S. 156.

Das eben erzählte Beispiel weist auf eine weitere, oft mitwirkende Ursache falscher Zeugenaussagen hin: auf die Beteiligung des Affektes. Die Wirkung von Affektzuständen auf unsre Wahrnehmung kann man am deutlichsten bei Geisteskranken beobachten, weil bei ihnen der Affekt in einer dem gewöhnlichen Leben fremden Heftigkeit auftritt. Daher läßt sich auch seine Wirkung viel klarer beobachten. Da zwischen Geistesgesunden und Geisteskranken eine feste Grenze nicht besteht und sich namentlich ein hochgradiger, sogenannter normaler Affekt in seinen Wirkungen von dem bei Geisteskrankheiten in bezug auf die Wahrnehmung prinzipiell nicht unterscheidet, so können wir unbedenklich die Erfahrungen auf dem einen Gebiet mit gewissen Einschränkungen auf das andre übertragen. Es zeigt sich nun, daß der Affekt in hohem Maße die Neigung zu Illusionen fördert. Unter Illusion versteht aber der Psychiater Wahrnehmungen, die so stark mit reproduktiven (d. h. rein subjektiven) Elementen versetzt sind, daß sie völlig verfälscht werden. Man sieht, bei der Illusion ist ein Vorgang, der uns für gewöhnlich die Wahrnehmung außerordentlich erleichtert, ins Ungemessene gesteigert und trübt sie dadurch wieder. So hat der Affekt der Erwartung die Eigentümlichkeit, daß er Vorstellungen, auf die sich die Erwartung bezieht, in den Vordergrund des Bewußtseins drängt, wodurch für sie, wie Störring sagt, die Chancen günstiger werden, mit einem objektiven Sinneseindruck eine Verschmelzung einzugehen. Deshalb genügen dem Deliranten, der sich von Feinden verfolgt glaubt, einige Schatten an der Wand zu der Illusion, daß seine Feinde leibhaftig vor ihm stehen; deshalb pflegt aber auch schon im normalen Leben ein starker Erwartungsaffekt die klare Auffassung ungünstig zu beeinflussen: man hat sich z. B. mit jemand abgesprochen, wartet mit Spannung lange vergeblich; von weitem kommt endlich eine Gestalt auf uns zu, die eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit dem Erwarteten hat. Die Vorstellung des letzteren befindet sich im Vordergrunde des Bewußtseins, und so genügen die wenigen Ähnlichkeitsbestandteile, um uns schnell alles weitere ergänzen zu lassen: die Illusion ist fertig. Das Sprichwort hat dies in die Worte gekleidet: „Der Wunsch ist der Vater des Gedankens.“ Aber auch, wenn der Affekt sich nicht auf eine bestimmte Vorstellung bezieht, sondern mehr unbestimmte Gefühle mit ebensolchen Vorstellungen überwiegen, begünstigt er die Entstehung von Illusionen insofern, als durch ihn, falls er gewisse Grenzen nicht übersteigt, wo er bekanntlich hemmend wirkt, ein ganzes Heer von Gefühlen entfesselt wird, die nun ihrerseits den Schatz von Vorstellungen, mit denen sie verknüpft sind, aufwühlen, so daß zahlreichere Verbindungsmöglichkeiten zwischen dem äußeren Eindruck und ihnen entstehen. Wir müssen daher den Affekt als den Vater zahlreicher Täuschungen und falscher Zeugenaussagen betrachten. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß er im ganzen eine weit größere Rolle im Leben spielt, als wir gemeinhin ahnen. Wir sind noch nicht sehr lange aus einer intellektualistischen Periode in der Psychologie und in den Geisteswissenschaften heraus, daher wird im allgemeinen die Bedeutung des Gefühls und seiner kompliziertesten Form, des Affekts, noch viel zu sehr unterschätzt. Doch finden wir überall Zeichen einer Besserung in dieser Hin-

sicht. Das wird dann auch auf die Wertung von Zeugenaussagen nicht ohne Einfluß sein.

Wie die Gefühlsseite, so kommt allmählich auch die Willensseite des Seelenlebens heutzutage eher zu ihrem Rechte. Früher dachte man kaum daran, daß schon bei der Auffassung relativ einfacher Vorgänge der Wille eine Rolle spielen könnte. Wir haben oben gezeigt, daß sogar eine der elementarsten Seelentätigkeiten Willenstätigkeit, Aktivität, Spontaneität (und wie die Ausdrücke alle heißen) ist. Ohne sie gliche das Seelenleben einem Chaos oder im besten Falle einem Mosaik, das jeder innigeren Verbindung seiner Teile entbehrte.

Eine der Hauptleistungen der Willenstätigkeit besteht nun darin, daß sie die Bewußtseinselemente in bestimmter Reihenfolge über die Schwelle, in den sog. „Blickpunkt" des Bewußtseins, hebt. Der durch eigentümliche Gefühle charakterisierte Zustand, der die klarere Auffassung eines psychischen Inhaltes begleitet, wird bekanntlich Aufmerksamkeit genannt. Daß sie einen bestimmten Umfang hat, wurde schon hervorgehoben. Es sei im Anschluß daran nur noch eines besonders erwähnt: wenn wir davon reden, daß jemand „zu gleicher Zeit" sehen und hören könne, so ist dieser Ausdruck eigentlich nicht richtig, sondern das psychische Leben derjenigen Menschen, die eine solche Fähigkeit in stärkerem Grade besitzen, zeichnet sich nur durch eine besonders große Beweglichkeit aus. Es wird ihnen sehr leicht, verschiedene Akte der Aufmerksamkeit (verschiedene „Apperzeptionen") mit großer Schnelligkeit zu vollziehen. Das kann dann auf den ersten Blick den Eindruck der Gleichzeitigkeit hervorbringen. Wie wichtig die große Verschiedenheit, die unter den Menschen in bezug auf diese Beweglichkeit der Aufmerksamkeit herrscht, in gerichtlicher Beziehung werden kann, hat der Prozeß Hüssener erst kürzlich wieder gezeigt. Nicht minder bedeutsam kann jedoch die Tatsache werden, daß auch die Bewegung der Aufmerksamkeit über eine größere Anzahl von Bewußtseinsinhalten, die demselben Sinnesgebiet angehören, kein zusammenhängender Vorgang ist. Wenn wir eine Rede verfolgen, ein Buch lesen, ja, selbst kürzere Eindrücke genau wahrnehmen wollen, geschieht dies nicht etwa dauernd mit derselben seelischen Energie. Vielmehr weist die Aufmerksamkeit deutliche Schwankungen auf. Das kann man z. B. beobachten, wenn man in der Stille der Nacht auf das gleichmäßige Ticken einer Taschenuhr horcht, die man so weit entfernt aufgestellt hat, daß sie bei angestrengtester Aufmerksamkeit noch eben gehört werden kann. Dann wird man finden, daß in Pausen von 3—4 Sekunden die Eindrücke, die objektiv gleichen Reizen entsprechen, abwechselnd auftauchen und verschwinden. Ähnliches läßt sich auch beim Tast- und Gesichtssinn zeigen. Nun ist es zwar ja oft noch möglich, auch von Vorgängen, die mit sehr geringer Aufmerksamkeit verfolgt wurden, die aber wenigstens in das Blickfeld (wenn auch nicht in den Blickpunkt) des Bewußtseins eingetreten waren, sich unmittelbar nachher noch ein relativ deutliches Bild zu rekonstruieren, eine Beobachtung, die uns oft die Schwankungen der Aufmerksamkeit ganz übersehen läßt. Aber immer ist das durchaus nicht der Fall und es gibt vieles, was dauernd verloren bleibt, wenn es gerade zu einer Zeit geschah, wo die Aufmerksamkeit

nachgelassen hatte. Man kann also auch aus diesem Grunde einen Zeugen nicht ohne weiteres der Lüge zeihen, weil er behauptet, von Teilen eines Vorgangs, bei dem er vollständig zugegen war, nichts zu wissen. Übrigens gibt es hier, wie bei allem Besprochenen, große Unterschiede unter den Menschen, die durch Alter, Geschlecht und andres bedingt sind. Man kann also in dieser Hinsicht keine allgemein gültigen Regeln aufstellen, vollends, wenn man bedenkt, daß auch schon beim Einzelnen leicht Zustände auftreten können, in denen das Phänomen des Schwankens der Aufmerksamkeit sich besonders stark nach der negativen Seite hin geltendmacht, d. h. in der Form einer erhöhten Ablenkbarkeit. Je ablenkbarer aber ein Mensch ist, anders ausgedrückt: je mehr die einfache, unterbewußte, assoziative Tätigkeit über seine bewußte Willenstätigkeit obsiegt, eine um so weniger einheitliche, zusammenhängende Anschauung vermag er sich von der Außenwelt zu verschaffen: an einen Eindruck knüpfen sich in bunter Reihe zahllose Assoziationen an, von denen der erstere gleichsam überdeckt wird; für den Betreffenden existiert sozusagen nur einzelnes, zu einem Überblick über das Ganze kommt es nicht. Der bekannteste dieser Zustände ist die Zerstreutheit infolge von Ermüdung; in höherem Grade finden wir dasselbe bei beginnender Betrunkenheit, chronischer nervöser Erschöpfung, in der Genesungszeit nach schweren körperlichen Erkrankungen und am intensivsten bei gewissen Formen geistiger Erkrankung, z. B. bei Paralyse. Zeugenbeobachtungen im Zustande der Ermüdung und nervöser Erschöpfung sollten daher immer mit äußerster Vorsicht verwertet werden. Das ist um so dringender anzuraten, als die Menschen bekanntermaßen unter solchen Umständen den Einflüssen der Suggestion leichter unterliegen als sonst schon.

Nach dieser selbstverständlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebenden Darstellung der bei der Wahrnehmung wirksamen Funktionen müssen wir weiter einen Blick auf die Verarbeitung der Wahrnehmung werfen.

II.

Ein neuer Eindruck findet in uns eine unendliche Fülle von Erfahrungsmaterial vor. Daran muß er angegliedert, damit muß er verwoben werden. Das geschieht teils auf bewußte Weise, teils geht es auch unter der Schwelle des Bewußtseins vor sich. Dabei ist jedoch kaum zu bezweifeln, daß auch im letztern Falle eine Art von spontaner, aktiver Verarbeitung stattfindet; wenigstens wären sonst die Fälle völlig unerklärlich, wo wir uns vergeblich bemüht haben, irgendeine neue Erfahrung in fruchtbarer Weise mit unserm übrigen Vorstellungsmateriale zu verbinden, und wo wir dann nach einiger Zeit plötzlich bemerken, daß diese Verbindung erfolgt ist, ohne daß wir sagen könnten, wie, wann und auf welchem Wege. Es bedarf kaum einer besondern Erwähnung, daß bei dieser bewußten und unterbewußten Verarbeitung des Wahrgenommenen die Anlage der Gesamtpersönlichkeit eine noch viel größere Rolle spielt als bei der Wahrnehmung selbst. Ein an abstraktes Denken Gewöhnter wird sie anders verarbeiten als ein wesentlich aufs Konkrete und einzelne gerichteter Mensch, ein phantasiebegabter Gemütsmensch anders als ein phantasieloser Verstandesmensch, ein Gebildeter anders als ein Ungebildeter,

ein Weib und Kind anders als ein Mann u. s. f. Auch wird natürlich der Allgemeinzustand des Betreffenden von Einfluß sein: im (nicht allzu starken) Affekt wird man mit viel größerer Schnelligkeit als gewöhnlich sein ganzes Erfahrungsmaterial an sich vorüberziehen lassen können, um etwa einen Schlüssel zum Verständnis oder ein Mittel zur Abwehr oder zur Verhütung dessen, was man erlebt, zu finden, während im höchsten Affekt umgekehrt alles psychische Geschehen zu stocken scheint. Man wird dann unter Umständen auch später geneigt sein, im Sinne der seinerzeit durch den Affekt gebotenen Erklärung eines Vorganges auszusagen, während vielleicht diese Erklärung ganz falsch ist. Die Rolle, die Stimmungen bei der Verarbeitung spielen, wird noch erwähnt werden. Nicht minder bedeutsam als die Wahrnehmung und ihre Verarbeitung ist für die Zeugenaussage das Gedächtnis, seine Art und Leistungsfähigkeit. Gerade auf diesem Gebiet haben wir in den letzten Jahren Tatsachen kennen gelernt, die zeigten, daß das Gedächtnis etwas sehr viel Komplizierteres ist, als man früher ahnte, und die vor allem bewiesen, daß es weit unzuverlässiger ist, als die vulgäre Ansicht annimmt. Als wesentlich für alles Folgende sei der Satz vorangestellt, daß die Erinnerungsvorstellung nicht etwa nur ein schwächeres, sonst aber getreues Abbild der Sinnesvorstellung ist, sondern daß diese beiden Vorstellungsarten nach jeder Richtung hin ganz außerordentlich stark voneinander abweichen. Wir können die Sinnesvorstellungen noch so sehr an Intensität abnehmen lassen, immer sind sie noch etwas ganz andres als die Erinnerungsvorstellungen. Die letzteren zeichnen sich vor allem durch ihre Unvollständigkeit aus. Das betont Wundt sehr mit Recht. Wenn ich mich an einen bekannten Menschen erinnere, so stehen, sagt Wundt, nicht nur die Züge seines Angesichts, seine Gestalt dunkler in meinem Bewußtsein als beim direkten Anblick, sondern die meisten dieser Züge existieren überhaupt nicht. Dagegen knüpft sich an die relativ wenigen Vorstellungselemente eine Reihe von Vorstellungsverbindungen, die sich auf die Umgebung, in der ich den Bekannten gesehen habe, auf die Gefühle, die ich dabei gehabt habe, beziehen und welche die an sich recht vage Vorstellung des Menschen selbst zu einem Erinnerungsbild machen. Man darf eben nicht glauben, „das Gedächtnis" sei eine Kraft, die, von irgendeinem Zentrum aus wirkend, feste, fertige Vorstellungsbilder einfach zu nehmen und zusammenzufügen hätte. Vielmehr gibt es hier so wenig wie auf andern Gebieten seelisch Geschehnes etwas Festes, für immer Fertiges, sondern alles ist in beständigem Flusse begriffen und jedes psychische Gebilde (also auch jede Erinnerung) baut sich in dem Augenblick, wo es in das Bewußtsein gehoben wird, aus seinen Elementen gleichsam allemal neu wieder auf. Mit andern Worten: es gibt überhaupt keine für sich irgendwo und irgendwie bestehende Gedächtniskraft, sondern nur Erinnerungsvorgänge, aktive psychische Funktionen. Damit hängt es zusammen, daß keine Erinnerung einer vorhergehenden (auf denselben Gegenstand oder Vorgang sich beziehenden) völlig gleicht; immer gruppieren sich die Vorstellungselemente mehr oder weniger anders, immer treten einige neue hinzu, fallen einige früher beigefügte weg, immer verweben wir, ob wir es bemerken oder nicht, neuere Erfahrungen mit den älteren bezw. müssen zulassen, daß die älteren durch jene

verdrängt werden. Nur wer dies genügend erkannt hat, wird wirkliches Verständnis für die Gedächtnisleistungen haben können[1]). Einige Hauptergebnisse neuerer Untersuchungen seien hier in aller Kürze zusammengestellt.

Lernversuche haben ergeben, daß von sinnlosen Silben nach einmaliger Darbietung sechs bis sieben unabhängige Laute unmittelbar fehlerlos wiederholt werden können, dagegen von begrifflich zusammengehörigen Reihen, Sätzen, fünfzehn bis achtzehn Einzelworte. Werden Reihen von Eindrücken öfters dargeboten, so steigt dadurch in beiden Fällen der Umfang des Behaltenen, doch sind bei ersteren viel mehr Wiederholungen nötig. Je nach Bedeutung, Betonung und Verbindungsmöglichkeiten haben die Eindrücke einen verschiedenen Gedächtniswert. Dabei ist auch der Rhythmus wichtig. Die Erinnerungsfähigkeit ist ferner abhängig von der Geschwindigkeit der Wiederholungen, von der zwischen den einzelnen Wiederholungen gelegenen Zeit: die früheren sind die wirksamere, allmählich wird die Wirkung geringer. Diehl machte mit fünf Damen ungleichen Alters Versuche einfachster Art, die sich überall nachahmen lassen, wenn man die nötige Geduld hat, weshalb sie praktisch wichtig sind. Er fand eine starke Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses für Zahlen, Farben, Linien und Winkel und zwar nicht nur unter verschiedenen Menschen, sondern vor allem auch beim einzelnen. Man darf überhaupt sagen, daß es fast so viele besondere Arten des Gedächtnisses wie Arten psychischer Gebilde gibt: dabei kann auf dem einen Gebiet bekanntlich das Erinnerungsvermögen hervorragend gut und auf einem andern auffallend schlecht sein. Diehl sah bei seinen Versuchen ferner, daß eine längere Zeitpause zwischen Darbietung der Eindrücke und Wiederholung die Gedächtnisleistungen nicht unter allen Umständen verschlechtert; im Gegenteil werden unter Umständen durch unterbewußte Weiterverarbeitung vorher ungewisse Angaben zu gewissen, früher falsch Wiederholtes wird manchmal nachher verbessert und als sicher (d. h. dem subjektiven Gefühle nach sicher) angegeben. Doch verhält sich das Gedächtnis darin verschieden, je nachdem dauernde absichtliche Einprägung vorgeschrieben oder aber den Versuchspersonen aufgetragen war, nicht mehr an die Eindrücke zu denken. Im letzteren Falle häuften sich die Gedächtnisfehler vom zweiten Tage an beträchtlich, im ersteren kamen sie immer seltener vor. Der subjektiven Sicherheit ist sehr wenig Bedeutung beizumessen; das Gefühl der Sicherheit steigert sich nämlich mit der Zeit immer mehr, wogegen das der Unsicherheit bezüglich einzelner Angaben sich allmählich verliert, ja es wurden sogar Lücken, die die Versuchspersonen bei der ersten Wiederholung gelassen hatten, weil sie von der Richtigkeit ihrer Erinnerung nicht ganz überzeugt waren, bei einer später folgenden einfach beliebig ausgefüllt. Stern, der seinen dreißig Versuchspersonen drei Holzschnitte vorlegte, sie diese $^3/_4$ Minuten ansehen und dann

[1]) Die Gehirnphysiologie früherer Jahrzehnte (jetzt ist das glücklicherweise seltener) hat mit ihrem psychologischen Jargon in dieser wie in mancher andern Hinsicht vielen Schaden gestiftet: indem sie von einer „Deponierung von Vorstellungen" in den Zellen der Großhirnrinde redete und dabei die Sache so darstellte, als läge etwa in jeder Zelle eine bestimmte Vorstellung, wurde sie dem psychischen Geschehen so wenig gerecht, daß jedes Verständnis für seinen Zusammenhang und für die wirklichen Vorgänge verloren gehen mußte.

nach verschiedenen Zeiträumen beschreiben ließ, fand teilweise im Gegensatz zu Diehl: „Die Zeit wirkt auf die Erinnerung nicht nur schwächend, sondern auch fälschend; und zwar geht diese Verfälschung in ziemlich gleichmäßigem Tempo vor sich, indem jeder Tag die Fehlerhaftigkeit um etwa $^1/_3$ % vermehrt." Dagegen nähert sich Jaffa Diehl wieder, indem er in seinen Versuchen feststellen konnte, daß die Erzählung kurz nach dem Vorfall keineswegs das beste Resultat ergibt; „vielmehr konsolidiert sich mehrere Wochen später das Erinnerungsvermögen und ergibt ein weit treueres Bild des Vorfalls als eine Erzählung nach kürzerer Zeit". Es wird noch vieler Arbeit bedürfen, um die Gründe für die Verschiedenheit dieser Befunde zu finden und überhaupt die einzelnen, in die Gedächtnisleistungen hineinspielenden Faktoren von jenen selbst genauer unterscheiden zu lernen. Bezüglich der typischen individuellen Gedächtnisleistungen machten Wundt u. a. darauf aufmerksam, daß sich zwei assoziative Anlagen von ausgeprägt verschiedenem Charakter unterscheiden lassen, der akustisch-motorische und der visuelle Typus. Ersterer scheint der häufigere zu sein: den betreffenden Menschen erscheinen die reproduzierten Vorstellungen hauptsächlich in der Form von Sprachlauten bezw. damit verbundenen Muskelbewegungen. Sie „denken vorwiegend in Lauten". Die andere Gruppe dagegen denkt vorwiegend in Gesichtsbildern: bei Worterinnerungen schweben ihr also hauptsächlich die gedruckten oder geschriebenen Buchstaben, weniger ihre Laute vor. Natürlich ist demnach auch die Art und Sicherheit der Auffassung und Aufbewahrung von Gesichts- bezw. Lautbildern eine wesentlich verschiedene. Hervorragende Gedächtnisleistungen sind beiden Typen möglich, wie namentlich die Tatsache zeigt, daß bedeutende Rechenkünstler in beiden Formen beobachtet worden sind. So rechnete der bekannte Savoyarde Inaudi nur akustisch-motorisch (die Zahlen waren für ihn vorwiegend Laute), der Grieche Diamanti nur visuell (die Zahlen waren für ihn hauptsächlich Schriftzeichen). Weibliches und männliches Gedächtnis scheinen sich ziemlich verschieden zu verhalten. Wenigstens haben Stern u. a. gefunden, daß Frauen weniger vergessen, aber mehr verfälschen als Männer. Die Vergeßlichkeit der Frau verhält sich zu der des Mannes wie 2 : 3, die Unzuverlässigkeit der Aussagen dagegen wie 4 : 3. Eine „beeidigte" (d. h. als durchaus sicher angegebene) Frauenaussage enthält etwa mehr als doppelt soviel falsch beeidigte Angaben als die eines Mannes. Über das Verhältnis zwischen dem Gedächtnis des Erwachsenen und des Kindes herrschen auch noch manche falschen Vorstellungen. So meint man vielfach, beim gereiften Menschen sei das „logische", beim Kinde das „mechanische" Gedächtnis das ausgeprägtere. Indessen haben genauere Versuche gezeigt, daß das Gedächtnis des Erwachsenen in jeder Hinsicht leistungsfähiger ist als das des Kindes. Das hat, wie Wundt besonders betont, wohl hauptsächlich zwei Gründe: erstens sind die Assoziationen des ersteren reicher, das Einzelerlebnis findet reichlichere Anknüpfungsmöglichkeiten, zweitens und vor allem aber kommt dabei der festere Wille und die stetigere Aufmerksamkeit des Erwachsenen in Betracht. Wie wichtig dabei gerade dies letztere ist, zeigt sich unter anderm darin, daß wir für Dinge, die uns interessieren, d. h. die wir mit größerer Aufmerksamkeitsenergie auffassen, ein besseres Gedächtnis zu haben

pflegen als für andre. Es ist daher verständlich, daß von allen Vorstellungsverbindungen, mit denen wir arbeiten, siebzig Prozent aus der Jugend stammen, also aus einer Zeit, wo das Interesse noch leichter erregbar ist, während im Alter neue Eindrücke meist mit geringerer innerer Anteilnahme aufgefaßt und daher zum Teil auch weniger gut festgehalten werden.

Man sieht, die Beurteilung der Gedächtnisleistungen eines Zeugen hat vielerlei zu berücksichtigen. Psychologische Kenntnisse tun auch in dieser Hinsicht jedem Juristen dringend not.

Wahrnehmungs- und Gedächtnistätigkeit gehören nun auf das engste zusammen; die erstere geht ohne scharfe Grenze in die letztere über. Bei jener sind reproduktive (d. h. Erinnerungs-)Elemente stark beteiligt, und das Gedächtnis wiederum hängt zu einem großen Teil von der Klarheit, Bestimmtheit und Energie der Wahrnehmung ab. Deshalb schadet ein sehr starker Gedächtnisverlust ebenso der Auffassung, wie eine sehr große Flüchtigkeit und Unsicherheit der letzteren ihrer Aufbewahrung in der Erinnerung. Manchmal ruft auch das eine das andre hervor und beides bildet dann einen unauflösbaren Zirkel, in dem immer das gestörte Gedächtnis eine richtige Wahrnehmung unmöglich macht und die unrichtige Wahrnehmung dann wieder das vorhandene Erinnerungsmaterial weiter in Verwirrung bringt. So kommt bei dem sog. chronischen Delirium ein sehr starker Merkfähigkeitsdefekt vor. Infolgedessen besteht bei solchen Kranken eine Lücke zwischen früheren Erlebnissen und der Gegenwart, sie vermögen die neuen, unmittelbaren Eindrücke nicht mehr richtig an die alten anzugliedern, die Folge ist oft eine Verkennung der Umgebung, d. h. eine im Sinne der früheren Zeit oder einzelner Erinnerungsreste gefälschte Wahrnehmung. Diese wirkt wieder auf das noch übriggebliebene Gedächtnismaterial zurück und bringt allerlei erdichtete Erzählungen hervor, die ein Gemisch von verfälschter Wahrnehmung und verfälschter Erinnerung darstellen. Daraus geht wohl zur Genüge hervor, wie nötig es ist, beide in ihrem engen Verhältnis zueinander zu betrachten. Das ist praktisch besonders dann wichtig, wenn die Wahrnehmung unter besonderen Verhältnissen, in besonderer Stimmung geschah: da wird leicht ein früher vielleicht subjektiv bedeutsamer Wahrnehmungsteil im Gedächtnis treuer aufbewahrt, als der für den objektiven Zweck wertvolle; die Erinnerung wird in diesem Sinne verfälscht. Ein im Augenblick des Ereignisses mit diesem verbundener Affektzustand schwächt sich im Laufe der Zeit ab — das Ereignis erscheint später viel harmloser, oder er nimmt zu — es erscheint von einer schlimmeren Seite. In beiden Fällen leidet das Vorstellungsmaterial der Erinnerung unter seiner Affektbetonung, und zwar oft so sehr, daß es völlig umgestaltet werden kann. So macht Kräpelin darauf aufmerksam, daß bei Menschen mit lebhafter Einbildungskraft und ausgeprägtem Selbstgefühl die früheren Erlebnisse unvermerkt sehr tiefe Veränderungen nach der Richtung erfahren, daß allmählich die eigene Person immer mehr in den Vordergrund des Bewußtseins rückt[1]). Übrigens

[1]) Geht dieser Prozeß noch weiter, so treten allerlei Erfindungen, freie Ausschmückungen hinzu, die, durch häufiges Erzählen befestigt, am Ende wirklich geglaubt werden. Von da bis zum „pathologischen Lügner", der so sehr von seiner Einbildungskraft beherrscht wird, daß ihm ein zuverlässiger Bericht völlig unmöglich ist, gibt es zahllose Übergänge.

entspricht dies nur einer Eigentümlichkeit menschlichen Denkens überhaupt, die sich überall mehr oder minder stark ausgesprochen findet und die H. Groß [1]) als „autozentrisches Auffassen" bezeichnet: wenn wir ein Ereignis schildern, an dem wir selbst teilgenommen haben, so sind wir unwillkürlich bestrebt, den ganzen Sachverhalt so darzustellen, als ob wir selbst das Zentrum dabei gebildet oder wenigstens irgendeine wesentliche Rolle dabei gespielt hätten. Daraus zieht Groß den Schluß, daß der Fachmann in gewisser Hinsicht der schlechteste Beobachter sei: er wendet vor allem den ihn interessierenden Teilvorgängen seine Aufmerksamkeit zu und hat unter Umständen gerade die für die betreffende Zeugenaussage viel wichtigeren übersehen.

Wer kennte ferner nicht die Fälle, wo unsre Erinnerungsbilder mit der Veränderung unsrer Gesamtpersönlichkeit, der Umgebung, des Berufs u. s. w. sich ebenfalls verändert haben! Um nur ein Beispiel anzuführen: wie kleinlich erscheinen oft dem Erwachsenen, der nach langer Abwesenheit an die Stätten seiner Kindheit zurückgeführt wird, die Größenverhältnisse, die auf ihn als Kind den tiefsten Eindruck gemacht hatten! Seine Erinnerungsbilder waren unvermerkt mit der Veränderung des allgemeinen Maßstabes gewachsen und er ist enttäuscht, die Wirklichkeit nachher so ganz anders zu sehen. Nun stelle man sich aber vor, daß ein Zeuge, der für längere Zeit in eine ganz andre Umgebung versetzt worden war, nach geraumer Zeit Aussagen über seine frühere Umgebung machen sollte: welche Fehlermengen können sich dabei einschleichen!

Häufig zu beobachten ist die Tatsache, daß räumlich und zeitlich auseinanderliegende, aber mit ungefähr gleichstarkem Affekte erfaßte Eindrücke später in der Erinnerung allmählich zu einem Bild verschmelzen. So erzählt Groß (Archiv für Krim. Anthr. VI, 335) von einem Bauernburschen, der, intelligent und wahrhaftig, das erste Mal eine große Stadt und eine Menagerie gesehen hatte. Er verband die lebenden Tiere der letzteren und die an der Außenseite angebrachten Reklameschilder (Kampf einer Schar Wilder mit einer fabelhaft großen Riesenschlange) und erzählte nachher so, als ob er beides gleich wirklich gesehen hätte. Ähnliches kann man oft auch bei Unterhaltungen über Kunstausstellungen wahrnehmen, wo Teile des einen Bildes oft in ein andres verlegt werden. Auch wenn von zwei Leuten der eine geschlagen, der andre geschrien hat, so kommt es, nach Groß, leicht vor, daß nur von einem erzählt wird, er habe geschlagen und zugleich geschrien. In allen solchen Fällen bildet der Affekt das einigende Band. Umgekehrt werden nun aber auch Eindrücke, die sich bei ihrer Wahrnehmung wenig voneinander unterschieden und nicht affektbetont waren, in der Erinnerung häufig vermischt. Besonders wichtig für die Zeugenaussagen ist in dieser Beziehung die Rekognoszierung. Jeder weiß, daß es dem, der zuerst zum Militär oder unter sonst eine uniforme Menschenmasse versetzt wird, anfangs völlig unmöglich ist, die einzelnen Leute voneinander zu trennen: das Uniforme, Allgemeine fällt so sehr in die Augen, daß zunächst eine Auffassung der Unterschiede gar nicht erfolgt. Es ist aber klar, daß die Unbestimmtheit dieses Eindrucks sich in

[1]) „Das Wahrnehmungsproblem und der Zeuge im Strafprozeß". (Kohlers „Archiv für Strafrecht und Strafprozeß". Jahrgang 1902. Heft 3—5.)

demselben Maße steigert, wie er mehr und mehr in die Vergangenheit rückt. Wird nun ein Zeuge aufgefordert, anzugeben, ob er einen Menschen als den Täter wiedererkenne, so unterliegt er um so leichter der Gefahr, dies zu bejahen, je allgemeiner sein Eindruck war und je weniger Erfahrungen er über die Unsicherheit solcher Eindrücke gemacht hat.

Eine besondere Erwähnung verdient das Verhältnis zwischen Zeitvorstellung und Zeiterinnerung. Schon die erstere ist keineswegs einfach. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man einmal verschiedene Menschen den Zeitraum einer Minute (oder sogar schon einer Sekunde) abschätzen läßt. Man wird die allerverschiedensten Resultate bekommen. Im allgemeinen wird man finden, daß unter ruhigen Verhältnissen eine Sekunde bezw. Minute für viel kürzer gehalten wird als sie ist. Wie sehr dabei unter dem Einflusse des Affekts die Zeitvorstellung sich ändert, ist jedem bekannt; spricht doch schon der Volksmund von der „Ewigkeit einer Minute" und beklagt auf der andern Seite das rasche Schwinden der Stunden bei freudigem Affekte. Über die maßgebende Rolle des subjektiven Faktors bei der Zeitschätzung gibt ein einfacher Versuch Wundts Auskunft: hebt man aus gleichmäßig sich wiederholenden Taktschlägen einzelne durch stärkere Betonung heraus, so hat man den Eindruck, daß die Zwischenräume vor und nach dem stärker betonten Schlage gegenüber den andern verlängert sind. Auch erscheinen die Pausen zwischen Eindrücken, die objektiv in gleichen Zwischenräumen gegeben werden, kleiner, wenn alle Eindrücke stark, als wenn sie schwach sind. Ist die unmittelbare Auffassung einer bestimmten Zeitspanne schon so erschwert, so darf es nicht wundernehmen, daß es fast zur Unmöglichkeit wird, nach längerer Zeit noch einigermaßen bestimmte Angaben über Zeitverhältnisse zu machen. Trotzdem wird häufig, wie dies z. B. im Gumbinner Prozeß der Fall war, in dieser Hinsicht geradezu Ungeheuerliches von den Zeugen und Angeklagten verlangt. Das beweist nur, wie wenig psychologisches Verständnis noch in weiten Kreisen herrscht.

Nicht unerwähnt darf weiterhin bleiben, daß es zahlreiche Fälle gibt, wo eine Wahrnehmung im Augenblick ihrer Entstehung nicht ganz über die Schwelle des Bewußtseins getreten oder wenigstens nicht in dessen Blickpunkt gelangt ist, an die man sich aber doch noch, auch nach längerer Zeit und nicht bloß, worauf ja oben schon hingewiesen wurde, unmittelbar nachher erinnern kann. In solchen Fällen ist es häufig wiederum ein Affekt, der die Wahrnehmung zuerst nicht zur vollen Klarheit kommen läßt. Ein charakteristisches Beispiel dieser Art bietet folgendes Erlebnis eines meiner Bekannten, das ich aus dem Gedächtnis erzähle, wobei mir also wenigstens in Kleinigkeiten auch „falsche Aussagen" mitunterlaufen könnten! Der Betreffende war wegen eines körperlichen Leidens zu einem berühmten Chirurgen gefahren, um dessen Diagnose, die für ihn Tod oder Leben bedeutete, zu hören. Sie lautete günstig und er fuhr freudig erregt, aber auch sonst im ganzen noch in einem Zustande starker Affektspannung, heim. Dort angekommen, hörte er unten im Hause, daß seine Frau, die ihn noch nicht erwartet hatte, zu einer Freundin gegangen sei. Er lief also rasch die Treppen hinauf, um sich umzukleiden und dann seiner Frau entgegenzueilen, stürzte durch den Salon ins Schlafzimmer, wechselte seine

Kleider und ging auf demselben Wege wieder hinaus. Bald darauf wurde sein Dienstmädchen auf allerlei dummen Streichen ertappt, unter andern kam auch heraus, daß sie sich öfters mit ihrem Liebhaber im Salon der Herrschaft in deren Abwesenheit auf dem Sofa häuslich niedergelassen hatte. Daraufhin von der Frau zur Rede gestellt, antwortete sie, sie habe geglaubt, das tun zu dürfen, da sie von Herrn X. ja einmal mit ihrem Bräutigam dort gesehen worden sei und da der erstere kein Wort darüber gesagt habe. Frau X. fragte ihren Mann, dieser war sehr empört über die Frechheit des Mädchens; denn er erinnerte sich absolut nicht, jemals etwas derartiges wahrgenommen zu haben. So wurde sie aus dem Hause geschickt. Nach längerer Zeit kam die Rede wieder auf das Mädchen, und ihr Liebhaber, ein verbrecherisch veranlagter Mensch, wurde von einem Anwesenden genauer geschildert. Da fiel Herrn X. ganz plötzlich ein, daß er tatsächlich an jenem Abend einen dieser Schilderung entsprechenden Menschen mit dem Mädchen auf dem Sofa hatte sitzen sehen! Sein Affekt hatte offenbar diesen Eindruck nicht in den Blickpunkt des Bewußtseins treten lassen und jetzt, da der erstere verblaßt war, konnte der letztere auf einen gewissen Anstoß hin zum Vorschein kommen. Was wäre geschehen, wenn Herr X. unmittelbar nach jenem erregten Tage als Zeuge vernommen worden wäre?

Zur Vervollständigung des Bisherigen müssen wir endlich noch auf die Suggestion als auf einen ebenso bei der Wahrnehmung wie bei ihrer Verarbeitung und Reproduktion in hohem Grade wirksamen Faktor hinweisen. Auch bei ihr spielt häufig das Unterbewußte und die Einwirkung vermittels desselben eine große Rolle. Suggestion bedeutet nach Schrenk-Notzing (Arch. für Krim. Anthr. V, 1) „Einschränkung der Assoziationstätigkeit auf bestimmte Bewußtseinsinhalte lediglich durch Inanspruchnahme der Erinnerung und Phantasie in der Weise, daß der Einfluß entgegenwirkender Vorstellungsverbindungen abgeschwächt oder aufgehoben wird, wodurch sich eine Intensitätssteigerung des suggerierten Bewußtseinsinhalts, d. h. eine Steigerung der Vorstellungsenergie über die Norm ergibt.“ Daß die Suggestion eine außerordentliche Wirkung auf die Wahrnehmung wie auf die Erinnerung ausüben kann, ist eine häufige Beobachtung, deren Tragweite indessen von vielen noch immer nicht genügend erkannt ist. So sagten z. B. unter Suggestionseinfluß in dem bekannten, 1896 verhandelten Prozeß Berchtold achtzehn geistig völlig normale Zeugen falsch aus. Die Form der Suggestion kann dabei, wie bekannt, eine ganz verschiedene sein. Die Autorität irgend eines Menschen, einer bestimmten Einrichtung (Staat, Kirche), die der Presse, die Wirkung von Massenaufläufen und vieles andre übt auf die Zeugenaussagen einen oft sehr weitgehenden Einfluß aus. Die Kraft der entgegenwirkenden Vorstellungen (der Gegensuggestionen kann man in manchen Fällen sagen) ist je nach Bildung, Alter, Temperament, äußeren Verhältnissen sehr verschieden und dementsprechend auch die Suggestibilität. Daß letztere, namentlich im kindlichen Alter und bei Ungebildeten, die in dieser Hinsicht den Kindern ähnlich sind, ungemein groß ist, dafür liefert jeder Prozeß mit Kinderaussagen Belege in Menge. Zeugenaussagen von Kindern sind also nicht bloß verdächtig, weil diese schlechter be-

obachten, eine ungezügelte Phantasie haben, d. h. schlechter und mit geringerer Treue behalten, sondern nicht zuletzt auch deshalb, weil sie weit suggestibler sind als Erwachsene. Neben der Suggestion durch andre spielt natürlich auf unsrem Gebiete die Autosuggestion eine nicht zu unterschätzende Rolle. Häufig sind auch beide miteinander verbunden.

Der Wirkung der Suggestion auf die Zeugenaussagen nähert sich die der Träume insofern, als auch sie vielfach im Unterbewußten stattfindet. Die Traumpsychologie ist noch ein recht dunkles Gebiet. Immerhin sind wir auch darin einige Schritte weiter gekommen; in letzter Zeit namentlich durch Vergleiche zwischen Traum und Geisteskrankheit, dann auch durch die Beobachtungen in der Hypnose. Wir haben u. a. einsehen gelernt, daß die Träume in das wache Leben mehr hineinspielen als man im allgemeinen glaubt. Vor allem geschieht das durch Vermittlung des Gefühls: ein schrecklicher Traum oder ein solcher, in dem wir an gewisse, in Vergessenheit geratene unangenehme Erlebnisse erinnert werden, wirft seine Schatten noch weit in das Gebiet des hellen Tages hinein, beeinflußt unsre Stimmung und veranlaßt uns manchmal zu Handlungen, die wir sonst vielleicht nicht getan hätten, oder zu einer Beurteilung von Ereignissen, die sonst vielleicht anders ausgefallen wäre. Die Untersuchungen des Franzosen Vaschide lassen es möglich erscheinen, daß wir selbst dann, wenn wir gar keine Erinnerung an den betreffenden Traum mehr haben, ja, wenn wir bestimmt überhaupt nicht geträumt zu haben meinen, unter der Nachwirkung von Träumen stehen können. Er glaubt nämlich gefunden zu haben, daß es überhaupt keinen traumlosen Schlaf gibt. Auch das Vorstellungsmaterial des Traumes kann sich mit dem des wachen Lebens verwischen und zu allerlei falschen Angaben bezw. verkehrten Handlungen führen. Der Italiener Sante de Sanctis will ja sogar dem Traum bei der Entstehung von Geisteskrankheiten eine gewisse ursächliche Bedeutung zuerkennen. Selbst wenn das nicht richtig ist, so gibt es doch genug Beispiele, die die Möglichkeit einer Vermischung von Traum und Wirklichkeit dartun. Würde ein Richter, wenn ein Zeuge eine solche Mischung als beeidigte Aussage vorbrächte, dem Angeklagten glauben, der behaupten wollte, es handle sich hier um Täuschung?

III.

Nachdem wir im Vorhergehenden einige Hauptpunkte der Wahrnehmungs- und Erinnerungstätigkeit und ihr beiderseitiges Verhältnis zueinander berührt haben, sei es gestattet, noch einige praktische Beispiele anzuführen, die erst jetzt in ihrer Bedeutung richtig verstanden werden können. Da der Leser die obige psychologische Analyse der Wahrnehmungs- und Erinnerungsfaktoren nunmehr selbst darauf anzuwenden imstande sein wird, so werden wir uns auf wenige Erläuterungen beschränken.

Die Unsicherheit kindlicher Zeugenaussagen illustriert folgenden Fall[1]): Ein Lehrer vermißte eines Tages seine Verlocke. Ein Schüler, der das bemerkte, meldete sich und erklärte, der Lehrer habe das Medaillon vorhin noch gehabt,

[1]) Mitgeteilt von Rektor Plüschke, referiert in Sterns „Beiträgen zur Psychologie der Aussage". Erstes Heft. S. 121.

als er nach der Pause den Überzieher abgelegt habe. Von 35 Schülern gaben 5 in derselben Klasse auf das Bestimmteste an, die Verlocke an dem fraglichen Vormittage gesehen zu haben. In andern Klassen, wo der Lehrer am gleichen Vormittage unterrichtet hatte, fragte er auch nach, und da ergab sich, daß von 243 Schülern 88, also 36,6 %, ganz bestimmte Angaben machten; 58 Schüler behaupteten, das Medaillon gesehen zu haben, als der Lehrer in der betr. Klasse war, 29 wollten es am Morgen desselben Tages gesehen haben, als er vor der Türe des Schulhauses stand. Schließlich fand man die Verlocke in einem Gasthauszimmer, wo der Lehrer am Tage vorher sich aufgehalten hatte! Bemerkenswerterweise sagte von den 11—14jährigen Schülern jeder siebente, von den 8—11jährigen dagegen die Hälfte falsch aus. Ungenaue Wahrnehmung eines gewohnten Eindrucks, gegenseitige und Autosuggestion, Zeitvertauschung spielen hier wechselseitig ineinander und erzeugen die Erinnerungsfälschung. Einen sehr interessanten Versuch über die Darstellung eines teilweise im Affekt wahrgenommenen Vorganges bespricht S. Jaffa[1]). Im kriminalistischen Seminar der Universität Berlin wurde auf Sterns Anregung hin folgender Versuch gemacht: Am Schluß der Debatte über Tardes Buch fragt 1. Geh. Rat v. Liszt: „Will noch jemand etwas zur Sache bemerken, bevor ich dem Referenten das Schlußwort erteile?" 2. Dr. K. erhebt sich. 3. v. L.: „Kollege K. hat das Wort." 4 K.: „Ich möchte Tardes Lehre noch kurz vom Standpunkte der christlichen Moralphilosophie aus betrachten." 5. Leh. einfallend, laut: „Das fehlte noch gerade!" 6. K.: „Seien Sie gefälligst ruhig, wenn Sie nicht gefragt sind." 7. Leh.: „Das ist eine Unverschämtheit", 8. dabei aufstehend. 9. K.: „Wenn Sie noch ein Wort sagen, dann . . . ." 9a. und tritt auf Leh. mit geballter, emporgehobener Faust zu. 10. Leh.: Hand weg oder . . . ." 11. Leh. zieht einen Revolver und hält ihn mit der Mündung auf K.'s Stirn. 12. v. L. schlägt ihn auf den erhobenen Arm. 13. Der Revolver senkt sich bis zur Höhe der Brust K.s. 14. Als er in der Herzgegend K.s sich befindet, knackt er.

Von den Anwesenden wußten nur die Mitspieler, daß es sich bloß um einen Versuch handelte; die andern mußten also den Vorgang als ernst auffassen. Nachher wurde noch ein „Zeitungsbericht" verlesen, der absichtlich entstellt war in Erwägung der Tatsache, daß Zeugen sehr oft durch Zeitungsberichte beeinflußt werden. Dann notierten zehn Herren den Vorfall auf, und zwar zwei am gleichen Abend, einer am Tage darauf, einer sechs Tage, drei eine Woche und drei fünf Wochen nach dem Versuch; fünf andre Herren wurden eine Woche nach dem Ereignis als Zeugen vernommen, und zwar einzeln. Die Ergebnisse dieses Experiments sind sehr charakteristisch für die Unsicherheit der Aussagen im allgemeinen; sie geben aber auch gute Belege für die großen individuellen Verschiedenheiten, für die Wirkungen der Zeit usw. Es seien nur wenige Punkte noch besonders hervorgehoben. Es wurde eine große Zahl zum Teil sehr erheblicher Fehler gemacht. Das beste Resultat wies ein Herr mit vier, das schlechteste wiesen zwei Herren mit zwölf groben Fehlern auf. Daneben fanden sich zahlreiche kleinere Fehler, die sich namentlich auf den genauen

[1]) Sterns „Beiträge zur Psychologie der Aussage". Erstes Heft. S. 79 ff.

Wortlaut der bei dem Vorfall getanen Äußerungen bezogen. Daß Jaffa betreffs des Einflusses der Zeit auf die Erinnerung andre Resultate als Stern bekam, ist schon erwähnt worden. Man wird jetzt, wo man die Versuchsanordnung im ersteren Fall kennt, zugeben müssen, daß sie weit mehr den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, also auch in ihren Ergebnissen sich vermutlich mehr der Wirklichkeit nähern wird. Immerhin bedarf es natürlich noch weiterer Experimente. Die Fehlerzahl in dem Teil des Versuches, wo sich schon eine erregte Stimmung bemerkbar machte, weist eine Steigerung bis zu 20% auf. Sie ist kurz nach dem Versuch sehr groß, nimmt dann ab, um später wieder zu wachsen. Besonders wichtig ist eine Folgerung, die aber noch sehr anderweitiger Bestätigung bedarf, daß nämlich „eine Handlung, und mag sie die prägnanteste sein, sich dem Gedächtnis nicht besser einprägt als ein gesprochenes Wort." Vermutlich wird dieser Satz bei Beobachtung der oben hervorgehobenen Unterschiede zwischen visuellem und akustisch-motorischem Vorstellen noch erheblichen Veränderungen unterzogen werden. In der angegebenen Fassung widerspricht er jedenfalls durchaus der gewöhnlichen Erfahrung. Merkwürdig ist, daß die schlechte Darstellung des Zeitungsberichts keinen besonders großen Einfluß auf die Aussagen gehabt zu haben scheint. Doch läßt sich derartiges deshalb nicht mit Sicherheit feststellen, weil ja auch dann, wenn nichts von dem Preßbericht direkt aufgenommen wird, doch eine gewisse Veränderung der Erinnerung und Verarbeitung dadurch hervorgebracht werden kann. Jedenfalls werden ähnliche Versuche von großer Bedeutung für das Verständnis der Psychologie der Aussage werden. In methodischer Hinsicht wird man dann allerdings noch manche Änderungen dabei anbringen müssen.

Ein geradezu klassisches Beispiel für das Ineinandergreifen schlechter Auffassung, Verarbeitung im Sinne der letzteren, suggestiver Beeinflussung, Affekt und Erinnerungsfälschung bietet eine Geschichte, die Groß (Archiv für Krim. Anthrop. X, 100) erzählt. In einer größeren Stadt befindet sich das Denkmal eines Gelehrten, der in sitzender Haltung dargestellt ist; der rechte Unterarm wird auf den Oberschenkel gestützt, das Handgelenk wird leicht gehoben, so daß die Hand, die einen Griffel hält, in Schreibhaltung etwa eine Spanne über dem rechten Knie gesehen wird. Vor einigen Jahren meldete nun im Gemeinderate ein Stadtvater, daß „frevlerische Hände" [1] von dem Denkmal das erzene Buch geraubt hätten, „das auf dem Knie der Statue lag und in das die Hand mit dem Griffel zu schreiben schien". Es entspann sich eine Debatte über die mutmaßlichen Beweggründe des Frevlers. Einer der Anwesenden sagte, lange könne das Buch noch nicht weg sein, da er es bei häufigem Vorbeigehen noch in der letzten Zeit bemerkt habe. Ein zweiter gab an, er habe lange auf dem betreffenden Platze gewohnt, täglich das Denkmal besichtigt und wisse daher, daß das bronzene Buch breit auf dem Knie befestigt gewesen sei; es könne also nur mit großer Roheit losgeschlagen worden sein. Ein Dritter aber behauptete gar, er erinnere sich, daß das Buch ein besonderes Gußstück darstellte und mit

[1] Man erinnere sich bei dieser Gelegenheit der suggestiven Wirkung, die solche Redensarten auf viele Menschen ausüben: es wird dadurch von vornherein der Erzählung ein bestimmtes Gepräge gegeben!

drei großen Schrauben am Beine der Figur befestigt gewesen sei. Die Erregung über das Geschehene war allgemein. Der Bürgermeister ging deshalb bei der Untersuchung möglichst systematisch vor und wollte zuerst durch einen Feuerwehrmann, der das Denkmal erklettern mußte, die Spuren der Schandtat feststellen lassen. Zu seinem großen Erstaunen vernahm er jedoch von dem Manne, daß keinerlei Spuren zu entdecken seien. Nun wurden Zeichnungen, Modelle und Photographien des Denkmals herbeigeholt, und es ergab sich, daß auf dem Knie überhaupt nie ein Buch angebracht gewesen war, daß also auch der Raub eines solchen ins Reich der Fabeln verwiesen werden mußte! Dabei hatten offenbar alle Beteiligten nach bestem Wissen und Gewissen ausgesagt! Welche Bedeutung bei der psychologischen Erklärung dieser Geschichte den einzelnen, oben erwähnten Faktoren zuzuschreiben ist, wird sich schwer entscheiden lassen. Nur auf eins möchte ich hier noch einmal hinweisen: auf die große Bedeutung der reproduktiven Elemente, auf ihr unterbewußtes Mitwirken beim Wahrnehmungsakt und auf die gerade aus dem letzten Grunde allein völlig verständliche subjektive Sicherheit der Aussagen. Groß scheint mir in seiner Erklärung diese letztere nicht genügend zu berücksichtigen. Er meint nämlich, der Beobachter des Denkmals habe das Empfinden: „hier fehlt eine Unterlage, ein Objekt, auf dem der Mann mit seinem Griffel schreibt, eine Rolle, eine Tafel oder ein Buch", dementsprechend ergänze er in Gedanken das Denkmal und behalte nachher das verbessert Gedachte in der Erinnerung. Allein erstens geschehen solche Ergänzungen auch dann, wenn sie zuerst bewußt vorgenommen worden sind, meist nicht in diesem diskursiven, sondern in mehr intuitiven Sinne, d. h. nicht auf Grund von (logischen) Überlegungen, sondern mehr auf dem Wege unmittelbarer Anschauung und „Einfühlung"; zweitens aber scheint mir aus dem obigen Beispiel hervorzugehen, daß die Stadtväter zum größten Teil das Buch von Anfang an in das Denkmal *hineingesehen*, daß sie es überhaupt nie vermißt hatten, mit andern Worten: sie hatten es wirklich gesehen, und zwar nach demselben Gesetze, nach dem der Leser fehlende oder falsche Buchstaben in ein Wort hineinliest und es so, *völlig* unbewußt, in dem durch die andern Buchstaben angedeuteten Sinne ergänzt. Nur dadurch ist es befriedigend zu erklären, daß überhaupt keiner auf den Gedanken kam, das Buch könne am Ende gar nicht dagewesen sein. So aufgefaßt, illustrierte die Geschichte auch vortrefflich die Art von Aufmerksamkeit, mit der das Publikum im allgemeinen Kunstwerke zu betrachten pflegt.

IV.

Hat der Zeuge alle Klippen der Wahrnehmung, ihrer Verarbeitung und der Erinnerung glücklich umschifft, so drohen der Richtigkeit seiner Aussage weitere Gefahren, wenn er sie nunmehr in *Worte* kleiden soll. Wer einmal den Versuch gemacht hat, Angeschautes wirklich genau zu schildern, der wird mir zugeben, daß dies unter Umständen eine ganz außerordentlich schwierige Aufgabe sein kann. Jeder Lehrer der beschreibenden Naturwissenschaft weiß ein Liedchen davon zu singen, wie schwer es den Studierenden wird, Gesehenes einfach genau zu beschreiben. Man wird sich dabei erst der großen Oberflächlichkeit bewußt, mit der wir meistens wahrnehmen und Wahrgenommenes

wiedergeben. Die Tatsache, daß die Sprache an Stelle konkreter Vorstellungen mehr oder minder allgemeine Symbole (Wörter) setzt, kommt der andern Tatsache entgegen, daß unsre Erinnerungsvorstellungen sehr stark abgeblaßt zu sein pflegen, also auch eine gewisse Tendenz haben, allgemein, d. h. in diesem Falle unbestimmt, zu werden. Daraus entspringt eine Ausdrucksweise, die sich meist damit begnügt, im Hörer vermittels der Worte gewisse Vorstellungen sozusagen nur leise anklingen zu lassen, die hingegen nicht darauf ausgeht, die Dinge wirklich anschaulich vor ihn hinzustellen. Dazu bedarf es immer erst einer besonderen Anstrengung, einer Auswahl speziellerer Worte, einer bestimmten Gruppierung dieser Worte u. s. w. Es ist dabei zu beachten, daß der Umfang des Wortmaterials, die größere oder geringere Fähigkeit zu syntaktischer Gliederung und logischer Aneinanderreihung der Sätze, beim Gebildeten und Ungebildeten sehr verschieden ist und auch innerhalb derselben sozialen Schicht große Schwankungen zeigt. Endlich ist bekanntlich jeder sprachliche Ausdruck mehrdeutig, und zwar um so mehr, je größer der Unterschied in bezug auf Bildung, Lebensverhältnisse, Erziehung u. s. w. zwischen denen ist, denen er als Mittel zu gegenseitiger Verständigung dienen soll. Wird dies bei der Wertung von Aussagen immer genügend beachtet? Wird nicht häufig die Bedeutung, in der der Richter etwa ein bestimmtes Wort gebraucht, demselben Wort beim Zeugen unterschoben? Man denke besonders daran, wie verschieden der Gefühlswert eines Wortes für zwei Menschen sein kann. Ein burschikoser Ausdruck erregt vielleicht bei einem fröhlichen Bruder Studio ein Lustgefühl, während er in einem griesgrämigen alten Herrn ein Gefühl der Empörung auslöst, oder, auf unsern speziellen Fall angewendet: Der Zeuge erzählt eine an sich nicht besonders schlimme Handlung in Ausdrücken, die für ihn nichts Verletzendes haben, während sie für den Richter abstoßend sind; möglicherweise wirkt das dann auf die Auffassung einer ganzen Erzählung beträchtlich ein. Überhaupt kann man sagen, daß in dem Augenblicke, wo der Zeuge aussagt, die Möglichkeit eines Irrtums sich verdoppelt, sofern nun nicht nur von seiner Seite Fehler in der Schilderung u. s. w., sondern auch von der des Richters Fehler in der Auffassung der Aussage begangen werden können. Deshalb sollte das ganze Milieu des Zeugen dem Richter möglichst genau bekannt sein (was es in der Mehrzahl der Fälle nicht ist), andernfalls kann er an der Aussage unmöglich diejenigen (notwendigen und erlaubten) Korrekturen anbringen, die sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade von den ihr natürlicherweise innewohnenden rein subjektiven Zutaten befreien. Es ist ja auch schon im gewöhnlichen Leben eine nicht zu umgehende Voraussetzung für die Ersprießlichkeit einer Unterhaltung, daß jeder der daran Beteiligten an den Äußerungen des andern das Unwesentliche vom Wesentlichen zu scheiden versteht, stillschweigend Fehlendes im Ausdruck ergänzt, Übertriebenes ebenso stillschweigend korrigiert u. s. f., kurz: daß man sich nicht durch Nebensächliches im Verständnis der Hauptsache beeinflussen läßt.

Eines für die Aussage selbst manchmal nicht ganz unwichtigen Gesetzes müssen wir noch gedenken: Wundt nennt es die Steigerung des Affektes durch seine Ausdrucksbewegungen. Indem wir einem starken Gefühl oder einem

affektbetonten Gedanken in Worten oder durch Gesten Ausdruck verleihen, wirken diese Bewegungen ihrerseits wieder verstärkend auf den Affekt ein; man „redet sich, schreit sich in die Wut hinein", sagt man im gewöhnlichen Leben. Es ist sicher, daß mancher Zeuge auf Grund dieses Gesetzes zu einer etwas anders gefärbten Aussage kommt, als die war, die er ursprünglich machen wollte; dies natürlich namentlich dann, wenn er an dem geschilderten Vorgang selbst mit Affekt beteiligt war. Übrigens kann ein starker Affekt, den er durch seine Aussage in andern (z. B. in den Geschworenen) auslöst, auch wieder auf ihn selbst und seine Aussage zurückwirken. Mit diesen Andeutungen muß ich mich hier begnügen, obwohl gerade über das Wechselverhältnis zwischen Richter und Zeugen noch manches zu sagen wäre.

V.

Zum Schlusse sei noch einmal besonders betont: was hier von den Zeugenaussagen dargelegt wurde, gilt, mit den notwendigen Abänderungen, selbstverständlich, auch für jede andre Art der Aussage, also vor allem für den gewöhnlichen Verkehr der Menschen untereinander, für das politische Leben, für die Beschreibung des Naturforschers und nicht zuletzt für die Erzählungen und Schilderungen, auf denen der Historiker seine Darstellung aufbaut.

Der Verkehr der Menschen untereinander leidet oft genug darunter, „daß man sich nicht versteht". Ein gut Teil aller Mißverständnisse hat aber seine Wurzeln in verschiedener Wahrnehmung und Erinnerung, verschiedener Verarbeitung beider und verschiedenem Ausdruck. Wer das näher belegt wissen möchte, der braucht nur in einen öffentlichen Vortrag mit nachfolgender Diskussion, ja, nur in eine kleine, sich lebhaft unterhaltende Gesellschaft zu gehen. Daß im politischen Leben dasselbe in noch viel höherem Maße zutrifft, weiß jeder, der sich einmal praktisch mit Politik befaßt hat. Leider macht sich dabei eine Neigung, die man schon in privater Unterhaltung, in Auseinandersetzungen familiärer Art zwischen zwei nicht gleichalterigen, wesentlich andersartig denkenden Menschen häufig beobachten kann, oft fast unerträglich stark geltend: daß der eine dem andern Lügenhaftigkeit, Heuchelei u. s. w. vorwirft, wo ein tieferes Eindringen in das Wesen der Wahrnehmung und Behauptung sofort von der subjektiven Wahrhaftigkeit des Betreffenden überzeugt hätte.

Die große Bedeutung einer möglichst genauen und daher möglichst übereinstimmenden Schilderung in der beschreibenden Naturforschung bedarf kaum besonderer Erwähnung: ist doch allein auf einer solchen Grundlage ein gedeihliches Zusammenwirken der verschiedensten Gelehrten aus aller Herrn Länder möglich.

Endlich hängt die ganze Wissenschaft der Geschichte vorwiegend von der Zuverlässigkeit der Aussage ab. Früher war es dem Historiker in dieser Hinsicht leichter gemacht: hatte der Berichterstatter mit eigenen Augen und Ohren wahrgenommen, und bewies er sich sonst als wahrheitsliebend, so galt die Objektivität des Berichtes für ziemlich sicher. Man nahm eben an, daß er die Wahrheit, falls er sie sagen *wollte*, auch sagen *könne*. Daher der

große Wert, der auf die Feststellung der ethischen und Gefühlseigenschaften eines Berichterstatters gelegt wurde. Daß einer auch einmal trotz (vielleicht sogar unter Umständen gerade wegen) seines guten Willens objektiv Falsches behaupten könnte, dieser Gedanke lag den meisten Geschichtschreibern völlig fern. Und doch kann man dergleichen oft genug finden, natürlich am häufigsten in Selbstbiographien, die aus diesem Grunde recht gefährliche Quellen sind.

Es ist nach alledem sehr gerechtfertigt, wenn Stern (in seinen „Beiträgen zur Psychologie der Aussage". Erstes Heft, S. 66) eine Aussagepädagogik verlangt, die sich an die Bekämpfung der bewußt falschen Aussage, der Lüge, anschließen müßte und als ihr Ziel die Erziehung des Menschen zur Lebhaftigkeit, Treue und Zuverlässigkeit der Beobachtung und Erinnerung zu betrachten hätte. In bezug auf die Erziehung zur Genauigkeit der Beobachtung kommt einer solchen Pädagogik die moderne Bewegung in der Kunst und die daran sich anschließende in dem Kunstunterricht der Schule entgegen. Ihre Erfolge zeigen zugleich, wie sehr die „Beobachtungsgabe" durch Übung gefördert werden kann. Aber auch die Erinnerungstreue läßt sich in weitem Umfange anerziehen. Ihre Mangelhaftigkeit beruht nach Stern „auf einer nicht genügend stark ausgebildeten Selbstkontrolle betreffs des objektiven Wertes der seelischen Erlebnisse und einem laxeren Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Ernst der Tatsächlichkeit". Auch der allzu großen Suggestibilität könnte man durch Erziehung energischer entgegenwirken.

Mit Recht sagt Stern, Aussageversuche seien so einfach, daß sie sich überall anstellen lassen zum Nutzen und Frommen der Beteiligten.

Wieviel schöner und reicher müßte das Leben von Menschen sein, die in solcher Weise systematisch erzogen wären bezw. sich selbst erzögen! Eine Menge persönlicher Streitigkeiten im privaten wie im öffentlichen Leben fiele für sie weg, indem sie einerseits die Erkenntnis von der Schwierigkeit des Gedankenaustausches im allgemeinen toleranter machte, anderseits genaueres Beobachten, klarere Ausdrucksweise viele, sonst unvermeidliche Mißverständnisse im Keime unterdrückte. Vor allem aber würde sich ihr Blick für eine weit größere Welt öffnen und sie würde imstande sein, das Entlegene mit dem Gegenwärtigen in einer fruchtbareren Weise zu verbinden, als es andern möglich ist.

Auf die Zuverlässigkeit der Zeugenaussagen würde eine solche Pädagogik natürlich auch von wohltätigstem Einflusse sein, und tausend Irrtümer, tausend ungerechte Urteile würden sich dadurch vermeiden lassen. Allein ein ganz sicheres Beweismaterial wären sie wohl auch dann noch nicht; und da außerdem die besagte Erziehung sobald leider nicht einsetzen dürfte, so muß sich die gerichtliche Praxis nach Mitteln umsehen, durch die jeder Unsicherheit möglichst vorgebeugt wird. Dazu gehören vor allem die Zeugenprüfung, die in groben Umrissen die Auffassung, Ausdrucksgewandtheit, Erinnerungsfähigkeit des einzelnen Zeugen zu untersuchen hätte, und dann die möglichst weitgehende Ersetzung des Zeugenbeweises durch den Sachbeweis. Darauf näher einzugehen, ist hier jedoch nicht möglich; wer sich dafür interessiert, der sei auf die Schriften von Hans Groß verwiesen, dem die Kriminalistik überhaupt Bedeutsames verdankt.

Mechanische und organische Staatsauffassung.

Von
Ludwig Stein (Bern).

(Schluß.)

IV.

Lotze schlägt den logischen Wert des Analogieschlusses sehr gering an. Wie die Induktionsschlüsse, so unterliegen nach Lotze auch die Analogieschlüsse dem Tadel, nichts Neues zu lehren, wenn sie vollständig, und nichts Sicheres, wenn sie unvollständig sind (Logik, S. 130). Selbst der Begründer der induktiven Logik, Franz Baco, der die außerordentliche Fruchtbarkeit des Analogieschlusses zuerst erkannt und kräftig hervorgehoben hat, kann nicht umhin, in den Analogieschlüssen nur ein unentbehrliches Mittel des Findens zu sehen, hingegen strenge Beweiskraft ihnen abzusprechen. Und so rechnet denn auch unser erster Logiker, Sigwart, die Analogie ebenso wie die Induktion nur zu den grundlegenden heuristischen Methoden (Bd. II, § 83.), die uns die Auffindung von Hypothesen erleichtern sollen. In seiner einfachsten Form stellt sich der Analogieschluß so dar: „wenn ein Urteil A ist B gegeben ist, und ein Subjekt A mit A einige Eigenschaften gemeinschaftlich besitzt, so wird vermutet, A werde ebenso das Prädikat B haben." Das heuristische Hilfsmittel der Analogie erwartet eben für ähnliche Erfolge ähnliche Voraussetzungen. Das Beispiel Sigwarts für einen solchen Analogieschluß lautet (§ 98):

> Wenn gezeigt ist, daß die Galläpfel durch den Stich eines Insekts entstehen, so führt die Analogie dazu, ähnliche Bildungen an andren Blättern auf einen ähnlichen Grund zurückzuführen; wird die Vermutung bestätigt, so ist zugleich der Anfang einer generalisierenden Induktion gegeben.

Der Findungswert der Analogieschlüsse kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Als Keppler seine Untersuchung über die Marsbewegung beendet hatte, schloß er — *vermittelst der Analogie* —, daß die andern Planeten den nämlichen Bewegungsgesetzen unterworfen sein werden. Als Huyghens die Entstehung des Schalls von der Wellenbewegung der Luft feststellte, schloß er, *wieder auf dem Wege der Analogie*, daß die Ausbreitung des Lichts ebenfalls auf eine Wellenbewegung zurückführbar sei.

Spätere Messungen haben die Richtigkeit der von Keppler und Huyghens auf Grund von Analogieschlüssen aufgestellten Hypothesen bestätigt und eben damit die einstmaligen Hypothesen, die ohne Analogieschlüsse vielleicht niemals zustande gekommen wären, in unwidersprechliche wissenschaftliche Einsichten verwandelt. Ein gleiches gilt von der berühmten Vermutung Newtons, daß der Diamant verbrennlich sei. Auch hier lag, wie J. St. Mill sich ausdrückt, eine auf dem Wege des Analogieschlusses entstandene Vorausnahme eines nachher entdeckten Gesetzes vor. Und so gibt denn Mill den Analogieschlüssen (Indukt. Logik II, Kap. 20.) folgende Fassung:

Eine jede Ähnlichkeit, die nachgewiesen werden kann, gewährt einen Grund, eine unbestimmte Anzahl andrer Ähnlichkeiten zu erwarten; die besondere gesuchte Ähnlichkeit wird daher öfter unter Dingen gefunden, von denen in dieser Weise bekannt ist, daß sie ähnlich sind, als unter Dingen, von denen uns keine Ähnlichkeit bekannt ist.

So arbeitet z. B. unsre gegenwärtige Archäologie und Paläontologie vorwiegend mit Analogieschlüssen. Wird eine Vase ausgegraben, so werden ihre Merkmale mit denen der uns bekannten etruskischen, ägyptischen oder hellenischen verglichen, um ihre Abkunft festzustellen. Ohne Analogieschlüsse wären Schliemann und Dörpfeld niemals zu ihren Resultaten gelangt. Die Enträtselung der Urzeit, die Entzifferung von Papyrussen und Palimpsesten, die systematische Inangriffnahme und Organisierung von Ausgrabungen u. s. w. verdanken wir in erster Linie bestehenden Analogieschlüssen. Als die französische Expedition unter Führung J. de Morgans zu Anfang des Jahres 1902 aus dem Akropolisflügel von Susa jenen Dioritblock ausgegraben hatte, der auf 49 Kolumnen die Gesetze Hammurabis enthielt, da wurde die gesamte gebildete Welt durch jenen kühnen Analogieschluß in Atem gehalten, den Delitzsch gezogen und auf die feinpointierte Wortanalogie: „Babel-Bibel" zugespitzt hatte. In der logisch-methodologischen Wurzel der weitverzweigten Literatur, die das Für und Wider hervorgerufen hat, dreht sich alles — richtig verstanden — um Sinn und Bedeutung, um Zulässigkeit und Grenzen von Analogieschlüssen. So gelangt z. B. D. H. Müller (Die Gesetze Hammurabis und die mosaische Gesetzgebung, Wien, 1903.) auf Grund eingehendsten Studiums und glücklicher Findergabe zu dem Ergebnis, daß die sachliche Gruppierung der Gesetze Hammurabis und der Gesetze Mosis unzweifelhafte Ähnlichkeiten, aber auch starke Differenzen bloßgelegt habe:

Daß eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Gesetzen besteht und bestehen muß, durfte man bei der Rassen- und Sprachenverwandtschaft beider Völker ohnehin voraussetzen. Es kommt aber darauf an, die Art und den Grad der Verwandtschaft festzustellen, und da gehen die Meinungen weit auseinander.

Dieses Auseinandergehen entspringt einem logisch-methodologischen Denkfehler, den Philologen heute leider nicht minder begehen, denn Naturforscher. Statt sich darüber klar zu werden, daß es sich bei einem Vergleich der Gesetzbücher Hammurabis und Mosis um Analogieschlüsse handelt, so daß man die so wichtige, in unser persönliches Kredo so tief einschneidende Vergleichung der beiden Gesetzbücher nur dann zu einem allseitig befriedigenden, eindeutigen

Ergebnis führen kann, wenn man sich zuvor über Wesen, Tragweite und Beweiskraft von Analogieschlüssen geeinigt hat, arbeiten beide Parteien mit vorgefaßten Meinungen. Wie recht hatte doch Virchow, als er in öffentlicher Parlamentssitzung den empfindlichen Mangel an logischer Schulung im allgemeinen, insbesondere aber den logischen Defekt der vorwiegend nach der naturwissenschaftlichen Seite hin Ausgebildeten bitter beklagt und der Wiedereinführung eines obligatorischen Lehrkursus der formalen Logik das Wort geredet hat[1]). Nur hätte sich Virchow nicht auf die Naturforscher zu beschränken brauchen.

Was die Gesetze Hammurabis mit mechanischer und organischer Staatsauffassung zu tun haben? Hier wie dort handelt es sich um die Anwendung von Analogieschlüssen! Und die Vergleichung von Bibel und Babel, von Moses und Hammurabi, welche wegen der sich daran knüpfenden konfessionellen Schlußfolgerungen einen wahren Sturm von links und rechts entfesselt hat, ist — methodologisch betrachtet — nichts andres als ein typischer Fall, ein förmliches Schulbeispiel für Zulässigkeit oder Nichtanwendbarkeit von Analogieschlüssen.

Versuchen wir daher, dem Wesen der Analogie etwas näher zu kommen. Die alten Logiker sehen in der Analogie mit Aristoteles eine *Proportion*. Alle Logiker stimmen bezüglich der Analogie in *einem* Punkte überein, darin nämlich, daß der Analogieschluß kein unmittelbarer, sondern ein mittelbarer Schluß ist, und zwar ein hypothetischer, etwa nach dem Schema: die Erde hat Bewohner. Mars ist der Erde ähnlich. Analogieschluß: Mars wird Bewohner haben. Ein andres, der Ethnologie entlehntes Beispiel, führt Beno Erdmann (Logik I, 613) an: Einige Naturreligionen sind wesentlich Ahnenkulte. Einige entwickelte Religionen sind den Naturreligionen ähnlich. Analogieschluß: Einige entwickelte Religionen werden wesentlich Ahnenkultus sein.

Die logische Detailfrage, ob Analogieschlüsse mit Syllogismen verwandt sind, die in einem Schlusse vom Allgemeinen auf das Besondere bestehen, oder mit Induktionen, welche umgekehrt vom Besonderen auf das Allgemeine schließen, oder endlich (mit Wundt) ohne scharfe Grenze in die auf Induktion gegründeten Subsumtionsschlüsse übergehen, bleibe hier als fachliche Sonderuntersuchung unerörtert. Ebensowenig vermögen wir an dieser Stelle der weiteren Spezialfrage nachzugehen, ob die Analogieschlüsse auf formeller, wirklicher oder teilweiser Identität beruhen. Wir halten hier vielmehr nur den Grundgedanken des Analogieschlusses fest, daß er nämlich auf *das* zielt, was beide Vergleichsglieder *gemeinsam* haben. Da gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorrufen, so schließen wir, daß den gleichen Bestandteilen der beiden Vergleichsglieder auch gleiche Wirkungen entsprechen werden.

So vorbereitet treten wir nunmehr an die Frage heran: welche Analogien bestehen zwischen Staat und Organismus? Comte stellt zuerst die zutreffende Analogie auf: *Solidarität der Teile*. Diese Solidarität bringt Spencer, nachdem Schwann und Schleiden die Zelle entdeckt hatten, auf die Formel:

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Gedankenanarchie. An der Wende des Jahrhunderts". 1899. S. 287.

Die Gesellschaft ist ein Organismus, weil der Organismus selbst eine Gesellschaft ist. Jedes menschliche Individuum stellt bereits eine „soziale Einheit", eine Art von Zweckeinheit in sich dar, sofern sein Zellenaggregat keine mechanische, strukturlose Nebeneinanderlagerung von Zellen und Bindegeweben, von Muskeln, Sehnen, Nerven und Knochen bildet, wie ein zufällig zusammengeratener Kehrichthaufen oder selbst ein Polypenstock, sondern die menschlichen Gliedmaßen arbeiten durch zweckmäßige Strukturverhältnisse planmäßig ineinander. Ein Kehrichthaufe ist zufällig zusammengelagert, wie eine strukturlose Menschenmenge von Passanten, die sich auf einem Marktplatze planlos zusammenfinden. Nicht so der menschliche Organismus und ebensowenig der staatliche. Hier wie dort verhalten sich die Teile zum Ganzen, die Vielheit zur Einheit nicht mechanisch wie ein zufällig aufgeschichteter Haufe, dessen Einzelbestandteile nur *nebeneinander* gelagert sind, aber nicht *ineinander* greifen, sondern sie verhalten sich organisch wie Zweckeinheiten, deren Teile *im Dienste des Ganzen* in ständiger Wechselwirkung zueinander stehen. So hat Aristoteles (über die Seele, gegen Ende des dritten Buches) zuerst die Tätigkeiten und Teile des tierischen Lebens auf das Ganze als ihren bestimmenden Grund zurückgeführt. Cuvier hat den strengen Zusammenhang aufgedeckt, der zwischen der Nahrung und der Organisation eines Tieres besteht. Karl Ferdinand Becker begründet die organische Auffassung der Syntax, indem er Grammatik und Logik enger aneinanderrückt, sie als Zwillingsgeschwister ansieht, und die Analogie beider darin erblickt, daß sie gleicherweise organisch *wachsen*. Das Denkmittel der Vergleichung kann selbst die exakteste Wissenschaft, ja diese am wenigsten entbehren. So nennt Mach die Vergleichung „das mächtigste innere Lebenselement der Wissenschaft . . . Die Physik lebt und wächst, wie jede andre Wissenschaft, durch die Vergleichung" (Populärwissenschaftliche Vorlesungen, 3. Auflage 1903, S. 266, und Ostwalds Annalen der Naturphilosophie, Bd. I, 1901, S. 5 ff).

Ein physiologisches Gesetz besagt, daß Funktionen sich Organe schaffen. Die Tätigkeit des Sehens hat erst das Auge als angepaßtes Organ vollendet, ebenso hat die des Gehens die Gelenke zweckmäßig ausgestaltet. Tänzerinnen oder Berufsakrobaten bauen sich durch Übung und Gewöhnung ein stärkeres Muskelsystem aus als andre Menschen. Jedes Organ aber ist ein „zweckverkündender Bau", der das Gesetz seiner Entfaltung in sich trägt. Es ergibt sich folgender Zirkel: erst schaffen sich die Funktionen ihr Organ, dann schreibt das Organ den Funktionen ihr zweckmäßiges Ineinandergreifen vor. Die Analogie mit dem Staat ist an diesem Punkte geradezu überraschend: erst konstituieren die von Hause aus unabhängigen Bürger durch ihre Funktion des sozialen Zusammenwirkens das *Organ* dieses zweckmäßigen Zusammenwirkens, den Staat, sodann lassen sie sich von eben diesem, von ihnen geschaffenen Organ die Richtungslinien ihres gesamten sozialen Verhaltens vorschreiben. Erst organisieren sich die Menschen durch ihre sozialen Funktionen zum Staat, dann organisiert der Staat die Menschen.

Lautet also die Formel der mechanischen Staatsauffassung: der Mensch macht den Staat, und die der organischen: der Staat macht den Menschen,

so sind beide Auffassungen im Rechte, aber in verschiedenen Stadien der Zivilisation. Im status naturalis, im vorstaatlichen Zustande, treiben die Funktionen des gesellschaftlichen Zusammenwirkens im Kampf um die Lebensfürsorge den Staat als ihr Organ des Zusammenwirkens aus sich heraus; aber — einmal gebildet — reguliert im status civilis die Zweckeinheit des Organs Staat die Funktionen der Gesellschaft. Die mechanische Auffassung ist im Rechte für den Naturzustand, die organische im Rechte für den Kulturzustand; jene erklärt uns den Ursprung, diese die Geltung des Staates; jene zeigt uns seine Entstehung, diese lehrt uns seine Rechtfertigung. In diesen Grenzen aber ist der Analogieschluß zwischen Staat und Organismus zulässig, weil es sich in der Zweckeinheit und Solidarität eines jeden Organismus wie der Verbandseinheit: Staat um eine „partielle Identität" handelt.

Spencer fügt als weitere Analogie zwischen Staat und Organismus Wachstum und Struktur hinzu. Dem biologischen Wachstum der Zellenaggregate laufe das soziologische Wachstum der Horde zum Stamme und des Stammes zur Nation parallel. Ebenso findet er zwischen der Struktur des animalischen und sozialen Organismus folgende Analogie heraus: Der äußeren, dem Einfluß der Witterung ausgesetzten Zellschicht entspricht der kriegerische, feindlichen Einfällen ausgesetzte Stand der primitiven Horde, der inneren, die Stoffe assimilierenden und verarbeitenden Zellschicht korrespondieren die friedlichen, arbeitenden Elemente, Frauen und Sklaven, welche für den Unterhalt der Horde sorgen. Endlich läuft dem Organsystem, besonders den Blutgefäßen, Handel und Verkehr parallel. Die Geltung dieser Analogien schränkt indes Spencer selbst ein, da er nicht vergißt, eine Forderung Bacos zu erfüllen, nämlich: die negativen Instanzen zu prüfen. Und diese reduzieren sich auf zwei Hauptunterschiede zwischen Staat und Organismus: Im tierischen Organismus sind die Teile (Glieder) mit dem ganzen Organismus (Körper) unmittelbar kohärent, direkt zusammengewachsen, während in der Zweckeinheit Staat zwar die menschlichen Interessen vereinigt sind, nicht aber ihre Körper. Typus der Barbarei ist: Zentralisation der Arbeit, aber Dezentralisation der Interessen, Typus der Kultur ist umgekehrt: Dezentralisation der Arbeit, aber Zentralisation der Interessen. Und dieses Interessenzentrum von Kulturmenschen heißt: Staat. Im tierischen Organ ein räumliches Nebeneinander, im staatlichen ein räumliches Auseinander, das nur durch das Medium des sprachlichen oder schriftlichen Verkehrs ideell miteinander verbunden ist. Die zweite Kardinaldifferenz zwischen physischem Organismus und staatlichem Supraorganismus bestehe darin, daß erstere ein zusammenhängendes Zentralnervensystem, ein besonderes Sensorium habe, von dem aus die Teile (Glieder) gelenkt werden, was beim Supraorganismus Staat zwar im Monarchen oder im Präsidenten der Republik, in Verfassung und Gesetzgebung punktiert angedeutet ist, aber recht eigentlich nur mittelbar und figürlich das Gehirn des Organismus substituieren kann.

Viel weiter noch als Spencer gehen Lilienfeld, Schäffle, Alfred Fouillée und René Worms in der Fortführung der Analogie. Nach Fouillée, dem Izoulet in den wesentlichsten Hauptzügen folgt, hat auch der Staat sein Ge-

hirn, ein besonderes Sensorium, und das sind die nationalen Ideen, von denen ganze Völker in ihren politischen Handlungen geleitet werden. Wie zwischen den Nervenzentren eine hierarchische Abstufung von herrschenden und dienenden Zentren stattthat, so ordnet sich der Staat nach Befehlenden und Gehorchenden, nach oberen und unteren Schichten. René Worms vollends findet (Organisme et société, 1896) alle Merkmale des lebenden Organismus im Staate wieder, als da sind: veränderliche Form, veränderlicher Inhalt, Heterogenität der Teile im Neben- und Nacheinander, endlich sogar Fortpflanzung, die er, drastisch genug, in den Tochtergesellschaften oder Kolonien wiederfindet[1]).

Hat man sich indes an der Hand unsrer Ausführungen über den Geltungsbereich von Analogieschlüssen Klarheit verschafft, so verlieren alle die losen, flüchtigen Ähnlichkeiten, welche Lilienfeld und seine Schule zwischen Staat und Organismus aufgedeckt oder richtig ausgetiftelt haben, an logischer Beweiskraft. Ein solches Haschen und Jagen nach Bildern, Vergleichen und Metaphern mag sich im Roman vortrefflich ausnehmen, wo die konstruktive Phantasie den künstlerischen Wert der Analogie bestimmt, nicht aber in wissenschaftlichen Untersuchungen, wo nur der logisch zulässige Gehalt der Analogie ernstlich in Betracht kommt.

Von einer „partiellen Identität," wie sie der strenge, besonders der quantitative Analogieschluß fordert, kann nur in diesen drei, von Comte und Spencer hervorgehobenen Merkmalen die Rede sein: Solidarität, Wachstum und Struktur. Und innerhalb dieser Grenzen, aber auch nur innerhalb ihrer, ist die Analogie logisch zulässig. Aber wie jeder Analogieschluß, — auch der strenge quantitative — nur heuristischen Wert hat und seine bindende Gültigkeit erst erhält, wenn Erfahrungstatsachen ihn stützen und bestätigen, so auch die „partielle Identität" zwischen der Zweckeinheit Mensch und der Zweckeinheit Staat. Der fertige Mensch gleicht ebensowenig wie der fertige Staat einer Maschine, deren Zweckzusammensetzung und Bewegung erst von außen an sie herangebracht werden müssen, um ihre Einheit zu konstituieren, sondern einem zwecktätigen Organismus, der die bewegende Ursache von innen heraus nach einem vorbedachten Plane erzeugt. Im Sperma ist der künftige Mensch, im Staat der künftige Bürger vorgebildet. Wie sich aus dem menschlichen Embryo nach festen phylogenetischen Gesetzen die künftigen Gliedmaßen herausbilden, so im künftigen Staatsbürger die menschlichen Handlungen. Dort assimiliert der menschliche Körper Nahrungsstoffe; er erwirbt durch Vererbung seinen anatomischen Bau und seine physiologischen Funktionen, welche den Mechanismus und Chemismus seines Lebens regulieren; endlich findet er in seinen Instinkten das ungeschriebene Gesetz der Gattungserfahrung seiner Vorfahren vor, welche ihm Wegleitung für die Handhabung seines Trieb- und Affektlebens geben. Wie nun hier die Zweckeinheit Mensch bei günstigen Erhaltungsbedingungen in seine Gliedmaßen und Organfunktionen, in seine Instinkte und Sinnesapparate allmählich hineinwächst, so der künftige Staatsbürger in die Verfassung und

[1]) Vgl. Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. 1897. S. 157.

Gesetzgebung, in die soziale Gliederung und Ordnung seines Staates. Was dort Nahrung und Atmung für Stoffwechsel und Blutumlauf bedeuten, das verrichten hier Haus und Schule, geselliger Verkehr, Lektüre, Verordnungen und Gesetze. Durch Nahrung und Atmung assimiliert sich der Mensch die Stoffe, die er zum Leben, durch staatliche Einrichtungen die Motive, die er zum Handeln braucht. Damit ist indes die Analogie erschöpft. Es geht nicht wohl an, auf Grund dieser Analogie die Handlungen des Menschen streng deterministisch einer mechanischen Naturkausalität zu unterwerfen, den Menschen also infolge biologischer Analogien zum einfachen „Naturwesen" zu stempeln, wie es Spencer tut. Die biologische Ordnung der Erscheinungen läßt sich, auf den bloßen Analogieschluß von Solidarität, Wachstum und Struktur hin, den der menschliche Organismus mit dem Staat aufweist, durchaus nicht restlos auf die soziologischen Erscheinungen übertragen. Biologie und Soziologie sind nur partiell, aber nicht ganz identisch. Hat doch Spencer selbst zwei Grundunterschiede unter ihnen hervorgehoben. Es ist daher logisch falsch, die partielle Identität des Analogieschlusses in eine totale verwandeln zu wollen.

Richtig ist nur, daß Mensch und Staat eine Reihe gemeinsamer Züge aufweisen, so daß es nützlich und förderlich ist, diese zur Auffindung gemeinsamer Gesetzmäßigkeiten zu verwerten. Die wissenschaftliche Aufgabe der Analogie ist nach Mach, „heterogene Tatsachengebiete durch einheitliche Auffassung zu bewältigen". Aber die durch Analogieschlüsse gefundene Gesetzmäßigkeit wird erst dann auf volle Gültigkeit Anspruch erheben können, wenn sie von der Erfahrung bestätigt und verifiziert ist. Werden aber Staat und Organismus geradezu identifiziert, wie es in der Spencerschen Schule geschieht, so verwandeln sich soziologische Gesetze in Spezialfälle biologischer — und zu dieser Verallgemeinerung, zu diesem Apriori, sind wir auf Grund von Analogieschlüssen logisch nicht berechtigt. Gegen die streng organische Staatsauffassung legt also die Logik ebenso ihr entscheidendes Veto ein wie gegen die streng mechanische. Keine dieser einseitigen Theorien hält einer logischen Prüfung Stand. Und doch müssen sie, wie Zahl und Gewicht ihrer Anhänger beweisen, einen Schein von Recht haben, sonst könnten sie sich unter ernsten und tiefen Denkern, wie wir sie unter den Vertretern beider Richtungen finden, unmöglich behaupten. Wir werden daher den Versuch einer Synthese machen, nach der die mechanische Staatsauffassung gültig ist für den vorstaatlichen Naturzustand, die organische für den fertigen Staat im Kulturzustande.

V.

Die Lösung des Rätsels, warum die erlesensten Geister seit Platon („ἐγγύτατα ἑνὸς ἀνθρώπου ἔχει") immer wieder den Staat mit den Menschen verglichen haben, so daß Naturforscher wie His die Parallele mit dem staatlichen Organismus sogar zur Veranschaulichung des menschlichen Organismus heranziehen, glaube ich — einer gelegentlichen Andeutung des Hobbes folgend — darin zu finden, daß der Staat wie alle menschlichen Werkzeuge und Institutionen ihrem letzten Ursprunge nach Organprojektionen sind. Schon Benjamin Franklin führte den Ursprung aller menschlichen Kultur darauf

zurück, daß der Mensch zum Unterschiede vom Tier ein „werkzeugschaffendes Wesen" ist. Ihm schloß sich der Mainzer Philosoph Ludwig Noiré an, der in einer Reihe eigenartiger, nicht gerade systemgerechter Werke den Andeutungen Franklins glücklich nachgegangen ist. In jüngster Zeit ist der Anthropologe Ludwig Woltmann diesen Gedankenspuren gefolgt und hat auf Grund des Franklin-Noiréschen Prinzips wertvolle Schlüsse für unsre gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsauffassung gezogen. Der Physiker Wiener führte vor kurzem in einer Rektoratsrede „über die Erweitung der menschlichen Sinne" aus, daß wir mit fortschreitender Technik nahe daran sind, unsre Sinne ins Unermeßliche zu erweitern. So seien Teleskop und Mikroskop erweiterte und verfeinerte Augen, Telephon und Mikrophon erweiterte und verfeinerte Ohren. Endlich hat der Nationalökonom Karl Bücher in seiner grundlegenden Studie über „Arbeit und Rhythmus" den Zusammenhang zwischen Poesie, Musik und Tanz mit den menschlichen Arbeitswerkzeugen aufgedeckt.

Am schärfsten indes finde ich den Gedanken der Organprojektion in Kapps „Grundlinien einer Philosophie der Technik" ausgeführt. Danach werden gewisse Tätigkeiten des Mundes, der Faust, des Fußes, die der Mensch als Funktionen seines Leibes wahrnimmt, hinausprojiziert und in Werkzeuge umgebildet. Wie das Stumpfe, so führt Kapp aus, in der Faust vorgebildet ist, so die Schneide der Werkzeuge in den Nägeln der Finger und in den Schneidezähnen. Der Hammer mit seiner Schneide geht in der Umgestaltung in Beil und Axt über. Der gesteifte Finger mit seiner Nagelschärfe wird in technischer Nachbildung zum Bohrer, die einfache Zahnreihe findet sich wieder in Feile und Säge. Hammer, Beil, Meißel, Bohrer sind Urwerkzeuge, gleichsam die ersten Begründer der menschlichen Gesellschaft und ihrer Kultur.

Auch die Anfänge der Kunst beruhen auf Organprojektionen. Menschliche Gliedmaßen oder Werkorgane des Körpers werden in Stein und Holz umgebildet. Das Werkzeug wird so „ein Teil des Individuums, wie wir noch heute bei der gewöhnlichen Handarbeit beobachten können, wo jeder mit der eigenen Schaufel oder Hacke, dem eigenen Beil oder Schlägel am besten fertig wird" (Bücher). Es verlängert, erweitert und verstärkt der Mensch in seinen Werkzeugen gerade diejenigen Eigenschaften, die für den Arbeitsprozeß am wichtigsten sind. Der Hammer ist, wie Bücher weiter ausführt, eine härtere und unempfindliche Faust, die Feile, das Grabscheit treten an die Stelle der Fingernägel, die Ruderschaufel ist nur eine verbreiterte hohle Hand, die Mörserkeule ersetzt den stampfenden Fuß, der Reibstein die pressende Handfläche.

Sind erst diese Werkzeuge vorhanden, so wirken sie auf den Menschen zurück. Der Mensch schafft und formt zwar das Werkzeug, aber hinterher bildet das Werkzeug den Menschen um. Die ältesten Arbeitsmaschinen ahmen wohl die Hand- und Armbewegungen des Menschen nach, so die ersten Hobelmaschinen die Stöße des Handhebels; die ältesten Sägewerke sind das Abbild der Handsäge usw. Aber der arbeitende Mensch ist, wie Bücher betont, im Maschinenzeitalter nicht mehr Herr seiner Bewegungen und das Werkzeug sein Diener, sein verstärktes Körperglied, sondern das Werkzeug ist Herr über ihn geworden; es diktiert ihm das Maß seiner Bewegungen; das Tempo und die

Dauer seiner Arbeit ist seinem Willen entzogen; der Mensch ist jetzt an den toten und doch so lebendigen Mechanismus gefesselt.

Wir haben bisher festgestellt, daß die ersten Werkzeuge aus Organprojektionen hervorgegangen und daß die verwickeltsten Maschinen nur ihre Nachbildungen und Umformungen sind. Sobald sich die Werkzeuge zu einer gewissen Höhe und Vollkommenheit entwickelt haben, beherrscht der Mensch nicht mehr sein Gebilde, sondern das Gebilde beherrscht ihn. Jetzt erinnere man sich der Einleitungsworte des Hobbesschen Leviathan:

> Die Kunst ahmt nicht bloß die Tiere nach, sondern auch das vornehmste derselben, den Menschen. Jener große Leviathan, welcher Staat heißt, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch, obgleich in Masse und Kraft dem natürlichen weit überlegen, da er zu dessen Schutz und Wohl erfunden worden ist.

Der Staat ist danach eine Organprojektion, ein Werkzeug, das sich die Menschen nach ihrem eigenen Ebenbilde im Interesse ihrer Selbst- und Arterhaltung geschaffen haben. Dabei erinnere man sich daran, daß der Wortsinn des griechischen Organon eigentlich „Werkzeug" heißt. Der Staat ist sonach das Organon, das Werkzeug, das sich die Menschen im Kampfe um die Selbstbehauptung selbst geschmiedet haben. Aber es ergeht ihm damit ganz ähnlich wie bei allen seinen übrigen Werkzeugen. Erst konstruieren die Menschen die Maschine, dann bildet das Maschinenzeitalter ihren Charakter um. Zuerst ahmen sie im Staat ihren eigenen Organismus nach. Ihren Kopf verdoppeln sie im Monarchen oder in der gesetzgebenden Gewalt, ihre Arme und Hände in der Exekutivgewalt, ihre Eingeweide im Nährstand. Aber der einmal gebildete Staat wirft sich zum Herrn des Individuums auf, wie die einmal gebildete Maschine den ganzen Typus menschlicher Arbeit umgestaltet. Nach Werner Sombart haben Manufaktur und Maschine das Aufkommen des kapitalistischen Geistes begünstigt, wenn nicht direkt hervorgerufen. Anfänglich, bei der ersten Bildung von Gemeinschaften, heißt es bei Theodor Lindner (Geschichtsphilosophie, 1901, S. 182), war gewiß die Stellung des Individuums zum Ganzen wichtig; als sie fester wurden, wandten sich die Beziehungen, und die Gemeinschaft bestimmte das Verhältnis des Individuums zu ihr.

Verstehen wir unter Staat mit Treitschke (Die Gesellschaftswissenschaft, 1859, S. 99) „die einheitlich geordnete bürgerliche Gesellschaft", so ist in diesem auf die Willenseinheit der einzelnen gegründeten Staaten ein neuer, einheitlicher Träger aller dieser Willenseinheiten erwachsen. „Gemeinsame Beherrschung und gemeinsame Interessen schaffen Staaten" (Ratzel). *Vor* Begründung des Staates war das Individuum allmächtig, *nach* Begründung desselben ist es der Staat, das einheitliche Subjekt des Willens aller. Der Staat ist dann, mit Hobbes zu sprechen (de cive Cap. I, § 9):

> Eine Person, deren Wille vermöge des Vertrags mehrerer Menschen als der Wille alles gilt und der daher die Vermögen und Kräfte der einzelnen für den gemeinsamen Frieden und Schutz verwenden kann.

Übrigens stehen Werkzeug und Staat nicht als einzige Beispiele für das interessante Phänomen da, wonach sich die Menschen durch eingeübte Funktionen Organe schaffen, um hinterher durch ihre eigenen Organe gebunden zu werden.

Entstehen doch alle Instinkte der Menschen, die ihr vegetatives und animalisches Leben regulieren, zum großen Teile auch ihr Affektleben bestimmen, auf die nämliche Weise. Erst hinterläßt die Gattungserfahrung unzähliger vorangegangener Geschlechter in den uns vererbten Instinkten die angesammelte und in den Nervenzentren als potenzielle Energie aufgespeicherte Summe der eingeübten Gewohnheiten unsrer Vorfahren, und hinterher lassen wir uns diese Instinkte als Regulatoren unsres Lebens und affektiven Handelns dienen. Genau so ergeht es uns mit den Sitten und Bräuchen, den von Wundt so genannten „sekundären Instinkten". Sitten sind „mechanisch gewordene, zweckmäßige Tätigkeitsketten". Jeder Brauch, der durch lange Übung herrschend geworden ist, beruht seinem Ursprunge nach auf einem logischen Schluß. Hat sich aber erst ein solcher Brauch eingebürgert, durch gewohnheitsmäßige Übung stabilisiert, so wirft er sich zum Herrscher auf. Also genau derselbe Vorgang: erst schaffen Menschen Brauch und Sitte, hinterher schaffen Brauch und Sitte die Menschen um. Die Sitten sind, wie der leider zu früh verstorbene Kulturhistoriker Heinrich Schurtz vortrefflich bemerkt, aufgespeicherte Erfahrungen, von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, und wer ihnen mechanisch folgt, wird, ohne daß er seinen Verstand dabei zu Rate zu ziehen braucht, das Richtige treffen. Wie außerordentlich auf diese Weise der Geist abermals entlastet, der Daseinskampf erleichtert wird, ergibt sich von selbst. Was hier von Bräuchen und Sitten gilt, darf doppelt und dreifach für den Staat in Anspruch genommen werden, der ja diese flüchtigen Sitten und Bräuche zu stabilen Verordnungen und Gesetzen kondensiert und solchergestalt die vortrefflichste Waffe darstellt, die sich der Mensch im Kampfe um die Selbst- und Arterhaltung je geschmiedet hat.

Man wundere sich also nicht, daß Staat, Werkzeug und Mensch so merkwürdige Parallelen aufweisen. Der anthropomorphische Zug der Menschennatur ist eben ein durchgehender. Der Mensch verdoppelt sich im Werkzeug, in der Maschine, im Staate, ja sogar in seinen höchsten Verallgemeinerungen, in seinem Welt- und Gottesbegriff. Der Naturmensch wird von Instinkten, der Kulturmensch von Begriffen geleitet. Die Instinkte stellen die Gattungserfahrung der unbewußten, die Begriffe die der bewußten Sammeltätigkeit unsrer Vorfahren dar. Und wenn wir heute gleich wissen, daß unsre am höchsten gewerteten Begriffe sich erst mühselig und langsam an der Hand der rohesten und plumpesten Erfahrung gebildet haben, so verlieren sie durch diesen Einblick in ihren Werdegang nichts von ihrer Bedeutung und ihrem Gewicht. Was verdanken wir Menschen alles unsrer Fähigkeit, zu messen, zu wägen, zu zählen! Und wie unbeholfen, ja täppisch waren die ersten Versuche, die uns alle diese Fähigkeiten allmählich beigebracht haben! Alle unsre Maße sind von Hause aus nichts andres als Organprojektionen. Unsre Daumenbreite ist der Zoll, unser Fuß ist das Modell für den „Schuh", die Elle bedeutet die Länge des Armes, die Klafter als Längenmaße bedeuten nichts andres als die Entfernung der rechten und linken Fingerenden bei horizontal ausgebreiteten Armen. Den Zeitbegriff entwickelten unsre Vorfahren ebenso konkret am konstanten Wechsel von Tag und Nacht, von Wind

und Wetter, von Donner und Blitz, von Regen und Sonnenschein, von Winter und Sommer, späterhin von der jährlichen Bewegung der Sonne und den regulären Bewegungen des Mondes. Nicht anders steht's um den konkreten Ursprung unsres Zahlenbegriffs. Die paarweisen Organe (Hand, Auge, Ohr, Bein) führten zur Zahl zwei. Das fünfgliedrige Zahlensystem ist von den fünf Fingern einer Hand abgezogen. Das herrschend gewordene, bei Indern und Phöniziern zuerst eingeführte dekadische Zahlensystem geht auf die zehn Finger der beiden Hände zurück. Das vielfach noch gültige Vigesimalsystem (mit der Grundzahl 20) leitet seinen Ursprung offensichtlich von den Fingern an Händen und Füßen ab. So ist die Zahl 20 dort etymologisch gleichbedeutend mit „ganzer Mensch," und das Zahlenwort 7 ist bei manchen Völkern soviel als Zeigefinger. Selbst das Rückgrat aller wissenschaftlichen Gedankenverknüpfung, die Kategorie der Kausalität, ist verfeinerte Organprojektion; sie bildet sich konkret an der konstanten Aufeinanderfolge von Hammer und Ambos heraus.

Das alles beweist, daß der Ursprung unsrer wichtigsten Orientierungsmittel in Maß und Zahl auf Organprojektionen zurückzuführen ist. Und wie sich Brauch und Sitte zu Recht und Gesetz, Animismus und Fetischismus zu Religion und Moral verhalten, so der primitive Ursprung der Meß- und Zählerfahrung zur formalen Logik. Der Staat schreibt dem entwickelten Kulturmenschen, der ebenso als Bürger in den Staat hineingeboren wird, wie er als Besitzer eines von seinem Vorfahren psychologisch präparierten Zentralnervensystems in ein festes logisches Schema schon bei seiner Geburt eingebettet wird, vor, wie er handeln, die Logik befiehlt ihm, wie er denken soll. Dort ist die bewußte menschliche Gattungserfahrung über die zweckmäßigste Art des Handelns, hier die über die zweckmäßigste Art des Denkens niedergelegt. Unsre Auffassung läßt sich kurz dahin definieren: Wir sind Empiristen bezüglich des Ursprungs, aber Rationalisten hinsichtlich der Geltung des Staates.

Ferdinand Tönnies sagt einmal (über die Grundtatsachen des sozialen Lebens, S. 44): „Der Staat ist das, was seine Bürger wollen, daß er sei, das, als was er gedacht wird; denn er ist, seiner Natur nach, ein pures Gedankending." Der Ursprung des Staates ist in dieser Definition richtig erfaßt, nicht aber seine Geltung. Daß der Staat als Kollektivbegriff wie jeder abstrakte Allgemeinbegriff ein „pures Gedankending" ist, steht außer Zweifel. Aber soll damit angedeutet sein, daß die Menschen aus diesem „puren Gedankending" machen können, was sie wollen, so führt diese Schlußfolgerung völlig in die Irre. Die Kausalität ist, wie wir seit Hume wissen, auch nur ein solches „Gedankending", aber kein pures Gewohnheitserzeugnis, wie Hume annahm, sondern — zumal für den Kulturmenschen — innere Gedankennötigung, wie Kant bewiesen hat. Es ist richtig, daß die Menschen erst die Kategorie der Kausalität behufs Orientierung über die Konstanzen im Durcheinander des Geschehens selbst gebildet haben, aber — einmal entstanden, ist die Kategorie der Kausalität stärker als die Menschen, die sie konstituiert haben. Der Denkzwang, den sie auf uns ausübt, ist das Apriori an ihr. Der entwickelte Mensch ist jetzt der von seinen Vorfahren geschaffenen Denkform Kausalität genau so untertan, wie der einzelne Bürger im konstitutionellen Staat

der Verfassung unterstellt ist, die er als Mitkonstituent selbst geschaffen hat. Die Menschen stellen im Interesse der Denkökonomie, die ihrer Selbst- und Arterhaltung förderlich ist, das Allgemeine fest: Kategorien in der Logik, Gesetze in der Naturwissenschaft, Verfassungen im Staatsleben, um hinterher jedes Einzelgeschehen unter dieses Allgemeine zu subsumieren. Wie das zur allgemeinen Anerkennung gelangte Denkgesetz, meinethalben die Kausalität, das logische Denken der Kulturmenschen vollkommen beherrscht, und wie die von der Wissenschaft einhellig formulierten Naturgesetze die feste Richtschnur für unser Leben und Verhalten abgeben, so sind die Staatsgrundgesetze oder Verfassungen, trotzdem wir sie in demokratischen Staaten selbst ins Leben gerufen haben, für jeden von uns von bindender Gültigkeit.

Das Einzelne wechselt, das Ganze bleibt; das Individuum stirbt, der Staat lebt; die Einzelglieder des staatlichen Organismus verkümmern; der Staat assimiliert sich neue Glieder. Der Staat ist das Dauernde im Wechsel sozialer Erscheinungen. Adam Müller hat darum in seinen „Elementen der Staatskunst" im Gegensatz zu den staatsfeindlichen Individualisten, wie sie seinerzeit Wilhelm von Humboldt und in der unsrigen Herbert Spencer repräsentierte, den Staat treffend als „Totalität der menschlichen Angelegenheiten, ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen" begriffen. Der Staat ist ihm nicht, wie Adam Smith und der späteren englischen Manchesterdoktrin,

eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Sozietät; er ist die innige Verbindung des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen.

Die Einheit des Staates ist eine teleologische — eine Zweckeinheit; denn in ihm und nur in ihm schützt man sein Ich durch die Kraft aller zu einem Staate verbundenen Individuen.

Die Zweckeinheit Staat reguliert jenes System von Hemmungsvorstellungen, dessen wir Menschen dringend bedürfen, um nicht blinde Sklaven unsrer Instinkte, Triebe und Affekte zu bleiben. Dem Tiere und Naturmenschen werden diese Hemmungsvorstellungen durch die Peitsche und die Furcht beigebracht; dem entwickelten Kulturmenschen aber suggeriert sie der Staat abschreckend durch Polizei und Justiz, anfeuernd durch Ehre, Auszeichnung, Ruhm und Macht.

Die teleologische Verbandseinheit Staat ist nun das Werkzeug, das sich die Menschen auf dem Wege der bewußten Gattungserfahrung geschaffen haben, um im Interesse ihrer Selbst- und besonders in dem ihrer Arterhaltung den Gesamtwillen über den Einzelwillen zu stellen. Wie die Naturgesetze die Atome oder Korpuskeln, die logischen Gesetze die Empfindungen, so regulieren die Rechts- und Staatsgrundgesetze die Bürger. Die Ordnung löst die Regellosigkeit, das Gesetz die Willkür ab. Und die Verbandseinheit Staat stellt sich uns solchergestalt als ein System von Zweckgesetzen dar, welches die Menschen durch Hemmungsvorstellungen, die sie den Bürgern vermittelst ihrer Institutionen in Recht und Sitte, in Moral und Religion planmäßig einschärfen, dahin bringen soll, zweckwidrige Handlungen zu unterlassen und zweckfördernde zu vollführen. Und wie bewußte Handlungen durch häufige

Wiederholung automatisch werden — Gehen, Bewegung der Finger beim Klavierspielen usw. — so macht der Staat aus dem normalen, vollsinnigen, zu keinen Exzessen neigenden Kulturmenschen einen Automaten zur Verrichtung gesellschaftlich zweckmäßiger Handlungen. Das ist das teleologische Daseinsrecht, zugleich aber auch die äußerste Grenze des staatlichen Eingreifens.

Wir gelangen somit zu folgendem Ergebnis. Die mechanische Staatsauffassung gilt vom Ursprung der Staatenbildung in den Gentes, Phratrien, Tribus, Clans, Sippen und Stämmen, bis hinauf zu den ersten Stadtstaaten. Die organische Staatsauffassung hingegen gilt vom vollentwickelten Kulturstaat. Die unbeholfenen Versuche zur Staatenbildung der Halbkulturvölker verhalten sich zu unsren Rechts- und Kulturstaaten etwa wie die plumpen Lettern Gutenbergs zu unsren Schnelldruckpressen. Die Ansätze zur Staatenbildung sind von Hause aus ebensogut Organprojektionen wie unsre heutigen Großstaaten. Wie sich indes eine reiche Skala aufsteigender Zweckmäßigkeit offenbart von den paläolithischen oder neolitischen Nachahmungen unsrer Gliedmaßen bis hinauf zu unsren wunderbar kraftersparenden Maschinen, so ist eine regelrecht aufgebaute Zweckmäßigkeitspyramide konstatierbar von der primitiven Verfassung der Gentes bis zur Habeas-Corpusakte, zur Erklärung der Menschenrechte, ja bis hinauf zu unsrem heutigen Verfassungsleben. Man versteht jetzt, warum die organische Staatsauffassung so viele und gescheite Anhänger zählt und woher die Übereinstimmungen zwischen Mensch und Staat stammen. Der Staat ist eben seinem Ursprunge nach Organprojektion, d. h. ein erweiterter Mensch — daher die überraschenden Parallelen.

Man werfe uns nicht ein, daß man den Menschen unmöglich zumuten könne, vor seinem eigenen Zweckgebilde, dem Staat, anbetend niederzuknieen. Gleicht doch der Staat darin nur allen unsren höchsten Ideen und Idealen, die sich, gleich dem Staat, aus anthropomorphischen Wurzeln ableiten lassen. Selbst der Gottesbegriff macht davon, wie ich zuletzt (Der Sinn des Daseins. Tübingen, Mohr. 1904, S. 17) ausgeführt habe, keine Ausnahme. Dieser psychologische Zirkel ist ein durchgängiger: erst projiziert der Mensch seine erhabensten Ideale in den Gottesbegriff hinüber, dann läßt er sich den Widerschein dieses Gebildes als Muster seiner eigenen Lebensführung dienen. Erst wird Gott vermenschlicht, dann wird der Mensch vergöttlicht. Ebenso borgt der Mensch seine Organe dem Staat und überträgt ihm seine Ideale der Lebensführung, und hinterher richtet er sich in seiner ganzen Lebensführung nach diesem von ihm geschaffenen „puren Gedankending", dieser „Fiktion" oder Gattungsbegriff. Aber gerade *weil* unsre Ideale menschliche Formungen sind und Forderungen des menschlichen Gattungsgeistes auf einen höchsten begrifflichen Ausdruck bringen, haben sie für uns den Wert weithin leuchtender Musterbilder. Denn das Beste und Höchste, was ein Volkstum, weiterhin ein Kultursystem, noch tiefer gesehen, das ganze Menschengeschlecht als gemeinsames Besitztum in sich trägt, hat es in seinen Idealen niedergelegt. Und so ist denn der Staat das Ideal menschlicher Selbst- und Arterhaltung. Eine der nächsten Aufgaben der Wissenschaft ist eine Psychologie der Idealbildung.

Erinnerungen an W. W. Wereschtschagin.

Von

Eugen Zabel.

Unter den Opfern, die der russisch-japanische Krieg schon in seinen Anfängen forderte, hat der plötzliche Tod des berühmten russischen Malers Wereschtschagin überall schmerzliches Bedauern hervorgerufen. Der Künstler befand sich an Bord des Linienschiffes „Petropawlowsk" im Gefolge des erst vor kurzem ernannten Befehlshabers Makarow, der mit noch zwei andern Kriegsschiffen und mehreren Torpedobooten die Reede von Port Arthur verlassen hatte, um sich der japanischen Flotte zu stellen. Der Admiral erkannte jedoch, daß er es mit einem überlegenen Gegner zu tun habe, und kehrte zum Kriegshafen zurück, um eine bessere Aufstellung gegen den Feind zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich eine furchtbare Katastrophe. Der Dampfer geriet auf eine Mine und wurde bei der Explosion derartig auseinandergerissen, daß er in wenigen Minuten sank und fast die ganze Besatzung — man sprach von etwa sechshundert Marinesoldaten — in die Tiefe zog. Auch Admiral Makarow, zu dessen Befähigung man auf russischer Seite das größte Vertrauen hatte, und dessen Bedeutung selbst von den Japanern gewürdigt wurde, ging mit seinem Schiff unter.

Ein gleiches Los ereilte an diesem verhängnisvollen Morgen des 13. April den gefeierten Maler, der den kriegerischen Vorbereitungen und Vorgängen mit Spannung gefolgt war, um sie mit dem Zeichenstift, dem Pinsel und der Feder festzuhalten. Als man ihn unter den wenigen Geretteten vermißte, trug man sich zunächst noch mit der Hoffnung, daß ihn sein Glück beim Überwinden von Gefahren, wie bei seinen zahlreicheren Reisen und Unternehmungen, auch diesmal nicht im Stiche gelassen habe. Aber schließlich wurde die Vermutung zur Gewißheit, daß die russische Kunst bei dieser Gelegenheit um ihren glänzendsten und bekanntesten Vertreter, die Welt um eine der interessantesten und originellsten Persönlichkeiten ärmer geworden sei.

„Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?" mochte er oft mit Heine gefragt haben, wenn ihn die Leidenschaft, fremde Länder und

Sitten kennen zu lernen und bei ihrem Studium Motive zu neuem Schaffen zu finden, immer wieder in die Ferne trieb, wenn er von einem unersättlichen Verlangen nach neuen Anschauungen und Erlebnissen beseelt war und rastlos von einem Kontinent zum andern zog. So sehr er sich als Russe fühlte, der sein Heim im Herzen seines Vaterlandes, in Moskau, aufgeschlagen hatte, gehörte er doch der ganzen gebildeten Welt an und fühlte sich auf fast unbetretenen Wegen im Innern Asiens, in Indien und Japan ebenso zu Hause wie an den alten Kulturstätten Europas und in dem jugendlich aufsprießenden Leben der Vereinigten Staaten von Amerika. Überall, wo er erschien, gab man sich dem unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit hin, sah man ihn mit lebhaftem Interesse kommen und mit Bedauern wieder von dannen ziehen. Für das tiefere Verständnis des Zarenreiches, seiner historischen Denkmäler und des gesamten Volkscharakters hat er mit seinen Schöpfungen wichtige Dienste geleistet.

Sein größter Ruhm bestand aber darin, daß er auf seinen Bildern den furchtbaren Ernst des Krieges tiefer erfaßt hatte als vielleicht irgendein andrer Schlachtenmaler. Immer wieder wurde er von dem gewaltigen Schauspiel des Kampfes und der Zerstörung, wo es sich ihm auch darbieten mochte, angezogen und in tiefe Mitleidenschaft versetzt. Oft genug hatte er mitten im Feuer gestanden, um zu wissen, was sich zwischen dem Aufmarsch feindlicher Truppen bis zum erbarmungslosen Einzelkampf an herzbrechenden Geschehnissen abspielt, und er schilderte sie mit der unvergleichlichen Schärfe seiner Beobachtung und Geistesfrische, seiner bis aufs kleinste durchgebildeten Technik genau, wie er sie gesehen. Er war weit davon entfernt, kriegerische Taten zu verherrlichen, aber er hielt sich auch frei von der Absicht, die ihm zuweilen fälschlich zugeschrieben wurde, Schreckbilder aus den Kämpfen, an denen er teilgenommen hatte, einseitig hervorzuheben, zu übertreiben oder gar zu erfinden. Er berief sich immer wieder darauf, daß er das Entsetzliche einer Schlacht nicht vollständig zu erfassen vermochte, weil ihm die Hand vor Erregung zu heftig zitterte, sein Herz im Schmerz des Erlebten zu leidenschaftlich schlug und seine Augen sich beim Zeichnen mit Tränen füllten. Die Wirkung, die seine Kriegsbilder hervorriefen, erklärt sich lediglich aus der Wahrheit und Wirklichkeit, die auf ihnen zum Ausdruck kommen. Aber die Kriegsfurie, in deren innerstes Wesen er so tief einzudringen vermochte, hat sich an ihm grausam gerächt und ihn als Beute hinweggerafft.

Und doch hat dieser Tod auf dem auseinanderberstenden russischen Kriegsschiff etwas so eigenartig Tragisches, daß man sich gestehen muß, ein großartigerer Abschluß dieser Lebenslaufbahn sei fast undenkbar. Man stelle sich den Künstler auf dem Deck des schwimmenden stählernen Kolosses zwischen den zum Feuern bereiten Geschützen und den qualmenden Schornsteinen inmitten einer Mannschaft vor, die von dem Willen des Admirals auf der Brücke wie ein einziger Körper geleitet wird. Im Rücken hatte er die schmale Einfahrt zum Hafen von Port Arthur mit den befestigten Höhen zu beiden Seiten, die den Russen für uneinnehmbar galten. Am Horizont erblickte er die feindliche Flotte und mußte annehmen, daß die nächsten Stunden eine

wichtige Entscheidung bringen würden. Vielleicht betrachtete er die Schiffe der Japaner gerade durch sein Fernrohr oder trug das Bild, das sich seinen Augen darbot, mit schnellen Strichen in sein Skizzenbuch ein, als sich das Schreckliche ereignete. Ein furchtbarer Stoß erfolgte, der das Schiff auseinanderriß und alles um ihn her mit Feuer und Rauch erfüllte, während der Verzweiflungsschrei der Mannschaften sich mit dem Toben der entfesselten Elemente verband, bis die Stelle, wo die „Petropawlowsk" einst so stolz und siegesgewiß auf den Fluten schaukelte, nur durch ein gewaltiges Schäumen und Gurgeln im Meere gekennzeichnet wurde. Offenbar hat der Künstler den erschütterndsten Eindruck, der in seinem so tatenreichen Leben zu verzeichnen war, mit in sein Wellengrab genommen.

Er stand im zweiundsechzigsten Jahre, als er unter so erschütternden Umständen vom Tode dahingerafft wurde, und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß er der Welt noch viel zu sagen gehabt hätte. Er selbst klagte allerdings darüber, daß die Spuren des Altwerdens an ihm und seiner Arbeit bereits anfingen, sich bemerkbar zu machen. Mit Wehmut sprach er von der Zeit, in der er zehn bis zwölf Stunden fast unausgesetzt an seinen Bildern malen konnte. Aber er wußte das Maß seiner Kräfte genau einzuteilen und sich vor Erschöpfung zu hüten. Durch weite Reisen, die ihn in eine ganz andre Umgebung versetzten, frischte er sie immer wieder auf, und noch kurz vor Ausbruch des Krieges kam er nach dem japanischen Inselreich, durch dessen Studium er sich innerlich bereichert fühlte. Er erkannte mit sicherem Blick, daß sich an den Ufern des Stillen Ozeans ein Schauspiel entwickle, dessen Bedeutung von der ganzen Welt tief empfunden wurde, und fand in seiner bevorzugten Stellung auf dem Admiralschiff die Möglichkeit, seiner Phantasie einen neuen, großartigen Spielraum zu eröffnen.

Merkwürdig, wie er das Ende seiner Laufbahn an deren Anfang geknüpft hatte! Mit acht Jahren wurde er in das Kadettenkorps von Zarskoje Selo bei Petersburg aufgenommen, und die Lehrer hofften ihn zu einem tüchtigen Offizier heranzubilden. Drei Jahre später finden wir ihn in dem dortigen Seekorps in strenger Zucht. Als Sechzehnjähriger machte er mit elf andern Schülern auf dem Dampfer „Kamschatka" eine Reise ins Ausland und lernte dabei den praktischen Dienst auf dem Meere kennen. An Kronstadt vorbei ging es in die Ostsee bis nach Kopenhagen, dann weiter nach Brest und Bordeaux. Er hatte damals schon als Zeichner bemerkenswerte Studien aufzuweisen, aber der Dienst hinderte ihn daran, sich seinen künstlerischen Neigungen ungeteilt hinzugeben. Er machte noch eine zweite Seereise auf der Fregatte „Swetlana" mit, die ihn nach Portsmouth und der Insel Wight brachte, von wo er einen Abstecher nach London machte. Sein innerster Drang führte ihn aber zur Beobachtung der Natur und des Menschen, zu der Kunst, die aus Linien und Farben den Schein der Wirklichkeit, des atmenden Lebens entstehen läßt. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Malerei in Rußland indessen als etwas Selbständiges und Nationales noch ein unbestimmt schwankender Begriff und die Aussicht, in ihr etwas Gehaltvolles zu leisten, nur gering. Wereschtschagin mußte immer wieder zum

Seedienst zurückkehren und nautische Berechnungen anstellen, die ihm als ermüdendes Einerlei erschienen.

Als er sich endlich für die Künstlerlaufbahn entschied, war er ohne Mittel und suchte auf kümmerliche Weise sein Leben zu fristen. Er lieferte Zeichnungen für einen Architekten bei der Warschauer Bahn, bekam dann ein kleines Stipendium und wurde von einem Professor, der bei der Ausschmückung der russischen Kirche in Paris tätig war, nach Frankreich mitgenommen. In Paris erkrankte er, besuchte zu seiner Genesung ein Pyrenäenbad, kehrte alsbald wieder nach Rußland zurück und begab sich nach dem Kaukasus. Die originellen Eindrücke, die er dabei in sich aufnahm, die Fülle von überwältigend schönen Landschaftsbildern und seltsam durcheinander gemischten charakteristischen Volkstypen, die er dort kennen lernte, gaben seiner Phantasie einen unerwarteten Schwung, steigerten seine Eindrucksfähigkeit und spornten seinen Fleiß aufs äußerste an. Seine Skizzenbücher füllten sich immer mehr an und verhießen für die Zukunft eine reiche künstlerische Ernte. Leider ist der größte Teil dieser Jugendarbeiten verloren gegangen. Ein Jahr darauf reiste er wieder nach dem Kaukasus. Land und Leute, wie er sie dort beobachtete, schienen ihm alles zu bieten, wonach seine Altersgenossen oft mit müden und gebrochenen Empfindungen, mit halbem und ziellosem Willen sich sehnten.

Im Jahre 1867 schloß sich der Künstler einer Expedition des Generals Kaufmann an, der damals Gouverneur von Turkestan war. Nach der Eroberung von Samarkand kam es im nächsten Jahre zu einem gefährlichen Kampf mit dem Emir von Buchara, wobei die kleine russische Garnison in schwere Bedrängnis geriet. Wereschtschagin, der keinen militärischen Rang bekleidete, sondern nur beauftragt war, seine Eindrücke künstlerisch zu verwerten, erkannte die Gefahr, in der sich seine Landsleute befanden. Er griff zur Waffe, spornte den Mut der wenigen hundert Soldaten, die den Sturm von vielen Tausenden auszuhalten hatten, aufs äußerste an und erreichte, daß die Besatzung sich so lange hielt, bis General Kaufmann mit seinen Truppen erschien und Hilfe brachte. Für seine kühne Entschlossenheit und den Mut, den er im Einzelkampf entwickelte, wurde er mit einem der höchsten russischen Orden, dem Georgskreuz, belohnt.

* * *

Der russische Admiral Skrydlow, der nach dem Untergang des „Petropawlowsk" als Nachfolger Makarows zum Oberbefehlshaber des russischen Geschwaders in Ostasien ernannt wurde, war ein Jugendfreund Wereschtschagins. Beide waren gleichzeitig im Seekorps gewesen und zusammen auf der Fregatte „Swetlana" gefahren. Wereschtschagin war ihm zwei Klassen voraus und später als Feldwebel bei der Gardemarine sein Vorgesetzter, der dem lebhaften und zerstreuten Burschen wegen seiner Plauderhaftigkeit vor der Front manches derbe Wort zurufen mußte. Im russisch-türkischen Kriege hielten sie gute Kameradschaft beim Anlegen der Minen durch die Torpedoboote auf der Donau und bei der Ausführung geheimer Aufträge während

der Nacht. Skrydlow versuchte mit seinem Torpedoboote einen der türkischen Monitors, die vor Rustschuk lagen, anzugreifen, und der Maler begleitete ihn bei der gefährlichen Fahrt. In anschaulicher Weise erzählte dieser später die aufregenden Erlebnisse. „Der Priester des Minskschen Regiments, ein junger, sehr begabter Mensch, begann den Schiffsgottesdienst abzuhalten. Ich kann mich noch darauf besinnen, wie ich auf den Knieen lag und das interessante Bild, das sich vor mir entrollte, neugierig betrachtete: rechts die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und auf dem hellroten Grund des Himmels und des Wassers die dampfenden Torpedoboote als schwarze Silhouette, am Ufer im Halbkreise die Matrosen, in der Mitte die Offiziere, alle auf den Knieen, eifrig betend. Alles schwieg; man vernahm nur die Stimme des Priesters, der die Gebete verlas." Wereschtschagin hatte sich gleich den übrigen einen Korkgürtel umgeschnürt für den Fall, daß das Boot in die Luft gesprengt werden und eine Rettung nur durch Schwimmen möglich sein sollte. Er hatte die hintere Mine zu beaufsichtigen und wartete auf das Kommando: „Los!", um sie ins Meer zu werfen. So schlich das Boot im Dunkel der Nacht an dem Buschwerk einer Insel vorbei und sauste dann mit der Geschwindigkeit einer Lokomotive auf einen Dampfer zu, der aber einen solchen Hagel von Bomben abfeuerte, daß der eiserne Mantel des Bootes durchschlagen wurde. Es bekam außerdem einen Leck, und die Mine, die Wereschtschagin auswarf, wollte nicht explodieren. Endlich ging auch die Heizung aus, die Insassen wurden durch den Strom vorwärtsgetrieben und waren in beständiger Gefahr, zu ertrinken. Zum Glück konnte man sich in einen Flußarm flüchten, wo man vor den Schüssen des Dampfers sicher war. Skrydlow mußte sein Unternehmen mit zwei Wunden am Bein und einem zerquetschten Arm bezahlen. Eine Kugel, die den Boden des Bootes getroffen hatte, war abgeprallt und fuhr Wereschtschagin am Knochen vorbei durch die Hüfte. Er schilderte seine Empfindung folgendermaßen: „Allmählich begann ich, ein unangenehmes Gefühl am Bein zu verspüren. Ich faßte nach der schmerzhaften Stelle. Die Beinkleider waren an zwei Stellen entzwei, der Finger drang bequem ins Fleisch ein. He, he, ich bin wohl verwundet? Ja, die ganze Hand ist voll Blut. Also das heißt verwundet sein. Früher dachte ich, es sei viel umständlicher." Der Anschlag war mißglückt, aber Wereschtschagin um ein Erlebnis reicher, bei dem er wiederum Tapferkeit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart gezeigt hatte. Ein besseres Resultat war übrigens kaum zu erwarten, da Versuche dieser Art auf der Donau noch nicht genügend geübt waren.

Nach seiner Genesung kehrte Wereschtschagin zur russischen Armee wieder zurück. Er hatte unmittelbar vor dem Feinde und dem beginnenden Feuer, sogar mitten in den Kämpfen, einige dreißig Skizzen angefertigt, welche die Bewegungen der Truppen über den Balkan darstellten. Er gab sie einem Bekannten, der alles nach der Wohnung des Künstlers in Sistowo bringen wollte, aber die Sammlung unterwegs verlor. Der Künstler ging dann vom Detachement Gurko zu dem Skobelews über, dessen Bekanntschaft er schon 1870 in Taschkent gemacht hatte. Dieser war damals ein schneidiger und

stattlicher Husarenrittmeister, der sich jedoch infolge seines Leichtsinns und seiner Prahlerei in einer peinlichen Situation befand. Bei einer Rekognoszierung an der Grenze der Bucharei behauptete er nämlich, eine Schar von Räubern in die Flucht geschlagen, verfolgt und getötet zu haben. In Wirklichkeit waren diese Opfer seiner Tapferkeit aber nur Wahngebilde seiner Phantasie. Der Schwindel wurde aufgedeckt, Skobelew infolgedessen von einem seiner Kameraden zum Duell gefordert und von dem damaligen Generalgouverneur Kaufmann vor allen Offizieren als Lügner gebrandmarkt. Später zeichnete er sich aber bei einem Rekognoszierungsritt, wobei er sich als Turkmene verkleidete und die Stellung des Feindes auf einer Strecke von siebzig Werst Ausdehnung erforschte, tatsächlich so aus, daß er dafür mit dem Georgskreuz belohnt wurde. Im Türkenkriege hatte er es bereits zum Generalmajor gebracht, der sich durch seinen verwegenen, wenn auch oft unbesonnenen Wagemut zu einem Nationalhelden machte. Man rühmte seine Ruhe und Tapferkeit mitten im Kugelregen und hielt ihn für unverwundbar, wenn er, abergläubisch, wie er war, immer nur auf einem Schimmel erschien. Der Chef seines Stabes, der den „weißen General" umgab, war Oberst Kuropatkin, der spätere russische Kriegsminister und gegenwärtige Oberbefehlshaber der gesamten russischen Armee in der Mandschurei. Interessant ist die Schilderung, die Wereschtschagin von Kuropatkin gibt, dem er schon damals das Zeugnis ausstellte, einer der besten Offiziere in der russischen Armee zu sein. „Er war ein Mann von nicht hohem Wuchs," erzählt er, „von keiner besonders in die Augen fallenden Schönheit, aber tapfer, vernünftig und kaltblütig und in vielen Eigenschaften der grade Gegensatz zu Skobelew, der mit ihm schon lange freundschaftlich verkehrte, ihn ehrte und schätzte, wenn er sich auch häufig mit ihm herumstritt, und ich muß sagen, daß bei diesen Streitigkeiten der überlegene Stabschef dem glänzenden impulsiven General gegenüber im Recht blieb . . . Kuropatkin war nicht so schneidig und frech wie Skobelew, aber er war auch ein Mann von ungewöhnlicher Tapferkeit; auch unter ihm wurden Pferde getötet, und Ladekasten explodierten vor seinem Antlitz; mehr als einmal war er verwundet. Aber er lebte und lebt noch jetzt, und wenn es sich darum handelt, Mittel zum Verderben von Rußlands Feinden zu ersinnen, ist er noch ebenso hervorragend wie damals und vielleicht noch mehr."

Wereschtschagin war gerade damit beschäftigt, beim Übergang über den Balkan mitten im Feuer ein Tal, das sich vor ihm öffnete, zu zeichnen, als Kuropatkin von einer Kugel getroffen wurde, die durch das linke Schulterbein am Knochen entlang ging und durch den Rücken wieder herausfuhr. Der Ärmste wurde leichenblaß und fragte beständig, indem ihm die Augen zufielen, ob die Wunde tödlich sei. Er konnte sich kaum noch aufrechthalten und wurde unter den Armen aus dem Feuer getragen. Das Amt des Stabschefs übernahm sein Adjutant Graf Keller, der jetzt im ostasiatischen Kriege als Kommandeur gefallen ist.

Wereschtschagin hatte das Unglück, während des Feldzuges einen seiner Brüder zu verlieren. Er selbst befand sich wiederholt in Lebensgefahr. Als er in der Schlacht von Scheinowo Skobelews Stab zeichnete, prallte der Splitter

einer Granate dicht an seinen Stuhl heran. Mit den Bildern aus dem russisch-türkischen Kriege begann die erste Periode seines künstlerischen Aufschwunges.

* * *

Wereschtschagin machte kein Hehl daraus, daß die Heimat ihm oft zu eng wurde und die Freiheit seiner Bewegung hinderte, daß er, um sein Talent zur vollen Entfaltung zu bringen, geistige Anregungen, wie er sie außerhalb Rußlands fand, nicht gut entbehren könne. „Meine Landsleute machen mir oft den Vorwurf, daß ich mehr im Auslande als in Rußland lebe. Der Vorwurf ist berechtigt, doch es machte sich stets so, daß, sobald ich mein Nomadenzelt auf den heimatlichen Fluren an der Wolga aufschlagen wollte, mich irgendein unbedeutender Zwischenfall nachdenklich machte und die Absicht verzögerte. Nach Turkestan reiste ich, wie ich mich erinnere, ungern, weil mir der einzig richtige Platz für mich in Rußland zu sein schien, wo Natur, Menschen und Künstler so viel Interessantes bieten. Meine Reise an die asiatische Grenze war hauptsächlich durch den damaligen äußerst interessanten Krieg veranlaßt. Sobald ich mich dort umgesehen hatte, war ich entschlossen, meine Eindrücke auf die Leinwand zu übertragen und dann in der Heimat zu arbeiten."

Zu diesem Zwecke reiste er 1869 von Paris nach Petersburg. Dabei begegnete ihm das Unglück, seinen Paß zu vergessen. Er wurde an der Grenze in Wirballen zurückgehalten, und es genügte nicht, daß er sich auf die Bürgschaften berief, die er in Petersburg stellen könne. Er wurde unter Eskorte auf die Polizei befördert und sollte sich in einem übelriechenden Loch die Gesellschaft dreier Diebe und eines Straßenräubers gefallen lassen. Endlich wurde es ihm gestattet, im Gasthaus ein Zimmer zu mieten. Doch wurde er von einem dicken, schmutzigen Bauern, der in Lumpen gehüllt und mit einem Knotenstock bewaffnet war, hinter einem Verschlag der Hoteltür bewacht, wofür er 20 Kopeken zu entrichten hatte. Wereschtschagin mußte dann für eigene Rechnung nach dem benachbarten Städtchen Wilkowischki zum Kreischef fahren, der ihn einige Stunden bei sich behielt und dann beschloß, ihn nach Petersburg transportieren zu lassen. In Begleitung eines Polizisten fuhr er hierauf nach der Residenzstadt, wo er, unmittelbar in die Geheimabteilung gebracht, in Abwesenheit des Stadthauptmanns Trepow von dessen Vertreter General Koslow verhört und erst entlassen wurde, als ein in der Nähe wohnender Bekannter für ihn Bürgschaft leistete. Bei einer andern Gelegenheit befand sich Wereschtschagin mit seiner Frau auf der Wolga, als der Dampfer bei irgendeinem Kloster seine Fahrt unterbrach, Mönche aufs Schiff kamen und einen Gottesdienst abhielten. Infolge davon trafen die Reisenden zu spät in Rybinsk ein, verfehlten den Anschluß und mußten mehrere Tage in dieser Stadt bleiben, wo indessen in den überfüllten Gasthäusern kein Unterkommen zu finden war. Wereschtschagin bat, an Bord des Schiffes bleiben zu dürfen, und als ihm diese Gunst verweigert wurde, machte er dem Kapitän Vorwürfe, daß er den Fahrplan nicht innegehalten und wegen des Gottesdienstes an Bord zu spät eingetroffen sei. Da geriet der Kapitän in Zorn und schrie den Maler vor allem Volke an: „Was? Was sagten Sie?

Sie glauben wohl an keinen Gott? Sie beleidigen unsre rechtgläubige Kirche!" Er rief sogar nach dem Gendarm und bedauerte, daß keiner zur Stelle war, um dem Reisenden zu beweisen, daß man Gott nicht ungestraft beleidige.

Man mag sich den Maler denken, wie er nach solchen Abenteuern ungeduldig wurde und den Sprung ins Freie versuchte, wo er sich, wenn auch unter Gefahren, sein Schicksal selbst schaffen konnte.

In der ersten Periode seiner künstlerischen Entwicklung führte ihn sein Weg in östlicher Richtung nach dem Süden Rußlands und über den Ural tief nach Asien hinein. Im Kaukasus interessierten ihn die religiösen Sekten und ihre mystischen Gebräuche, die sich bis zu Schaustellungen voll wilden Fanatismus steigerten, wobei einzelne sich bei den Volksaufzügen mit scharfgeschliffenen Schwertern derartig das Gesicht zerfetzten, daß sie von Blut überströmt waren. Wereschtschagin hat eine solche Szene mit ihrer kaum zu ertragenden Selbstquälerei auf einem seiner Bilder dargestellt. Er entnahm dem Leben der Duchoborzen, die alles Geschriebene verwerfen und auch die Bibel nicht anerkennen, sowie der Molokanen, deren religiöse Ekstase sich in wildem Stöhnen, Winseln, Heulen und Springen ausdrückt, zahlreiche Motive zu seinen Bildern. Er machte ferner eine Reise nach Sibirien bis nach Omsk und äußerte sich über die Notwendigkeit, nicht nur im Interesse der Landwirtschaft und des Handels, sondern auch zur Hebung der Goldindustrie die Eisenbahn auszuführen und „statt des vorläufig existierenden Luftloches, das man sibirische Straße nennt, endlich ein Fenster nach Sibirien auszubauen".

Mitte der siebziger Jahre dachte Wereschtschagin an eine größere Reise durch ganz Asien nach China und Japan, aber die Umstände fügten es, daß er in Indien längere Zeit verweilte. Seinem Naturell und dem seiner Frau, die ihn hierbei begleitete, entsprach es nicht, länger als notwendig in größeren Städten und auf der geebneten Verkehrsstraße zu bleiben; sie drangen vielmehr ins Innere des Landes ein. Drei Monate hielt er sich in den buddhistischen Klöstern auf und malte sie mit ihren bunten Portalen, ihren Bildwerken und Schnitzereien, ihren auf Lotosblumen träumenden Buddhas und fratzenhaft entstellten Gottheiten. Kurze Zeit schien ihm die Freude an dieser Tätigkeit verdorben zu werden, denn eine englische Zeitung fing an, sich mit ihm zu beschäftigen und den Verdacht auszustreuen, daß er möglicherweise nicht nur seiner Kunst wegen diese mühseligen Reisen angetreten habe. Mit einem Wort: es wurde in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet, daß Wereschtschagin möglicherweise ein russischer Spion sei, den die englische Behörde nicht aus den Augen verlieren dürfe. Die Aussicht, mit den Gesetzen der dortigen Regierung in Berührung zu kommen, war keine verlockende. Der Künstler konnte sich aber auf Empfehlungen einflußreicher Persönlichkeiten, wie des englischen Residenten Girdlestone, berufen, der ihn zu sich eingeladen hatte, so daß das böswillige Gerücht bald zum Schweigen kam. Er beabsichtigte nun, von Agra nach Kamunda, der Hauptstadt Nepals, zu reisen und zu sehen, wie weit er auf den Gaurisankar, den höchsten Berg der Erde, kommen würde. Die wunderbare Flora sowie die herrlichen Wirkungen der Sonne hielten ihn lange fest, und seine Skizzenbücher füllten sich mit Bildern der originellen Volkstypen,

die ihm begegneten. Er erreichte glücklich eine Höhe von 14000 Fuß, wurde aber dabei von Hunger, Durst und der immer mehr zunehmenden Kälte derartig gepeinigt, daß er, nachdem ihn sogar die Träger verlassen hatten, kaum noch an Rettung denken konnte und nur wie durch ein Wunder vor dem Äußersten bewahrt blieb. Auch bei der Reise durch den westlichen Teil des Himalaya, wobei er nach Kaschgar und Ladak gelangte, mußte er im Anblick des gewaltigen Hochgebirges eine Entschädigung dafür suchen, daß es ihm oft an dem Notwendigsten fehlte und der Weg über Pässe, die in Schnee gehüllt waren, und durch Gegenden, wo man nicht einmal die Bedeutung des Geldes kannte, ihm vielfache Gefahren brachte.

Vieles von dem, was er mit höchster Bewunderung betrachtet hatte, entzog sich in der Pracht der beständig wechselnden Lichter und Farben, den seltsamen und nicht immer verständlichen Symbolen der getreuen Wiedergabe, selbst bei seinem malerischen Können. Er glaubte eine neue Welt entdeckt zu haben, in die er als Pionier für seine Kunst nur mühsam vorwärtszudringen vermochte. In Agra erkrankte er dabei so schwer, daß es schien, als solle er dem tropischen Klima zum Opfer fallen. Aber seine kräftige Natur bestand auch diese Probe, und einige Monate später finden wir ihn in Paris, wo er seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen hoffte. Er hatte in seiner Phantasie eine solche Fülle von gewaltigen Eindrücken aus dem Natur- und Volksleben Indiens in sich aufgenommen, daß es für ihn an der Zeit war, in der Stille seines Ateliers und unter den geistigen Anregungen der französischen Hauptstadt dies kostbare Material zu verwerten.

* * *

Wereschtschagin hatte Paris zum zweitenmal im Jahre 1864 mit einem Stipendium von tausend Rubeln besucht, um in die dortige Ecole des beaux arts einzutreten. Er wendete sich kurz entschlossen an Gérôme mit der Frage, ob er ihn in sein Atelier aufnehmen wolle, und als der Meister wissen wollte, wer ihn empfohlen habe, antwortete der Russe keck: „Niemand! Aber was Sie machen, gefällt mir. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen." Das aufgeregte, redselige Wesen der jungen Pariser Maler war übrigens wenig nach seinem Geschmack, denn er liebte es, sich still in seine Arbeit zu versenken oder in den Mußestunden auf einsamen Spaziergängen die Natur zu beobachten. Die andern suchten ihre Modelle auf den Boulevards, in den Salons oder in der Umgebung von Paris, während er mit seiner Phantasie noch immer im Kaukasus weilte. Wenn Gérôme ihm riet, die Meisterwerke des Louvre zu studieren und zu kopieren, fühlte er, wie seine Persönlichkeit sich dagegen auflehnte, um ihre eigenen Wege zu gehen.

Wirklich heimisch wurde der Künstler erst viel später in Paris, nachdem er sich in dem anmutig gelegenen Dorf Maisons Laffitte niedergelassen hatte. Er erkannte die Vorzüge der Schule von Barbizon mit ihrer Plein-air-Malerei und legte den größten Wert darauf, im unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur zu bleiben, die Verschiedenartigkeit der Beleuchtung, wie sie sich in einzelnen Tages- und Jahreszeiten ausdrückt, beständig vor Augen zu haben und seinen Stoffen dadurch die entsprechende künstlerische Stimmung zu geben.

Oft sprach er davon, daß selbst die größten Meister der Renaissance Vorgänge, die sich in der freien Luft abspielten, in dem Licht kleiner und niedriger Ateliers aufgefaßt, studiert und gemalt hatten. Um diesen Übelstand zu vermeiden, ließ er sich in Maisons Laffitte ein Atelier von hundert Fuß Länge und fünfzig Fuß Breite bauen, bei dem eine Seite nur aus einer fast ununterbrochenen Glaswand bestand, so daß der ganze Raum von Licht durchflutet war. Daneben besaß er noch ein andres Atelier, das auf eisernen Schienen bewegt werden konnte und nach oben hin offen war. Seine großen indischen Gemälde, wie das bekannte, das den Einzug des Prinzen von Wales, des jetzigen Königs Edward von England, mit einem der Rajahs auf einem Elefanten darstellt, sind hier entstanden.

Wereschtschagin schuf sich in der Pariser Künstler- und Schriftstellerwelt schnell eine angesehene Stellung. Das Geschmeidige und Bewegliche seiner Persönlichkeit, mit dem er sich in jede Situation hineinfand, waren den Franzosen ungemein sympathisch, und noch mehr der Duft des Exotischen, der ihn umgab, die seltsamen Erlebnisse, von denen er zu erzählen wußte, die originellen Stoffe, die er behandelte, sowie das Blendende und Gewagte seiner Technik. Glaubten die Pariser ihn ganz zu den Ihrigen zählen zu dürfen, so entschlüpfte er doch völlig ihrem Salontreiben. Es haftete ihm stets etwas Unverstandenes an, ein Rest von Wildheit oder im französischen Sinne Barbarei, mit dem sie nichts anzufangen wußten, und das ihn doch gerade interessant machte. Er blieb draußen in Maisons Laffitte mit seinen gewaltigen Bildern und Plänen, seinen einsamen Streifzügen, wobei er nur von seinen Tibethunden begleitet war, immer ein einsamer Mann. Nur das Beste, was es in Paris gab, war ihm gerade gut genug, und er hat sich vor den Launen der Modegöttin stets in acht genommen. Hatte er einen Erfolg errungen, so suchte er ihn durch einen noch stärkeren Einsatz künstlerischer Kraft erst recht zu verdienen.

Unter den in Paris lebenden Größen stand er wohl niemandem so nahe wie seinem Landsmann Iwan Turgénjew. Schon als Schüler des Petersburger Seekorps hatte er den berühmten Romandichter im Jahre 1855 gesehen, als dieser seinen Neffen auf die Anstalt brachte. Der Künstler erinnerte sich später, wenn er die entzückenden „Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers", eine der unvergleichlichen Liebesnovellen oder den Roman „Väter und Söhne" zur Hand nahm, immer wieder der riesenhaften, in ihrer Weichheit und Güte imponierenden Erscheinung des Dichters, wie er damals mit auf dem Rücken gekreuzten Händen zwischen den Betten der Seekadetten auf und nieder ging. Zu einer freundschaftlichen Annäherung zwischen beiden Männern kam es aber erst ein Vierteljahrhundert später, als sich bei Turgénjew schon die ersten Spuren der Krankheit zeigten, der er im Herbst 1883 zum Opfer fallen sollte. Seinem Landsmann gegenüber war er, wie in allen andern Fällen, die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft in Person. Er bemühte sich, selbst ein Lokal ausfindig zu machen, in dem Wereschtschagin in Paris seine Bilder ausstellen konnte, und schrieb über ihn im „XIX. Siècle" einen kurzen Artikel, mit dem er die Pariser auf das Genie des russischen Malers aufmerksam machte. Ebenso versah er Wereschtschagin mit Emp-

fehlungen nach Berlin und andern großen Städten, in denen er noch nicht bekannt war. Die beiden Männer zogen sich gerade deshalb an, weil sie in bezug auf Temperament, Weltanschauung und Willenskraft einander so wenig glichen. Wir besitzen von Wereschtschagin einen rührenden Bericht über den Tod des Dichters und die Umstände, die ihn begleiteten, über die Art, wie dieser in seinen letzten Phantasien sich wie ein russischer Familienvater vorkam und in seiner Landessprache redete, die von seiner Umgebung nicht verstanden wurde.

Leo Tolstoi ließ er wohl als großen Dichter, nicht aber als Philosophen gelten, dessen Weltanschauung er vielmehr verworren, dessen Theorie von der Kunst er barbarisch, dessen ganze Lebensweise er voll Widersprüche fand. „Ihr Freund und Prophet Tolstoi," schrieb er mir Januar 1898, „flickt sich nicht mehr seine Stiefeln. Wein und Kadaver-Gerichte werden bei Tisch ohne seinen Widerspruch aufgetragen, und er läßt sich von Dienern mit weißen Halsbinden bedienen."

Für Emile Zola zeigte der Maler ein großes Interesse, schickte ihm während des Dreyfus-Prozesses sein Bildnis mit der Widmung: „Au brave des braves!" und bewunderte seine älteren Romane aufrichtig. Auch verteidigte er ihn lebhaft gegen den Vorwurf, den Schmutz des Lebens in seinen Dichtungen bevorzugt zu haben, weil er der Meinung war, daß alle Schichten des Lebens gleich wertvolle Gegenstände des literarischen Schaffens seien. Dagegen meinte Wereschtschagin, daß Zola die Halbwelt und die höheren Gesellschaftsklassen, die er in „Nana" miteinander in Verbindung brachte, gar nicht kannte; daß er nur die äußeren, mehr hervortretenden Züge und Roheiten hervorhob, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen aber nicht erfassen und wiedergeben konnte und, indem er eine Mißgestalt auf die andre häufte, den Leser wohl in Erstaunen versetzte, aber nicht eigentlich überzeugte. Der Maler erzählte drollige Geschichten, wie schrecklich es für Zola war, sich längere Zeit in Damengesellschaft zu bewegen und die kleinen Rücksichten zu beobachten, die man dem schönen Geschlechte schuldig ist. „Ich empfinde nach einiger Zeit stets das Bedürfnis, mir die Weste aufzuknöpfen," soll Zola einmal, indem er beständig ängstlicher und bleicher wurde, ausgerufen haben, als die Zahl der Gäste, die in den Salon traten, immer größer wurde.

Meissonnier wurde von unserm Künstler wegen seines Fleißes und seiner Gewissenhaftigkeit sehr geschätzt, aber mehrere von seinen Kostümbildern fand er steif und theatralisch. Einmal fragte er den Pariser Meister, wie er wohl auf seinem Bilde „Napoleon im Jahre 1814" den Schnee gemalt habe? Darauf führte ihn Meissonnier zu einem niedrigen Gestell, auf dem er eine Mischung von Lehm und Mehl hergerichtet, sie zur Hervorbringung der Glanzlichter mit Salz bestreut und ihr die Spuren der Hufe und Kanonen eingedrückt hatte, um die Vorstellung einer Schneelandschaft zu bekommen, wie man sie in Paris kaum jemals beobachten konnte. Wereschtschagin machte dabei verwunderte Augen, und als Meissonnier ihn fragte, wie er die Sache angestellt haben würde, antwortete er: „Ich würde einfach nach Rußland gereist sein, wo alle Wege so sind, und diese Studie nach der Natur gemalt haben." Das war allerdings für einen Pariser eine unerhörte Zumutung.

* * *

Zum erstenmal erschien Wereschtschagin im Jahre 1881 in Berlin, wo er im Königssaal des Krollschen Etablissements, des jetzigen Neuen Königlichen Opernhauses, eine Ausstellung seiner Bilder veranstaltete. Nur durch kurze Zeitungsnachrichten aus Petersburg hatte man etwas über den merkwürdigen Mann erfahren, der die Doppelrolle des Soldaten und Malers mit so überraschendem Geschick durchführte und schon wegen der Wahl seiner Stoffe so viel von sich reden machte. Man hatte eigentlich kein rechtes Vertrauen zu der Echtheit dieses Ruhmes, der sich so unvermutet den Westen Europas erobern wollte. Eine Anzahl Rollwagen mußte aufgeboten werden, um Kisten von riesigem Format nach dem bekannten Bühnenhause am Königsplatz zu schaffen. Wereschtschagin, der den meisten noch völlig unbekannt war, packte gleich eine Galerie von einigen sechzig Bildern aus und zwang das Publikum, sich beim Aussprechen seines Namens die Zunge zu zerbrechen. Der in der Mitte befindliche Konsonantenschwall, der sich im Deutschen aus sieben Buchstaben zusammensetzt, im Russischen aber mit einem einzigen wiedergegeben wird, erfuhr dabei eine Verkürzung auf ein bloßes „sch", um dies stolpernde Wortungetüm für westliche Ohren aufnahmefähiger zu machen. Der Künstler ist übrigens dem Bedürfnis nach einer bequemeren Behandlung seines Namens je nach den Ländern, in denen er sich aufhielt, entgegengekommen und hat sich in Deutschland meistens „Wereschagin", in England und Amerika „Vereschagin", in Frankreich „Verechaguine" geschrieben, während wir uns an die Buchstaben halten, die dem Russischen entsprechen, wobei bemerkt werden mag, daß die Betonung auf der dritten Silbe liegt, der Name des Künstlers also „Wereschtschágin" klingen muß.

Man betrachtete diese Arbeiten, die alle Gebiete malerischer Ausdrucksweise umfaßten und Einblicke in eine ganz neue Welt eröffneten, mit seltsamem Erstaunen. Kriegsbilder von so schreiendem Naturalismus in der Ausführung, daß von mancher Seite der Vorwurf der tendenziösen Übertreibung erhoben wurde, Ansichten aus dem Innern von Palästen und Moscheen, bei denen die weiße Farbe bis zur plastischen Wirkung dick aufgetragen war, Gemälde aus dem Innern Asiens und aus Indien, denen man eine breite Pinselführung anmerkte, wechselten mit Landschaften, Architekturbildern und Porträts von solcher duftigen Stimmung und zarten Farbengebung ab, daß man den Eindruck eines anscheinend unbegrenzten Könnens empfing. Theatralisch wollte es freilich vielen erscheinen, daß diese Schöpfungen bei elektrischem Licht ausgestellt waren, und man sprach die Vermutung aus, daß sie in ihrer koloristischen Durchführung nur auf solche Art von Beleuchtung berechnet seien. Der wahre Grund für dieses Arrangement lag aber darin, daß man einen durch Tageslicht erhellten Saal von so großem Umfang, wie ihn Wereschtschagin brauchte, in Berlin nicht finden konnte und daher aus der Not eine Tugend machen mußte. Bei andern Gelegenheiten und bei Bildern geringeren Umfanges hat man auf dies Hilfsmittel verzichten können, und der Eindruck ist genau derselbe geblieben. Ein echt russisches Stimmungsmittel, mit dem man sich weniger einverstanden erklären konnte, bestand darin, daß in einer Ecke des Saales, dem Publikum verborgen, ein Harmonium auf-

gestellt war, auf dem langgezogene, leise verklingende, melancholische Weisen, ähnlich denen, die man bei russischen Totenfeiern vernimmt, angestimmt wurden. Dieser musikalische Aufputz hatte allerdings etwas Zudringliches und Ablenkendes und wäre besser fortgeblieben, konnte aber die bedeutende, tief einschneidende Wirkung dessen, was man zu sehen bekam, nicht abschwächen.

Der Meister stand damals im neununddreißigsten Jahr, auf der Höhe frischer Schaffenslust und männlicher Kraft. Groß und schlank, von fester, aufrechter Haltung, wirkte er auf jeden sofort als Persönlichkeit, die sich viel in der Welt umgesehen hatte und jeder Lebenslage gewachsen war. Er verbreitete die Stimmung des Tatkräftigen und Unternehmenden, des Lebens in der freien Natur und der Reisefreudigkeit, die ihn erfüllte. Prächtig wirkte die edle, kugelförmig gestaltete Stirn, die durch das allmählich zurücktretende kurze Haar noch freier und bedeutender zum Ausdruck kam. Die Augen waren in ihrem bläulichgrauen Glanz von unaufhörlich wechselnder Lebendigkeit. Sie konnten mit völliger Unbefangenheit in die Natur, die ihn umgab, hineinschauen und sich doch klug und berechnend, vorsichtig und mißtrauisch in sich selbst zurückziehen. Die stark hervortretende Nase und der kräftig entwickelte Mund fielen ebenfalls vorteilhaft auf, und um Kinn und Backen war ihm ein langer, breiter, dunkelblonder Bart gewachsen, den er nachdenklich zu streichen liebte.

Während er bei dem Aufhängen seiner Bilder jede Kleinigkeit selbst anordnete, fand er doch noch Zeit, sich in den verschiedenen Schichten der Berliner Gesellschaft persönlich so geschickt einzuführen, daß er sie schon am Eröffnungstage ganz auf seiner Seite hatte. Er schien für jeden, der sich ihm näherte, dasselbe freundliche und ungezwungene Entgegenkommen zu zeigen und wußte dabei doch nach der Individualität des einzelnen bestimmte Unterschiede zu machen. Er unterhielt sich in vier Sprachen, war gleichzeitig selbstbewußt und bescheiden, träumerisch und spaßhaft, erschien wie ein Fremder, der einen neuen Boden erobern wollte, und war doch sicher, daß ihm der Ruhm auch bei uns zufallen müsse. Der deutschen Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich, die an seinen Bildern ein lebhaftes Gefallen fand, erzählte er stundenlang, wie dies oder jenes Motiv entstanden und aufgefaßt sei, und er führte Moltke mit harmlos lächelnder Miene zu den Gemälden, auf denen er die Schrecken des Krieges in so unvergleichlicher Weise dargestellt hatte. Über die Künstler, die seine Ausstellung besuchten, wußte er genau Bescheid und plauderte mit ihnen wie mit alten Bekannten. Die Schriftsteller nahm er unter den Arm, nicht aber um in derber Weise für sich Stimmung zu machen, sondern um ihnen zu erzählen, wie sauer ihm die Arbeit geworden und wie oft er seine Kraft bei der Bewältigung technischer Schwierigkeiten erlahmt sei.

Dann erschien er 1886 wieder an derselben Stelle und klagte, daß er sich nicht mehr so frisch wie früher fühle und zu altern anfange. Zwei Jahre zuvor hatte er eine Reise nach Syrien und Palästina angetreten und seine Eindrücke in einer Sammlung von fünfundvierzig Bildern wiedergegeben, mit denen er ebenfalls eine Rundreise durch die europäischen Hauptstädte antrat.

Er wollte die Stätten, auf denen der Erlöser gewandelt war, und das Land, auf dem sich die in der Bibel geschilderten Begebenheiten abgespielt haben, frei von aller poetischen und romantischen Ausschmückung, so, wie er sie selbst gesehen hatte, zur Anschauung bringen. Sein ungetrübter Beobachtungssinn veranlaßte ihn, auch auf diesem Gebiet sich an das Wirkliche zu halten, und er dachte nicht im entferntesten daran, daß sich echtes religiöses Empfinden dadurch gekränkt fühlen könnte. Hebron, wo Abraham die Geburt eines Sohnes und der Untergang von Sodom und Gomorrha verkündet wurde, das Tote Meer, wo Christus betend und fastend vierzig Tage weilte, die Grabstätten Josephs und Samuels, die Höhle von Endor, wo die Zauberin gewohnt haben soll, der Berg Tabor, Grabstätten und Ansiedlungen verschiedener Art gaben uns teilweise ganz neue Anschauungen von der Natur und Beschaffenheit dieser Gegenden. Die Salomonsmauer mit den betenden und wehklagenden Juden erschien wie eine Elegie von solcher rührenden Gewalt, daß man glaubte, dies oft wiederholte Thema zum erstenmal behandelt zu sehen. Im Anblick der Mauer, die sich mit den verfallenen, zum Teil mit Moos und Gesträuch bewachsenen Steinen in der Breite und Höhe bis zur Unendlichkeit fortzusetzen schien, waren diese andächtig wandelnden oder wie an der Wand klebenden, auf dem Gestein hockenden oder sich zu Boden werfenden Gestalten wie aufgelöst in selbstvergessener Demut, Gottesfurcht und Zerknirschung.

Bei einer so ernsten und edlen Auffassung konnte man Wereschtschagin unmöglich das Recht versagen, auch die Figur des Heilands und seiner Umgebung so darzustellen, wie sie ihm bei seinem Studium von Land und Leuten in Palästina erschienen, und die Erlösertat, ohne sie ihres idealen Charakters zu entkleiden, auf rein menschliche Empfindungen und Zustände zurückzuführen. Man erblickte die heilige Familie, Jesus bei Johannes am Jordan, in der Wüste und auf dem See Tiberias sowie die Weissagung und Auferstehung des Heilands. Als die Sammlung dieser Bilder nach Wien kam, sah sich der dortige Erzbischof Ganglbauer zu einer öffentlichen Erklärung gegen diese Auffassung der biblischen Geschichte veranlaßt. Es entwickelte sich an der Donau ein Streit in der Presse, die für und gegen den Künstler Partei nahm und auch den Witzblättern Anregung zu drolligen Einfällen gab. In Berlin verlief die Sache ruhiger und bildete nur einen Gegenstand künstlerischer Meinungsverschiedenheit. Man mochte daran zweifeln, ob diese realistische Gestaltung von Äußerlichkeiten auf Grund moderner Beobachtungen das innerste Wesen des Christusgedankens erschöpfe, und mußte doch gestehen, daß der Maler auch bei der Ausführung dieser Bilder keine andre Absicht verfolgt habe, als seine persönlichen Eindrücke und Empfindungen in lebendige Anschauung umzusetzen. Man konnte bei dem Künstler ohne weiteres voraussetzen, daß ihm die unfeine Reklame, die seinen Schöpfungen von kirchlicher Seite gemacht wurde, durchaus nicht willkommen sei, und daß er nach einem höheren Ruhm strebe, als den Ernst seines Schaffens in einen grob zuschlagenden Zeitungskrieg verwickelt zu sehen, an den sich allerlei Mißverständnisse und Übertreibungen knüpften.

Wereschtschagin hatte für das aufblühende, jugendfrische Leben in Berlin das vollste Verständnis und war jedesmal überrascht, wenn er nach mehrjähriger Abwesenheit wieder in unsrer Mitte erschien und das schnelle Tempo verfolgte, das die Entwicklung unsrer Stadt angeschlagen hatte. Von unsern Künstlern liebte er vor allem Adolf Menzel, den er für eine der größten Begabungen aller Zeiten hielt. Aber auch mit Reinhold Begas, Ludwig Knaus und Paul Meyerheim stand er in freundschaftlichen Beziehungen und unterließ nie, sie in ihren Ateliers aufzusuchen. So wenig er zu schmeicheln liebte, entwickelte er doch im Verkehr und Gespräch einen feinen Herzenstakt, der unwiderstehlich wirkte. Bedenken und Ausstellungen, die er vorzubringen hatte, zeugten dabei immer von warmem Interesse für die Sache, und viele von den Ideen, die er bei solchen Gelegenheiten entwickelte, sind mit Dank verwertet worden.

* * *

Wereschtschagin war von der Überzeugung fest durchdrungen, daß seinen Kriegsbildern mit der furchtbaren Wahrheit, die auf ihnen zum Ausdruck kam, nicht nur ein bedeutender künstlerischer, sondern auch ein hoher sittlicher Wert innewohne. Er glaubte den Dämon, der die Völker in wilder Leidenschaft gegeneinander treibt, in seiner wahren Natur erkannt, in seinem innersten Wesen überzeugend dargestellt zu haben. „Seht, so ist der Krieg!“ schienen seine Gemälde mit den Opfern, die, von der feindlichen Kugel tödlich getroffen, unter qualvollen Schmerzen sterben, den Beschauern zuzurufen. Um einen Schrecken, der die Welt beherrscht, zu bekämpfen, genügte es nach seiner Meinung nicht, sich auf die allgemeinen Ideen der Humanität und Bruderliebe zu berufen und in die schwärmerische Tonart der Friedensapostel einzustimmen. Dem Tatsächlichen, das von ihm beobachtet und erlebt war, das sich den Freunden seiner Kunst tief in die Phantasie eingeprägt hatte, traute er dagegen eine ganz andre Kraft zu, die Menschen mit Abscheu vor dem Kriege zu erfüllen.

Niemals werde ich vergessen, wie stolz der Künstler auf eine Bemerkung war, die Kaiser Wilhelm nach der Besichtigung seiner Napoleonbilder im alten Reichstagsgebäude im Winter 1897 zu ihm gemacht hatte. Es handelte sich um jene Gemälde aus dem brennenden Moskau und von der Rückzugsstraße, in denen Wereschtschagin im Gegensatz zu der französischen Legende die Situation so aufgefaßt hat, wie sie sich in der alten Hauptstadt der Russen, in den ehrwürdigen, zu Pferdeställen und Küchen verwandelten Kirchen des Kreml, auf den unendlichen, todbringenden Schnee- und Eisfeldern wirklich abgespielt hat. Der deutsche Kaiser betrachtete die Ausstellung mit dem lebhaftesten Interesse und setzte den Künstler durch das Frische und Unmittelbare seiner Auffassungsgabe sowie durch seine Sachkenntnis, die aber den Dingen immer noch tiefer auf den Grund gehen wollte, gradezu in Erstaunen. Nachdenklich blieb der Monarch vor dem Gemälde „Rückkehr von Petrowski Park“, auf dem Napoleon, von seiner Garde begleitet, an rauchenden Trümmern und Schutthaufen vorbeireitet, und vor dem andern „Auf der großen Straße,

Rückzug-Flucht" stehen, auf dem der Kaiser der Franzosen, in seinen Pelz gehüllt, an der Spitze seiner Generale über das von Leichen bedeckte, in Schnee gehüllte Schlachtfeld schreitet. Dabei wendete sich der deutsche Kaiser an den Maler, dem dabei der tiefe Ernst in seinen Gesichtszügen auffiel, und richtete an ihn die Worte: „Vos tableaux sont la meilleure assurance contre la guerre!"

Eine glänzendere Bestätigung dessen, was er mit seinen Schöpfungen erreichen wollte, konnte sich Wereschtschagin nicht wünschen. Er berief sich immer wieder auf dies Kaiserwort, als nach dem Tode Alfred Nobels dessen testamentarische Bestimmung von fünf Preisen bekannt wurde, für die der schwedische Erfinder des Dynamits fast den ganzen Ertrag seines riesigen Vermögens ausgesetzt hatte. Der fünfte von diesen Preisen sollte dem „verdienstlichsten und wirksamsten Bestreben zur Förderung allgemeiner Brüderlichkeit, Aufhebung und Verminderung der stehenden Heere und schiedsrichterlicher Tribunale zwischen den verschiedenen Staaten" zuerteilt werden. Wereschtschagin war der Meinung, daß er vollberechtigten Anspruch auf diesen Preis habe, weil er seinen Gemälden eine solche Wirkung zutraute, wie sie Nobel in seiner letztwilligen Verfügung ins Auge gefaßt hatte. Im Dezember 1897 schrieb der Künstler an mich:

Ich höre, daß sich in der Schweiz ein Syndikat gebildet hat, um für Dunan als Kandidaten für den Nobelpreis Stimmung zu machen — für den Schweizer Dunan, von dem die Gründung des Roten Kreuzes ausgegangen ist. Ohne Zweifel ein gutes Werk, mildtätig und alles, was man sonst will, aber außerstande, das zu verhindern, was den Krieg ausmacht — vielleicht im Gegenteil. Die sentimentalen Seelen können jetzt ruhiger sein, wenn sie sich in kriegerische Unternehmungen einlassen, seitdem sie wissen, daß die Verwundeten gepflegt werden. Als ein wesentlich mildtätiges Werk verdient es erhalten zu werden, aber als eine Einrichtung, die den Krieg verhindern soll, kommt es nicht in Frage. Ich habe dagegen wie jener weise Vater gehandelt, der, anstatt seinem Sohn Moral zu predigen, ihn in das Krankenhaus geführt und ihm die Folgen des Lasters gezeigt hat.

Ob der Künstler die Bedeutung seiner Bilder als Mittel, der Menschheit die Schrecken des Krieges vorzuführen und sie dadurch zur Friedensliebe zu erziehen, schließlich nicht doch überschätzte, mag an dieser Stelle unerörtert bleiben. Bekanntlich kam der Preis, von dem er annahm, daß er ihm zufallen müßte, in andre Hände.

* * *

In Moskau, wohin er Ende der achtziger Jahre übergesiedelt war, wohnte Wereschtschagin in einem einsam gelegenen südlichen Ausläufer der Stadt, der Serpuchowskaja Sastawa, wo er vor neugierigen Besuchern im allgemeinen sicher war. Selbst mit einer rasch fahrenden Droschke braucht man mehr als eine Stunde, um vom Kreml zu seiner Wohnung zu gelangen. Während die Häusermassen sich immer mehr aufteilen, die Straßen und Plätze freier werden, baut sich das Bild der Stadt im Hintergrunde, namentlich bei Abendbeleuchtung, mit den Palästen, Kirchen und Kapellen in seiner Lichtwirkung eindrucksvoll auf. Die Moskwa, die man bald nach dem Verlassen des Kreml

auf zwei Brücken überschreitet, umschlingt das südliche Gebiet der Stadt mit einem langen Bogen. Zur Linken liegt unmittelbar am Fluß das Danilow-Mönchskloster, auf dessen Kirchhof der berühmte russische Dichter Gogol, der Verfasser des Lustspiels „Der Revisor“ und des Romans „Tote Seelen“, begraben liegt. Zur Rechten erhebt sich, von einer gewaltigen viereckigen Mauer umgeben, das Donskoikloster mit seinen sieben Kirchen, das den Russen besonders teuer ist, weil es das Bild der heiligen Mutter vom Don enthält, das im Jahre 1591 bei den Kämpfen gegen die Tataren den Truppen vorangetragen wurde und sie nach der Meinung der Gläubigen zum Siege führte.

Wereschtschagins Haus liegt auf einer leichten Bodenerhebung, die aber genügt, um einen Aussichtspunkt zu bilden, von dem man die ganze Stadt in ihrer architektonischen Gliederung als einen langgezogenen Streifen von schimmernden Linien und Punkten zu überblicken vermag. Hier konnte das Auge des Malers sich unaufhörlich sättigen und sein Geist in der Erinnerung an die wechselvollen Schicksale Moskaus schwelgen von den Verheerungen durch Krieg, Feuer und Pest bis zu den Begebenheiten des napoleonischen Feldzuges, die alles Vorausgegangene weit überbieten sollten. Da die Wohnung des Künstlers ganz freiliegt, ist der Rundblick über dies Gebiet, in dem fast die ganze Geschichte Rußlands zusammengefaßt ist, in keiner Weise unterbrochen. Das Gebäude selbst ist von einem großen Garten umgeben, der es von der Landstraße abschließt, so daß man erst ein längeres Stück Weges gehen muß, bis man zur Wohnung gelangt.

Der Diener, der die Tür des Staketenzaunes öffnet, spricht nur Russisch und ist angewiesen, Unbekannte, die sich nach dem Hausherrn erkundigen, mit den Worten: „Nicht zu Hause!“ abzufertigen. Wer sich aber angemeldet hat und willkommen ist, wird durch den großen Eingang in einen kleinen Flur geführt, auf den nach beiden Seiten Zimmer stoßen. Nachdem man abgelegt hat, gelangt man gradezu in das Atelier des Künstlers. Er kommt dem befreundeten Gast mit seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit bis zur Tür entgegen, schüttelt ihm herzlich die Hand oder drückt ihm gar einen leichten Kuß auf die Wange. Er versteht es, sich ebensogut deutsch, englisch und französisch wie russisch zu unterhalten. Dazwischen ruft er „Akulina,“ und seine Magd tritt herein. Nur der Name erweckt Erinnerungen an Tolstois schauerliches Drama „Die Macht der Finsternis“, denn die Luft in diesem Hause strömt reines Familienglück aus. Wereschtschagin hat sich auch in Moskau ein sehr hohes und weites Atelier eingerichtet. Er braucht große Räume als Flugbahn für seine weitausholenden Gedanken und Phantasien. Die Einrichtung des Ateliers ist frei von allem Gemachten und Selbstgefälligen, aber zweckmäßig und behaglich und reich an Erinnerungen aller Art. Der Künstler macht uns auf einen originellen Ruhesitz aufmerksam, der mit ungewöhnlich reicher Holzschnitzerei ausgeführt ist, und den er aus Indien mitgebracht hat. Er nimmt ein wertvolles Andenken von der Wand und erzählt von dem Feldzug in Turkestan, an dem er teilgenommen hat, von dem russisch-türkischen Krieg und interessanten Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist.

Eine Fahne aus roter Seide und mit einem gelben Kreuz an einer Kosakenlanze hängt an der Wand. Kugeln sind durch die Fahne hindurchgesaust, und die Farbe ist im Unwetter verblichen. Die Fahne ist ein Geschenk Skobelews und hat diesen nach einem von ihm selbst aufgesetzten Bericht in zweiundzwanzig Schlachten begleitet. Bei seinem letzten Feldzug gegen die Turkmenen wollte Skobelew die Fahne wieder zurückhaben, aber der Maler schickte ihm statt dessen eine neue, die aus einem indischen Shawl und einem roten chinesischen Atlasstoff mit dem blauen Andreaskreuz in der Mitte zusammengesetzt war. Charakteristisch erscheint es für Skobelew, daß er nach den ersten Ausfällen aus Geok-Tepe, die unglücklich verliefen, seinen Mißerfolg darauf zurückführte, daß ihm die alte Fahne vorenthalten sei, und die neue erst zu Gnaden aufnahm, als es ihm gelang, die Festung im Sturm zu nehmen und dort als Sieger einzuziehen.

Auf der Staffelei befindet sich das fast vollendete Bild einer Moschee, deren schimmerndes Weiß sich von dem blauen Himmel prächtig abhebt. Sonst liebte der Künstler es nicht, die Wände seines Ateliers mit Bildern und Studien zu behängen. Man befand sich wie bei Adolf Menzel nicht in einem Empfangs-, sondern in einem Arbeitsatelier. Trat man auf die Brüstung vor dem Fenster, so hatte man das schönste Panorama von Moskau, das man sich überhaupt denken konnte. Wereschtschagin versenkte sich immer wieder in den Anblick der Stadt und hatte alle zarten Unterschiede in der Stimmung und Beleuchtung mit unfehlbarer Sicherheit erfaßt. Am meisten liebte er den Anblick Moskaus unmittelbar nach dem Untergang der Sonne, wenn die letzten roten Strahlen sich in der Luft allmählich ins Bläuliche auflösten, auch dieser Farbenton sanft verklang und endlich das Häusermeer von einer dünnen, milchweißen Luft umspült war, die etwas Geisterhaftes hatte und wie ein tiefes, sich immer mehr verhüllendes Geheimnis auf den Beschauer wirkte. Wereschtschagin kannte jedes Gäßchen in Moskau und wußte aufs genaueste anzugeben, an welchen Punkten und unter welchen Umständen das Neue aus dem Alten herausgewachsen war. Mit besonderer Wärme sprach er von einem Winkel in Moskau, den er den malerischsten der ganzen Stadt nannte, weil die Häusergruppe, die ihn bildet, bei dem großen Brande von 1812 durch einen Zufall verschont geblieben sei. Überhaupt war ihm Moskau ein ganz bestimmter, volltönender Akkord, den er beständig vernahm, ein kunstreich ausgeführtes Gedicht, das im Dunkel des Mittelalters rätselhaft anhub und sich bis zur Gegenwart immer eindrucksvoller, farbiger und mächtiger fortsetzte. Für ihn war Moskau ein Auszug der stärksten Triebfedern, welche die Geschicke Rußlands bestimmen, und deshalb auch vom malerischen Standpunkt der Gegenstand eines unaufhörlichen Studiums.

„Mütterchen Moskau" war ihm recht eigentlich das russische Rom, die ewige Stadt des Slawentums. Er malte den Kreml, den hochragenden, von einer Mauer umschlossenen Kern der Stadt, von dem gegenüberliegenden Ufer der Moskwa. Über den Fluß hinweg sieht man den mit Bäumen bepflanzten Kai, die mit Zinnen und Türmen umgebene Umfassung und darüber die lange Reihe der monumentalen Gebäude von dem Kaiserpalast zur Linken bis

zu dem Punkt zur Rechten, wo dem Zarbefreier Alexander II. auf einem breiten Platz ein Denkmal errichtet ist. In der Mitte dieses Bildes drängen sich die Kirchen, Klöster und Stadtgebäude scheinbar willkürlich und doch nach einem festen Gesetz geordnet durcheinander. In der Mitte strebt der ehrwürdige Glockenturm des Iwan Weliki in die Lüfte, um den sich die charakteristischen Formen der Gotteshäuser gruppieren. Das alles ist in die Stimmung eines klaren, von der Sonne durchfluteten Sommertages getaucht, mit tief einfallendem Schatten, wobei alles von Licht und Wärme leise zu erzittern scheint. Das Ganze kommt einer in der Luft schwebenden Phantasmagorie nahe und ist doch aufs genaueste der Wirklichkeit abgewonnen.

Aber selbst Moskau, das er so sehr liebte, vermochte den Künstler nicht beständig festzuhalten. Es steckte in ihm eine seltsame Blutmischung, die ihn immer wieder in die Welt hinaustrieb. Weil er viel von ihr gesehen hatte, wußte er, wie unendlich viel mehr sie ihm noch zu bieten hatte. So sehr er sich auch als Russe fühlte, hatte er doch alles Lässige, das sonst so tief im Charakter seines Volkes steckt, vollständig überwunden. In dieser Beziehung war er eine bis zur Genialität durchgebildete Persönlichkeit, die der ganzen Welt angehörte. Seine unruhige, immer höher strebende und nie mit sich zufriedene Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit konnten nur mit dem Temperament des modernen Amerikaners verglichen werden.

* * *

Zum letztenmal sah ich Wereschtschagin im November 1901 bei mir. Ich fand ihn merklich gealtert und müde. Sein Gesichtsausdruck war matt, sein Bart fast ergraut. Er war allerdings eben aus dem Eisenbahncoupé gestiegen und wollte abends weiterreisen. Wohin, sagte er nicht. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß er sich wieder einmal am Ende der Welt, diesmal auf den Philippinen, aufgehalten habe. Diese Inselgruppe im Stillen Ozean, nahe der Südostküste Asiens, hatte ihn seit ihrer Eroberung durch die Amerikaner mit ihrem merkwürdigen Völkergemisch, ihrer tropischen Vegetation und vulkanischen Bodenformation als Neuland angezogen, das er für seine Kunst nutzbar machen wollte. Er sprach viel von seinen literarischen Arbeiten, denn er arbeitete immer gleichzeitig mit dem Zeichenstift, dem Pinsel und der Feder. Im allgemeinen gewann ich den Eindruck, daß er doch wohl zuviel Eisen im Feuer habe und dabei seine Kraft zu zersplittern drohe.

„In Ostasien ist alles deutsch, wohin man auch kommt. Schiffe, Banken, Warenhäuser — alles deutsch!" sagte er fast melancholisch, als ob er etwas zugeben müßte, das ihn überraschte und wohl auch ein wenig mit Neid erfüllte. Aber er fühlte sich bei uns in jeder Beziehung verstanden, während seine Napoleonbilder den Nationalstolz der Franzosen verletzten und auf Einschreiten der französischen Botschaft in Petersburg von der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 ausgeschlossen wurden.

Dann erfuhr ich, daß er sich in Cuba aufgehalten habe, um Studien für ein Bild zu machen, dessen Mittelpunkt Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, bilden sollte. Die temperamentvolle Persönlichkeit dieses Mannes,

seine unerschöpfliche Kraft und der frische, moderne Zug, der durch sein ganzes Wesen ging, erweckten seine volle Sympathie. Er sah in ihm einen der berufensten Vorkämpfer der fortschreitenden Kultur seines Landes, eine überraschende Mischung von Verwaltungsbeamten, Politiker und Gelehrten, der daneben als Naturfreund prächtige Weidmannsbücher in die Welt hinausschickte. Als der Unterstaatssekretär dann von seinem Schreibtisch aufsprang und ein freiwilliges Reiterregiment bildete, um in den spanischen Krieg zu eilen, als er die Söhne der angesehensten amerikanischen Familien neben den wildesten Burschen aus der Prärie um sich versammelte und bei der Einnahme der Hügel von San Juan sich den Rang eines Obersten erwarb, lockte es Wereschtschagin, ihn in dieser Situation darzustellen. Das Bild, das auf diese Weise entstand, zeigt Roosevelt, wie er, seiner Schar voraus, einen Berg hinaufstürmt, und hat bei der Ausstellung in New York viel von sich reden gemacht.

Übrigens war Wereschtschagin, wenn es sich um rein künstlerische Fragen handelte, auf Amerika nicht immer gut zu sprechen. Er klagte über geschäftlichen „Humbug", der dort häufig getrieben werde, und unter dem er selbst zu leiden gehabt habe. Als das berühmte Gemälde von Millet: „Angelus", angeblich für 550000 Francs nach den Vereinigten Staaten verkauft und für 700000 Francs nach Paris wieder zurückgekauft wurde, konnte er den Nachweis führen, daß ein solches Geschäft in Wirklichkeit niemals abgeschlossen, sondern als Spekulation „à la hausse", um das Publikum über den Wert gewisser Kunstwerke zu täuschen, künstlich in die Welt gesetzt war. Das erwähnte Bild war tatsächlich nach Amerika nicht verkauft, sondern nur verliehen worden. Derselbe Herr, der dies Manöver ausführte, wollte ein ähnliches auch bei Wereschtschagin versuchen, Käufer, die niemals existierten, und Preise, die niemals gezahlt wurden, erfinden. — Als ein solches Anerbieten zurückgewiesen wurde, erklärte der Amerikaner, daß er „zum erstenmal in seinem Leben genötigt sei, Verzicht auf einen sicheren Erfolg zu leisten, den er dem Maler auswirken könne". Die in meinem Besitz befindlichen Briefe von Wereschtschagin enthalten genaue Angaben über die Persönlichkeiten, die in diesen Handel verwickelt sind.

Endlich erfüllte sich auch der Lieblingswunsch Wereschtschagins, Land und Leute in Japan zu studieren. Mitte Januar dieses Jahres teilte er mir mit, daß er ein Werk über „Japan und seine Kunst" unter der Feder habe, das mit zahlreichen Illustrationen versehen werden sollte. „Einige Zeilen als Einleitung mit einer Erklärung der politischen Lage kann ich hinzufügen. Ich habe bereits dem Kaiser und mehreren Ministern über die Lage geschrieben, denn ich habe sie an Ort und Stelle genau studiert," hieß es in diesem Schreiben.

Unmittelbar vor seiner Abreise zum Kriegsschauspiel in Ostasien richtete Wereschtschagin an Georges Claretie nach Paris ein Abschiedsschreiben, in dem er die bedeutungsvollen Worte: „Vielleicht auf Wiedersehen?" einfließen ließ, und dem Grabe seines ehemaligen Lehrmeisters Gérôme einen Gruß sendete. Als Nachschrift findet sich dabei die Bemerkung: „Als ich aus Japan zurückkehrte, habe ich dem Kaiser geschrieben, daß bald ein schrecklicher Krieg aus-

brechen würde. Aber der liebenswürdige Mensch, voll von Friedensideen, hat es mir nicht glauben wollen." Dann folgt ein andrer Brief vom 11. März, in dem er sein Bedauern darüber ausspricht, daß in Port Arthur und am Jalu noch so wenig Truppen aufgeboten seien, weil man den Worten des japanischen Gesandten getraut habe, der immer wiederholte, „daß in einigen Tagen die diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen würden". Er schließt mit den Worten: „Und das menschliche Elend beginnt wiederum: die Bestie erhebt ihr Haupt, und welche Bestie diesmal! Erinnern Sie sich an das trockene, aber prophetische Wort des Kaisers Wilhelm? Hat man bei Ihnen eine Vorstellung von dem Ernst der Lage?"

Noch ergreifender und unmittelbarer sind die Zeilen, die Wereschtschagin auf seiner Reise durch Sibirien und nach seiner Ankunft in der Mandschurei an seine Frau nach Moskau richtete. Der erste Brief ist in Omsk ohne Datum geschrieben. Der Künstler spricht davon, daß bereits hunderttausend Mann auf der sibirischen Bahn unterwegs seien, und daß ihre Zahl sich bald verdoppeln werde. Der zweite Brief ist am 29. März unsres Stils in Mukden aufgesetzt worden. Wereschtschagin berichtet darin, wie er in einem Militärzuge noch grade ein Plätzchen und auch sonst überall eine sehr freundliche Aufnahme bei den Offizieren gefunden habe. Man erwarte, daß die Japaner in die Mandschurei eindringen werden, und sei sogar entschlossen, einen Teil der Bahn zu opfern. Er schreibt: „Wundre Dich nicht, wenn Du von unserm Rückzug hörst. Das wird zu unserm Heil geschehen." Drei Tage später befindet er sich in Lhao-jan und meldet, daß man ihm einen ganzen Waggon zur Verfügung gestellt habe, mit dem er jeden beliebigen Zug zur Weiterfahrt benutzen, die Reise auch nach Belieben unterbrechen könne. Der letzte Brief, den seine Witwe erhalten hat, ist aus Port Arthur vom 10. April. Wereschtschagin schreibt aus seinem Eisenbahnwaggon und erinnert daran, wie es jetzt bei ihm neun Uhr des Morgens sei, während er seinen Tee trinke und seinen Osterkuchen esse, bei den Seinigen in Moskau aber erst zwei Uhr in der Nacht. Eben habe er in Port Arthur seinen Freund, den Admiral Makarow, getroffen, der ihn einlud, mit ihm auf die Reede hinauszufahren, wo man ein großes Schiff versenken wolle, um den Japanern die Einfahrt in die Bucht zu versperren. Der Künstler erblickt den Koloß von fünf Stockwerken, der, auf eine Seite geneigt, dem Untergang geweiht ist. Er erscheint ihm wie ein Bild des menschlichen Lebens, und er muß an seine Tochter denken, die einige Jahre vorher starb und bis zum letzten Augenblick von ihrem nahen Schicksal nichts ahnte. Er beschreibt das Schiff, wie es von den Matrosen verlassen und von zwei Minen auseinandergesprengt wird, wie zwei Säulen von Wasser und Schmutz daraus emporwirbeln, wie es immer mehr sinkt, während der Admiral in seiner Barke wie ein Tiger in seinem Käfig aufgeregt drei Schritte vorwärts und drei zurück macht, bis von dem Schiff nur noch ein schmaler Streifen, der einem langen Fisch gleicht, über dem Wasser zu erblicken ist. Die Nacht bringt er an Bord zu. Er denkt an die Seinigen, an den Dichter Tolstoi, und während er sich das Bild der Zerstörung ausmalt, das ihm immer näherrückt, fängt er zu weinen an. Dann betrachtet er den „Petropawlowsk" und kehrt zu seinem Waggon zurück.

Drei Tage später ereilte ihn mit dem Admiral und seiner Mannschaft auf dem Kriegsschiff das schreckliche Ende. Einer von den wenigen Matrosen, die bei dem Untergang des „Petropawlowsk" gerettet wurden, erzählte unter anderm: „Da hatten wir auch an Bord einen schönen alten Herrn mit einem langen weißen Bart, der aufrecht auf der Brücke stand und immer alles in ein Taschenbuch einschrieb. Wahrscheinlich ist er auch ertrunken. Er war sehr gut."

Wenn es wahr ist, das sich in der Phantasie des Sterbenden noch einmal auf unerklärliche Weise alles zusammendrängt, was den Inhalt seines Lebens ausgemacht hat, muß in dem Gehirn dieses Mannes, als sich die Wolken von erstickendem Dampf und Rauch, von lodernden Flammen um ihn ballten, ein Aufruhr von Gedanken und Bildern ohne Ende geherrscht haben, für den es keinen Ausdruck gibt. Er hatte von der Welt mehr gesehen als vielleicht irgendein andrer, der sie geistig zu erfassen sucht, und alles, was er beobachtete und gestaltete, wurde ihm zu ganz persönlichem Eigentum. Er war Russe von Geburt und Gesinnung, Weltmann von Erziehung und Geschmack, überall heimisch und eigentlich nirgends seßhaft, eine Soldatennatur, die sich das Studium des Krieges zur Aufgabe gemacht hatte, um zu beweisen, daß er die furchtbarste Geißel der Menschheit bilde, ein Künstler von immer neuen hochfliegenden Plänen und dabei auf allen Gebieten zu Hause, ein gewandter Schilderer mit der Feder, wie aus seinen Kriegs- und Reiseberichten, und sogar ein wenig Dichter, wie aus seiner Novelle „Der Kriegskorrespondent" hervorgeht, von unerbittlichem Ernst des Schaffens, von unbestochenem Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit, kühl berechnend und phantasievoll, im Sehen und Träumen gleich eigenartig und fesselnd, eine der originellsten Kulturerscheinungen, die uns der slawische Osten bisher geboten hat, und zugleich ein Führer und Mensch im vollsten Sinne des Wortes.

Ungedruckte Gedichte Lenaus an Emilie Reinbeck.

Die Beziehungen Lenaus zu seiner mütterlichen Freundin Emilie Reinbeck in Stuttgart sind bekannt. Erst im vorvergangenen Gedenkjahre hat sie Adolf Wilhelm Ernst in seinen lesenswerten Bildern der Frauencharaktere, die bedeutsam in des Dichters Leben eingegriffen haben — „Lenaus Frauengestalten" — mit feinem Verständnis geschildert. Die Hauptquelle werden immer des Dichters Briefe an das Reinbeckſche Haus bilden, die schon 1855 Anton Schurz in den ihm überlassenen Auszügen in seinem „Leben Lenaus" und vor einem Jahrzehnt Anton Schlossar vollständig nach den in der Stuttgarter Staatsbibliothek aufbewahrten Originalen herausgegeben hat. Von Gedichten Lenaus an Emilie Reinbeck ist bis jetzt nur eines: „In das Stammbuch einer Künstlerin", in die Öffentlichkeit gedrungen, das Lenau selbst unter seine gedruckten Gedichte aufgenommen hat. Die nachstehenden Gedichte, denen Lenau als Gelegenheitsversen rein persönlicher Art keine weitere Bedeutung beigelegt haben mag, stammen aus dem Reinbeckſchen Nachlaß und sind, halbvergessen, unter andern Papieren in einer Handschriftensammlung verwahrt geblieben, bis sie der Besitzerin kürzlich bei Sichtung ihrer Schätze wieder zur Hand kamen. Sie sind wohl der Veröffentlichung wert, als weitere Zeugen von Lenaus hoher Verehrung für seine ältere Freundin; war er doch von deren Geist, der sich besonders in sinnigem Gespräch offenbarte, noch mehr eingenommen als von ihren Malereien, wiewohl auch diese, so veraltet sie sind, immer noch anziehend wirken vermöge ihrer poetischen Anlage und zarten Pinselführung. (Die Stuttgarter Staatsgalerie besitzt deren zwei.)

Das erste der Gedichte gilt der Malerin und trägt ihren Namen „Frau von Reinbeck" auf dem Umschlag. Es ist auf feingeblümtes Briefpapier mit hellgrünem Rändchen äußerst zierlich geschrieben und lautet ohne weiteren Titel:

Ich hab es lange schon gewußt:
Ein tiefer Zauber wohnt in dir.
Wie hast du süße Märchenluft
Noch eben erst erschlossen mir!

Hast mich gewiegt in Frühlingstraum,
Trotz Schnee und strenger Winterzeit:
Im Blätterschmucke Baum an Baum —
Wie lieblich lockt Waldeinsamkeit! —

Du stiller Liebling der Natur!
Ihr Rätsel hast du tief geschaut,
Und was sie schafft auf Berg und Flur —
Dir hat sie alles anvertraut.

„Die Heimwehkranken heile du,
Ich lehrte dir die Wunderschrift!“ —
So ruft sie dir im Traume zu,
Und ahnend greifst du nach dem Stift. —

Gehorsam deinem Genius,
Dir senden Farbe, Licht und Luft
Durch Schnee den leisen Maienkuß
Im schwesterlichen Blütenduft.

Hesperien! Du treues Herz!
Wenn wir erstarrt im Lebensfrost,
So winkst doch du uns himmelwärts,
So hast du Sonne, Lieb' und Trost.

Zwei weitere Gedichte finden sich auf klein zugeschnittenem Kanzleipapier, das wie ein Heftchen so aneinandergefügt ist, daß man die beiden nicht getrennt aufbewahren könnte. Sie scheinen im Frühjahr 1832 entstanden zu sein, da das erste dieser Gedichte, „Mit unaufgeblühten Blumen“, auf eine Erkrankung Emilie Reinbecks und ihrer Mutter, der Frau Geheimrat Hartmann, Bezug nimmt, die im Mai jenes Jahres gestorben ist. Es trägt so sehr den Charakter des Moments, in dem es geschrieben worden, daß wir von einer Wiedergabe hier absehen. Um so reiner zeigt das folgende Gedicht die Spuren Lenauschen Geistes, der sich auch im flüchtig Hingeworfenen nicht verleugnet:

Mit Orangen.

Hier bring ich süße Früchte,
Die auf gar ferner Au,
Dort unter jenem Himmel,
Gereift, der ewig blau.
Wenn du sie wirst genießen,
So werden sie dir gern
Den freien Blick erschließen
In weite Länderfern'.

Du denke dir die Bäume,
Die sie erzogen groß,
Das saftig-dunkelgrüne
Laubwerk, das sie umschloß,
Wie sie wohl mochten winken
Hell aus der Blätternacht,
Wie Edelsteine blinken
Aus dunklem Bergesschacht.

Du denk dir die Olive,
Wie sie ihr Grün, so licht,
Mit der Zypresse Dunkel
Zu buntem Kranze flicht.
Du denke dir die Pinien,
Gewaltig, breit und dicht,
Der Pappeln schlanke Linien
Zum Himmel aufgericht'.

Die Rebe, die die Stämme
Mit süßem Netz umringt,
Die leicht von Baum zu Baume
Die Liebesketten schlingt.
Denk dir die Rosen glühend
Im schönsten Purpurschein
Und süße Düfte sprühend
Durch nächtlich dunkeln Hain.

Denk dir die Pracht der Kaktus,
Die blüh'nde Aloe
Und drüber hin die Palme
Strebend hinauf zur Höh'!
Sieh, Schmetterlinge fliegen
Durch all die Blumen hin,
Eidechsen, die sich wiegen
Auf Rosen, goldengrün.

Denk dir durch dieses alles
Der Lüfte leisen Tanz
Und über diesem allem
Des Mondes Zauberglanz,
Der wandelnd still und milde
Im Äther, wolkenlos,
Sich unten schau im Bilde
Aus blauem Meeresschoß.

Und durch die See hin fahre
Ein Nachen, fischervoll,
Aus dem die Barcarole
Dir lustig schallen soll,
Wechselnd mit frohem Lachen
Aus süßer Mädchen Mund,
Die, schaukelnd sich im Nachen,
Schauen in Meeres Grund.

Römischer Frühling.

Wenige Romfahrer können sich rühmen, das Läuten der Kapitolsglocken gehört zu haben. Einst erhoben sie ihre tiefe, klangreiche Stimme nur, um „urbi et orbi“ den Tod eines Papstes zu verkündigen; und sie läuten auch heute nur einmal im Jahre, am 21. April, frühmorgens um 8 Uhr, am Geburtstage Roms. Natale di Roma! Man könnte aber auch meinen, sie läuteten den Frühling ein, diesen strahlenden, rosenduftenden römischen Frühling, dessen Zauber keine Feder zu beschreiben vermag. Auch die Schwalben kündigen ihn an, die eben wieder das Reich der Lüfte über der Siebenhügelstadt in Besitz genommen haben und jeden Abend und jeden Morgen mit ihrem durchdringenden Ruf, der wie lauter Frühlingsjubel klingt, den weiten, blauen Himmelsraum erfüllen. Die dunkle Mauerschwalbe ist der typische Vogel Roms; man möchte sagen: der einzige, den man sieht. Es müssen die Schlupfwinkel der Ruinen sein, die ihn anziehen, denn nirgends treten die Schwalben in solcher Unzahl auf wie in der ewigen Stadt, deren Bewohner sie von der lästigen Mückenplage befreien. Mir ist, als hätten die Rosen noch niemals in solcher Überfülle hier geblüht wie in diesem Jahre. Auf dem Palatin bedecken sie die verwitterten Mauern der Kaiserpaläste mit glühendem Rot und umschlingen mit üppigen Gewinden die Stämme der Pinien und Platanen. Im Klosterhof der Diokletiansthermen fallen unzählige rote und weiße Blüten aus den dunklen Zypressen hernieder, die nach einer frommen Legende Michelangelo rings um die wasserreiche Fontäne gepflanzt haben soll. Sie bedecken aber auch mit einem farbenglühenden Teppich die Rasenflächen des Klosterhofes und breiten einen duftenden Schleier über die Sarkophage und Marmorfragmente, die in langen Reihen längs der Arkadenbogen aufgestellt sind.

Am farbenprächtigsten aber entfaltet sich der Frühlingszauber in diesem Jahre auf dem Forum Romanum. Einst war die Flora des Kolosseums weltberühmt; in wenig Jahren wird das Forum der schönste Blumengarten sein, den Rom besitzt. „Einen Sammelplatz zerlumpter Bettler und eine Lagerstätte schmutzigen Pöbels“ nannte noch vor hundert Jahren ein deutscher Romfahrer das Forum Boarium, einst der Viehmarkt des modernen Rom. Heute verspricht diese zeitgeweihte Stätte, dieser Mittelpunkt römischen Stadt- und Staatslebens, dies erhabene Symbol menschlicher Größe und menschlicher Ohnmacht, der wunderbarste Tempel der Vergangenheit zu werden, welchen Rom besitzt. Der Name Giacomo Bonis ist in den letzten Jahren viel genannt worden; in der Wiederentdeckungsgeschichte des Forum Romanum bedeutet er vielleicht die glänzendste Epoche. Santa Maria Antiqua mit ihrem reichen Freskenschmuck, der Quell der Juthurna, der Lapis niger, die Basilica Aemilia, der Lacus Curtius — alles das sind seine eigensten Ruhmestitel. Dazu kommt der Bau eines Forum-Museums im Kloster von San Francesca Romana und die Freilegung eines völlig unberührten etruskischen Begräbnisplatzes, des sogenannten „Sepolcreto“ — von den zahllosen Statuen- und Architekturfragmenten, den aufgegrabenen Urnen und Bronzen aus allen Zeitepochen gar nicht zu reden. Bonis Leben und Denken geht im Forum Romanum und seiner großen historischen Vergangenheit auf und unter. Er wandelt unter diesen Trümmern umher wie ein Träumer, und mit der Intuition des genialen Mannes versteht er die Sprache

der Steine zu deuten. Und doch schuldet ihm die Wissenschaft noch nicht den höchsten Dank. Der, welcher in Rom die geistige Heimat gefunden hat und dem uralten Zauber dieser einzigen Stadt anheimgefallen ist, fühlt sich dem Dichter Boni fast noch mehr verpflichtet als dem Archäologen und Ingenieur. Wie ein Sämann ging er über das Forum dahin und streute über das grauenerregende Skelett eines zerstörten Organismus fruchtbringenden Samen neuen Lebens aus. Er baute auf diesen Trümmern der Vergangenheit der Natur einen neuen Tempel auf und schuf eine Stätte schwermütiger Andacht, so stimmungsvoll wie die benachbarten Farnesinischen Gärten auf dem Palatin. Dunkle Lorbeerbäume und duftendes Myrtengebüsch geben heute dem Cäsartempel die ernste Weihe; blutrote Rosen blühen am klaren Quell des Vestaheiligtums und ranken sich mit Efeu und Wein um die Marmorpostamente, auf denen die zerbrochenen Bilder der Vestalinnen stehen. Ein violetter Teppich unzähliger Iris breitet sich am Fuß des Saturntempels aus, und kaum haben hier die Mandelbäume aufgehört zu blühen, da öffnen sich schon leise die Knospen der Oleander und Granaten. So sproßt, von der milden Sonne gelockt, überall aus den Ruinen neues Leben, und wo die Natur sich selber überlassen blieb, da erhebt der flammende Mohn sein schwankendes Haupt, dies zarte Gleichnis des Todes und des Schweigens, welches jetzt mit einem leuchtenden Teppich die ganze weite Campagna bedeckt. Es ist seltsam, wie man in Rom sein Dasein vervielfachen kann, wie sich hier die Interessen unmerklich der lärmenden Gegenwart entfremden und auf die stille Vergangenheit richten. Es gibt wohl keine Gesellschaft, wo die Pflege geistiger Interessen so selbstverständlich erscheint wie in der großen, aus immer neuen Elementen sich bildenden römischen Fremdenkolonie; keine Salons, in denen politische Fragen so selten berührt werden wie hier. Selbst ein so glänzendes Gepränge wie der Besuch des französischen Präsidenten in der Hauptstadt Italiens erschien auf dieser großen historischen Bühne wie ein schattenhaftes Schauspiel, das vielleicht nur einen denkwürdigen Akt gehabt — die nächtliche Beleuchtung von Palatin und Forum. Ein solches Schauspiel vermag eben nur Rom seinen Gästen zu bieten. Es schien einen Augenblick, als stünde das Kolosseum in Flammen, und als wälze sich von dort ein Feuermeer über das Forum dahin. Man meinte, die letzten Zeugen römischer Weltherrschaft in einem ungeheuren Brande untergehen zu sehen. Und als die Glut langsam erlosch, da erglänzte auf einmal über dem Titusbogen ein milder Stern, und sieghaft hoben sich aus einem Nebelmeer die wohlbekannten Wahrzeichen empor: die Konstantinsbasilika und die Phokassäule, der Kastortempel und das vielgestaltige Gemäuer am Fuß des Palatin.

Nur der neue Papst darf sich rühmen, das öffentliche Interesse dauernd wachzuhalten. Man fühlt die Tragik eines Menschenschicksals, das sich so glänzend ausgestaltet hat und doch so schmerzliches Entbehren in sich schließt. Der Mann, der die Bewegung über alles liebte und sich so frei unter seinen Venezianern auf dem Markusplatze und am Lido bewegte, sieht sich auf einmal zum „Gefangenen des Vatikans“ gemacht. Er, dem das Familienleben ein Bedürfnis war, dem bis dahin die drei Schwestern im bischöflichen Palast Venedigs die frugalen Speisen selbst bereiteten, sieht sich heute durch eine unüberwindliche Etikette von allen denen getrennt, die seinem Herzen am nächsten stehen. Zwar haben die Schwestern Pius' X. in der Nähe des Vatikans ein einfaches Appartamento bezogen, aber sie beklagen sich mit Tränen, daß sie noch nicht ein einziges Mal mit ihrem „Pepi“ speisen konnten. Und der Weg in den Vatikan durch diese endlose Reihe der Vorzimmer und Säle mit den Schweizern, den Gendarmen, den Gardie Nobili, den Scopatori secreti, den päpstlichen Kammerherren und diensttuenden Monsignori ist für die einfachen Frauen natürlich ein Martyrium.

Auch der Fremde, der zu einer der vielbegehrten und vielgewährten Audienzen Pius' X. zugelassen worden ist, muß den Eindruck gewinnen, daß kein Herrscher der Welt sorgfältiger bewacht wird als der Papst. Glänzendere und mannigfaltigere Uniformen kann man nirgends sehen als in den acht bis zehn Vorzimmern, welche

man durchschreitet, bis man endlich die Gemächer des Papstes erreicht. Der kleine Empfangssalon, das Wohn- und Sterbezimmer Leos XIII. dienen heute gleichfalls noch als Vorzimmer, da sich der neue Papst in die oberen Gemächer zurückgezogen hat, die einst Rampolla bewohnte, und nur seine Gäste unten in der schönen Bibliothek seines Vorgängers empfängt, dessen Marmorbüste in der Mitte aufgestellt ist. Die schöne, schlichte Erscheinung des freundlichen Greises in dem schneeweißen Gewande mit dem Smaragdkreuz auf der Brust hat etwas unendlich Gewinnendes. Aber auch das gütigste Lächeln vermag den Schatten trauernder Resignation nicht ganz zu verscheuchen, welcher die hohe Stirne des Papstes leicht umwölkt. Pius X. beherrscht bekanntlich nicht eine einzige fremde Sprache, aber in der eigenen versteht er es meisterhaft, seine Gedanken auszudrücken. Als ich vor ihm stand, mußte ich an die gebückte Gestalt Leos XIII. denken, auf dessen Schultern schon die Last fast eines Jahrhunderts ruhte, als ich ihm vor wenig Jahren im Zimmer nebenan einige der älteren Wandgemälde der Sixtinischen Kapelle erläutern durfte. Wie sich auch das historische Bild Pius' X. gestalten mag, so viel steht wohl fest, daß ihm sein Vorgänger an politischem Scharfblick und gelehrter Bildung überlegen war. Aber man würde sich täuschen, spräche man dem einfachen Manne, den das Schicksal zum Nachfolger des feinen und vornehmen Pecci bestimmte, Klugheit und Gewandtheit in der Behandlung von Geschäften ab. In kleinen und in großen Zügen verrät sich die Selbständigkeit im Willen des neuen Papstes. So, wenn er ohne weiteres mit der durch Jahrhunderte geheiligten Tradition gebrochen hat, allein zu speisen, oder wenn er seinen neuernannten Staatssekretär allen Anfeindungen gegenüber zu halten weiß. „Vostro figlio m' ha rubato il cuore," soll Pius zu dem Vater Mery del Vals gesagt haben, der noch vor wenig Jahren spanischer Botschafter am Vatikan war. Die persönliche Zuneigung Seiner Heiligkeit hat sich dieser Prälat — wie man sagt — durch seine aufrichtige Frömmigkeit erworben, aber auch sonst verrät diese Besetzung des wichtigsten Postens an der päpstlichen Kurie staatsmännischen Blick. Pius X. muß in dem feinen und gewandten Weltmanne Eigenschaften gefunden haben, die ihm selber fehlen. Jedenfalls werden die vornehme Abkunft, umfassende Sprachkenntnisse und alte weitverzweigte Beziehungen in der römischen Aristokratie dem neuen Staatssekretär seine Stellung nicht unwesentlich erleichtern. Daß er den Vertretern deutscher Diplomatie und Wissenschaft unendlich viel freundlicher gegenübersteht als sein Vorgänger Rampolla, glaube ich schon nach einer einzigen Audienz im Appartamento Borgia behaupten zu können, wo der Kardinal seine Besucher im Saal der heiligen Catarina empfängt, den Pinturicchio mit seinen herrlichsten Fresken geschmückt hat.

Im Gegensatz zu der hohen Politik, die unter Leo XIII. im Vatikan getrieben wurde, betätigt sich Pius X. vorwiegend als religiöser Papst. Man meint, sein Ideal sei, ein apostolisches Zeitalter in die Kirche zurückzuführen, und man sieht ihn nach dieser Richtung hin durch Wort und Beispiel wirken. Dieser Papst, der aus dem Volk hervorgegangen ist, fürchtet den äußeren Prunk und legt bei jeder Gelegenheit besondere Sympathien für Leute an den Tag, die so niedrig geboren sind wie er selbst. Schon zu seinem ersten Konsistorium sah man ihn nicht mehr auf der Sedia gestatoria erscheinen, und bei der letzten Feier in St. Peter waren die üblichen Tribünenplätze fast völlig abgeschafft. Ja, im Winter hatte Pius Volksempfänge in den vatikanischen Gärten und im Damasushof, und noch jetzt erteilt er jeden Sonntagmorgen in aller Frühe mit eigener Hand Hunderten von frommen Pilgern die Kommunion. Natürlich konnten sich unter einem solchen Papste auch die Befürchtungen einer Beschränkung in der Benutzung der Bibliothek und der Archive im Vatikan nicht verwirklichen. Das schönste Vermächtnis Leos XIII., unter dem ein Mann wie Padre Ehrle an die Spitze der vatikanischen Bibliothek gestellt wurde, wird von Pius X. treu gehütet werden. Ich hörte es aus seinem eigenen Munde, daß der historischen Forschung auch ferner im Vatikan alle Tore geöffnet sein sollen. Und daß auch hier der deutschen Wissenschaft in Zukunft mehr Anerkennung gezollt werden wird als früher, beweisen die Auszeichnungen, die Monsignor

Wilpert zuteil wurden nach der glücklichen Vollendung seines monumentalen Werkes über die römischen Katakomben.

Ein lebhaftes Interesse für Musik hat Pius X. bereits durch die Wiedereinführung des gregorianischen Kirchengesanges bewiesen. Der bildenden Kunst dürfte er ziemlich fern und fremd gegenüberstehen. Aber es werden doch zurzeit die unter Leo XIII. begonnenen Restaurationsarbeiten an der Decke der Sixtinischen Kapelle mit großem Eifer fortgesetzt. Wie oft habe ich in den letzten Wochen den fleißigen Arbeitern oben auf schwindelndem Gerüste zugeschaut, wie viele Sonntagmorgen habe ich allein dort oben verbracht, wenn die Arbeit ruhte und niemand zu mir redete als des großen Meisters unsterbliche Schöpfung! Die Sonne schien in diesen Frühlingstagen so hell, daß man nur selten des elektrischen Lichtes bedurfte, welches hier oben hinaufgeleitet ist und die Möglichkeit gibt, auch an den dunkelsten Tagen die Arbeit fortzusetzen. Die Leitung dieser umfassenden und verantwortungsvollen Restaurationsarbeiten hatte schon Leo XIII. in die Hände des Professors Ludwig Seitz gelegt, dessen Wiederherstellung des Appartamento Borgia ungeteilte Anerkennung gefunden hat. Es ist übrigens weiter nichts geplant als die Festigung des Mauerbewurfes an der ganzen Decke durch kupferne Klammern und Ausfüllen der Risse mit einer besonderen Mischung von Kalk und Puzzolanerde. Die auch noch heute vielfach geglaubte und oft wiederholte Legende, Michelangelo habe selbst an der Decke künstliche Risse angebracht, ist schon vor zweihundert Jahren von Taja widerlegt worden. Wohl aber wurden schon früher die gefährlichsten dieser Risse mit Pech und Wachs verkleidet. Zwei erfahrene Techniker, der Römer Principi und der Marchigianer Cingolani, arbeiten schon seit Monaten auf dem Gerüst, und bald werden sämtliche Gemälde über dem Laienraum neu gefestigt sein. Besonders schwierig erwies sich die Arbeit am Sündenfall und Opfer Noahs, da hier eine Pulverexplosion vom Jahre 1798 besonderen Schaden angerichtet hat. Dieser Explosion fiel auch einer der „Ignudi", der herrlichen Girlandenträger zum Opfer. Es hatten sich nur Kopf und linker Fuß von ihm erhalten, aber jetzt ist es gelungen, auch noch ein Stück von Hals und Schulter frei zu legen.

Natürlich kann es keine bessere Gelegenheit geben als diese, tiefer in die Werkstattsgeheimnisse Michelangelos einzudringen. Man findet noch die Löcher der Nägel, mit denen er seine Kartons befestigte; man fand auch in der Spitze eines Bogenzwickels ein Stückchen Bindfaden festgenagelt, das dem Meister gedient hatte, die Flächen einzuteilen. Vor allem aber ist man erstaunt über die Schnelligkeit, mit welcher Michelangelo schon beim Beginn der Arbeit in Fresko zu malen verstand, und über die solide, schier unzerstörbare Technik, die ihm zu Gebote stand. Es läßt sich an den Maueransätzen nachweisen, daß Buonarotti einen Ignudo in drei Tagen arbeitete, und daß ihm für die Ausführung eines Propheten oder einer Sibylle eine Woche genügte! Seine Farben aber haben sich mit dem Intonaco zu einem unauflöslichen Ganzen verbunden und sind durch einen später aufgetragenen durchsichtigen Firnis vor dem Eindringen fremder Körper mit Erfolg geschützt worden. Aber vier Jahrhunderte konnten auch an einem solchen Werk nicht spurlos vorübergehen. Beim Opfer Noahs entdeckte man eine umfangreiche, verhältnismäßig frühe Restauration, deren Umrisse durch acht breitköpfige, roh in das Fresko eingeschlagene Nägel bezeichnet werden. Die Risse durch die Sündflut fand man oft so nah beieinander und so tief, daß man sich wundert, daß nicht schon längst Stücke des Mauerbewurfes herabgefallen sind. Jedenfalls hätte die Erschütterung eines Erdbebens, welche doch in Rom nicht selten vorkommen, für den gewaltigsten Gemäldezyklus der Erde verhängnisvoll werden müssen.

Wenigstens ein Jahr ist noch erforderlich, um diese Restauration zu vollenden, und bis dahin wird es sich auch der Papst wohl versagen müssen, die sonst üblichen Feiern der Seelenmesse für seinen Vorgänger und der eigenen Krönungsmesse in der Sixtina abzuhalten. Es wurden auch schon in der letzten Sitzung der Kommission, welche dem Professor Seitz beratend zur Seite steht, Stimmen laut, die energisch für eine bessere Erhaltung der Sixtina-Fresken eintraten. Das Unheil, welches heute die

Pilgerscharen in diesem höchsten Heiligtum moderner Kunst anrichten, ist meistens ebenso groß wie das, was einst durch den Rauch und Qualm der Kerzen und Fackeln verursacht wurde. Auch versprach der Maggiordomo Seiner Heiligkeit, Monsignor Cagiano de Azevedo, von den Mitgliedern der Kommission unterstützt, der Erhaltung der Wand- und Deckengemälde der Sixtina in Zukunft besondere Fürsorge zuzuwenden.

Fast gleichzeitig mit den Restaurationsarbeiten in der Sixtinischen Kapelle, die durch den Tod Leos XIII. so jäh unterbrochen worden, begann auf Anregung des ersten Sekretärs des deutschen Archäologischen Instituts, Professors Petersen, die Ausgrabung der Ara Pacis unter dem Palazzo Fiano. Trotz der glänzenden Erfolge, die hier mit verhältnismäßig geringer Mühe erzielt wurden, stocken aber jetzt die Arbeiten schon seit Monaten. So gewinnt man fast den Eindruck, als wäre das Interesse der Regierung an dieser Ausgrabung durch den Umstand geschwächt worden, daß ein fremder Gelehrter den einheimischen die Pfade weisen mußte. Und doch vermochte es der neue Unterrichtsminister Orlando über sich, dem deutschen Entdecker der Ara Pacis unumwunden seine Bewunderung auszusprechen, und doch gibt es augenblicklich kaum eine Ausgrabung in Rom, welche wie diese ein Anrecht hätte, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Man kann zurzeit in Rom nichts Seltsameres erleben als einen Besuch in den unterirdischen Gewölben des Palazzo Fiano. Ist man einmal unten, so zeigt der oben vom Grundwasser freie Marmorsockel des Altarbaues den Weg, und plötzlich sieht man sich tief unter der Erde vor einem Trümmerhaufen riesiger Marmorfragmente von ähnlichen Dimensionen wie die, welche schon im Winter ausgegraben wurden und jetzt den ganzen Hof des Palastes füllen. Aber nichts, was bis dahin gefunden wurde, reicht an künstlerischem und historischem Wert an ein mächtiges Friesstück mit sechs lebensgroßen Figuren heran, welches zum Opferzug des Augustus gehört. Fast völlig aufrecht steht es tief unter der Erde aus den Trümmerhaufen aufragend vor uns, genau in derselben Lage, in der es einst in die Tiefe hinabstürzte. Wie hell der Marmor hier unten leuchtet bei dem künstlichen Licht, wie fein und ausdrucksvoll die Köpfe der Liktoren gearbeitet sind, wie wunderbar die Erhaltung dieses Schatzes ist, den die Erde mehr als tausend Jahre gehütet hat! So ergriffen, wie wir heute vor diesem herrlichen Fragment augusteischen Zeitalters stehen, mögen einst Michelangelo und Giuliano da San Gallo vor der Laokoongruppe gestanden haben, als man sie vor ihren Augen in den Titusthermen dem Schoß der Erde entriß.

Wie lange wird man warten, diesen Schatz zu heben? Wann wird man dieses neue, wertvolle Glied in die Kette der Marmorreliefs einreihen können, die einst den Friedensaltar des Augustus schmückten und in Florenz und Rom noch fast vollständig erhalten sind? Jedenfalls ist die Rekonstruktion der Ara Pacis eine der höchsten und — man darf wohl sagen — die denkbar schönste nationale Aufgabe, welche sich den Vertretern von Kunst und Wissenschaft zurzeit in Italien bietet. Hoffen wir, daß dem deutschen Forscher, welcher dies großartige Werk nicht nur wissenschaftlich vorbereitet hat, sondern auch die Ausgrabung selbst ins Leben rief, sein Ruhmesanteil nicht geschmälert werde. Was könnte denn die Sympathie zwischen zwei Völkern, welche politische Verbündete sind, dauernder festigen als die einträchtige Arbeit auf dem weiten, fruchtbringenden Boden geistiger Kultur?

Wie bald wird all die Rosenpracht vorübergehen! Wie schnell wird die frühe Sommerhitze den jetzt noch grünenden Boden versengen! Wenn erst die Oleander blühen und die dunklen Granatbäume die Pracht ihrer Blüte entfalten, wenn die Orangenbäume beides, Frucht und Blumen, tragen, dann wird es stille werden in der ewigen Roma. So stille, daß man meint, sie träume von ihrer großen, herrlichen Vergangenheit. Nur die Schwalben verlieren auch in der erschlaffenden Sommerhitze nichts von ihrer jauchzenden Fröhlichkeit, sie lehren ihre Jungen fliegen und ziehen hoch über der Stadt ihre weiten Bahnen durch die klare, blaue Luft.

Rom, im Mai 1904. E. Steinmann.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Der neue Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland ist am 28. Juli d. J. in Berlin vom Reichskanzler Grafen von Bülow und Herrn von Witte, der vom Kaiser von Rußland ausdrücklich mit der Fortführung der bezüglichen Verhandlungen betraut war, unterzeichnet worden, nachdem in Norderney eingehende Erörterungen zwischen den beiden Staatsmännern und den deutschen und russischen Kommissaren stattgefunden hatten. Obgleich über den Inhalt des neuen Vertrages im Hinblick auf die schwebenden Unterhandlungen mit andern Ländern Stillschweigen beobachtet wird, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Deutschland an den Minimalzöllen auf Getreide festgehalten hat, während Rußland seine Schutzzölle auf Erzeugnisse der Industrie erhöhte. Zu einer solchen Erhöhung war Rußland unter allen Umständen, auch abgesehen von einer Kompensation für die deutschen Schutzzölle auf Getreide, entschlossen, da gerade Herr von Witte seit Jahren sich hatte angelegen sein lassen, die Industrie in Rußland zu fördern, und diesem Zwecke sollen die erhöhten Schutzzölle gleichfalls dienen. Die deutsche Maschinenindustrie wird sich also vor die Aufgabe gestellt sehen, ihre Exportfähigkeit durch Präzision und Feinheit der Erzeugnisse zu wahren. Daß Deutschlands chemische Industrie einen hervorragenden Rang behauptet, ist eine unleugbare Tatsache. Sie wird daher selbst bei gesteigerten Zöllen in Rußland keineswegs verdrängt werden können; nur darf nicht außer Betracht bleiben, daß von deutscher Seite chemische Fabriken in Rußland gegründet worden sind, die selbst an dem Wettbewerbe teilnehmen.

Sehr gespannt darf man auf die Behandlung der Textilindustrie in dem neuen Handelsvertrage sein. Sollte es gelungen sein, die Interessen der deutschen Ausfuhr auf diesem Gebiete zu wahren, so gebührt dem Grafen von Bülow um so größerer Dank, als auch viele Tausende von Arbeitern daraus Nutzen ziehen werden.

Auf die Schwierigkeiten der Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland braucht nicht erst jetzt hingewiesen zu werden. Es kann daher nicht die Rede davon sein, daß Deutschland gleichsam die Notlage seines in den Krieg mit Japan verwickelten östlichen Nachbarn zu verwerten in der Lage war. Vielmehr hat Deutschlands von Rußland erprobte Loyalität auch jetzt nicht versagt, und da der Weltfrieden im innigen Zusammenhange mit den freundnachbarlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland steht, darf es mit Genugtuung begrüßt werden, daß auch auf wirtschaftlichem Gebiete eine Einigung erzielt worden ist. In dieser Beziehung ist es besonders wertvoll, daß der neue Handelsvertrag für eine längere Reihe von Jahren gelten soll, weshalb die deutsche Industrie sich einzurichten vermag, während Rußlands Getreideausfuhr ebenfalls in stetige Bahnen gelenkt werden kann. Der Reichstag muß den neuen Handelsvertrag annehmen oder ablehnen, ohne ihn in Einzelheiten abändern zu können; aber wie die Landwirtschaft ihre Interessen gewahrt sieht, werden auch die deutschen Industriellen sich nicht verhehlen, daß mit Rücksicht

auf die hohen Zollsätze des autonomen russischen Tarifs die im neuen Handelsvertrage vereinbarten unter allen Umständen das kleinere Übel darstellen.

Die Zwischenfälle, die durch das Vorgehen russischer Hilfskreuzer der Freiwilligenflotte im Roten Meere hervorgerufen worden, sind in freundschaftlicher Weise erledigt worden. Wie englische Handelsschiffe waren auch die deutsche „Scandia“ und der Postdampfer „Prinz Heinrich“ durch dieses Vorgehen in Mitleidenschaft gezogen, indem die erstere von einem russischen Hilfskreuzer mit Beschlag belegt, an Bord des letzteren Postsäcke weggenommen worden waren. Von seiten der deutschen Regierung wurde sogleich in St. Petersburg Beschwerde erhoben, und diese hatte in beiden Fällen raschen Erfolg. Bezeichnend ist, daß der von der englischen Regierung gegen die Beschlagnahme eines englischen Handelsschiffes, der „Malakka“, erhobene Protest erst später eine friedliche Lösung erhielt als die von Deutschland erhobene Beschwerde. Dieses Ergebnis kann allerdings kaum überraschen, da Deutschland vom Beginn des Krieges an den festen Entschluß ausgesprochen und betätigt hat, unbedingte Neutralität zu bewahren. Überraschungen Rußlands an dessen westlicher Grenze sind so sicher ausgeschlossen, daß früher oder später an die russische Heeresleitung sowohl als auch an die deutsche die Frage herantreten könnte, ob es sich nicht in Zukunft und auf die Dauer empfehlen würde, eine wesentliche Herabsetzung der an den beiderseitigen Grenzen mitten im Frieden aufgestellten Streitkräfte herbeizuführen. Wie wenig auch an eine allgemeine Abrüstung gedacht werden mag, erscheint es doch durchaus nicht unmöglich, daß Rußland gerade durch die während des Krieges gemachten Erfahrungen belehrt worden ist, daß es keine Ursache hat, seinem Nachbarn im Westen zu mißtrauen.

Charakteristisch ist anderseits die Lebhaftigkeit, mit der in der englischen Presse der Feldzug gegen die Aktion der russischen Hilfskreuzer geführt wird. Und doch ist die Stellungnahme Englands deshalb schwieriger, weil dieses gerade in Kriegszeiten dem Recht der Durchsuchung und Beschlagnahme neutraler Schiffe eine sehr weitgehende Ausdehnung zu geben pflegt. Diese Frage mußte bei den Debatten im Hause der Gemeinen wie dem der Lords naheliegen, als die Angelegenheit der „Malakka“ und andrer englischer Handelsschiffe zur Sprache gebracht wurde. Der Premierminister Balfour mußte denn auch am 28. Juli im Unterhause zugeben, daß die englische und russische Regierung nicht zu einer Einigung über das allgemeine Prinzip gelangt seien. Balfour erörterte deshalb besonders die Spezialfälle. So bezeichnete er es als ungehörig, daß auf die Autorität des Kommandanten eines Kreuzers hin Waren unter der Annahme, sie seien Kriegskonterbande, ohne vorhergehendes Gerichtsverfahren mit Beschlag belegt werden. Als allgemein seitens der Nationen beobachtetes Verfahren bezeichnete Balfour vielmehr, daß ein Schiff, das der Führung von Kriegskonterbande verdächtig ist, von dem Kriegführenden nach einem seiner eigenen Häfen gebracht und dort vor ein Prisengericht gestellt werde. Noch ernster erschien dem englischen Premier der Fall des „Knight Commander“, der von einem Kreuzer des Wladiwostok-Geschwaders nach der Entfernung der Mannschaft in den Grund gebohrt wurde, weil er Kriegskonterbande führte. Inzwischen ist die „Malakka“ freigegeben worden, auch hat die englische Regierung die Versicherung erhalten, daß die Schiffe der russischen Freiwilligenflotte aus dem Roten Meere zurückgezogen werden sollen.

Der englische Premierminister konnte jedoch, der Rolle eingedenk, die England selbst in Kriegszeiten auf dem Meere zu spielen pflegt, nicht umhin, auch die den Neutralen obliegenden Pflichten zu kennzeichnen. Nach der Hervorhebung der Tatsache, daß der Kriegführende von heute der Neutrale von morgen, der heutige Neutrale morgen Kriegführender sein könnte, forderte Balfour daher die englischen Reeder auf, im russisch-japanischen Kriege der Pflicht der Neutralen eingedenk zu sein. Zweifellos ist es die Pflicht des Kapitäns eines neutralen Schiffes, auf offener See anzuhalten, sobald er von dem Kreuzer einer kriegführenden Nation dazu aufgefordert wird, und unverzüglich, ohne Schwierigkeiten zu machen, die Prüfung der Schiffs-

papiere zu gestatten. „Das ist", meinte Balfour, voll Selbsterkenntnis und Selbstbewußtsein, als Vertreter der ersten Seemacht der Welt, „die Verpflichtung der Neutralen, die wir systematisch, konsequent und streng durchgesetzt haben, wenn wir in der Stellung Kriegführender waren, und es wird uns nicht geziemen, einen Versuch zu machen, diese Verpflichtungen einzuschränken."

Im englischen Oberhause gab der Minister des Auswärtigen, Marquis of Lansdowne, ähnliche Erklärungen ab wie Balfour im Unterhause. Er wies zugleich darauf hin, daß andre „sehr ernste Fragen" die Aufmerksamkeit der Regierung beschäftigten, wie die des Status der russischen Freiwilligenflotte und der internationalen Verpflichtungen hinsichtlich der Schiffahrt in den Dardanellen und im Bosporus. In lebhaftem Tone ist auch in der englischen Presse die Frage erörtert worden, ob die Hilfskreuzer der russischen Freiwilligenflotte, nachdem sie die Meerengen unter der Handelsflagge passiert hatten, im Roten Meere die Kriegsflagge hissen und die lediglich den Kriegsschiffen zustehenden Rechte ausüben durften.

Durch die Konvention von London sowie die späteren Verträge von Paris und London ist allerdings festgesetzt, daß die Straße der Dardanellen und der Bosporus für Kriegsschiffe fremder Mächte geschlossen sind, während der Sultan in Friedenszeiten das Recht hat, die Meerengen den Schiffen befreundeter und verbündeter Mächte zu öffnen, falls die Türkei es für notwendig erachten sollte, um die Bestimmungen des Pariser Vertrages von 1856 auszuführen. Der Sultan kann also, sobald eine Macht versucht, die Vertragsbestimmungen über die Schließung der Meerengen für Kriegsschiffe zu verletzen, die Intervention der andern Signatarmächte anrufen. Bereits im Jahre 1891 ist jedoch eine Vereinbarung zwischen Rußland und der Türkei getroffen worden, wonach den Schiffen der russischen Freiwilligenflotte, sobald sie die Handelsflagge führen, ebenso wie andern Handelsschiffen die Fahrt durch die Meerengen gestattet wird. Auch wurden Bestimmungen für die Fälle getroffen, in denen sich Soldaten an Bord dieser Schiffe befinden. England hat ebensowenig wie andre Mächte Verwahrung eingelegt, als diese russisch-türkische Vereinbarung offiziell den Regierungen mitgeteilt wurde. Sicherlich war es auch kein Geheimnis, daß die Schiffe der russischen Freiwilligenflotte als Hilfskreuzer im Falle eines Krieges verwendet werden sollten; vielmehr ist bereits vor Jahr und Tag eine auf diese Verwendung bezügliche Verordnung des Zaren erfolgt. Es läßt sich also schwer absehen, weshalb sich aus diesen tatsächlichen Verhältnissen eine „sehr ernste" internationale Frage entwickeln soll. Sehr verständig wird denn auch in der „Frankfurter Zeitung" ausgeführt, daß die Umwandlung in Hilfskreuzer wohl erfolgen dürfe, gleichviel, ob es in einem der Häfen des kriegführenden Staates oder auf offenem Meere geschehe. „Es ist mit Sicherheit anzunehmen," heißt es, „daß die ‚Smolensk' und ‚Petersburg' ihre Geschütze bereits an Bord hatten, als sie durch die Meerengen fuhren, indessen sind auch früher schon Schiffe der Freiwilligenflotte mit solchem Kriegsmaterial beladen aus dem Schwarzen Meere nach dem fernen Osten gegangen, und im Dezember 1902 und im Januar 1903 fuhren sogar russische Torpedoboote — freilich nicht armiert — unter der Handelsflagge durch die Dardanellen und den Bosporus ins Schwarze Meer. Der englische Botschafter machte die Pforte auf diese Verletzung der Verträge aufmerksam, allein, dabei blieb es."

Erwartet werden darf, daß die Dardanellenfrage auch jetzt nicht zu Verwicklungen führen wird. Deutschland würde sicherlich auch dann keinen Einspruch erheben, wenn die Schwarze-Meer-Flotte durch die Meerengen fahren sollte. Die allerdings auf internationalen Verträgen beruhende Beschränkung Rußlands widerspricht nach moderner Auffassung den Prinzipien der Staatshoheit. Es kann wohl als eine Frage der Zeit gelten, daß auch für Rußlands Kriegsschiffe im Schwarzen Meere sich der Weg zum Mittelländischen Meere eröffnet. Ob die französischen Freunde und Verbündeten, die auf die eigene Machtstellung im Mittelländischen Meere den größten Wert legen, rasch bei der Hand sein werden, um die für Ruß-

land noch bestehenden Beschränkungen zu beseitigen, kann zweifelhaft erscheinen. Deutschland würde auch in dieser Hinsicht einer russischen diplomatischen Aktion freundlich gegenüberstehen.

Die Ermordung des russischen Ministers des Innern, Herrn von Plehwe, ließ von neuem grelle Streiflichter auf die terroristische Bewegung fallen. Daß der Meuchelmord unter allen Umständen verdammt werden muß, wird von den zivilisierten Nationen einstimmig anerkannt. „Die an Herrn von Plehwe begangene Untat," schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", „charakterisiert sich, wie man auch die Dinge wenden will, als gemeines Verbrechen, als ruchloser, verdammenswerter Mord."

Ebenso läßt der weit überwiegende Teil der französischen Presse dieses traurige Ereignis nicht vorübergehen, ohne den Sympathien für Rußland bezeichnenden Ausdruck zu verleihen. Auf die verschiedenen Attentate in Rußland hinweisend sagt Ignotus, der zum französischen Minister des Auswärtigen, Delcassé, regelmäßige Beziehungen hat, im „Figaro": „Rußland empfindet zu dieser Stunde die Strenge des Schicksals. Zu den ernsten Sorgen nach außen hin kommen mit wachsender Schärfe die Erregungen im Innern. Die Ermordung des Herrn von Plehwe ist in der Tat nur eine Episode in dem unbarmherzigen Kampfe, den die revolutionären Parteien gegen die Zentralgewalt unternommen haben. Aber", so schließt Ignotus, „die politischen Morde haben niemals der Sache gedient, in deren Namen sie verübt werden. Die Geschichte lehrt vielmehr, daß sie stets einen Rückgang bezeichnen." Es wäre in der Tat unsinnig, auch nur im geringsten das Prinzip des Terrors anzuerkennen, der vorgibt, durch seine Missetaten Reformen herbeiführen zu wollen. Gerade die besten Kenner Rußlands, durchaus besonnene Beurteiler, versichern, daß dieses Land für die Einrichtungen des westlichen Europas noch lange nicht die erforderlichen Vorbedingungen darbieten wird. Wohl aber darf im Hinblick auf den menschenfreundlichen, friedlichen Sinn des Kaisers Nikolaus II. die Zuversicht gehegt werden, daß innerhalb der durch zwingende Verhältnisse gezogenen Grenzen maßvolle Reformen zur Durchführung gelangen. Möge die gerade jetzt erfolgte Geburt des langersehnten Thronfolgers von glücklicher Vorbedeutung sein!

Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Vatikan ist nun endgültig vollzogen. Das „Journal officiel" hat unter der Überschrift: „Documents diplomatiques — France et Saint-Siège" die auf den Konflikt bezüglichen Aktenstücke veröffentlicht, und das Organ des Vatikans, der „Osservatore Romano", hat in einer Note die Tatsache der offiziellen Aufhebung des diplomatischen Verkehrs festgestellt. Die Publikation der amtlichen Aktenstücke ist in solchen Fällen regelmäßig der Beweis für den Ernst der Lage, wobei konstatiert werden muß, daß die römische Kurie sich selbst ins Unrecht versetzt hat, indem sie den Bestimmungen des Konkordats zuwider an den Bischof Geay von Laval ein Schreiben richten ließ, worin dieser in scharfen Ausdrücken aufgefordert wird, „freiwillig" auf sein Bistum zu verzichten. Kardinal Vannutelli kündigte dem Bischof von Laval an, daß das heilige Offizium andernfalls genötigt sein werde, weitere Maßregeln zu ergreifen. Im französischen Ministerrate wurde darauf beschlossen, von der römischen Kurie die Zurückziehung dieses mit dem Konkordate in offenem Widerspruche stehenden Schreibens zu verlangen. Der Minister des Auswärtigen, Delcassé, richtete demnach an den französischen Geschäftsträger beim Vatikan, de Courcel, einen Erlaß, in dem er die Überreichung der den Beschluß des Ministerrates enthaltenden Note an den Kardinalstaatssekretär Merry del Val anordnete. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der Ministerpräsident und Kultusminister Combes in seiner Mitteilung an Herrn Delcassé einen weit entschiedeneren Ton anschlug, als nachher in dem Erlasse des Ministers des Auswärtigen zum Ausdruck kommt. Das Schreiben des Kardinals Vannutelli wird unter anderm, wie folgt, charakterisiert: „Die Bedenklichkeit dieses Aktenstückes kann Ihnen nicht entgehen. Es stellt einen Akt von nicht verhehltem Drucke dar, wider Wissen der französischen Regierung auf einen Bischof ausgeübt, der von

ihr unter den im Konkordate vorgesehenen Bedingungen ernannt worden ist. Die Persönlichkeit, von der das Dokument ausgeht, ist uns übrigens unbekannt, ebenso wie vom Gesichtspunkte des französischen Gesetzes die Akte der römischen Kongregation des heiligen Offiziums ohne Wert sind, im Namen deren man zu handeln vorgibt, indem man Anschuldigungen wiederbelebt, die seit drei Jahren erstickt waren, um eine Demission zu erlangen, die seit mehreren Jahren von den reaktionären Parteien des Bezirkes zu politischem Zwecke vergebens gefordert worden war."

Da das „Journal officiel" den vollen Wortlaut des Depeschen- und Notenwechsels publiziert, ist auch das dem Kardinal Vannutelli angeheftete Epigramm zur Kenntnis der römischen Kurie gekommen: „La personalité dont il émane est d'ailleurs inconnue de nous." Auch werden in der Kundgebung des Ministerpräsidenten die Zusammenhänge zwischen dem Vorgehen der römischen Kurie und den klerikalen Intrigen in der Diözese von Laval betont, wovon dann in der Depesche des Herrn Delcassé nicht die Rede ist. Der Fall des Bischofs von Dijon, Le Nordez, der vom päpstlichen Nuntius in Paris, Lorenzelli, im Namen des Papstes aufgefordert wurde, sich bis auf weiteres der Priesterweihen zu enthalten, bildet ebenfalls den Gegenstand des Notenwechsels. Dieser Fall ist noch schreiender, da es sich nicht um „eine übrigens unbekannte Persönlichkeit" handelt, Mgr. Lorenzelli vielmehr einen diplomatischen Charakter hat und als Doyen des bei der französischen Republik beglaubigten diplomatischen Korps besonderes Ansehen genoß. Hier konnte sich die römische Kurie also gar nicht auf den Standpunkt zurückziehen, daß keine amtliche Aktion des Papstes vorliege.

Eine weitere Verwicklung erfuhr die Lage durch die von der französischen Regierung nicht genehmigte Abreise des Bischofs von Dijon nach Rom, wo er sich dem heiligen Offizium gestellt hat. Das Ministerium Combes hat deshalb dem allzu gefügigen Bischof die Temporalien gesperrt. Die Denkschriften, in denen der Kardinalstaatssekretär eine Verletzung des Konkordates in Abrede zu stellen sucht, sind keineswegs beweiskräftig. Der französische Conseilpräsident verfehlte denn auch nicht, in einem Ministerrate den endgültigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit der römischen Kurie beschließen zu lassen. In einer Depesche vom 22. Juli weist Herr Combes den Geschäftsträger in Rom an, den amtlichen Beziehungen ein Ende zu machen, sowie dem Kardinalstaatssekretär mitzuteilen, daß die französische Regierung auch die Mission des päpstlichen Nuntius in Paris für beendet erachte. Ein kurzes Telegramm des Geschäftsträgers de Courcel bildet den Abschluß dieser bedeutsamen Aktenstücke. Kardinal Merry del Val, der von dem Beschlusse des französischen Ministerrates in Kenntnis gesetzt worden, hat dem Geschäftsträger angekündigt, daß Mgr. Lorenzelli telegraphisch angewiesen worden, von Paris abzureisen. Diese Abreise ist denn auch erfolgt, und die diplomatische Vertretung Frankreichs beim Vatikan ist gleichfalls vollständig eingestellt worden. Offenkundig ist also die Frage der Aufhebung des Konkordates zur Erörterung gestellt. Das Ministerium Combes würde bei der Ausführung eines solchen Planes auf die Unterstützung aller radikalen Elemente der republikanischen Partei zählen dürfen. Wohl aber regt sich in den gemäßigteren Gruppen Widerspruch, dessen Überwindung nicht allzu leicht sein wird.

In Herrn Waldeck-Rousseau hat die französische Republik einen ihrer bedeutendsten Staatsmänner verloren, auf den sie, wenn er sich auch momentan fast ganz von der Öffentlichkeit zurückgezogen hatte, für die nahe Zukunft rechnete. Diese Hoffnung ist mit ihm ins Grab gesunken.

Literarische Rundschau.

Ein neues Geschichtswerk.

The Cambridge Modern History. Planned by the late Lord Acton L. L. D. Regius Professor of modern History. Edited by A. W. Ward Litt. D. G. W. Prothero Litt. D. Stanley Leathes M. A. Cambridge, at the University Press. 1902 ff.

Es dürfte an der Zeit sein, der Aufmerksamkeit deutscher Geschichtsfreunde ein Werk zu empfehlen, zu dessen Ausarbeitung der hervorragendste Schüler deutscher Geschichtswissenschaft seine englischen Fachgenossen, aber auch französische, amerikanische und deutsche Geschichtsforscher veranlaßt hat, den in Frankreich und Deutschland entstandenen allgemeinen Geschichtsammlungen ein ebenbürtiges Unternehmen zur Seite zu stellen.

Der Plan zur „Cambridge modern History“ wurde von dem inzwischen, am 19. Juni 1902, leider und vorschnell durch den Tod uns entrissenen Lord Acton entworfen. Der längst gefaßte Gedanke gewann praktische Gestalt, nachdem Lord Acton 1895 als sechzigjähriger Mann zum Lehrer der modernen Geschichte — Regius Professor — an der Hochschule zu Cambridge ernannt worden war. Die alte Universität hatte fünfundvierzig Jahre vorher dem Jüngling auf Grund seines katholischen Bekenntnisses ihre Pforten verschlossen. Das gleiche Vorurteil versagte einem der gelehrtesten Forscher Englands bis an der Schwelle des Alters dort einen Lehrstuhl. Diesem Umstande ist es vornehmlich zuzuschreiben, wenn die Widerstandskraft dieses außerordentlichen Mannes der doppelten Last des eifrig ausgeübten Lehramtes und aller damit verbundenen Verpflichtungen und der gleichzeitig in Angriff genommenen Riesenarbeit zur Herstellung des erwähnten Geschichtswerkes frühzeitig erlag. Seines Lebens- und Entwicklungsganges haben wir an andrer Stelle gedacht[1]). Hier müssen wir uns mit der Andeutung begnügen, daß Lord Acton seine wissenschaftliche Bildung in Deutschland empfing. Er war der Schüler Döllingers, der Verehrer Rankes, der größte lebende Kenner der historischen Literatur aller Kulturländer. Er schuf eine immense Bibliothek, die durch Mr. Carnegies Großmut in den Besitz der Universität Cambridge übergegangen ist und Zeugnis davon gibt, was ein einziger Mensch, wenn er rastlos und unaufhörlich arbeitet, zu bewältigen vermag. Unter diesen vielen tausend Bänden ist kaum einer, der nicht Spuren einer aufmerksamen Lektüre oder eines eingehenden Studiums aufwiese, dessen Ausbeute in vielen Sammlungen von Notizen geborgen liegt. Diese phänomenale Kenntnis des Materials umfaßte Philosophie, Theologie, Rechtsgeschichte, Nationalökonomie und alle Fächer der eigentlichen Geschichtswissenschaft. Sie kannte keine nationalen Schranken und hegte keine Vorurteile.

[1]) „Lord Acton“, Edinburgh Review, April 1903.

Jahrzehnte hindurch ließ Lord Acton in Archiven vornehmlich der italienischen Städte, dann Spaniens, Frankreichs, Deutschlands noch ungehobene Schätze kopieren. Von den bedeutenden Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit ist, mit wenigen Ausnahmen, zu denen Guizot gehört, fast keiner ihm persönlich unbekannt geblieben. Durch Bande des Blutes oder Familienverbindungen in Italien, Frankreich und Deutschland ebenso heimisch wie in England, wurde ihm die Geschichte in der Person ihrer Träger nicht weniger wie in den Aufzeichnungen ihrer Chronisten lebendig. Er ging nach Heidelberg, um Richard Rothe kennen zu lernen, für den er eine schwärmerische Bewunderung hegte. Er war kaum zwanzigjährig, als er die Vereinigten Staaten besuchte. Damals hatte er bereits in Begleitung seines Stiefvaters, Lord Granville, der Krönung in Moskau beigewohnt. Mit den Männern des italienischen Risorgimento verband ihn Freundschaft; im britischen Parlament vertrat er einen irischen Wahlkreis. Fünf Zeitschriften, die er teils herausgab, teils redigierte, schulten englische Leser in der Kenntnis der neuen historischen Methoden und in der Behandlung historischer Probleme. Wenn Lord Acton Gelegenheit hatte, hinter den Kulissen zu beobachten, wie Geschichte gemacht wird, so wußte niemand besser als er, nach welchen Voraussetzungen sie geschrieben werden soll. Professor Maitland, selbst eine vorzügliche Kraft, schreibt in seinen Gedenkblättern über den verewigten Freund und in bezug auf die „Cambridge modern History“: „Wie groß auch meine Zweifel am Gelingen des Unternehmens sein mochten, so sagte ich mir nach jeder Besprechung mit ihm, daß, wenn Mitarbeiter versagten und das Schlimmste oder auch das Beste eintrat, so doch Lord Acton imstande sein werde, diese zwölf Bände ohne Schwierigkeit von Anfang bis zu Ende selbst zu schreiben. Leider war es zu spät, zu spät um zehn bis fünfzehn Jahre!“

Das Erscheinen des ersten Bandes seines Geschichtswerkes hat der Schöpfer desselben nicht erlebt. Seinem Geist aber sind diejenigen, die an seine Stelle getreten sind, mit dankbarer Pietät treu geblieben. Welche Ideen Lord Acton leiteten, hat er in dem ersten Sendschreiben an seine Mitarbeiter ausgesprochen: „Unser Plan verlangt, daß nichts die Religion, das Land oder die Partei, welchen der Autor angehört, verrate. Diese Bedingung ist nicht nur deswegen wesentlich, weil Unparteilichkeit der Charakter aller berechtigten Geschichtschreibung ist, sondern weil das Werk durch Männer getan wird, die kein andrer Zweck vereinigt als der, genaue Kenntnis zu vermehren. Die Enthüllung persönlicher Ansichten würde eine solche Verwirrung veranlassen, daß jede Einheit des Aufbaues darüber scheitern müßte. — Unter Universalgeschichte verstehe ich eine solche, die sich von der Gesamtgeschichte aller Länder unterscheidet, die kein brüchiges Seil, sondern eine fortgesetzte Entwicklung, keine Belastung des Gedächtnisses, sondern eine Erleuchtung für die Seele ist. Sie bewegt sich in einer Folge, der die einzelnen Nationen sich unterordnen. Ihre Geschichte wird erzählt werden, nicht ihrer selbst wegen, sondern in Unterordnung unter einen höheren Gesichtspunkt und nach dem Maß und der Zeitfolge dessen, was sie dem Gemeingut der Menschheit hinzugefügt haben.“

Die zwölf Bände dieser so gedachten Geschichte der neueren Zeit, mit der Renaissance beginnend, teilte Lord Acton, wie folgt:

I. Die Renaissance.
II. Die Reformation.
III. Die Religionskriege.
IV. Der Dreißigjährige Krieg.
V. Bourbons und Stuarts.
VI. Das 18. Jahrhundert.
VII. Die Vereinigten Staaten.
VIII. Die französische Revolution.
IX. Napoleon.
X. Die Restauration.
XI. Die Nationalitäten.
XII. Das letzte Zeitalter.

Es galt, dieses Programm, das Spezialisten bedingte, durch die Art der Behandlung zu einem seines Zweckes würdigen Geschichtswerk zu erheben. Die grundlegende Bedingung, die festgehalten wurde, war quellenmäßiges Studium und zugleich die Beherrschung des enormen Materials, das, obwohl in beständigem Fluß, so wie es stand, in allen seinen Formen durch die Arbeitsteilung bewältigt werden mußte.

In andrer Beziehung dagegen trat eine gewisse Einschränkung ein. Der inzwischen ebenfalls verstorbene Dr. Mandell Creighton, Bischof von London, eine Autorität ersten Ranges auf historischem Gebiet, hatte seine Unterstützung versprochen. In der Einleitung, mit der er den ersten Band 1902 begleitete, schreibt er: „Der Standpunkt jedes einzelnen Schriftstellers beeinflußt nicht nur sein Urteil in bezug auf das, was er darstellt, sondern auch die Grundsätze, nach denen er seine Zeugnisse auswählt. Die Fülle und der Reichtum des Stoffes moderner Geschichte nötigen zu einer solchen Auswahl, soll nicht das Ergebnis auf das Niveau einer Masse von Einzelheiten herabsinken, der kein leuchtender Gedanke mehr die Richtung gibt. Der Schriftsteller, der jede Tendenz zu vermeiden strebt, wird langweilig, und der Kultus der Unparteilichkeit lähmt das Urteil. Vorliegendes Werk ist der Versuch, ein solches Ergebnis auf Grund eines allgemeinverständlichen Systems zu vermeiden. Der Beobachtung des Forschers bietet jeder Zeitabschnitt, jeder Gegenstand, mit dem er sich beschäftigt, eigentümliche Züge. Seine Eindrücke werden nicht durch vorgefaßte Meinungen über die notwendigen Beziehungen zwischen dem, was er prüft, und dem, was voranging oder nachfolgte, bestimmt; sie beruhen auf den Resultaten seiner eigenen Arbeit. Wenn es ihm gelingt, das Gewonnene um einen sorgfältig ausgesuchten Mittelpunkt zu gruppieren, so wird die Zeit, die er schildert, von sich selbst Zeugnis geben. Kein andrer Führer ist sicherer für den Historiker als diese übermächtige Einsicht von der Wichtigkeit der Ereignisse nach der Schätzung derjenigen, die Anteil daran nahmen. Eine andre Basis für die wahre und teilnahmvolle Behandlung seines Stoffes hat er nicht."

Von diesem Standpunkt aus beabsichtigten Bischof Creighton und seine Mitarbeiter die geistige Einheit für die einzelnen Abschnitte herzustellen und den Leser zugleich vor der Beherrschung des Stoffes durch eine einzige intellektuelle Macht wie vor der Trockenheit chronologischer Berichte zu bewahren. Ihm ist es überlassen, aus dem Gebotenen die Konsequenzen zu ziehen und die Vorteile der Spezialisation zur Gewinnung eines Gesamtbildes zu verwerten.

Unter dem Einfluß solcher Anschauungen sind Abschnitte wie „Rom und die weltliche Macht", entstanden. „Es könnte eingewendet werden," sagt der Verfasser, R. Garnett, „daß die Päpste auf die weltliche Macht hätten verzichten und arm wie die Apostel in die Welt hinauswandern sollen; aber in ihrem Zeitalter war ein derartiger Entschluß undurchführbar und der bloße Gedanke an einen solchen bot sich ihrem Geiste nicht. Der unheilbare Mißstand ihrer Stellung lag darin, daß der Übergang zu weltlichen, für die Sicherheit und das Wohl der Kirche durchaus notwendigen Dingen nicht durch Mittel bewerkstelligt werden konnte, die sich für christliche Priester und Oberhirten ziemten. Die besten Menschen hätten auf dem päpstlichen Thron nichts ohne Gewalt und Verrat auszurichten vermocht. Innocenz' VIII. Nachfolger waren keine guten Menschen, und der Gebrauch von Mitteln, die einen guten Menschen zum Ärgernis gereichten, kostete sie nichts. Aber unzweifelhaft waren sie für ihre Zeit geeignete Männer."

Mit derselben Objektivität sind „das katholische Europa" und „der Anbruch der Reformation" geschrieben, obwohl, oder vielmehr eben deshalb, weil sie dasselbe Bild von ganz verschiedenen Standpunkten aus beleuchten. Während Dr. Barry die Kräfte der katholischen Reformation aufzählt, fällt Mr. Lea das Urteil: „In der eigentümlichen Theokratie, welche das Mittelalter beherrschte, verflochten sich geistliche und weltliche Interessen so vollständig, daß es nicht möglich ist, sie gänzlich voneinander zu trennen; aber die fern und näher liegenden Motive, die zur Rebellion

Luthers führten, waren größtenteils weltlicher mehr als geistlicher Natur. Es bestand die natürliche Tendenz, die Reformation als eine ausschließlich religiöse Bewegung darzustellen; das ist ein Irrtum . . . Das bestehende religiöse System war die praktische Evolution des Dogma und die Verwerfung des Dogma war der einzige Weg, dauernde Abhilfe gegen die unerträglichen Mißbräuche dieses Systems zu erreichen. Die religiösen Wechsel, welche die Reformation herbeiführte, waren nicht der beabsichtigte Zweck, sondern die Mittel, deren man zur Erreichung des Zweckes bedurfte."

Nach Anwendung der aufgestellten Methode beginnt der erste Band der „Modern Cambridge History" mit dem Zeitalter der Entdeckungen und dem Eintritt der Neuen Welt in den Rahmen der Geschichte, die, nach der Ottomanischen Eroberung, von Italien aus beherrscht erscheint. E. Armstrong, der Historiker Karls V., gibt die Darstellung von Florenz und Savonarola; einer der vorzüglichsten Kenner Machiavellis, Arthur Burd, führt mit diesem typischen Charakter der Renaissance bis zum Punkt, wo Rom und die weltliche Macht in den Vordergrund treten. Venedig ist von Horatio Brown behandelt. Dann greift die Darstellung auf Deutschland und das Reich, Ungarn und die slawonischen Königreiche, die katholischen Könige, Frankreich, die Niederlande, und England unter den ersten Tudors über. Die ökonomische Entwicklung, die Cunnigham erzählt, führt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Die klassische Renaissance schildert Sir R. Jebb, der Regius Professor des Griechischen; die christliche Renaissance, eine Perle des ersten Bandes, M. R. James; das katholische Europa Dr. W. Barry, ein Theologe; die Zeit vor Anbruch der Reformation G. Ch. Lea, dessen Name allein jedes Lob überflüssig macht. Mit Ausnahme dieses amerikanischen Historikers gehört nur ein Ausländer, Dr. Emil Reich, der das Kapitel über Ungarn und die slawonischen Königreiche bearbeitet hat, nicht zur englischen akademischen Welt.

Die Reihenfolge der Bände wurde durch die Veröffentlichung des achten Bandes unterbrochen, der ausschließlich der Geschichte der Vereinigten Staaten und Nordamerikas gewidmet ist, und auf den näher einzugehen wir einer andern Gelegenheit vorbehalten müssen. Lord Acton hat ihm seine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt und die hervorragendsten Kräfte, auch jenseits des Ozeans, zu seiner Herstellung gewonnen. Schon der Raum, den er zur Verfügung stellte, und die weite Behandlung des Stoffes verraten seine Vorliebe für das Werden und die politischen Gedanken und Institutionen des Zukunftsreiches über den Meeren.

Das Erscheinen des zweiten Bandes, „die Reformation", wurde dadurch kaum verzögert. Ihn eröffnet ein wohlbekannter, schmerzliche Erinnerungen um seinen Verlust erweckender Name. Professor F. X. Kraus schrieb „das Mediceische Rom". Wenn es von manchen gerügt, von vielen als beklagenswerter Mangel empfunden worden ist, daß die „Modern Cambridge History" auf die Darstellung der künstlerischen Entwicklung verzichtet, so hat der verstorbene deutsche Gelehrte, soviel es an ihm lag, die Lücke für den Höhepunkt der Kunst ausgefüllt, und dafür sowie für seine historische Schätzung einer unvergleichlichen Epoche ist ihm die reichste Anerkennung geworden. Besonders gelobt wird Dr. Lindsays Lutherbiographie bis zum Reichstag von Worms, als eine wahre, sympathische Beurteilung des Reformators, von seiten eines hervorragenden Mitglieds der Unierten freien Kirche von Schottland. Gleiche Anerkennung verdient Dr. Fairbairn für seine Biographie Calvins, mit der Einschränkung, daß er den Gesetzgeber mehr als den Theologen berücksichtigt hat. Der Band, der mit Luther und den Abläßen beginnt, schließt mit einer Darstellung europäischen Denkens im theologischen Zeitalter, und die beste Art, ihn zu empfehlen, dürfte die Bitte sein, ihn zu lesen.

Wir müssen uns weitere Proben aus der Fülle des Gebotenen versagen. Wenn einzelnes nicht immer auf der Höhe der besten Leistungen steht, so darf der Anordnung des Ganzen verdientes Lob gespendet werden. Der Umfang der einzelnen Kapitel ist auf ungefähr 30 Seiten festgesetzt, von denen jede Kopfaufschriften

trägt. Der Stil der meisten Beiträge ist durch die räumliche Beschränkung nicht beeinträchtigt worden und in vielen derselben nicht nur klar und lebendig, sondern auch höheren Anforderungen beredsamer Darstellung gerecht geworden. Die am Schluß beigegebenen Bibliographien zu jedem einzelnen Kapitel unterscheiden zwischen originalen Dokumenten, allgemeiner und Spezialgeschichte, wesentlichen und nebensächlichen Quellen u. s. w. Ein vollständiger Index schließt jeden Band. Der Leser ist vollständig orientiert.

Das demnächst zu erwartende Erscheinen des dritten und vierten Bandes über die Religionskriege und den Dreißigjährigen Krieg, der inzwischen veröffentlichte, ganz vorzügliche Band über „Die französische Revolution" geben Zeugnis vom Eifer der Herausgeber zur Vollendung eines Werkes, das dem Andenken Lord Actons den Dank nicht nur der gelehrten, sondern auch der gebildeten Welt und eine bleibende Stelle unter denjenigen sichert, die mit gründlichem und umfassendem Wissen, staunenswerter Arbeitskraft und zielbewußtem Überblick den Glauben an Ideale verbanden, die ihrem tiefsten Wesen nach religiöse und christliche Ideale sind, und für die er mit der furchtlosen Zuversicht dieses Glaubens das Zeugnis der Wahrheit begehrte und gab.

Lady Blennerhassett.

George Meredith.

Gesammelte Romane von George Meredith. Erster Band: Richard Feverel, eine Geschichte von Vater und Sohn. Autorisierte Übertragung von Julie Sotteck. Berlin, S. Fischer. 1904.

Es gibt nicht leicht einen Roman, dessen Lektüre dem deutschen Leser anfänglich eine solche Selbstüberwindung zumutet, dann ihn aber so stark ergreift und wunderbar belohnt wie „Richard Feverel" von George Meredith. Der Dichter, 1828 geboren, lebt noch in voller geistiger Frische in seinem kleinen, anmutigen Landhause Flint-Cottage zu Box-Hill in Surrey, unweit Londons. Mit dem „Richard Feverel" und dem „Egoisten", die zwanzig Jahre auseinanderliegen, hat er seinen Platz in den Reihen der großen Romanschriftsteller Englands eingenommen.

Zwar als der „Feverel" 1859 erschien, begriff vom englischen Publikum, das damals an Charles Dickens und Charles Lever sich sentimental ergötzte, nur eine kleine, scharfsinnige und löbliche Minorität die Absicht des Dichters, wieder Wahrheit, Leidenschaft und Stimmung in die englische Literatur einzuführen. Und ist sein Ruhm seitdem beständig auch gewachsen, so wird sein stolzes Werk doch niemals Lesestoff der Massen sein. Erschwerend für uns Deutsche kommt hinzu, daß wir an diesen echt englischen Rassenschnitt der Romangestalten uns erst gewöhnen müssen, ehe sie uns verständlich oder vertraulich werden; denn diese Menschen machen eigentlich bloß innerlich ihre Erfahrungen, und sind „zu sehr Engländer, um ihre Gefühle zu zeigen". Die Sprache hat daher meist etwas Knappes, Epigrammatisches, etwas oft bloß Andeutendes, das dem Leser immerfort die eigene selbsttätige Ausgestaltung der Vorgänge auferlegt. Ein vornehmer Aristokrat aus der Familie der Feverel ist von seiner Frau schmählich um sein Lebensglück betrogen worden. Er verschließt sich vor der Welt hinter den starren Forderungen eines wissenschaftlichen Systems, dem er die erzieherische Kraft zutraut, seinen einzig geliebten Sohn Richard vor gleichem Elend zu bewahren. Das System aber wird an der kräftigen Eigenart des heranwachsenden Sohnes zuschanden. Richard heiratet heimlich Lucy, die liebliche Nichte eines bäuerlichen Pächters der Nachbarschaft. Um ihretwillen, könnte man

glauben, sei der Roman allein geschrieben. Sie kennt kein System, kein Vorurteil; ihre Natur ist echte, edle, liebevolle Weiblichkeit; aus diesem Reichtum heraus duldet, handelt, stirbt sie, anspruchslos und tapfer, unvergleichlich weit den Männern überlegen. Da, wo sie, fast noch ein Kind, die Geliebte Richards für immer wird, wo sie als junge Frau den Gatten nach langer, systemverschuldeter Abwesenheit wieder in seinem väterlichen Schlosse empfängt, entfaltet sich die keusche Schönheit der Dichtung zu ihrer reinsten Blüte. Nichts Menschliches an sich ist diesem Romane fremd, aber staunend nimmt man wahr, in welcher vornehm-künstlerischen Art Meredith auch die physiologischen Tatsachen, die er nicht umgeht, zu behandeln weiß.

Wir dürfen uns zu diesem Unternehmen, Merediths Romane der deutschen Lesewelt zu vermitteln, Glück wünschen. Julie Sotteck hat mit Hingabe und Erfolg des schweren Amtes als Übersetzerin dieses Dichters gewaltet. In knappen, inhaltsvollen Sätzen stellt ein Kenner der neueren englischen Literatur, Fred Sefton Delmer, das Wissenswerte über Meredith und seine Werke voran. Druck- und Verlagsanstalt hört gewiß nicht auf, sich großer Sorgfalt bei Herstellung der weiteren Bände zu befleißigen. Wer sich in Meredith eingelesen hat, wird dem Urteil Delmers zustimmen, mit dem er schließt: „Ein Dichter, so reich an Gedanken, an Humor und Phantasie, so großartig echt und tief im Schildern des menschlichen Schicksals, darf seine Wirkung nicht durch die Grenzen seines Vaterlandes beschränkt finden."

Reinhold Steig.

γ. **Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch.** Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich von Stosch, Hauptmann a. D. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Diese Denkwürdigkeiten reichen von der Geburt von Stoschs im Jahre 1818 bis zu seiner Ernennung zum Chef der Admiralität 1872. Eine Fortsetzung bis 1896 wäre möglich, erscheint aber dem Herausgeber „nach seinen jetzigen Erfahrungen", d. h. nach den Erörterungen, die sich beim ersten Erscheinen der „Denkwürdigkeiten" in der „Deutschen Revue" an sie knüpften, „für alle absehbare Zukunft ausgeschlossen". Es handelt sich hierbei unter anderm um die Kritiken, welche Stoschs Äußerungen über Bismarck hervorriefen: Ulrich von Stosch glaubt, um Mißdeutungen abzuschneiden, auf ein Wort seines Vaters Bezug nehmen zu dürfen, das dieser nach Bismarcks großer Reichstagsrede vom 8. Februar 1888 schrieb: „Ich kann ihn nicht lieben; aber ich muß ihn bewundern mit allen meinen geistigen Kräften." Die amtlichen Beziehungen Stoschs zu Bismarck erzeugten viele Reibungen, welche Liebe ausschlossen; verständnislos für Bismarcks Genius war Stosch durchaus nicht, und daß sein Lebensziel Deutschlands Einheit war, wird wiederholt (so S. 181) anerkannt. Er heißt „der große Tyrann" (S. 230), „dessen anmaßende Gewalt selbst der König oft schwer empfindet"; aber immer und immer wieder findet sich auch die Anmerkung, daß er (wie Moltke) in seiner spezifischen Größe tadellos bleibt (S. 226), daß die Energie seiner Anschauungen und Handlungen bewundernswert sind (S. 227), daß er recht hat, wenn er das Verhandeln als seine unbedingte Domäne in Anspruch nimmt (S. 229), und daß die Schonung, die er Frankreich beim Friedensschluß erweist, zwar allgemeine Erbitterung gegen ihn im Hauptquartier hervorrief, politisch aber doch richtig war, weil nur so die rote Republik verhütet werden konnte (S. 227). So werden Stoschs Aufzeichnungen zu einem Ehrenwerk für den großen Mann, um so mehr, je weniger der Schreiber persönlich voreingenommen war. Die „Denkwürdigkeiten" enthalten auf Schritt und Tritt des historisch Merkwürdigen die Fülle; wenn einzelne Partien auch kritisch angefochten worden sind, so macht das Ganze doch zweifellos den Eindruck der Ursprünglichkeit und Wahrhaftigkeit.

βλ. **Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte.** Herausgegeben von Hermann Kestner-Köchlin. Mit zwei Porträts in Kupferätzung und einem Anhang. Straßburg, Karl J. Trübner. 1904.

Im Zeitraum von einundzwanzig Jahren (1774—1795) gab Charlotte Kestner — Werthers Lotte — elf Kindern das Leben. Von acht Söhnen erreichte jeder eine angesehene Stellung in der Welt. Eine einzige Tochter starb früh; die übrigen Geschwister erreichten fast alle das Greisenalter. Ihre zahlreiche Nachkommenschaft hat die Mutter des Geschlechts, von Söhnen und Töchtern geliebt und verehrt, noch heranwachsen sehen. In Deutschland, im Elsaß, in Frankreich und der Schweiz begründeten sie ihren Wohlstand, und die praktischen Lebensaufgaben, die einige derselben wählten, verdunkelten ihre geistigen Interessen nicht. Die Wissenschaft, die Kunst, die Politik, die Sorge um das Gemeinwohl blieben ihnen vertraut und lieb. Schon ihre Porträts mit den edlen, ausgeprägten Zügen, der vornehmen Haltung und der ruhigen Würde des Ausdrucks offenbaren, welcher Art diese Menschen waren. Im Gegensatz zu den dem Untergange geweihten Nachkommen des Dichterfürsten zu Weimar sind sie tatkräftige, lebensfrohe, wenn auch ernst gestimmte Männer und Frauen. Zwei derselben, August Kestner, der Herausgeber der „Goethe-Briefe" und seit 1825 englisch-hannöverischer Legationsrat und Geschäftsträger in Rom, und seine Schwester Charlotte blieben unvermählt und in inniger Liebe miteinander verbunden. Ihr viele Jahre umfassender Briefwechsel ist jetzt der Öffentlichkeit übergeben. Die Frage, ob diese Briefe nach Form und Inhalt zu denen gehören, die eine so umfassende Publikation rechtfertigen und an sich diese Gattung der Literatur bereichern, dürfte verneint werden. Viele derselben hätten ohne Verlust gestrichen werden können. Aber dafür machen sie uns mit edlen, liebenswürdigen, im höchsten Grade sympathischen Menschen bekannt. Von Politik ist in diesen Briefen eines Diplomaten wenig die Rede; die Kunst beschäftigt diesen Freund der Künstler, der selbst ein Maler war, ungleich mehr. August Kestner bezeichnet die gute Meinung, die er von den Menschen hege, als die Klippe seiner Menschenkenntnis. Sie ist vielmehr ihr Zauber. Von jedem fast, der ihm begegnet, weiß er Gutes zu berichten. Pio Nono gehört zu den Ausnahmen. „Ein Schwanken in großen Lebensfragen ist nicht erlaubt," so urteilt August Kestner 1848. „Seitdem ich ihn so schwach sah, habe ich keine Wärme mehr für ihn," fügt er 1849 hinzu. Sein Urteil über Goethe ist zurückhaltend; wenn er auch „der finstern Laune des teuren Vaters" den größeren Teil der Schuld an dem Bruch zwischen ihnen beimißt, so gesteht er dennoch, die alten und kalten Seiten, die Goethe später so oft „gezeigt" habe, seien „die verzogenen Launen des Lieblings und fast Gottes der Zeit: kein Mensch kann solche Abgötterei vertragen". Die Schwester Charlotte antwortete darauf nicht. Bereits 1808 hatte sie die Aufforderung Bettinas, nach Weimar zu reisen, abgelehnt, „weil sie sich in keiner Weise dazu bewogen fühle und es niemals wünsche". Wetzlar stand dazwischen und warf seine Schatten. Aber Charlotte ging mit der Mutter 1803 zur vierundsiebzigjährigen Frau Rat Goethe und fand sie „ernst, nicht traurig, aber diplomatisch, eine Frau, die nur sagte, wie und was sie wollte". Charlotte Kestner, von vielen der Besten ihrer Zeit gekannt und verehrt, starb 1877 zu Basel, christlich und fromm, wie sie gelebt, viele Jahre nach dem 1853 vorangegangenen Bruder und in froher Zuversicht auf Wiedervereinigung mit den Geliebten, denen sie ihr edles Dasein hienieden geopfert hatte.

γ. **Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter.** Von B. Heil. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Die vorliegende Schrift ist ein Bestandteil der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", die mit ihren handlichen und schmucken Bändchen zu billigem Preis rasch eine große Verbreitung erlangt hat. Wir werden durch den Verfasser, Oberlehrer am königlichen Gymnasium in Wiesbaden, auf 151 Seiten in zweckentsprechender und anschaulicher Weise darüber unterrichtet, wie es kommt, daß nach Zerstörung der Römerstädte etwa 600 Jahre lang in Deutschland so gut wie keine Städte bestehen, während vom 11. bis 14. Jahrhundert fast plötzlich etwa 2500 Städte sich bilden. Die, irren wir uns nicht, auch für die Gegenwart mit ihrem Kampf zwischen Stadt und Land sehr lehrreiche Antwort ist, daß von 400—1000 nach Heil die Deutschen die Aufgabe lösen mußten, ihre Wälder zu roden und Raum für den Ackerbau zu gewinnen: daß aber, sobald dieser einmal erst zu blühen und Erträge zu liefern begann, welche der Bauer selbst nicht verbrauchen konnte, der Nährboden für das Aufkommen von Industrie und Handel, also für die Entfaltung städtischen Lebens geschaffen war. Stadt und Land sich gegenseitig bedingend, nicht sich ausschließend — das ist die Lehre der Geschichte. In ähnlicher Weise lichtvoll ist das ganze Büchlein gehalten, das überdies durch 24 zweckmäßig ausgewählte Bilder das Verständnis des Lesers fördert.

βλ. **Italienische Patrioten.** Von der Gräfin Eveline Martinengo-Cesaresco. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. F. Noak. Leipzig, G. Wigand. 1903.

Die Verfasserin, Engländerin von Geburt, schrieb eine der besten Biographien Cavours, die wir besitzen. In den Überlieferungen der Familie Martinengo, in die sie durch ihre Ehe eintrat, in der Person des Onkels ihres Gatten, des Grafen Giuseppe, fand sie die Ideen und Überlieferungen, die Leiden und die Taten, die Italien geschaffen haben, lebendig. Sie selbst begeisterte sich für das Risorgimento, für die Männer, die es gemacht, für das Land und das Volk, dem sie Einheit und Vaterland zurückeroberten. Gräfin Martinengo-Cesaresco verfügt über ein nicht gewöhnliches historisches Wissen und ein großes, wahrhaft künstlerisches Darstellungstalent. Sie zitiert das Wort August Comtes: „Es sind die Toten, die über die Lebenden herrschen," und wird auch in dem vorliegenden Band von Biographien italienischer Patrioten nicht müde, die Lehren der Vergangenheit der Gegenwart einzuprägen und nutzbar zu machen. Ihr deutscher Übersetzer ist ihr gerecht geworden.

βλ. **L'Eau profonde. Les Pas dans les Pas.** Par Paul Bourget. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1903.

Der Verfasser der „Études de psychologie contemporaine", der Dichter des „Disciple", der „Etape" und noch vieler andren mit tiefen Problemen sich befassenden Schriften, der klassische Erzähler und gewandte Beherrscher der französischen Prosa flößt mit „L'Eau profonde" uns ein Gefühl der Betrübnis ein. Er nennt diese Geschichte „eine romantische Episode aus der hohen Pariser Welt". „Ce petit drame parisien," bestätigt die Kritik. Mit der widrigen, gänzlich zwecklosen Episode des posthumen Bekenntnisses der Mutter des Marquis de Chaligny über ihre eigene Schande beschränkt sich der Vorgang auf die Verführung dieses Herrn durch die Cousine seiner Frau. Aus Neid und Haß gegen letztere wird diese Cousine die Maitresse Chaignys, den die Großmut und Güte seiner Gemahlin dem ehelichen Glück zurückgewinnt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Paul Bourget der Langweile erlegen ist, mit der die Abwicklung dieses unsympathischen, banalen Dramas ihn selbst und jeden geschmackvollen Leser mit ihm erfüllen mußte. Kaum erfreulicher sind die dem Bande beigegebenen sechs Novellen, die ebensowenig von der abgebrauchten Würze der beliebten Ehebrüche sich zu befreien vermögen. Auf allen diesen Produktionen lastet der Fluch, nicht nach künstlerischem Vermögen, aus innerem Drang sein Bestes zu geben, sondern alljährlich einem minderwertigen Durchschnittspublikum die fragliche Unterhaltung zu bieten. Schon ist Bourgets Roman von 1904, „Le Divorce", in Aussicht gestellt. Möge er seines Könnens sich würdiger erweisen!

τς. **Une petite garnison française.** Roman de mœurs militaires. Par Lieutenant Charly. Paris, Librairie illustrée, J. Tallandier. (S. a.)

Der Erfolg der deutschen „Militärromane" scheint dem französischen Leutnant Charly keine Ruhe gelassen zu haben; er mußte seine Landsleute mit einem ähnlichen Werke beschenken. Nach hinlänglich bekanntem Muster beschreibt er die Zustände in einem französischen Infanterieregiment. Kaleidoskopartig ziehen die Szenen dem Leser vorüber, bald in das Milieu der Offiziere, bald in das der Unteroffiziere und Mannschaften führend: überall Korruption, Schilderungen, die das deutsche Vorbild noch übertreffen. Charakteristisch für französische Verhältnisse ist das Hereinspielen der Politik in die Offizierkreise. Dabei werden die beiden anstößigsten Persönlichkeiten, die überall moralisch ganz unmöglich wären, von ihren politischen Freunden in Regierungs- und Parlamentskreisen nicht nur gestützt, sondern schließlich sogar durch außerordentliches Avancement ausgezeichnet. Daß in solchen Dingen tendenziöse Übertreibung liegt, ist leicht einzusehen. Das Buch ist übrigens gewandt und flott geschrieben, die Darstellung fesselnd, und der Schluß klingt in patriotischer Begeisterung aus. Der Verfasser vergleicht das geschilderte Regiment mit einem Jägerbataillon an der Grenze, und dieses ist über alles Lob erhaben. „Es gibt noch Soldaten in Frankreich!" Ob aber trotzdem das unsaubere Buch bei denkenden Franzosen Beifall finden wird — wir bezweifeln es.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baedeker. — Belgien und Holland nebst dem Grofsherzogtum Luxemburg. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 17 Karten, 27 Plänen und mehreren Grundrissen. Dreiundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1904.

Baedeker. — Nordamerika. Die Vereinigten Staaten nebst einem Ausflug nach Mexiko. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 25 Karten, 32 Plänen und 4 Grundrissen. Zweite Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1904.

Baedeker. — Rufsland. Europäisches Rufsland, Eisenbahnen in Russ.-Asien, Teheran, Peking. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 20 Karten, 40 Plänen und 11 Grundrissen. Sechste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1904.

Beloch. — Griechische Geschichte. Von Julius Beloch. Dritter Band. Zweite Abteilung. Mit sechs Karten. Strafsburg, Karl J. Trübner. 1904.

Boethke. — Steinort. Ein Lied aus Preußens Vorzeit und andere Dichtungen. Von Karl A. Boethke. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1904.

Bourget. — Un divorce. Par Paul Bourget. Paris, Plon. 1904.

Buchwald. — Gedichte von Wolfgang Buchwald. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1904.

Cajetan. — Um den Messias. Der Tragödie Jesu letztes Kapitel. Von Wilhelm Cajetan. Schwäbisch-Hall, Wilhelm German. 1904.

Camenisch. — Die Rhätische Bahn mit besonderer Berücksichtigung der Albula-Rute. Von C. Camenisch. Zürich, Orell Füfsli. O. J.

Catellani. — L'estremo oriente e le sue lotte. Di Enrico Catellani. Con 6 carte geografiche. Milano, Fratelli Treves. 1904.

Chesley. — Brocéliande. Légende dramatique en quatre acts et en vers. Par Georges Chesley. Paris, A. Fontemoing. 1904.

Conz. — Zeichenschule von G. Conz. Anleitung zum Selbstunterricht, mit einer Sammlung von Vorlagen für Anfänger und 80 Illustrationen. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Dalbon. — Les procédés des primitifs. Les origines de la peinture à l'huile. Étude historique et critique. Par Charles Dalbon. Paris, Perrin & Cie. 1904.

David. — Das Problem der Willensfreiheit bei Friedrich Eduard Beneke. Von Fritz David. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Dehn. — Weltwirtschaftliche Neubildungen. Von Paul Dehn. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1904.

Dessauer und Wiesner. — Rückblick auf die Entwicklung der Röntgentechnik. Von Friedr. Dessauer und B. Wiesner. Wiesbaden, Otto Nemnich. 1904.

Drachmann. — Wölund der Schmied. Melodrama von Holger Drachmann. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Irene Forbes-Mosse. München, Albert Langen. 1904.

Dreiundfünfzig Jahre aus einem bewegten Leben. — Vom Verfasser der Memoiren eines österreichischen Veteranen. Zweiter Band. Wien, in Kommission bei Wilhelm Braumüller & Sohn. 1904.

Eggert-Windegg. — Eduard Mörike. Von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart, Max Kielmann. 1904.

van der Elbe. — Eva oder „Der Weg". Von Walter van der Elbe. Elberfeld, Lebensheimer Verlag. O. J.

Erhardt. — Straßenbahnen. Einige Betrachtungen von W. Erhardt. Hamburg, H. Carly, Kommissionsverlag. O. J.

Europäische Wanderbilder. — Nr. 262. Jodsoolbad Hall in Oberösterreich. Zürich, Orell Füfsli. O. J.

Falke. — Mädchen. Novellen von Baronesse Falke. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Forster. — Anders als die andern. Von Bill Forster. Berlin, Hugo Schildberger. 1904.

Gachot. — La campagne d'Helvetie (1799). Par Edouard Gachot. Ouvrage accompagné de 23 gravures, plans et cartes. Paris, Perrin & Cie. 1904.

German. — Jesus von Nazareth. Ein historisches Lebensbild. Von Wilhelm German. Zweite Auflage. Schwäb.-Hall, Wilhelm German. 1904.

Gräf. — Goethes Anteil an der ersten Faust-Aufführung in Weimar am 29. August 1829. Von Hans Gerhard Gräf. Weimar, Hermann Böhlen Nachf. 1904.

Green. — The Filigree Ball. By Anna K. Green. London, T. Fisher Unwin. 1904.

Guenther. — Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben. Von Konrad Guenther. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1904.

Hatfield. — Über die zweite Auflage (A^1) der ersten Cottaschen Ausgabe von Goethes Werken. Von James Taft Hatfield. Ithaca, N. Y., Journal publishing company. 1904.

Hell. — Das Duell. Ein Problem. Von Hans Hell. Berlin, Schall & Rentel. 1904.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. — Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. Drittes und viertes Heft. Stuttgart, Paul Neff. 1904.

Hocking. — Meadowsweet and Rue. By Silas K. Hocking. London, T. Fischer Unwin. 1904.

Holzinger-Rodenstein. — Spielmannslieder. Neue Gedichte von Karl Holzinger-Rodenstein. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Hüffer. — Alfred von Reumont. Von Hermann Hüffer. Cöln, J. u. W. Boisserée. 1904.

Jaffé. — Gedanken und Gleichnisse. Von A. Jaffé. Berlin, Max Schilsberger. 1904.

Jäger. — Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von Oskar Jäger. Zwei Bändchen. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

Jaurès. — Histoire socialiste (1789—1900). Sous la direction de Jean Jaurès. Quatre tomes. Nombreuses illustrations d'après des documents de chaque époque. Paris, Jules Rouff & Cie.

Ilgenstein. — Wilhelm von Polenz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Von Dr. Heinrich Ilgenstein. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Kachelek. — Donau-Nachtlieder eines Zigeuners. Von Kachelek. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Kaiser, Der, die Kultur und die Kunst. — Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes aus den Papieren eines Unverantwortlichen. München und Leipzig, Georg Müller. 1904.

Koulomzine. — Le Transsibérien. Par A.-N. de Koulomzine. Traduit du Russe par Jules Legras. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Kunstblatt, Christliches, für Kirche, Schule und Haus. — 46. Jahrgang. Erstes Semester 1904. Herausgegeben von David Koch. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Lavisse. — Histoire de France. Tome sixième. I. Par Jean H. Mariéjol. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Lehautcourt. — Histoire de la guerre de 1870—1871. Par Pierre Lehautcourt. Tome IV. Paris, Berger-Levrault & Cie. 1904.

Lia. — Geröll. Ungeordnetes von Lia. Dresden, E. Pierson. 1904.

Liebert. — Die deutschen Kolonien im Jahre 1904. Vortrag von E. v. Liebert. Leipzig, Wilhelm Weicker. 1904.

Lindner. — Allgemeingeschichtliche Entwicklung. Rektoratsrede von Theodor Lindner. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Mittnacht. — Erinnerungen an Bismarck. Vom Freiherrn von Mittnacht. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Münch. — Heiteres und Boshaftes. Humoristisch-satirische Gedichte von Otto Münch. Dresden, E. Pierson. 1904.

Nesselrot. — Ilse Salm. Roman von E. v. Nesselrot. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Oncken. — Lassalle. Von Hermann Oncken. Stuttgart, Fr. Frommann. 1904.

Ortmann. — Ein Geständnis. Des Herzogs Werbung. Zwei Novellen von Reinhold Ortmann. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904.

Pascal. — Les grands écrivains de la France. Blaise Pascal. Pensées. Trois tomes. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Philosophie, Die, im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. — Festschrift für Kuno Fischer, unter Mitwirkung von B. Bauch, K. Groos u. a. herausgegeben von W. Windelband. Erster Band. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Pietsch. — Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder (1870/71). Von Ludwig Pietsch. Volksausgabe. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Poincaré. — Wissenschaft und Hypothese. Von

Henri Poincaré. Autorisierte deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Praed. — Nyria. By Mrs. Campbell Praed. London, T. Fisher Unwin. 1904.

Preisfahrten. Preisfahrten aus dem deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. Erster Band: Die Rudolstadter Festspiele aus den Jahren 1665—67 und ihr Dichter. Eine litterarhistorische Studie von Conrad Höfer. — Zweiter Band: Die Grafin Dolores. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik. Von Friedrich Schulze. — Dritter Band: Johann Benjamin Michaelis. Sein Leben und seine Werke. Von Ernst Reclam. Leipzig, M. Voigtländer. 1904.

Reille. — Semaine de jeunesse. Par Xavier Reille. Paris, Henri Leclerc. 1904.

Riels. Emmerich Brentano. Heiligsprechung der stigmatisierten Augustinernonne A. K. Emmerich und deren fünftes Evangelium nach Clemens Brentano. Von J. Riels. Leipzig, Richard Wolke. 1904.

Reinberger. — Zerstörtes Leben. Roman von Meta Reinberger. Dresden und Leipzig, C. Pierson. 1903.

Reisner. — Mama Leichtsinn. Roman von Viktor von Reisner. Berlin, Verlag für moderne Literatur. O. J.

Reusner. — Gemeinwohl und Absolutismus. Von M. von Reusner. Berlin-Charlottenburg, Friedr. Gottheiner. 1904.

Röckl. — Was erzählt Richard Wagner über die Entstehung seiner musikalischen Komposition des Ringes des Nibelungen? Aus brieflichen Äußerungen des Meisters zusammengestellt von S. Röckl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Schaukal. — Mimi Lynx. Eine Novelle von Richard Schaukal. Leipzig, Insel-Verlag. 1904.

Scheuffgen. — Der vorgeschichtliche Mensch. Von F. J. Scheuffgen. Hamm, Breer & Thiemann. 1904.

Schrader. — Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Eine Studie aus der Geschichte unserer Familie. Von O. Schrader. Braunschweig, G. Westermann. 1904.

Schulte vom Brühl. — Der Prinz von Pergola. Roman von Walther Schulte vom Brühl. München, Friedrich Rothbarth. O. J.

Sergel. — Sehnen und Suchen. Gedichte von Albert Sergel. Zweite Auflage. Rostock, C. J. E. Volckmann. 1904.

Servières. — L'Allemagne française sous Napoléon Ier. Par Georges Servières. Avec une carte des territoires annexés. Paris, Perrin & Cie. 1904.

Silvio. — Deutsche Reisebilder. Von Silvio. Leipzig, Robert Friese. O. J.

Sodeur. — Luther und die Lüge. Eine Schutzschrift. Von G. Sodeur. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Sombart. — Die gewerbliche Arbeiterfrage. Von Werner Sombart. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

Sombart. Gewerbewesen. Von Werner Sombart. Zwei Teile. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfaßt von einem Ausland-Deutschen. Erster Teil. Zürich, Zürcher & Furrer. 1904.

Stäuble. — Die öffentlichen und privaten Bildungsanstalten in der Stadt Zürich. Nach authentischen Quellen zusammengestellt und bearbeitet von Albert Stäuble. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Stettenheim. Die Ballmutter und andere Typen der Gesellschaft. Amateurphotographien. Von Julius Stettenheim. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Stich. — Mark Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron. Von Hans Stich. Mit 7 Abbildungen und einem Übersichtskärtchen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1904.

Strad. Hessische Blätter für Volkskunde. Herausgegeben im Auftrag der Hessischen Vereinigung für Volkskunde von Adolf Strad. Zweiter Band. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Strecknbach. — Hutten. Ein fränkischer Edelmann im Kampfe mit Rom. Tragisches Schauspiel in fünf Akten. Von Joh. Strecknbach. Breslau, Schlettersche Buchhandlung. 1904.

Sulger-Gebing. Hermann Kurz, ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften. Von Emil Sulger Gebing. Mit einem Bildnis des Dichters. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Szczepanski. — Die Hofdame. Roman von Paul von Szczepanski. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Verhandlungen, Die, des fünfzehnten evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Breslau am 25. und 26. Mai 1904. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1904.

Viereck. — Gedichte von Georg Sylvester Viereck. With an appreciation by Ludwig Lewisohn, A. M. New York, Progressive printing Co. 1904.

Weber. — Wind und Wetter. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln. Von L. Weber. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Weise. — Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von O. Weise. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Wiegler. — L'Allemagne littéraire contemporaine. Par Paul Wiegler. Paris, E. Sansot & Cie. 1904.

Wildenbruch. Aus Lisetottes Heimat. Ein Wort zur Heidelberger Schloßfrage. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grote. 1904.

Wirth. — Le maréchal Lefebvre, duc de Dantzig (1755—1820). Par Joseph Wirth. Paris, Perrin & Cie. 1904.

Witkowski. — Was sollen wir lesen, und wie sollen wir lesen? Vortrag, gehalten im Auftrag des Vereins für Volksunterhaltungen in der Alberthalle zu Leipzig von Dr. Georg Witkowski, Professor an der Universität Leipzig. Sechstes bis zehntes Tausend. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Wolf. — Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter von Eugen Wolf. Mit drei Porträts und einem Brief in Faksimile. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904.

Wolfsberg. — Neue Lieder. Sechsundsechzig ausgewählte lyrische Gedichte von K. von Wolfsberg. Dresden, Hermann Kramer. 1904.

Wüst. — Ideale Erziehung. Ein Buch für höhere Menschen. Von Fritz Wüst. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 1904.

Zanthier. Die schönsten Füchse des Regiments. Humoristischer Roman. Von Fritz von Zanthier. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Zell. — Ist das Tier unvernünftig? Neue Einblicke in die Tierseele. Von Th. Zell. Stuttgart, „Kosmos" (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung). O. J.

Ziegler. — Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft. Von J. H. Ziegler. Zürich, Kommissionsverlag von Orell Füßli. 1904.

Zimmermann. England und die soziale Reform. Von Athanasius Zimmermann. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Zöller-Lionheart. — Aus gutem Hause. Novelle von E. Zöller Lionheart. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904.

Zwymann. — Asthetik der Lyrik. I. Das Georgesche Gedicht. Von Kuno Zwymann. Neue Ausgabe. Berlin, Karl Schnabel; Axel Junckers Buchhandlung. 1904.

Zyromski. — L'Orgueil humain. Par Ernest Zyromski. Paris, Armand Colin. 1904.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING ... JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.120

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY